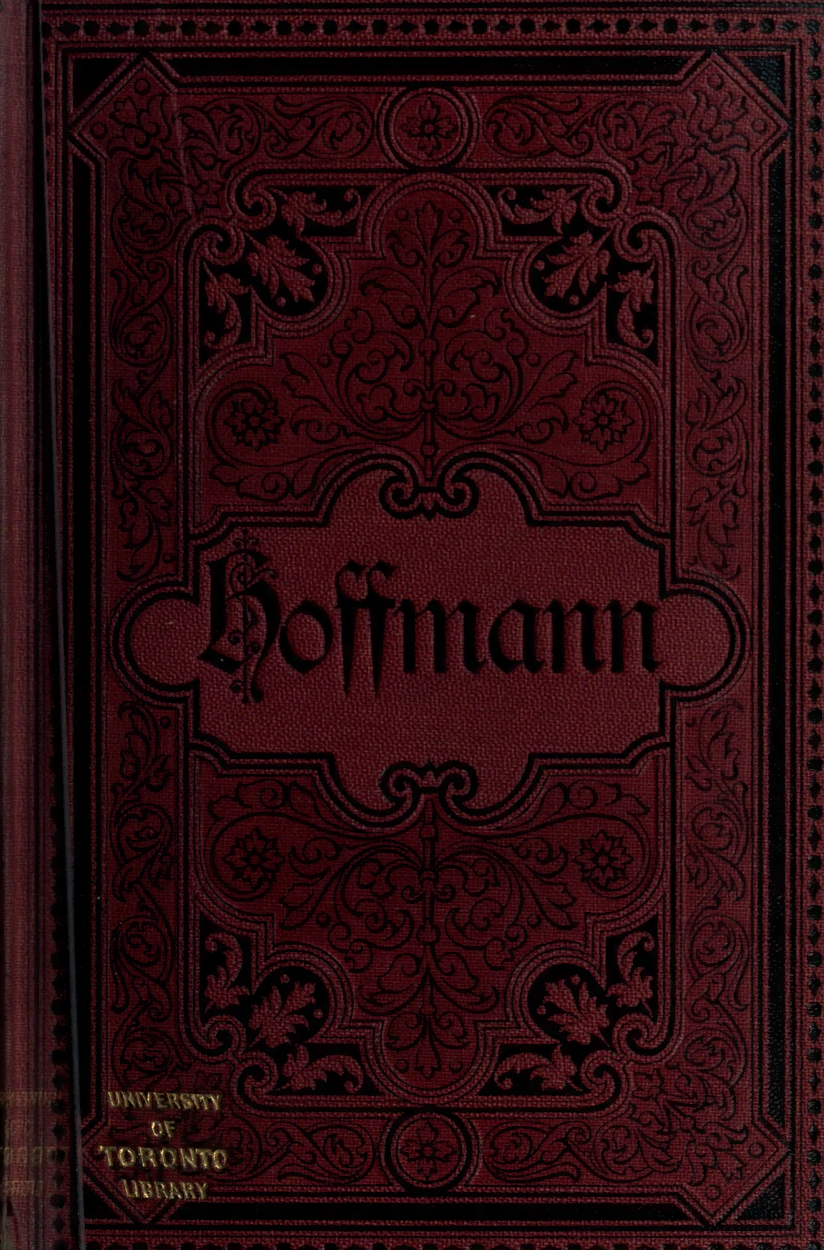
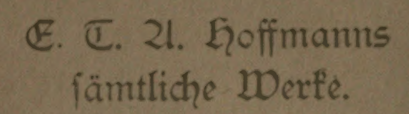
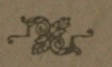

Hoffmann



E. T. A. Hoffmanns sämtliche Werke.

Inhalt der Bände:







E. T. A. Hoffmann's
sämtliche Werke
in fünfzehn Bänden.

Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung

von

Eduard Grisebach.

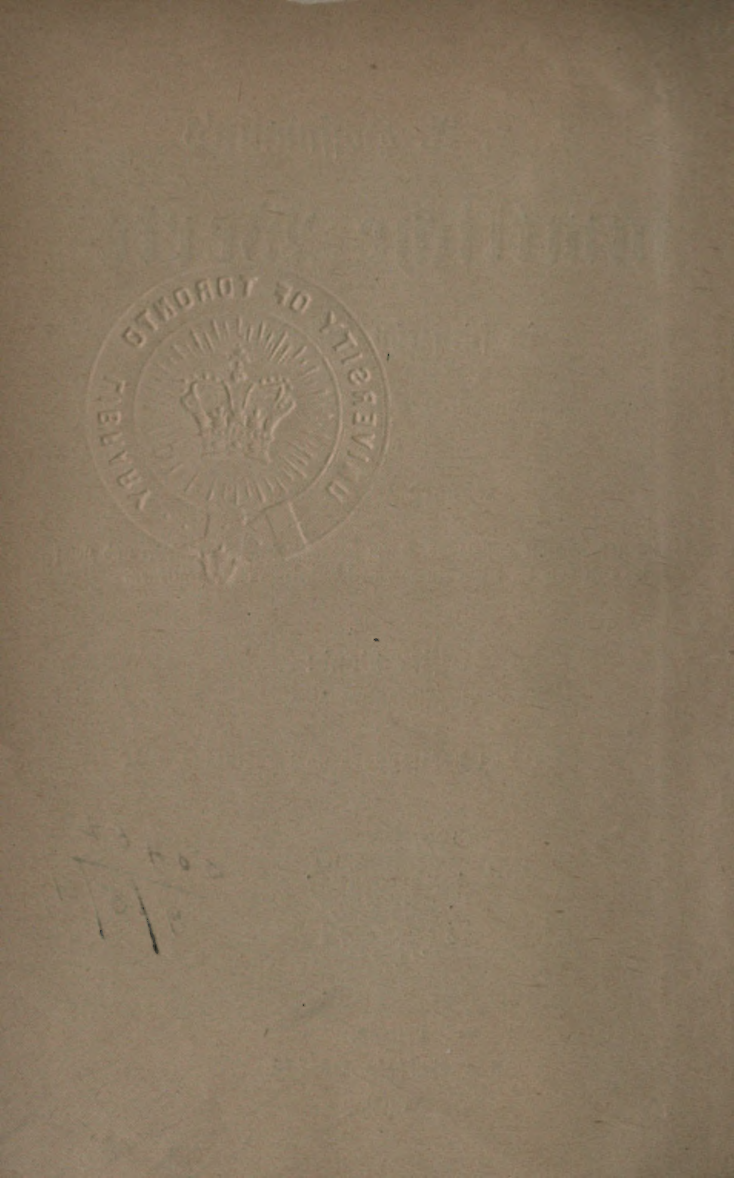
Mit drei Selbst-Porträts Hoffmanns, einem Faksimile seiner Handschrift und zwölf die Originale der ersten Ausgaben wiederholenden Illustrationen.

Elfter Band:
Prinzessin Brambilla.

Mit acht Abbildungen nach Callot.



Leipzig.
Max Hesse's Verlag.
1900.



Prinzessin Brambilla.

Ein

Capriccio nach Jakob Callot

von

E. T. A. Hoffmann.

Mit 8 Kupfern nach Callotschen Originalblättern.

Vorwort.

Das Märchen Klein-Zaches, genannt Zinnober (Berlin bei F. Dümmler, 1819), enthält nichts weiter, als die lose, lockre Ausführung einer scherzhaften Idee. Nicht wenig erstaunte indessen der Autor, als er auf eine Recension stieß, in der dieser zu augenblicklicher Belustigung ohne allen weitern Anspruch leicht hingeworfene Scherz, mit ernsthafter wichtiger Miene zergliedert und sorgfältig jeder Quelle erwähnt wurde, aus der der Autor geschöpft haben sollte. Letzteres war ihm freilich insofern angenehm, als er dadurch Anlaß erhielt, jene Quellen selbst aufzusuchen und sein Wissen zu bereichern. — Um nun jedem Mißverständnis vorzubeugen, erklärt der Herausgeber dieser Blätter im voraus, daß ebensowenig, wie Klein-Zaches, die Prinzessin Brambilla ein Buch ist für Leute, die alles gern ernst und wichtig nehmen. Den geneigten Leser, der etwa willig und bereit sein sollte, auf einige Stunden dem Ernst zu entsagen und sich dem kecken launischen Spiel eines vielleicht manchmal zu frechen Spukgeistes zu überlassen, bittet aber der Herausgeber demütiglich, doch ja die Basis des Ganzen, nämlich Callots fantastisch karrikierte Blätter nicht aus dem Auge zu verlieren und auch daran zu denken, was der Musiker etwa von einem Capriccio verlangen mag.

Wagt es der Herausgeber an jenen Ausspruch Carlo Gozzis (in der Vorrede zum Ré de' genj) zu erinnern, nach welchem ein ganzes Arsenal von Ungereimtheiten und Spukereien nicht hinreicht, dem Märchen Seele zu schaffen, die es erst durch den tiefen Grund, durch die aus irgend einer philosophischen Ansicht des Lebens geschöpfte Hauptidee erhält, so möge das nur darauf hindeuten, was er gewollt, nicht was ihm gelungen.

Berlin im September 1820.

Erstes Kapitel.

Zauberische Wirkungen eines reichen Kleides auf eine junge Putzmacherin. — Definition des Schauspielers, der Liebhaber darstellt. — Von der Smorfia italischer Mädchen. — Wie ein kleiner ehrwürdiger Mann in einer Tulpe sitzend den Wissenschaften obliegt und anständige Damen zwischen Maultier Ohren Filet machen. — Der Marktschreier Celionati und der Zahn des assyrischen Prinzen. — Himmelblau und Rosa. — Pantalon und die Weinflasche mit wunderbarem Inhalt. —

Die Dämmerung brach ein, es läutete in den Klöstern zum Ave: da warf das holde hübsche Kind, Giacinta Soardi geheißen, das reiche Frauenkleid von rotem schweren Atlas, an dessen Besatz sie ämsig gearbeitet, beiseite und schaute aus dem hohen Fenster unmutig hinab, in die enge, öde, menschenleere Gasse.

Die alte Beatrice räumte indessen die bunten Maskenanzüge jeder Art, die in dem kleinen Stübchen auf Tischen und Stühlen umherlagen, sorglich zusammen und hing sie der Reihe nach auf. Beide Arme in die Seiten gestemmt, stellte sie sich dann hin vor den offenen Schrank und sprach schmunzelnd: „In der That, Giacinta, wir sind diesmal fleißig gewesen; mich dünkt, ich sehe die halbe lustige Welt des Korso hier vor Augen. — Aber auch noch niemals hat Meister Bescapi bei uns solch reiche Bestellungen gemacht. — Nun, er weiß, daß unser schönes Rom dieses Jahr wieder recht aufglänzen wird, in aller Lust, Pracht und Herrlichkeit. Gieb acht, Giacinta, wie der Jubel morgen, an dem ersten Tage unsers Karnevals, sich erheben wird! Und morgen — morgen schüttet uns Meister Bescapi eine ganze Hand voll Dukaten in den Schooß — Gieb acht, Giacinta! Aber was ist dir, Kind? du hängst den Kopf, du bist verdrießlich — mürrisch? und morgen ist Karneval!“

Giacinta hatte sich in den Arbeitsessel gesetzt und starrte, den Kopf in die Hand gestützt, zum Boden nieder, ohne auf die Worte der Alten zu achten. Als diese aber gar nicht aufhörte, von der bevorstehenden Lust des Karnevals zu schwatzen, da begann sie: „Schweigt doch nur, Alte, schweigt doch nur von einer Zeit, die für andere lustig genug sein mag, mir aber nichts bringt als Verdruß und Langeweile. Was hilft mir mein Arbeiten bei Tag und Nacht?

was helfen uns Meister Bescapis Dukaten? — Sind wir nicht bitterarm? müssen wir nicht sorgen, daß der Verdienst dieser Tage vorhalte, das ganze Jahr hindurch uns kümmerlich genug zu ernähren? was bleibt uns übrig für unser Vergnügen?"

„Was hat," erwiderte die Alte, „was hat unsere Armut mit dem Karneval zu schaffen? Sind wir nicht voriges Jahr umhergelaufen vom Morgen bis in die späte Nacht, und sah ich nicht fein aus und stattlich als Dottore? — Und ich hatte dich am Arm und du warst allerliebst als Gärtnermädchen — hihi! und die schönsten Masken liefen dir nach und sprachen zu dir mit zuckersüßen Worten. Nun, war das nicht lustig? Und was hält uns ab, dieses Jahr dasselbe zu unternehmen? Meinen Dottore darf ich nur gehörig ausbürsten, dann verschwinden wohl alle Spuren der bösen Confetti, mit denen er beworfen und deine Gärtnerin hängt auch noch da. Ein paar neue Bänder, ein paar frische Blumen — was bedarf es mehr für Euch, um hübsch und schmuck zu sein?" — „Was sprecht Ihr, rief Giacinta, was sprecht Ihr, Alte? — In den armseligen Lumpen sollt' ich mich hinauswagen? — Nein — ein schönes spanisches Kleid, das sich eng an den Leib schließt und dann hinabwallt in reichen dicken Falten, weite geschlitzte Ärmel, aus denen herrliche Spitzen hervorbauschen — ein Hütlein mit keck wehenden Federn, ein Gürtel, ein Halsband von strahlenden Diamanten — so möchte Giacinta hinaus in den Korso und sich niederlassen vor dem Palast Ruspoli. — Wie die Kavaliere sich hinandrängen würden — wer ist diese Dame? — Gewiß eine Gräfin — eine Prinzessin, und selbst Pulcinella würde ergriffen von Ehrfurcht und vergäße seine tollsten Neckereien!" — „Ich höre," nahm die Alte das Wort „ich höre Euch zu, mit großer Verwunderung. Sagt, seit wann ist denn solch ein verwünschter Hochmutsteufel in Euch gefahren? — Nun, wenn Euch denn der Sinn so gar hoch steht, daß Ihr es Gräfinnen, Prinzessinnen nachthun wollt, so seid so gut und schafft Euch einen Liebhaber an, der um Eurer schönen Augen willen tapfer in den Fortunatussäckel zu greifen vermag und jagt den Signor Gtglio fort, den Habenichts, der, geschieht es ihm, daß er ein paar Dukaten in der Tasche verspürt, alles vertrödelt in wohlriechenden Pomaden und Näschereien und der mir noch zwei Paoli schuldig ist für den neugewaschenen Spitzenkragen." —

Während dieser Reden hatte die Alte die Lampe in Ordnung gebracht und angezündet. Als nun der helle Schein Giacinten ins Gesicht fiel, gewahrte die Alte, daß ihr die bittren Thränen aus den

Augen perlten: „Giacinta,“ rief die Alte, „um alle Heiligen, Giacinta, was ist dir, was hast du? — Ei Kind, so böse habe ich es ja gar nicht gemeint. Sei nur ruhig, arbeite nicht so ämsig: das Kleid wird ja doch wohl noch fertig zur bestimmten Zeit.“ — „Ach,“ sprach Giacinta, ohne von der Arbeit, die sie wieder begonnen, aufzusehen, „ach eben das Kleid, das böse Kleid ist es, glaub' ich, das mich erfüllt hat mit allerlei thörichten Gedanken. Sagt, Alte, habt Ihr wohl in Euerm ganzen Leben ein Kleid gesehen, das diesem an Schönheit und Pracht zu vergleichen ist? Meister Bescapi hat sich in der That selbst übertroffen; ein besonderer Geist waltete über ihn, als er diesen herrlichen Atlas zuschnitt. Und dann die prächtigen Spitzen, die glänzenden Tressen, die kostbaren Steine, die er zum Besatz uns anvertraut hat. Um alle Welt möcht' ich wissen, wer die Glückliche ist, die sich mit diesem Götterkleide schmücken wird.“ „Was,“ fiel die Alte dem Mädchen ins Wort, „was kümmert uns das? wir machen die Arbeit und erhalten unser Geld. Aber wahr ist es, Meister Bescapi that so geheimnisvoll, so seltsam — Nun, eine Prinzessin muß es wenigstens sein, die dieses Kleid trägt, und bin ich auch sonst eben nicht neugierig, so wär' mir's doch lieb, wenn Meister Bescapi mir den Namen sagte und ich werde ihm morgen schon solange zusetzen, bis er's thut.“ „Ach nein, nein,“ rief Giacinta, „ich will es gar nicht wissen, ich will mir lieber einbilden, keine Sterbliche werde jemals dies Kleid anlegen, sondern ich arbeite an einem geheimnisvollen Feenschmuck. Mir ist wahrhaftig schon, als kuckten mich aus den glänzenden Steinen allerlei kleine Geisterchen lächelnd an und lispelten mir zu: Nähe — nähe frisch für unsere schöne Königin, wir helfen dir — wir helfen dir! — Und wenn ich so die Spitzen und Tressen ineinander schlinge, dann dünkt es mich, als hüpften kleine liebliche Elflein mit goldgeharnischten Gnomen durcheinander und — O weh!“ — So schrie Giacinta auf; eben den Busenstreif nähend, hatte sie sich heftig in den Finger gestochen, daß das Blut wie aus einem Springquell hervorspritzte. „Hilf Himmel, schrie die Alte, hilf Himmel, das schöne Kleid!“ nahm die Lampe, leuchtete nahe hin, und reichliche Tropfen Öls flossen über. „Hilf Himmel, das schöne Kleid!“ rief Giacinta, halb ohnmächtig vor Schreck. Unerachtet es aber gewiß, daß beides, Blut und Öl, sich auf das Kleid ergossen, so konnte doch weder die Alte, noch Giacinta auch nur die mindeste Spur eines Flecks entdecken. Nun nähte Giacinta flugs weiter, bis sie mit einem freudigen: Fertig — fertig! aufsprang und das Kleid hoch in die Höhe hielt.

„Ei wie schön," rief die Alte, „ei wie herrlich — wie prächtig! — Nein, Giacinta, nie haben deine lieben Händchen so etwas gefertigt — Und weißt du wohl, Giacinta, daß es mir scheint, als sei das Kleid ganz und gar nach deinem Wuchs geschnitten, als habe Meister Bescapi niemandem anders als dir selbst das Maß dazu genommen?" „Warum nicht gar?" erwiderte Giacinta über und über errötend, „du träumst, Alte; bin ich denn so groß und schlank, wie die Dame, für welche das Kleid bestimmt sein muß? — Nimm es hin, nimm es hin, verwahre es sorglich bis morgen! Gebe der Himmel, daß beim Tageslicht kein böser Fleck zu entdecken! Was würden wir Ärmste nur anfangen? — Nehmt es hin!" — Die Alte zögerte.

„Freilich," sprach Giacinta, das Kleid betrachtend, weiter, „freilich, bei der Arbeit ist mir manchmal es so vorgekommen, als müsse mir das Kleid passen. In der Taille möcht' ich schlank genug sein, und was die Länge betrifft" — „Giacinina," rief die Alte mit leuchtenden Augen, „Giacinina, du errätst meine Gedanken, ich die deinigen — Mag das Kleid anlegen, wer da will, Prinzessin, Königin, Fee, gleichviel, meine Giacinina muß sich zuerst darin putzen" — „Nimmermehr," sprach Giacinta; aber die Alte nahm ihr das Kleid aus den Händen, hängte es sorglich über den Lehnstuhl und begann des Mädchens Haar loszuflechten, das sie dann gar zierlich aufzunesteln wußte; dann holte sie das mit Blumen und Federn geschmückte Hütchen, das sie auf Bescapis Geheiß zu dem Anzuge aufputzen müssen, aus dem Schranke und befestigte es in Giacintas kastanienbraunen Locken. — „Kind, wie dir schon das Hütchen allerliebst steht! Aber nun herunter mit dem Jäckchen!" So rief die Alte und begann Giacinta zu entkleiden, die in holder Verschämtheit nicht mehr zu widersprechen vermochte.

„Hm," murmelte die Alte, „dieser sanft gewölbte Nacken, dieser Lilienbusen, diese Alabaster-Arme, die Mediceerin hat sie nicht schöner geformt, Giulio Romano sie nicht herrlicher gemalt — Möcht' doch wissen, welche Prinzessin nicht mein süßes Kind darum beneiden würde!" — Als sie aber nun dem Mädchen das prächtige Kleid anlegte, war es, als ständen ihr unsichtbare Geister bei. Alles fügte und schickte sich, jede Nadel saß im Augenblick recht, jede Falte legte sich wie von selbst, es war nicht möglich zu glauben, daß das Kleid für jemanden anders gemacht sein könnte, als eben für Giacinta.

„O all ihr Heiligen," rief die Alte, als Giacinta nun so prächtig geputzt vor ihr stand, „o all ihr Heiligen, du bist wohl gar nicht

meine Giacinta — ach — ach — wie schön seid Ihr, meine gnädigste Prinzessin! — Aber warte — warte! hell muß es sein, ganz hell muß es sein im Stübchen!“ — Und damit holte die Alte alle geweihte Kerzen herbei, die sie von den Marienfesten erspart, und zündete sie an, so daß Giacinta dastand von strahlendem Glanz umflossen.

Vor Erstaunen über Giacintas hohe Schönheit und noch mehr über die anmutige und dabei vornehme Weise, womit sie in der Stube auf und ab schritt, schlug die Alte die Hände zusammen und rief: „O wenn Euch doch nur jemand, wenn Euch doch nur der ganze Korso schauen könnte!“

In dem Augenblick sprang die Thüre auf, Giacinta floh mit einem Schrei ans Fenster, zwei Schritte ins Zimmer hineingetreten blieb ein junger Mensch an den Boden gewurzelt stehen, wie zur Bildsäule erstarrt.

Du kannst, vielgeliebter Leser, den jungen Menschen, während er so laut- und regungslos dasteht, mit Muße betrachten. Du wirst finden, daß er kaum vier- bis fünfundzwanzig Jahre alt sein kann und dabei von ganz artigem hübschen Ansehen ist. Seltsam scheint wohl deshalb sein Anzug zu nennen, weil jedes Stück desselben an Farbe und Schnitt nicht zu tadeln ist, das Ganze aber durchaus nicht zusammenpassen will, sondern ein grell abstechendes Farbenspiel darbietet. Dabei wird, unerachtet alles sauber gehalten, doch eine gewisse Armseligkeit sichtbar; man merkt's der Spitzen-Krause an, daß zum Wechseln nur noch eine vorhanden, und den Federn, womit der schief auf den Kopf gedrückte Hut fantastisch geschmückt, daß sie mühsam mit Draht und Nadel zusammengehalten. Du gewahrst es wohl, geneigter Leser, der junge also gekleidete Mensch kann nichts anders sein, als ein etwas eitler Schauspieler, dessen Verdienste eben nicht zu hoch angeschlagen werden; und das ist er auch wirklich. Mit einem Wort — es ist derselbe Giglio Fava, der der alten Beatrice noch zwei Paoli für einen gewaschenen Spitzen-Kragen schuldet.

„Ha! was seh' ich?“ begann Giglio Fava endlich so emphatisch, als stände er auf dem Theater Argentina, „ha! was seh' ich — ist es ein Traum, der mich von neuem täuscht? — Nein! sie ist es selbst, die Göttliche — ich darf es wagen sie anzureden mit kühnen Liebesworten! — Prinzessin — o Prinzessin!“ — „Sei kein Hase,“ rief Giacinta, sich rasch umwendend, „und spare die Possen auf für die folgenden Tage!“ —

„Weiß ich denn nicht,“ erwiderte Giglio, nachdem er Atem

geschöpft! mit erzwungenem Lächeln, „weiß ich denn nicht, daß du es bist, meine holde Giacinta, aber sage, was bedeutet dieser prächtige Anzug? — In der That, noch nie bist du mir so reizend erschienen, ich möchte dich nie anders sehen."

„So?" sprach Giacinta erzürnt; „also meinem Atlaskleide, meinem Federhütchen gilt deine Liebe?" — Und damit entschlüpfte sie schnell in das Nebenstübchen und trat bald darauf alles Schmucks entledigt in ihren gewöhnlichen Kleidern wieder herein. Die Alte hatte indessen die Kerzen ausgelöscht und den vorwitzigen Giglio tüchtig heruntergescholten, daß er die Freude, die Giacinta an dem Kleide gehabt, das für irgend eine vornehme Dame bestimmt, so verstört und noch dazu ungalant genug zu verstehen gegeben, daß solcher Prunk Giacintas Reize zu erhöhen und sie liebenswürdiger als sonst, erscheinen zu lassen vermöge. Giacinta stimmte in diese Lektion tüchtig ein, bis der arme Giglio ganz Demut und Reue endlich soviel Ruhe errang, um wenigstens mit der Versicherung gehört zu werden, daß seinem Erstaunen ein seltsames Zusammentreffen ganz besonderer Umstände zum Grunde gelegen. „Laß dir's erzählen," begann er, „laß dir's erzählen, mein holdes Kind, mein süßes Leben, welch ein märchenhafter Traum mir gestern nachts aufging, als ich ganz müde und ermattet von der Rolle des Prinzen Taer, den ich, du weißt es, ebenso die Welt, über alle Maßen vortrefflich spiele, mich auf mein Lager geworfen. Mich dünkte, ich sei noch auf der Bühne und zanke sehr mit dem schmutzigen Geizhals von Impressario, der mir ein paar lumpigte Dukaten Vorschuß hartnäckig verweigerte. Er überhäufte mich mit allerlei dummen Vorwürfen; da wollte ich, um mich besser zu verteidigen, einen schönen Gestus machen, meine Hand traf aber unversehens des Impressario rechte Wange, so daß dabei Klang und Melodie einer derben Ohrfeige herauskam; der Impressario ging ohne weiteres mit einem großen Messer auf mich los, ich wich zurück und dabei fiel meine schöne Prinzen-Mütze, die du selbst, mein süßes Hoffen, so artig mit den schönsten Federn schmücktest, die jemals einem Strauß entrupft, zu Boden. In voller Wut warf sich der Unmensch, der Barbar über sie her und durchstach die Ärmste mit dem Messer, daß sie sich im qualvollen Sterben winselnd zu meinen Füßen krümmte. — Ich wollte — mußte die Unglückliche rächen. Den Mantel über den linken Arm geworfen, das fürstliche Schwert gezückt, drang ich ein auf den ruchlosen Mörder. Der floh aber schnell in ein Haus und drückte vom Balkon herunter Truffal-

dinos Flinte auf mich ab. Seltsam war es, daß der Blitz des Feuergewehrs stehen blieb und mich anstrahlte wie funkelnde Diamanten. Und so wie sich mehr und mehr der Dampf verlor, gewahrte ich wohl, daß das, was ich für den Blitz von Truffaldinos Flinte gehalten, nichts anders war, als der köstliche Schmuck am Hütlein einer Dame — O all ihr Götter! ihr seligen Himmel allesamt! eine süße Stimme sprach — nein! sang — nein! hauchte Liebesduft in Klang und Ton — „O Giglio — mein Giglio!“ — und ich schaute ein Wesen in solch göttlichem Liebreiz, in solch hoher Anmut, daß der sengende Scirocco inbrünstiger Liebe mir durch alle Adern und Nerven fuhr und der Glutstrom erstarrte zur Lava, die dem Vulkan des aufflammenden Herzens entquollen — „Ich bin,“ sprach die Göttin sich mir nahend, „ich bin die Prinzessin“ — „Wie?“ unterbrach Giacinta den Verzückten zornig, „wie? du unterstehst dich von einer andern zu träumen, als von mir? du unterstehst dich in Liebe zu kommen, ein dummes einfältiges Traumbild schauend, das aus Truffaldinos Flinte geschossen?“ — Und nun regnete es Vorwürfe und Klagen und Scheltworte und Verwünschungen, und alles Beteuern und alles Versichern des armen Giglio, daß die Traumprinzessin gerade so gekleidet gewesen, wie er eben seine Giacinta getroffen, wollte ganz und gar nichts helfen. Selbst die alte Beatrice, sonst eben nicht geneigt, des Signor Habenichts, wie sie den Giglio nannte, Partie zu nehmen, fühlte sich von Mitleid durchdrungen und ließ nicht ab von der störrischen Giacinta, bis sie dem Geliebten den Traum unter der Bedingung verzieh, daß er niemals mehr ein Wörtlein davon erwähnen sollte. Die Alte brachte ein gutes Gericht Maccaroni zu stande und Giglio holte, da, dem Traum entgegen, der Impressario ihm wirklich ein paar Dukaten vorgeschossen, eine Tüte Zuckerwerk und eine mit in der That ziemlich trinkbarem Wein gefüllte Phiole aus der Manteltasche hervor. „Ich sehe doch, daß du an mich denkst, guter Giglio,“ sprach Giacinta, indem sie eine überzuckerte Frucht in das Mündchen steckte. Giglio durfte ihr sogar den Finger küssen, den die böse Nadel verletzt und alle Wonne und Seligkeit kehrte wieder. Tanzt aber einmal der Teufel mit, so helfen die artigsten Sprünge nicht. Der böse Feind selbst war es nämlich wohl, der dem Giglio eingab, nachdem er ein paar Gläser Wein getrunken, also zu reden: „Nicht geglaubt hätt' ich, daß du, mein süßes Leben, so eifersüchtig auf mich sein könntest. Aber du hast recht. Ich bin ganz hübsch von Ansehen, begabt von der Natur mit

allerlei angenehmen Talenten; aber mehr als das — ich bin Schauspieler. Der junge Schauspieler, welcher so wie ich, verliebte Prinzen göttlich spielt, mit geziemlichen O und Ach, ist ein wandelnder Roman, eine Intrigue auf zwei Beinen, ein Liebeslied mit Lippen zum Küssen, mit Armen zum Umfangen, ein aus dem Einband ins Leben gesprungenes Abenteuer, das der Schönsten vor Augen steht, wenn sie das Buch zugeklappt. Daher kommt es, daß wir unwiderstehlichen Zauber üben an den armen Weibern, die vernarrt sind in alles, was in und an uns ist, in unser Gemüt, in unsre Augen, in unsre falschen Steine, Federn und Bänder. Da gilt nicht Rang, nicht Stand; Wäschermädchen oder Prinzessin — gleichviel! — Nun sage ich dir, mein holdes Kind, daß, täuschen mich nicht gewisse geheimnisvolle Ahnungen, neckt mich nicht ein böser Spuk, wirklich das Herz der schönsten Prinzessin entbrannt ist in Liebe zu mir. Hat sich das begeben, oder begiebt es sich noch, so wirst du, mein schönstes Hoffen, es mir nicht verdenken, wenn ich den Goldschacht, der sich mir aufthut, nicht ungenützt lasse, wenn ich dich ein wenig vernachlässige, da doch ein armes Ding von Putzmacherin" — Giacinta hatte mit immer steigender Aufmerksamkeit zugehört, war dem Giglio, in dessen schimmernden Augen sich das Traumbild der Nacht spiegelte, immer näher und näher gerückt; jetzt sprang sie rasch auf, gab dem beglückten Liebhaber der schönsten Prinzessin eine solche Ohrfeige, daß alle Feuerfunken aus jener verhängnisvollen Flinte Truffaldinos vor seinen Augen hüpften, und entsprang schnell in die Kammer. Alles fernere Bitten und Flehen half nun nichts mehr. „Geht nur fein nach Hause, sie hat ihre Smorfia und dann ist's aus," sprach die Alte und leuchtete dem betrübten Giglio die enge Treppe hinab. — Es muß mit der Smorfia, mit dem seltsam launischen, etwas ungescheuten Wesen junger italischer Mädchen eine eigne Bewandtnis haben; denn Kenner versichern einmütiglich, daß eben aus diesem Wesen sich ein wunderbarer Zauber solch unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit entfalte, daß der Gefangene, statt unmutig die Bande zu zerreißen, sich noch fester und fester darin verstricke, daß der auf schnöde Weise abgefertigte Amante, statt ein ewiges Addio zu unternehmen, nur desto inbrünstiger seufze und flehe, wie es in jenem Volksliedlein heißt: Vien quà, Dorina bella, non far la smorfiosella! — Der, der mit dir, geliebter Leser, also spricht, will vermuten, daß jene Lust aus Unlust nur erblühen könne in dem fröhlichen Süden, daß aber solch schöne Blüte aus friedlichem Stoff

nicht aufzukommen vermöge in unserm Norden. Wenigstens an dem Orte, wo er lebt, will er denjenigen Gemütszustand, wie er ihn oft an jungen, eben der Kindheit entronnenen Mädchen bemerkt hat, gar nicht mit jener artigen Smorfiosität vergleichen. Hat ihnen der Himmel angenehme Gesichtszüge verliehen, so verzerren sie dieselben auf ungeziemliche Weise; alles ist ihnen in der Welt bald zu schmal, bald zu breit, kein schicklicher Platz für ihr kleines Figürlein hienieden, sie ertragen lieber die Qual eines zu engen Schuhs, als ein freundliches, oder gar ein geistreiches Wort und nehmen es entsetzlich übel, daß sämtliche Jünglinge und Männer in dem Weichbilde der Stadt sterblich in sie verliebt sind, welches sie denn doch wieder meinen, ohne sich zu ärgern. — Es giebt für diesen Seelenzustand des zartesten Geschlechts keinen Ausdruck. Das Substrat der Ungezogenheit, die darin enthalten, reflektiert sich hohlspiegelartig bei Knaben in der Zeit, die grobe Schulmeister mit dem Wort: Lümmeljahre bezeichnen. — Und doch war es dem armen Giglio ganz und gar nicht zu verdenken, daß er, auf seltsame Weise gespannt, auch wachend von Prinzessinnen und wunderbaren Abenteuern träumte. — Eben denselben Tag hatte, als er im Äußern schon halb und halb, im Innern aber ganz und gar Prinz Taer, durch den Korso wandelte, sich in der That viel Abenteuerliches ereignet.

Es begab sich, daß bei der Kirche S. Carlo, gerade da, wo die Straße Condotti den Korso durchkreuzt, mitten unter den Buden der Wurstkrämer und Maccaroniköche, der in ganz Rom bekannte Ciarlatano, Signor Celionati geheißen, sein Gerüst aufgeschlagen hatte und dem um ihn her versammelten Volk tolles Märchenzeug vorschwatzte, von geflügelten Katzen, springenden Erdmännlein, Alraunwurzeln u. s. w. und dabei manches Arkanum verkaufte für trostlose Liebe und Zahnschmerz, für Lotterienieten und Podagra. Da ließ sich ganz in der Ferne eine seltsame Musik von Zimbeln, Pfeifen und Trommeln hören, und das Volk sprengte auseinander und strömte, stürzte durch den Korso der Porta del popolo zu, laut schreiend: Schaut, schaut! — ei ist denn schon der Karneval los? — schaut — schaut!

Das Volk hatte recht; denn der Zug, der sich durch die Porta del popolo langsam den Korso hinaufbewegte, konnte füglich für nichts anders gehalten werden, als für die seltsamste Maskerade, die man jemals gesehen. Auf zwölf kleinen schneeweißen Einhörnern mit goldnen Hufen saßen in rote atlasne Talare eingehüllte Wesen,

die gar artig auf silbernen Pfeifen bliesen und Zimbeln und kleine Trommeln schlugen. Beinahe nach Art der büßenden Brüder waren in den Talaren nur die Augen ausgeschnitten und ringsum mit goldnen Tressen besetzt, welches sich wunderlich genug ausnahm. Als der Wind dem einen der kleinen Reiter den Talar etwas aufhob, starrte ein Vogelfuß hervor, dessen Krallen mit Brillantringen besteckt waren. Hinter diesen zwölf anmutigen Musikanten zogen zwei mächtige Strauße eine große auf einem Rädergestell befestigte goldgleißende Tulpe, in der ein kleiner alter Mann saß mit langem weißen Bart, in einen Talar von Silberstoff gekleidet, einen silbernen Trichter als Mütze auf das ehrwürdige Haupt gestülpt. Der Alte las, eine ungeheure Brille auf der Nase, sehr aufmerksam in einem großen Buche, das er vor sich aufgeschlagen. Ihm folgten zwölf reichgekleidete Mohren mit langen Spießen und kurzen Säbeln bewaffnet, die jedesmal, wenn der kleine Alte ein Blatt im Buche umschlug und dabei ein sehr feines scharf durchdringendes: Kurri — pire — ksi — li — i i i vernehmen ließ, mit gewaltig dröhnenden Stimmen sangen: Bram — bure — bil — bal — Ala monsa Kikiburra — son — ton! Hinter den Mohren ritten auf zwölf Zeltern, deren Farbe reines Silber schien, zwölf Gestalten, beinahe so verhüllt wie die Musikanten, nur daß die Talare auf Silbergrund reich mit Perlen und Diamanten gestickt und die Arme bis an die Schulter entblößt waren. Die wunderbare Fülle und Schönheit dieser mit den herrlichsten Armspangen geschmückten Arme hätten schon verraten, daß unter den Talaren die schönsten Damen versteckt sein mußten; überdem machte aber auch jede reitend sehr ämsig Filet, wozu zwischen den Ohren der Zelter große Sammetkissen befestigt waren. Nun folgte eine große Kutsche, die ganz Gold schien und von acht der schönsten, mit goldnen Schabracken behängten Maultieren gezogen wurde, welche kleine sehr artig in bunte Federwämser gekleidete Pagen an mit Diamanten besetzten Zügeln führten. Die Tiere wußten mit unbeschreiblicher Würde die stattlichen Ohren zu schütteln und dann ließen sich Töne hören der Harmonika ähnlich, wozu die Tiere selbst, sowie die Pagen, die sie führten, ein paßliches Geschrei erhoben, welches zusammenklang auf die anmutigste Weise. Das Volk drängte sich heran und wollte in die Kutsche hineinschauen, sah aber nichts, als den Korso, und sich selbst; denn die Fenster waren reine Spiegel. Mancher, der auf diese Art sich schaute, glaubte im Augenblick, er säße selbst in der prächtigen Kutsche und kam

darüber vor Freuden ganz außer sich, sowie es mit dem ganzen Volk geschah, als es von einem kleinen äußerst angenehmen Pulcinella, der auf dem Kutschendeckel stand, ungemein artig und verbindlich begrüßt wurde. In diesem allgemeinen ausgelassensten Jubel wurde kaum mehr das glänzende Gefolge beachtet, das wieder aus Musikanten, Mohren und Pagen, den ersten gleich gekleidet, bestand, bei welchen nur noch einige in den zartesten Farben geschmackvoll gekleidete Affen befindlich, die mit sprechender Mimik in den Hinterbeinen tanzten und im Koboltschießen ihresgleichen suchten. So zog das Abenteuer den Korso herab durch die Straßen bis auf den Platz Navona, wo es still stand vor dem Palast des Prinzen Bastianello di Pistoja.

Die Thorflügel des Palastes sprangen auf und plötzlich verstummte der Jubel des Volks und in der Totenstille des tiefsten Erstaunens schaute man das Wunder, das sich nun begab. Die Marmorstufen hinauf durch das enge Thor zog alles, Einhörner, Pferde, Maultiere, Kutsche, Strauße, Damen, Mohren, Pagen ohne alle Schwierigkeit hinein und ein tausendstimmiges Ah! erfüllte die Lüfte, als das Thor, nachdem die letzten vierundzwanzig Mohren in blanker Reihe hineingeschritten, sich mit donnerndem Getöse schloß.

Das Volk, nachdem es lange genug vergebens gegafft und im Palast alles still und ruhig blieb, bezeigte nicht üble Lust, den Aufenthalt des Märchens zu stürmen und wurde nur mit Mühe von den Sbirren auseinander getrieben.

Da strömte alles wieder den Korso herauf. Vor der Kirche S. Carlo stand aber noch der verlassene Signor Celionati auf seinem Gerüst und schrie und tobte entsetzlich: „Dummes Volk — einfältiges Volk! — Leute, was lauft, was rennt ihr in tollem Unverstand und verlaßt euern wackern Celionati? — Hier hättet ihr bleiben sollen und hören aus dem Munde des Weisesten, des erfahrensten Philosophen und Adepten, was es auf sich hat mit dem allen, was ihr geschaut mit aufgerissenen Augen und Mäulern, wie thörichtes Knabenvolk! — Aber noch will ich euch alles verkünden — hört — hört, wer eingezogen ist in den Palast Pistoja — hört, hört — wer sich den Staub von den Ärmeln klopfen läßt im Palast Pistoja!" — Diese Worte hemmten plötzlich den kreisenden Strudel des Volks, das nun sich hinandrängte an Celionatis Gerüst und hinaufschaute mit neugierigen Blicken.

„Bürger Roms!" begann Celionati nun emphatisch, „Bürger

Roms! jauchzt, jubelt, werft Mützen, Hüte, oder was ihr sonst eben auf dem Kopfe tragen möget, hoch in die Höhe! Euch ist großes Heil widerfahren; denn eingezogen in eure Mauern ist die weltberühmte Prinzessin Brambilla aus dem fernen Äthiopien, ein Wunder an Schönheit und dabei so reich an unermeßlichen Schätzen, daß sie ohne Beschwerde den ganzen Korso pflastern lassen könnte mit den herrlichsten Diamanten und Brillanten — und wer weiß was sie thut zu eurer Freude! — Ich weiß es, unter euch befinden sich gar viele, die keine Esel sind, sondern bewandert in der Geschichte. Die werden wissen, daß die durchlauchtigste Prinzessin Brambilla eine Urenkelin ist des weisen Königs Cophetua, der Troja erbaut hat und daß ihr Großonkel, der große König von Serendippo, ein freundlicher Herr, hier vor S. Carlo unter euch, ihr lieben Kinder, sich oft in Maccaroni übernahm! — Füge ich noch hinzu, daß niemand anders die hohe Dame Brambilla aus der Taufe gehoben, als die Königin der Tarocke, Tartagliona mit Namen, und daß Pulcinella sie das Lautenspiel gelehrt, so wißt ihr genug, um außer euch zu geraten — thut es, Leute! — Vermöge meiner geheimen Wissenschaften, der weißen, schwarzen, gelben und blauen Magie, weiß ich, daß sie gekommen ist, weil sie glaubt, unter den Masken des Korso ihren Herzensfreund und Bräutigam, den assyrischen Prinzen Cornelio Chiapperi aufzufinden, der Äthiopien verließ, um sich hier in Rom einen Backzahn ausreißen zu lassen, welches ich glücklich vollbrachte! — Seht ihn hier vor Augen!" — Celionati öffnete ein kleines goldnes Schächtelchen, holte einen sehr weißen langen spitzen Zahn heraus und hielt ihn hoch in die Höhe. Das Volk schrie laut auf vor Freude und Entzücken und kaufte begierig die Modelle des prinzlichen Zahns, die der Ciarlatano nun feil bot. „Seht," fuhr Celionati dann fort, „seht, ihr Guten, nachdem der assyrische Prinz Cornelio Chiapperi die Operation mit Standhaftigkeit und Sanftmut ausgehalten, kam er sich selbst, er wußte nicht wie, abhanden. — Sucht, Leute, sucht, Leute, den assyrischen Prinzen Cornelio Chiapperi, sucht ihn in euern Stuben, Kammern, Küchen, Kellern, Schränken und Schubladen! — Wer ihn findet und der Prinzessin Brambilla unversehrt wiederbringt, erhält ein Fundgeld von fünfmalhunderttausend Dukaten. Soviel hat Prinzessin Brambilla auf seinen Kopf gesetzt, den angenehmen, nicht geringen Inhalt an Verstand und Witz ungerechnet. — Sucht, Leute, sucht! — Aber vermögt ihr den assyrischen Prinzen, Cornelio Chiapperi, zu entdecken, wenn er euch

auch vor der Nase steht? — Ja! — vermöget ihr die durchlauchtigste Prinzessin zu erschauen, wenn sie auch dicht vor euch wandelt? — Nein, das vermöget ihr nicht, wenn ihr euch nicht der Brillen bedient, die der weise indische Magier Ruffiamonte selbst geschliffen; und damit will ich euch aus purer Nächstenliebe und Barmherzigkeit aufwarten, insofern ihr die Paoli nicht achtet." — Und damit öffnete der Ciarlatano eine Kiste und brachte eine Menge unmäßig großer Brillen zum Vorschein.

Hatte das Volk sich schon um die prinzlichen Backzähne gar arg gezankt, so geschah es nun noch viel ärger um die Brillen. Vom Zanken kam es zum Stoßen und Schlagen, bis zuletzt, nach italischer Art und Weise, die Messer blinkten, so daß die Sbirren abermals ins Mittel treten und das Volk, wie erst vor dem Palast Pistoja, auseinander treiben mußten.

Während sich dies alles begab, stand Giglio Fava, in tiefe Träume versunken, noch immer vor dem Palast Pistoja und starrte die Mauern an, die den seltsamsten aller Maskenzüge, und zwar auf ganz unerklärliche Weise, verschlungen. Wunderbar wollt' es ihm gemuten, daß er eines gewissen unheimlichen und dabei doch süßen Gefühls, das sich seines Innern ganz und gar bemeistert, nicht Herr werden konnte; noch wunderbarer, daß er willkürlich den Traum von der Prinzessin, die, dem Blitz des Feuergewehrs entfunkelt, sich ihm in die Arme warf, mit dem abenteuerlichen Zuge in Verbindung setzte, ja daß eine Ahnung in ihm aufging, in der Kutsche mit den Spiegelfenstern habe eben niemand anders gesessen, als sein Traumbild. — Ein sanfter Schlag auf die Schulter weckte ihn aus seinen Träumereien; der Ciarlatano stand vor ihm.

„Ei," begann Celionati, „ei, mein guter Giglio, Ihr habt nicht wohl gethan, mich zu verlassen, mir keinen prinzlichen Backzahn, keine magische Brille abzukaufen" — „Geht doch," erwiderte Giglio, „geht doch mit Euern Kinderpossen, mit dem wahnsinnigen Zeuge, das Ihr dem Volke aufschwatzt, um Euren nichtswürdigen Kram los zu werden!" — „Hoho," sprach Celionati weiter, „thut nur nicht so stolz, mein junger Herr! Ich wollte, Ihr hättet aus meinem Kram, den nichtswürdig zu nennen Euch beliebt, manch treffliches Arcanum, vorzüglich aber denjenigen Talisman, der Euch die Kraft verliehe, ein vortrefflicher, guter, oder wenigstens leidlicher Schauspieler zu sein, da es Euch nun wieder beliebt, zur Zeit gar erbärmlich zu tragieren!" „Was?" rief Giglio ganz erbost, „was? Signor

Celionati, Ihr untersteht Euch, mich für einen erbärmlichen Schauspieler zu halten? mich, der ich der Abgott Roms bin?" „Püppchen!" erwiderte Celionati sehr ruhig, „Püppchen, das bildet Ihr Euch nur ein; es ist kein wahres Wort daran. Ist Euch aber auch manchmal ein besonderer Geist aufgegangen, der Euch manche Rolle gelingen ließ, so werdet Ihr das bißchen Beifall, oder Ruhm, das Ihr dadurch gewannt, heute unwiederbringlich verlieren. Denn seht, Ihr habt Euern Prinzen ganz und gar vergessen, und steht vielleicht sein Bildnis noch in Euerm Innern, so ist es farblos, stumm und starr geworden, und Ihr vermöget nicht, es ins Leben zu rufen. Euer ganzer Sinn ist erfüllt von einem seltsamen Traumbild, von dem Ihr nun meint, es sei in der Glaskutsche dort in den Palast Pistoja hineingefahren. — Merkt Ihr, daß ich Euer Inneres durchschaue?" —

Giglio schlug errötend die Augen nieder. „Signor Celionati," murmelte er, „Ihr seid in der That ein sehr seltsamer Mensch. Es müssen Euch Wunderkräfte zu Gebote stehen, die Euch meine geheimsten Gedanken erraten lassen. — Und dann wieder Euer närrisches Thun und Treiben vor dem Volk — Ich kann das nicht zusammenreimen — doch — gebt mir eine von Euern großen Brillen!" —

Celionati lachte laut auf. „So," rief er, „so seid ihr nun alle, ihr Leute! Lauft ihr umher mit hellem Kopf und gesundem Magen, so glaubt ihr an nichts, als was ihr mit euern Händen fassen könnt; packt euch aber geistige, oder leibliche Indigestion, so greift ihr begierig nach allem, was man euch darbietet. Hoho! Jener Professore, der auf meine und auf alle sympathetische Mittel in der Welt seinen Bannstrahl schießen ließ, schlich Tages darauf in grämlich pathetischem Ernst nach der Tiber und warf, wie es ihm ein altes Bettelweib geraten, seinen linken Pantoffel ins Wasser, weil er glaubte damit das böse Fieber zu ertränken, das ihn so arg plagte; und jener weiseste Signor aller weisen Signori trug Kreuzwurzelpulver in dem Mantelzipfel, um besser Ballon zu schlagen. — Ich weiß es, Signor Fava, Ihr wollt durch meine Brille die Prinzessin Brambilla, Euer Traumbild, schauen; doch das wird Euch zur Stunde nicht gelingen! — Indessen nehmt und versucht's!"

Voll Begier ergriff Giglio die schöne glänzende übergroße Brille, die ihm Celionati darbot und schaute nach dem Palast. Wunderbar genug schienen die Mauern des Palastes durchsichtiges Krystall zu werden; aber nichts, als ein buntes undeutliches Gewirre von allerlei seltsamen Gestalten stellte sich ihm dar und nur zuweilen zuckte ein

elektrischer Strahl durch sein Innres, das holde Traumbild verkündend, das sich vergebens dem tollen Chaos entringen zu wollen schien.

„Alle böse Teufel der Hölle, Euch in den Hals zu jagen!“ schrie plötzlich eine fürchterliche Stimme dicht neben dem ins Schauen versunkenen Giglio, der sich zugleich bei den Schultern gepackt fühlte, „alle böse Teufel Euch in den Hals! — Ihr stürzt mich ins Verderben. In zehn Minuten muß der Vorhang in die Höhe; Ihr habt die erste Scene und Ihr steht hier und gafft, ein aberwitziger Narr, die alten Mauern des öden Palastes an!“ —

Es war der Impressario des Theaters, auf dem Giglio spielte, der im Schweiß der Todesangst ganz Rom durchlaufen, um den verschollenen primo amoroso zu suchen, und ihn endlich da fand, wo er ihn am wenigsten vermutet.

„Halt einen Augenblick!“ rief Celionati und packte ebenfalls mit ziemlicher Handfestigkeit den armen Giglio bei den Schultern, der, ein eingerammter Pfahl, sich nicht zu rühren vermochte, „halt einen Augenblick!“ Und dann leiser: „Signor Giglio, es ist möglich, daß Ihr morgen auf dem Korso Euer Traumbild seht. Aber Ihr wäret ein großer Thor, wenn Ihr Euch in einer schönen Maske herausschniegeln wolltet, das würde Euch um den Anblick der Schönsten bringen. Je abenteuerlicher, je abscheulicher, desto besser! eine tüchtige Nase, die mit Anstand und Seelenruhe meine Brille trägt! denn die dürft Ihr ja nicht vergessen!“ —

Celionati ließ den Giglio los und im Nu brauste der Impressario mit seinem Amoroso fort, wie ein Sturmwind.

Gleich andern Tages unterließ Giglio nicht, sich eine Maske zu verschaffen, die ihm, nach Celionatis Rat, abenteuerlich und abscheulich genug schien. Eine seltsame mit zwei hohen Hahnfedern geschmückte Kappe, dazu eine Larve mit einer roten [Nase], in hakenförmigem Bau und unbilliger Länge und Spitze alle Excesse der ausgelassensten Nasen überbietend, ein Wams mit dicken Knöpfen, dem des Brighella nicht unähnlich, ein breites hölzernes Schwert — Giglios Selbstverleugnung, alles dieses anzulegen, hörte auf, als nun erstlich ein weites, bis auf die Pantoffeln herabreichendes Beinkleid, das zierlichste Piedestal verhüllen sollte, auf dem jemals ein primo amoroso gestanden und einhergegangen. „Nein,“ rief Giglio, „nein, es ist nicht möglich, daß die Durchlauchtige nichts halten auf proportionierten Wuchs, daß sie nicht zurückgeschreckt werden sollte durch solch böse Entstellung. Nachahmen will ich jenen Schauspieler, der, als

er in gräßlicher Verkappung im Gozzischen Stück das blaue Ungeheuer spielte, die zierlich gebaute Hand, die ihm die Natur verliehen, unter der bunten Tigerkatzenpfote hervorzustrecken wußte und dadurch die Herzen der Damen schon vor seiner Verwandlung gewann! — Was bei ihm die Hand, ist bei mir der Fuß!" — Darauf legte Giglio ein hübsches himmelblau seidnes Beinkleid mit dunkelroten Schleifen, dazu aber rosenfarbne Strümpfe und weiße Schuhe mit luftigen dunkelroten Bändern an, welches wohl ganz hübsch aussah, doch aber ziemlich seltsam abstach gegen den übrigen Anzug.

Giglio glaubte nicht anders, als daß ihm Prinzessin Brambilla entgegentreten werde in voller Pracht und Herrlichkeit, umgeben von dem glänzendsten Gefolge; da er aber nichts davon gewahrte, dachte er wohl daran, daß, da Celionati gesagt, er werde nur mittelst der magischen Brille die Prinzessin zu erschauen vermögen, dies auf irgend eine seltsame Verkappung deute, in die sich die Schönste gehüllt.

Nun lief Giglio den Korso auf und ab, jede weibliche Maske musternd, aller Neckereien nicht achtend, bis er endlich in eine entlegenere Gegend geriet. „Bester Signor, mein teurer, bester Signor!" hörte er sich angeschnarrt. Ein Kerl stand vor ihm, der in toller Possierlichkeit alles überbot, was er jemals von dergleichen gesehen. Die Maske mit dem spitzen Bart, der Brille, dem Ziegenhaar, sowie die Stellung des Körpers, vorgebeugt mit krummem Rücken, den rechten Fuß vorgeschoben, schienen einen Pantalon anzudeuten; dazu wollte aber der vorne spitzzulaufende, mit zwei Hahnfedern geschmückte Hut nicht passen. Wamms, Beinkleid, das kleine hölzerne Schwert an der Seite, gehörte offenbar dem werten Pulcinell an.

„Bester Signor," redete Pantalon (so wollen wir die Maske, trotz des veränderten Kostüms, nennen) den Giglio an, „mein bester Signor! ein glücklicher Tag, der mir das Vergnügen, die Ehre schenkt, Sie zu erblicken! Sollten Sie nicht zu meiner Familie gehören?" „So sehr," erwiderte Giglio, sich höflich verbeugend, „so sehr mich das entzücken würde, da Sie, mein bester Signor, mir über alle Maßen wohlgefallen, so weiß ich doch nicht, in welcher Art irgend eine Verwandtschaft" — „O Gott!" unterbrach Pantalon den Giglio, „o Gott! bester Signor, waren Sie jemals in Assyrien?" „Eine dunkle Erinnerung," antwortete Giglio, „schwebt mir vor, als sei ich einmal auf der Reise dahin begriffen gewesen, aber nur bis nach Fraskati gekommen, wo der Spitzbube von Vetturin mich vor dem Thore umwarf, so daß diese Nase" — „O Gott!" schrie

Pantalon, „so ist es denn wahr? — Diese Nase, diese Hahnfedern — mein teuerster Prinz — o mein Cornelio! — Doch ich sehe, Sie erbleichen vor Freude, mich wiedergefunden zu haben — o mein Prinz! nur ein Schlückchen, ein einziges Schlückchen!" —

Damit hob Pantalon die große Korbflasche auf, die vor ihm stand und reichte sie dem Giglio hin. Und in dem Augenblick stieg ein feiner rötlicher Duft aus der Flasche, und verdichtete sich zum holden Antlitz der Prinzessin Brambilla und das liebe kleine Bildlein stieg herauf, doch nur bis an den Leib, und streckte die kleinen Ärmchen aus nach dem Giglio. Der, vor Entzücken ganz außer sich, rief: „o steige doch nur ganz herauf, daß ich dich erschauen möge in deiner Schönheit!" Da dröhnte ihm eine starke Stimme in die Ohren: „Du hasenfüßiger Geck mit deinem Himmelblau und Rosa, wie magst du dich nur für den Prinzen Cornelio ausgeben wollen! — Geh' nach Haus, schlaf aus, du Tölpel!" — „Grobian!" fuhr Giglio auf; doch Masken wogten, drängten dazwischen und spurlos war Pantalon samt der Flasche verschwunden.

Zweites Kapitel.

Von dem seltsamen Zustande, in den geraten, man sich die Füße an spitzen Steinen wund stößt, vornehme Leute zu grüßen unterläßt und mit dem Kopf an verschlossene Thüren anrennt. — Einfluß eines Gerichts Maccaroni auf Liebe und Schwärmerei. — Entsetzliche Qualen der Schauspieler-Hölle und Arlecchino. — Wie Giglio sein Mädchen nicht fand, sondern von Schneidern überwältigt und zur Ader gelassen wurde. — Der Prinz in der Konfektschachtel und die verlorne Geliebte. — Wie Giglio der Ritter der Prinzessin Brambilla sein wollte, weil ihm eine Fahne aus dem Rücken gewachsen.

Du magst, geliebter Leser! nicht zürnen, wenn der, der es unternommen, dir die abenteuerliche Geschichte von der Prinzessin Brambilla gerade so zu erzählen, wie er sie in Meister Callots kecken Federstrichen angedeutet fand, dir geradehin zumutet, daß du wenigstens bis zu den letzten Worten des Büchleins dich willig dem Wunderbaren hingeben, ja sogar was weniges davon glauben mögest. — Doch vielleicht hast du schon in dem Augenblick, als das Märchen sich einlogiert in den Palast Pistoja, oder als die Prinzessin aus dem bläulichen Duft der Weinflasche gestiegen, ausgerufen: tolles fratzenhaftes Zeug! und das Buch ohne Rücksicht auf die artigen Kupfer-

blätter unmutig weggeworfen? — Da käme denn alles, was ich dir zu sagen im Begriff stehe, um dich für die seltsamlichen Zaubereien des Callotschen Capriccios zu gewinnen, zu spät und das wäre in der That schlimm genug für mich und für die Prinzessin Brambilla! Doch vielleicht hofftest du, daß der Autor, nur scheu geworden durch irgend ein tolles Gebilde, das ihm wieder plötzlich in den Weg trat, einen Seitenweg machte ins wilde Dickicht und daß er, zur Besonnenheit gelangt, wieder einlenken würde in den breiten ebenen Weg, und das vermochte dich, weiter zu lesen! — Glück zu! — Nun kann ich dir sagen, günstiger Leser! daß es mir (vielleicht weißt du es auch aus eigner Erfahrung) schon hin und wieder gelang, märchenhafte Abenteuer gerade in dem Moment, als sie, Luftbilder des aufgeregten Geistes, in nichts verschwimmen wollten, zu erfassen und zu gestalten, daß jedes Auge, mit Sehkraft begabt für dergleichen, sie wirklich im Leben schaute und eben deshalb daran glaubte. Daher mag mir der Mut kommen, meinen gemütlichen Umgang mit allerlei abenteuerlichen Gestalten und mit vielen genugsam tollen Bildern fernerhin öffentlich zu treiben, selbst die ernsthaftesten Leute zu dieser seltsam bunten Gesellschaft einzuladen, und du wirst, sehr geliebter Leser, diesen Mut kaum für Übermut, sondern nur für das verzeihliche Streben halten können, dich aus dem engen Kreise gewöhnlicher Alltäglichkeit zu verlocken und dich in fremdem Gebiet, das am Ende doch eingehegt ist in das Reich, welches der menschliche Geist im wahren Leben und Sein nach freier Willkür beherrscht, auf ganz eigne Weise zu vergnügen. — Doch, sollte dies alles nicht gelten dürfen, so kann ich in der Angst, die mich befallen, mich nur auf sehr ernsthafte Bücher berufen, in denen ähnliches vorkommt und gegen deren vollkommene Glaubwürdigkeit man nicht den mindesten Zweifel zu erheben vermag. Was nämlich den Zug der Prinzessin Brambilla betrifft, der mit allen Einhörnern, Pferden und sonstigem Fuhrwerk ohne Hindernis durch die engen Pforten des Palastes Pistoja passiert, so ist schon in Peter Schlemihls wundersamer Geschichte, deren Mitteilung wir dem wackern Weltumsegler Adalbert von Chamisso verdanken, von einem gewissen gemütlichen grauen Mann die Rede, der ein Kunststück machte, welches jenen Zauber beschämt. Er zog nämlich, wie bekannt, auf Begehren, englisches Pflaster, Tubus, Teppich, Zelt, zuletzt Wagen und Rosse, ganz bequem ohne Hindernis, aus derselben Rocktasche. — Was nun aber die Prinzessin betrifft — Doch genug! — Zu erwähnen wäre freilich

noch, daß wir im Leben oft plötzlich vor dem geöffneten Thor eines wunderbaren Zauberreichs stehen, daß uns Blicke vergönnt sind in den innersten Haushalt des mächtigen Geistes, dessen Atem uns in den seltsamsten Ahnungen geheimnisvoll umweht; du könntest aber, geliebter Leser, vielleicht mit vollem Recht behaupten, du hättest niemals aus jenem Thor ein solches tolles Capriccio ziehen sehen, als ich es geschaut zu haben vermeine. Fragen will ich dich daher lieber, ob dir niemals in deinem Leben ein seltsamer Traum aufstieg, dessen Geburt du weder dem verdorbenen Magen, noch dem Geist des Weins oder des Fiebers zuschreiben konntest? aber es war, als habe das holde magische Zauberbild, das sonst nur in fernen Ahnungen zu dir sprach, in geheimnisvoller Vermählung mit deinem Geist sich deines ganzen Innern bemächtigt, und in scheuer Liebeslust trachtetest und wagtest du nicht, die süße Braut zu umfangen, die im glänzenden Schmuck eingezogen in die trübe, düstre Werkstatt der Gedanken — die aber ginge auf vor dem Glanz des Zauberbildes in hellem Schimmer, und alles Sehnen, alles Hoffen, die inbrünstige Begier, das Unaussprechliche zu fahen, würde wach und rege und zuckte auf in glühenden Blitzen, und du wolltest untergehen in unnennbarem Weh, und nur sie, nur das holde Zauberbild sein! — Half es, daß du aus dem Traum erwachtest? — Blieb dir nicht das namenlose Entzücken, das im äußern Leben, ein schneidender Schmerz, die Seele durchwühlt, blieb dir das nicht zurück? Und alles um dich her erschien dir öde, traurig, farblos? und du wähntest, nur jener Traum sei dein eigentliches Sein, was du aber sonst für dein Leben gehalten, nur der Mißverstand des bethörten Sinns? und alle deine Gedanken strahlten zusammen in den Brennpunkt, der, Feuerkelch der höchsten Inbrunst, dein süßes Geheimnis verschlossen hielt vor dem blinden, wüsten Treiben der Alltagswelt? — Hm! — in solcher träumerischer Stimmung stößt man sich wohl die Füße wund an spitzen Steinen, vergißt den Hut abzunehmen vor vornehmen Leuten, bietet den Freunden einen guten Morgen in später Mitternacht, rennt mit dem Kopf gegen die erste beste Hausthüre, weil man vergaß sie aufzumachen; kurz der Geist trägt den Körper wie ein unbequemes Kleid, das überall zu breit, zu lang, zu ungefügig ist. —

In diesen Zustand geriet nun der junge Schauspieler, Giglio Fava, als er mehrere Tage hintereinander vergebens darnach trachtete, auch nur das mindeste von der Prinzessin Brambilla zu erspüren. Alles was ihm im Korso Wunderbares begegnet, schien ihm nur die

Fortsetzung jenes Traums, der ihm die Holde zugeführt, deren Bild nun aufstieg aus dem bodenlosen Meer der Sehnsucht, in dem er untergehen, verschwimmen wollte. Nur sein Traum war sein Leben, alles übrige ein unbedeutendes leeres Nichts: und so kann man denken, daß er auch den Schauspieler ganz vernachlässigte. Ja noch mehr, statt die Worte seiner Rolle herzusagen, sprach er von seinem Traumbilde, von der Prinzessin Brambilla, schwor, des assyrischen Prinzen sich zu bemächtigen, im Irrsal der Gedanken, so daß er selbst dann der Prinz sein werde, geriet in ein Labyrinth wirrer, ausschweifender Reden. Jeder mußte ihn für wahnsinnig halten; am ersten aber der Impressario, der ihn zuletzt ohne weiteres fortjagte; und sein spärliches Einkommen schwand ganz dahin. Die wenigen Dukaten, die ihm der Impressario aus purer Großmut bei dem Abschiede hingeworfen, konnten nur ausreichen für geringe Zeit, der bitterste Mangel war im Anzuge. Sonst hätte das dem armen Giglio große Sorge und Angst verursacht; jetzt dachte er nicht daran, da er in einem Himmel schwebte, wo man irdischer Dukaten nicht bedarf.

Was die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens betrifft, eben nicht lecker, pflegte Giglio seinen Hunger im Vorübergehen bei irgend einem der Fritteroli, die bekanntlich ihre Garküchen auf offner Straße halten, zu stillen. So begab es sich, daß er eines Tages ein gutes Gericht Maccaroni zu verzehren gedachte, das ihm aus der Bude entgegendampfte. Er trat hinan; als er aber, um den spärlichen Mittag zu bezahlen, den Beutel hervorzog, machte ihn die Entdeckung nicht wenig bestürzt, daß darin auch kein einziger Bajock enthalten. In dem Augenblick wurde aber auch das leibliche Prinzip, von welchem das geistige, mag es auch noch so stolz thun, hier auf Erden in schnöder Sklaverei gehalten wird, recht rege und mächtig. Giglio fühlte, wie es sonst nie geschehen, wenn er von den sublimsten Gedanken erfüllt, wirklich eine tüchtige Schüssel Maccaroni verzehrt, daß es ihn ungemein hungre und er versicherte dem Garküchler, daß er zwar zufällig kein Geld bei sich trage, das Gericht, das er zu verzehren gedenke, aber ganz gewiß andern Tages bezahlen werde. Der Garküchler lachte ihm indessen ins Gesicht und meinte: habe er auch kein Geld, so könne er doch seinen Appetit stillen; er dürfe ja nur das schöne Paar Handschuhe, das er trage, oder den Hut, oder das Mäntelchen zurücklassen. Nun erst trat dem armen Giglio die schlimme Lage, in der er sich befand, recht lebhaft vor Augen. Er sah sich bald, ein zerlumpter Bettler, die Suppe vor den Klöstern

einlöffeln. Doch tiefer schnitt es ihm ins Herz, als er, aus dem Traum erwacht, nun erst den Celionati gewahrte, der auf seinem gewöhnlichen Platz vor der Kirche S. Carlo das Volk mit seinen Fratzen unterhielt und ihm, als er hinschaute, einen Blick zuwarf, in dem er die ärgste Verhöhnung zu lesen glaubte. — Zerronnen in nichts war das holde Traumbild, untergegangen jege süße Ahnung; es war ihm gewiß, daß der verruchte Celionati ihn durch allerlei teuflische Zauberkünste verlockt, ihn, seine thörichte Eitelkeit in höhnischer Schadenfreude nützend, mit der Prinzessin Brambilla auf unwürdige Weise gefoppt habe.

Wild rannte er von dannen; ihn hungerte nicht mehr, er dachte nur daran, wie er sich an dem alten Hexenmeister rächen könne.

Selbst wußte er nicht, welches seltsame Gefühl durch allen Zorn, durch alle Wut im Innern durchdrang und ihn still zu stehen nötigte, als banne ihn plötzlich ein unbekannter Zauber fest. — „Giacinta!“ rief es aus ihm heraus. Er stand vor dem Hause, in dem das Mädchen wohnte und dessen steile Treppe er so oft in heimlicher Dämmerung erstiegen. Da dachte er, wie das trügerische Traumbild zuerst des holden Mädchens Unmut erregt, wie er sie dann verlassen, nicht mehr wiedergesehen, nicht mehr an sie gedacht, wie er die Geliebte verloren, sich in Not und Elend gestürzt habe, Celionatis toller unseliger Fopperei halber. Ganz aufgelöst in Wehmut und Schmerz, konnte er nicht zu sich selbst kommen, bis endlich der Entschluß durchbrach, auf der Stelle hinaufzugehen und, koste es was es wolle, Giacintas Gunst wieder zu gewinnen. — Gedacht, gethan! — Als er nun aber an Giacintas Thüre klopfte, blieb drinnen alles mäuschenstill. — Er legte das Ohr an, kein Atemzug ließ sich vernehmen. Da rief er ganz kläglich Giacintas Namen mehrmals; und als nun auch keine Antwort erfolgte, begann er die rührendsten Bekenntnisse seiner Thorheit; er versicherte, daß der Teufel selbst in der Gestalt des verdammten Quacksalbers Celionati ihn verlockt und geriet dann in die hochgestelltesten Beteurungen seiner tiefen Reue und inbrünstigen Liebe.

Da erschallte eine Stimme von unten herauf: „Ich möchte nur wissen, welcher Esel hier in meinem Hause seine Lamentation abächzt und heult vor der Zeit, da es noch lange hin ist bis zum Aschermittwoch!“ — Es war Signor Pasquale, der dicke Hauswirt, der mühsam die Treppe hinaufstieg und, als er den Giglio erblickte, ihm zurief: „Ah! — seid Ihr es, Signor Giglio? — Sagt mir nur, welcher böse Geist Euch treibt, hier eine O und Achs Rolle irgend

eines läppischen Trauerspiels ins leere Zimmer hineinzuwinseln?" — „Leeres Zimmer?" — schrie Giglio auf, „leeres Zimmer? Um aller Heiligen willen, Signor Pasquale, sagt, wo ist Giacinta? — wo ist sie, mein Leben, mein alles?" — Signor Pasquale sah dem Giglio starr ins Gesicht und sprach dann ruhig: „Signor Giglio, ich weiß, wie es mit Euch steht; ganz Rom hat erfahren, wie Ihr von der Bühne abtreten müssen, weil es Euch im Kopfe rappelt — Geht zum Arzt, geht zum Arzt, laßt Euch ein paar Pfund Blut abzapfen, steckt den Kopf ins kalte Wasser!" „Bin ich," rief Giglio heftig, „bin ich noch nicht wahnsinnig, so werde ich es, wenn Ihr mir nicht augenblicklich sagt, wo Giacinta geblieben." „Macht mir," fuhr Signor Pasquale ruhig fort, „macht mir doch nicht weiß, Signor Giglio, daß Ihr nicht davon unterrichtet sein solltet, auf welche Weise schon vor acht Tagen Giacinta aus meinem Hause kam und die alte Beatrice ihr dann folgte." —

Als nun aber Giglio in voller Wut schrie: „Wo ist Giacinta?" und dabei den dicken Hauswirt hart anpackte, brüllte dieser dermaßen: „Hülfe! Hülfe! Mörder!" daß das ganze Haus rege wurde. Ein vierschrötiger Lümmel von Hausknecht sprang herbei, faßte den armen Giglio, fuhr mit ihm die Treppe hinab und warf ihn mit einer Behendigkeit zum Hause hinaus, als habe er ein Wickelpüppchen in den Fäusten.

Des harten Falls nicht achtend, raffte sich Giglio auf und rannte, nun in der That von halbem Wahnsinn getrieben, durch die Straßen von Rom. Ein gewisser Instinkt, erzeugt von der Gewohnheit, brachte ihn, als gerade die Stunde schlug, in der er sonst in das Theater eilen mußte, ebendahin und in die Garderobe der Schauspieler. Da erst besann er sich, wo er war, um in die tiefste Verwunderung zu geraten, als er an dem Ort, wo sonst tragische Helden, aufgestutzt in Silber und Gold, in voller Gravität einherschreitend, die hochtrabenden Verse repetierten, mit denen sie das Publikum in Staunen, in Furore zu setzen gedachten, sich von Pantalon und Arlecchino, von Truffaldino und Colombine, kurz von allen Masken der italiänischen Komödie und Pantomime umschwärmt sah. Er stand da fest gepflöckt in den Boden und schaute umher mit weit aufgerissenen Augen, wie einer, der plötzlich aus dem Schlafe erwacht und sich umringt sieht von fremder, ihm unbekannter toller Gesellschaft.

Giglios wirres, gramverstörtes Ansehen mochte in dem Innern

des Impressario so etwas von Gewissensbissen rege machen, das ihn plötzlich umsetzte in einen sehr herzlichen weichmütigen Mann.

„Ihr wundert,“ sprach er den Jüngling an, „Ihr wundert Euch wohl, Signor Fava, daß Ihr hier alles so ganz anders findet, als damals, da Ihr mich verließet? Gestehen muß ich Euch, daß all' die pathetischen Aktionen, mit denen sich sonst mein Theater brüstete, dem Publikum viel Langeweile zu machen begannen, und daß diese Langeweile umsomehr auch mich ergriff, da mein Beutel darüber in den miserablen Zustand wahrer Auszehrung verfiel. Nun hab' ich all' das tragische Zeug, fahren lassen und mein Theater dem freien Scherz, der anmutigen Neckerei unserer Masken hingegeben und befinde mich wohl dabei.“

„Ha!“ rief Giglio mit brennenden Wangen, „ha, Signor Impressario, gesteht es nur, mein Verlust zerstörte Euer Trauerspiel — Mit dem Fall des Helden fiel auch die Masse, die sein Atem belebte, in ein totes Nichts zusammen?“

„Wir wollen,“ erwiderte der Impressario lächelnd, „wir wollen das nicht so genau untersuchen! doch Ihr scheint in übler Laune, drum bitte ich Euch, geht hinab und schaut meine Pantomime! Vielleicht heitert Euch das auf, oder Ihr ändert vielleicht Eure Gesinnung und werdet wieder mein, wiewohl auf ganz andere Weise; denn möglich wär' es ja, daß — doch geht nur, geht! — Hier habt Ihr eine Marke, besucht mein Theater, so oft es Euch gefällt!“

Giglio that, wie ihm geheißen, mehr aus dumpfer Gleichgültigkeit gegen alles, was ihn umgab, als aus Lust, die Pantomime wirklich zu schauen.

Unfern von ihm standen zwei Masken in eifrigem Gespräch begriffen. Giglio hörte öfters seinen Namen nennen; das weckte ihn aus seiner Betäubung, er schlich näher heran, indem er den Mantel bis an die Augen übers Gesicht schlug, um unerkannt alles zu erlauschen.

„Ihr habt recht,“ sprach der eine, „Ihr habt recht: der Fava ist schuld daran, daß wir auf diesem Theater keine Trauerspiele mehr sehen. Diese Schuld möchte ich aber keineswegs, wie Ihr, in seinem Abtreten von der Bühne, sondern vielmehr in seinem Auftreten suchen und finden.“ „Wie meint Ihr das?“ fragte der andere. „Nun,“ fuhr der erste fort, „ich für mein Teil habe diesen Fava, unerachtet es ihm nur zu oft gelang, Furore zu erregen, immer für den erbärmlichsten Schauspieler gehalten, den es jemals gab. Machen ein Paar blitzende Augen, wohlgestaltete Beine, ein zierlicher Anzug, bunte

Federn auf der Mütze und tüchtige Bänder auf den Schuhen denn den jungen tragischen Helden? In der That, wenn der Fava so mit abgemessenen Tänzerschritten vorkam aus dem Grunde des Theaters, wenn er, keinen Mitspieler beachtend, nach den Logen schielte und, in seltsam gezierter Stellung verharrend, den Schönsten Raum gab, ihn zu bewundern, wahrhaftig, dann kam er mir vor, wie ein junger, närrisch bunter Haushahn, der in der Sonne stolz und sich gütlich thut. Und wenn er dann mit verdrehten Augen, mit den Händen die Lüfte durchsägend, bald sich auf den Fußspitzen erhebend, bald wie ein Taschenmesser zusammenklappend, mit hohler Stimme die Verse holpricht und schlecht hertragierte, sagt, welches vernünftigen Menschen Brust konnte dadurch wahrhaft erregt werden? — Aber wir Italiäner sind einmal so; wir wollen das Übertriebene, das uns einen Moment gewaltsam erschüttere und das wir verachten, sobald wir inne werden, daß das, was wir für Fleisch und Bein hielten, nur eine leblose Puppe ist, die an künstlichen Drähten von außen her gezogen, uns mit ihren seltsamen Bewegungen täuschte. So wär's auch mit dem Fava gegangen; nach und nach wär' er elendiglich dahin gestorben, hätt' er nicht selbst seinen frühern Tod beschleunigt." „Mich dünkt," nahm der andere das Wort, „mich dünkt, Ihr beurteilt den armen Fava viel zu hart. Wenn Ihr ihn eitel, geziert scheltet, wenn Ihr behauptet, daß er niemals seine Rolle, sondern nur sich selbst spielte, daß er auf eben nicht lobenswerte Weise nach Beifall haschte, so möget Ihr allerdings recht haben; doch war er ein ganz artiges Talent zu nennen, und daß er zuletzt in tollen Wahnsinn verfiel, das nimmt doch wohl unser Mitleid in Anspruch und zwar umsomehr, als die Anstrengung des Spiels doch wohl die Ursache seines Wahnsinns ist." „Glaubt das," erwiderte der erste lachend, „glaubt das doch ja nicht! Möget Ihr es Euch wohl vorstellen, daß Fava wahnsinnig wurde aus purer Liebeseitelkeit? — Er glaubt, daß eine Prinzessin in ihn verliebt ist, der er jetzt nachläuft auf Stegen und Wegen. — Und dabei ist er aus purer Taugenichtserei verarmt, so daß er heute bei den Fritterolis Handschuhe und Hut zurücklassen mußte, für ein Gericht zäher Maccaroni." „Was sagt Ihr?" rief der andere, „ist es möglich, daß es solche Tollheiten giebt? — Aber man sollte dem armen Giglio, der uns doch manchen Abend vergnügt hat, etwas zufließen lassen, auf diese und jene Weise. Der Hund von Impressario, dem er manchen Dukaten in die Tasche gespielt, sollte sich seiner annehmen und ihn wenigstens nicht darben

lassen.“ „Ist nicht nötig,“ sprach der erste; „denn die Prinzessin Brambilla, die seinen Wahnsinn und seine Not kennt, hat, wie nun Weiber jede Liebesthorheit nicht allein verzeihlich, sondern gar hübsch finden und dem Mitleid sich dann nur zu gern hingeben, ihm soeben einen kleinen, mit Dukaten gefüllten Beutel zustecken lassen.“ — Mechanisch, willenlos, faßte Giglio, als der Fremde diese Worte sprach, nach der Tasche und fühlte in der That den kleinen mit klimpernden Golde gefüllten Beutel, den er von der träumerischen Prinzessin Brambilla empfangen haben sollte. Wie ein elektrischer Schlag fuhr es ihm durch alle Glieder. Nicht der Freude über das willkommene Wunder, das ihn auf einmal aus seiner trostlosen Lage rettete, konnte er Raum geben, da das Entsetzen ihn eiskalt anwehte. Er sah sich unbekannten Mächten zum Spielwerk hingegeben, er wollte losstürzen auf die fremde Maske, bemerkte aber auch in demselben Augenblick, daß die beiden Masken, die das verhängnisvolle Gespräch führten, spurlos verschwunden.

Den Beutel aus der Tasche zu ziehen und sich noch triftiger von seiner Existenz zu überzeugen, das wagte Giglio gar nicht, fürchtend, das Blendwerk würde in seinen Händen zerfließen in nichts. Indem es sich nun aber ganz seinen Gedanken überließ und nach und nach ruhiger wurde, dachte er daran, daß alles das, was er für den Spuk neckhafter Zaubermächte zu halten geneigt, auf ein Possenspiel hinauslaufen könne, das am Ende der abenteuerliche, launische Celionati aus dem tiefen dunklen Hintergrunde heraus an ihm nur unsichtbaren Faden leite. Er dachte daran, daß der Fremde ja selbst ihm sehr gut im Gewühl der Menschenmasse das Beutelchen habe zustecken können, und daß alles, was er von der Prinzessin Brambilla gesagt, eben die Fortsetzung der Neckerei sei, welche Celionati begonnen. Indem sich nun aber in seinem Innern der ganze Zauber ganz natürlich zum Gemeinen wenden und darin auflösen wollte, kam ihm auch der ganze Schmerz der Wunden wieder, die der scharfe Kritiker ihm schonungslos geschlagen. Die Hölle der Schauspieler kann keine entsetzlichere Qualen haben, als recht ins Herz hineingeführte Angriffe auf ihre Eitelkeit. Und selbst das Angreifbare dieses Punkts, das Gefühl der Blöße, mehrt im gesteigerten Unmut den Schmerz der Streiche, der es dem Getroffenen, sucht er ihn auch zu verbeißen, oder ihn durch schickliche Mittel zu beschwichtigen, eben recht fühlbar macht, daß er wirklich getroffen wurde. — So konnte Giglio das fatale Bild von dem jungen, närrisch bunten Haushahn, der sich

wohlgefällig in der Sonne spreizt, nicht loswerden und ärgerte und grämte sich darüber ganz gewaltig eben deshalb, weil er im Innern, ohne es zu wollen, vielleicht anerkennen mußte, daß die Karikatur wirklich dem Urbilde entnommen.

Gar nicht fehlen konnt' es, daß Giglio in dieser gereizten Stimmung kaum auf das Theater sah und der Pantomime nicht achtete, wenn auch der Saal oft von dem Lachen, von dem Beifall, von dem Freudengeschrei der Zuschauer erdröhnte.

Die Pantomime stellte nichts anderes dar, als die in hundert und abermal hundert Variationen wiederholten Liebesabenteuer des vortrefflichen Arlecchino mit der süßen, neckisch holden Colombina. Schon hatte des alten reichen Pantalons reizende Tochter die Hand des blanken geputzten Ritters, des weisen Dottores ausgeschlagen und rundweg erklärt, sie werde nun durchaus keinen andern lieben und heiraten, als den kleinen, gewandten Mann mit schwarzem Gesicht und im aus hundert Lappen zusammengeflickten Wamms; schon hatte Arlecchino mit seinem treuen Mädchen die Flucht ergriffen und war, von einem mächtigen Zauber beschirmt, den Verfolgungen Pantalons, Truffaldins, des Dottores, des Ritters glücklich entronnen. Es stand an dem, daß doch endlich Arlecchino mit seiner Trauten kosend von den Sbirren ertappt und samt ihr ins Gefängnis geschleppt werden sollte. Das geschah nun auch wirklich; aber in dem Augenblick, da Pantalon mit seinem Anhang das arme Paar recht verhöhnen wollte, da Colombina, ganz Schmerz, unter tausend Thränen auf den Knieen um ihren Arlecchino flehte, schwang dieser die Pritsche und es kamen von allen Seiten, aus der Erde, aus den Lüften, sehr schmucke blanke Leute, von dem schönsten Ansehen, bückten sich tief vor Arlecchino und führten ihn samt der Colombina im Triumph davon. Pantalon, starr vor Erstaunen, läßt sich nun ganz erschöpft auf eine steinerne Bank nieder, die im Gefängnisse befindlich, ladet den Ritter und den Dottore ein, ebenfalls Platz zu nehmen; alle drei beratschlagen, was nun zu thun noch möglich. Truffaldin stellt sich hinter sie, steckt neugierig den Kopf dazwischen, will nicht weichen, unerachtet es reichliche Ohrfeigen regnet von allen Seiten. Nun wollen sie aufstehen, sind aber festgezaubert an die Bank, der augenblicklich ein Paar mächtige Flügel wachsen. Auf einem ungeheuern Geier fährt unter lautem Hülfsgeschrei die ganze Gesellschaft fort, durch die Lüfte. — Nun verwandelt sich das Gefängnis in einen offnen, mit Blumenkränzen geschmückten Säulensaal, in dessen Mitte ein hoher, reich-

verzierter Thron errichtet. Man hört eine anmutige Musik von Trommeln, Pfeifen und Zymbeln. Es naht sich ein glänzender Zug: Arlecchino wird auf einem Palankin von Mohren getragen, ihm folgt Colombina auf einem prächtigen Triumphwagen. Beide werden von reichgekleideten Ministern auf den Thron geführt, Arlecchino erhebt die Pritsche als Scepter, alles huldigt ihm knieend, auch Pantalon mit seinem Anhange erblickt man unter dem huldigenden Volke auf den Knieen. Arlecchino herrscht, gewaltiger Kaiser, mit seiner Colombina über ein schönes, herrliches, glänzendes Reich! —

Sowie der Zug auf das Theater kam, warf Giglio einen Blick hinauf und konnte nun ganz Verwunderung und Erstaunen den Blick nicht mehr abwenden, als er alle Personen aus dem Aufzuge der Prinzessin Brambilla wahrnahm, die Einhörner, die Mohren, die Filetmachenden Damen auf Maultieren u. s. w. Auch fehlte nicht der ehrwürdige Gelehrte und Staatsmann in der goldgleißenden Tulpe, der vorüberfahrend aufsah von dem Buch und dem Giglio freundlich zuzunicken schien. Nur statt der verschlossenen Spiegelkutsche der Prinzessin, fuhr Colombina daher auf dem offnen Triumphwagen! —

Aus Giglios Innerstem heraus wollte sich eine dunkle Ahnung gestalten, daß auch diese Pantomime mit allem dem Wunderlichen, das ihm geschehen, wohl im geheimnisvollen Zusammenhang stehen möge; aber so wie der Träumende vergebens strebt die Bilder festzuhalten, die aus seinem eignen Ich aufsteigen, so konnte auch Giglio zu keinen deutlichen Gedanken kommen, auf welche Weise jener Zusammenhang möglich. —

Im nächsten Caffé überzeugte Giglio sich, daß die Dukaten der Prinzessin Brambilla kein Blendwerk, vielmehr von gutem Klange und Gepräge waren. — Hm! dachte er, Celionati hat mir das Beutelchen zugesteckt aus großer Gnade und Barmherzigkeit, und ich will ihm die Schuld abtragen, sobald ich auf der Argentina glänzen werde, was mir wohl nicht fehlen kann, da nur der grimmigste Neid, die schonungsloseste Kabale, mich für einen schlechten Schauspieler ausschreien darf! — Die Vermutung, daß das Geld wohl von Celionati herrühre, hatte ihren richtigen Grund; denn in der That hatte der Alte ihm schon manchmal aus großer Not geholfen. Sonderbar wollt' es ihm indessen doch gemuten, als er auf dem zierlichen Beutel die Worte gestickt fand: Gedenke deines Traumbilds! — Gedankenvoll betrachtete er die Inschrift, als ihm einer ins Ohr schrie: „endlich treffe ich dich, du Verräter, du Treuloser,



du Ungeheuer von Falschheit und Undank!" — Ein unförmlicher Dottore hatte ihn gefaßt, nahm nun ohne Umstände neben ihm Platz und fuhr fort in allerlei Verwünschungen. „Was wollt Ihr von mir? seid Ihr toll, rasend?" So rief Giglio; doch nun nahm der Dottore die häßliche Larve vom Gesicht und Giglio erkannte die alte Beatrice. „Um aller Heiligen willen," rief Giglio ganz außer sich, „seid Ihr es, Beatrice? — wo ist Giacinta? wo ist das holde, süße Kind? — mein Herz bricht in Liebe und Sehnsucht! wo ist Giacinta?" — „Fragt nur," erwiderte die Alte mürrisch, „fragt nur, unseliger, verruchter Mensch! Im Gefängnis sitzt die arme Giacinta und verschmachtet ihr junges Leben und Ihr seid an allem schuld. Denn, hatte sie nicht das Köpfchen voll von Euch, konnte sie die Abendstunde erwarten, so stach sie sich nicht, als sie den Besatz an dem Kleide der Prinzessin Brambilla nähte, in den Finger, so kam der garstige Fleck nicht hinein, so konnte der würdige Meister Bescapi, den die Hölle verschlingen möge, nicht den Ersatz des Schadens von ihr verlangen, konnte sie nicht, da wir das viele Geld, das er verlangte, nicht aufzubringen vermochten, ins Gefängnis stecken lassen. — Ihr hättet Hülfe schaffen können — aber da zog der Herr Schauspieler Taugenichts die Nase zurück —" „Halt!" unterbrach Giglio die geschwätzige Alte, „deine Schuld ist es, daß du nicht zu mir ranntest, mir alles sagtest. Mein Leben für die Holde! — Wär' es nicht Mitternacht, ich liefe hin zu dem abscheulichen Bescapi — diese Dukaten — mein Mädchen wäre frei in der nächsten Stunde; doch, was Mitternacht? Fort, fort, sie zu retten!" — Und damit stürmte Giglio fort. Die Alte lachte ihm höhnisch nach. —

Wie es sich aber wohl begiebt, daß wir in gar zu großem Eifer, etwas zu thun, gerade die Hauptsache vergessen, so fiel es auch dem Giglio erst dann ein, als er durch die Straßen von Rom sich atemlos gerannt, daß er sich nach Bescapis Wohnung bei der Alten hätte erkundigen sollen, da dieselbe ihm durchaus unbekannt war. Das Schicksal, oder der Zufall wollte es jedoch, daß er, endlich auf den spanischen Platz geraten, gerade vor Bescapis Hause stand, als er laut ausrief: „Wo nur der Teufel, der Bescapi wohnen mag!" — Denn sogleich nahm ihn ein Unbekannter unter den Arm und führte ihn ins Haus, indem er ihm sagte, daß Meister Bescapi eben dort wohne und er noch sehr gut die vielleicht bestellte Maske erhalten könne. Ins Zimmer hineingetreten bat ihn der Mann, da Meister Bescapi nicht zu Hause, selbst den Anzug zu bezeichnen, den er für

sich bestimmt; vielleicht wär's ein simpler Tabarro oder sonst — Giglio fuhr aber dem Mann, der nichts anders war, als ein sehr würdiger Schneidergeselle, über den Hals und sprach soviel durcheinander von Blutfleck und Gefängnis und Bezahlen und augenblicklicher Befreiung, daß der Geselle ganz starr und verblüfft ihm in die Augen sah, ohne ihm eine Silbe erwidern zu können. „Verdammter! du willst mich nicht verstehen; schaff mir deinen Herrn, den teuflischen Hund zur Stelle!“ So schrie Giglio, und packte den Gesellen. Da ging es ihm aber gerade wie in Signor Pasqualis Hause. Der Geselle brüllte dermaßen, daß von allen Seiten die Leute herbeiströmten. Bescapi selbst stürzte herein; sowie aber der den Giglio erblickte, rief er: „Um aller Heiligen willen, es ist der wahnsinnige Schauspieler, der arme Signor Fava. Packt an, Leute, packt an!“ — Nun fiel alles über ihn her, man überwältigte ihn leicht, band ihm Hände und Füße und legte ihn auf ein Bett. Bescapi trat zu ihm; den sprudelte er an mit tausend bittern Vorwürfen über seinen Geiz, über seine Grausamkeit und sprach vom Kleide der Prinzessin Brambilla, vom Blutfleck, vom Bezahlen u. s. w. „Beruhigt Euch doch nur,“ sprach Bescapi sanft, „beruhigt Euch doch nur, bester Signor Giglio, laßt die Gespenster fahren die Euch quälen! In wenigen Augenblicken wird Euch alles ganz anders vorkommen.“ —

Was Bescapi damit gemeint, zeigte sich bald; denn ein Chirurgus trat herein und schlug dem armen Giglio, alles Sträubens unerachtet, eine Ader. — Erschöpft von allen Begebnissen des Tages, von dem Blutverlust sank der arme Giglio in tiefen ohnmachtähnlichen Schlaf.

Als er erwachte, war es tiefe Nacht um ihn her; nur mit Mühe vermochte er sich darauf zu besinnen, was zuletzt mit ihm vorgegangen, er fühlte, daß man ihn losgebunden, vor Mattigkeit konnte er sich aber doch nicht viel regen und bewegen. Durch eine Ritze, die wahrscheinlich in einer Thüre befindlich, fiel endlich ein schwacher Strahl ins Zimmer und es war ihm, als vernehme er ein tiefes Atmen, dann aber ein leises Flüstern, das endlich zu verständlichen Worten wurde: — „Seid Ihr es wirklich, mein teurer Prinz? — und in diesem Zustande? so klein, so klein, daß ich glaube, Ihr hättet Platz in meinem Konfektschächtelchen! — Aber glaubt etwa nicht, daß ich Euch deshalb weniger schätze und achte; weiß ich denn nicht, daß Ihr ein stattlicher liebenswürdiger Herr seid, und daß ich das alles jetzt nur träume? — Habt doch nur die Güte, Euch morgen mir zu zeigen, geschieht es auch nur als Stimme! — Warft Ihr Eure Augen auf

mich arme Magd, so mußte es ja eben geschehen, da sonst —“ Hier gingen die Worte wieder unter in undeutlichem Flüstern! — Die Stimme hatte ungemein was Süßes, Holdes; Giglio fühlte sich von heimlichen Schauern durchbebt; indem er aber recht scharf aufzuhorchen sich bemühte, wiegte ihn das Flüstern, das beinahe dem Plätschern einer nahen Quelle zu vergleichen, wiederum in tiefen Schlaf. — Die Sonne schien hell ins Zimmer, als ein sanftes Rütteln den Giglio aus dem Schlafe weckte. Meister Bescapi stand vor ihm und sprach, indem er seine Hand faßte, mit gutmütigem Lächeln: „Nicht wahr, Ihr befindet Euch besser, liebster Signor? — Ja, den Heiligen Dank! Ihr seht zwar ein wenig blaß, aber Euer Puls geht ruhig. Der Himmel führte Euch in Eurem bösen Paroxysmus in mein Haus und erlaubte mir, Euch, den ich für den herrlichsten Schauspieler in Rom halte und dessen Verlust uns alle in die tiefste Trauer versetzt hat, einen kleinen Dienst erweisen zu können.“ Bescapis letzte Worte waren freilich kräftiger Balsam für die geschlagenen Wunden; indessen begann Giglio doch ernst und finster genug: „Signor Bescapi, ich war weder krank, noch wahnsinnig, als ich Euer Haus betrat. Ihr waret hartherzig genug, meine holde Braut, die arme Giacinta Soardi, ins Gefängnis stecken zu lassen, weil sie Euch ein schönes Kleid, das sie verdorben, nein das sie geheiligt, indem sie aus der Nähnadelstichwunde des zartesten Fingers rosigen Ichor darüber verspritzte, nicht bezahlen konnte. Sagt mir augenblicklich, was Ihr für das Kleid verlangt; ich bezahle die Summe und dann gehen wir hin auf der Stelle und befreien das holde, süße Kind aus dem Gefängnis, in dem sie Eures Geizes halber schmachtet.“ — Damit erhob sich Giglio so rasch, als er es nur vermochte, aus dem Bette und zog den Beutel mit Dukaten aus der Tasche, den er, sollt' es darauf ankommen, ganz und gar zu leeren entschlossen war. Doch Bescapi starrte ihn an mit großen Augen und sprach: „Wie möget Ihr Euch doch nur solch tolles Zeug einbilden, Signor Giglio? Ich weiß kein Wort von einem Kleide, das mir Giacinta verdorben haben sollte, kein Wort vom Blutfleck, von ins Gefängnis-Stecken!“ — Als nun aber Giglio nochmals alles erzählte, wie er es von Beatricen vernommen und insbesondere sehr genau das Kleid beschrieb, welches er selbst bei Giacinta gesehen, da meinte Meister Bescapi, es sei nur zu gewiß, daß ihn die Alte genarrt habe; denn an der ganzen saubern Geschichte sei, wie er hoch beteuern könne, ganz und gar nichts, und er habe auch niemals ein solches Kleid, wie Giglio es

geschaut haben wolle, bei Giacinta in Arbeit gegeben. Giglio konnte in Bescapis Worte kein Mißtrauen setzen, da es nicht zu begreifen gewesen, warum er das ihm dargebotene Gold nicht habe annehmen sollen, und er überzeugte sich, daß auch hier der tolle Spuk wirke, in dem er nun einmal befangen. Was blieb übrig, als Meister Bescapi zu verlassen und auf das gute Glück zu warten, das ihm vielleicht die holde Giacinta, für die er nun wieder recht in Liebe entbrannt, in die Arme führen werde.

Vor Bescapis Thüre stand eine Person, die er tausend Meilen fortgewünscht hätte, nämlich der alte Celionati. „Ei!“ rief er den Giglio lachend an, „ei, Ihr seid doch in der That eine recht gute Seele, daß Ihr die Dukaten, die Euch die Gunst des Schicksals zugeworfen, hingeben wolltet für Euer Liebchen, das ja nicht mehr Euer Liebchen ist.“ „Ihr seid,“ erwiderte Giglio, „Ihr seid ein fürchterlicher graulicher Mensch! — Was dringt Ihr ein in mein Leben? was wollt Ihr Euch meines Seins bemächtigen? — Ihr prahlt mit einer Allwissenheit, die Euch vielleicht wenig Mühe kostet — Ihr umringt mich mit Spionen, die jeden meiner Schritte und Tritte belauern — Ihr hetzt alles wider mich auf — Euch verdank' ich den Verlust Giacintens, meiner Stelle — mit tausend Künsten“ — „Das,“ rief Celionati laut lachend, „das verlohnte sich der Mühe, die hochwichtige Person des Herrn Exschauspielers Giglio Fava dermaßen einzuhegen! — Doch, mein Sohn Giglio, du bedarfst in der That eines Vormundes, der dich auf den rechten Weg leitet, welcher zum Ziele führt“ — „Ich bin mündig,“ sprach Giglio, „und bitte Euch, mein Herr Ciarlatano, mich getrost mir selbst zu überlassen.“ „Hoho,“ erwiderte Celionati, „nur nicht so trotzig! Wie? wenn ich das Gute, Beste mit dir vor hätte, wenn ich dein höchstes Erdenglück wollte, wenn ich als Mittler stünde zwischen dir und der Prinzessin Brambilla?“ — „O Giacinta, Giacinta, o ich Unglückseliger habe sie verloren! Gab es einen Tag, der mir schwärzeres Unheil brachte, als der gestrige?“ So rief Giglio ganz außer sich. „Nun nun,“ sprach Celionati beruhigend, „so ganz unheilbringend war denn doch der Tag nicht. Schon die guten Lehren, die Ihr im Theater erhieltet, konnten Euch sehr heilsam sein, nachdem Ihr darüber beruhigt, daß Ihr wirklich noch nicht Handschuhe, Hut und Mantel im Stich gelassen um ein Gericht zäher Maccaroni; dann saht Ihr die herrlichste Darstellung, die schon darum die erste in der Welt zu nennen, weil sie das Tiefste ausspricht, ohne der Worte zu bedürfen;

dann fandet Ihr die Dukaten in der Tasche, die Euch fehlten" — „Von Euch, von Euch, ich weiß es," unterbrach ihn Giglio. „Wenn das auch wirklich wäre," fuhr Celionati fort, „so ändert das in der Sache nichts; genug, Ihr erhieltet das Gold, stelltet Euch mit Euerm Magen wieder auf guten Fuß, traft glücklich in Bescapis Haus ein, wurdet mit einem Euch sehr nötigen und nützlichen Aderlaß bedient und schlieft endlich mit Eurer Geliebten unter einem Dache!" „Was sagt Ihr?" rief Giglio, „was sagt Ihr? mit meiner Geliebten? mit meiner Geliebten unter einem Dache?" „Es ist dem so," erwiderte Celionati, „schaut nur hinauf!"

Giglio that es und hundert Blitze fuhren durch seine Brust, als er seine holde Giacinta auf dem Balkon erblickte, zierlich geputzt, hübscher, reizender, als er sie jemals gesehen, hinter ihr die alte Beatrice. „Giacinta, meine Giacinta, mein süßes Leben!" rief er sehnsuchtsvoll herauf. Doch Giacinta warf ihm einen verächtlichen Blick herab und verließ den Balkon, Beatrice folgte ihr auf dem Fuße.

„Sie beharrt noch in ihrer verdammten Smorfiosität," sprach Giglio unmutig; „doch das wird sich geben." „Schwerlich!" nahm Celionati das Wort; „denn, mein guter Giglio, Ihr wißt wohl nicht, daß zu derselben Zeit, als Ihr der Prinzessin Brambilla nachtrachtetet auf kühne Manier, sich ein hübscher stattlicher Prinz um Eure Donna bewarb und wie es scheint" — „Alle Teufel der Hölle!" schrie Giglio, „der alte Satan, die Beatrice, hat die Arme verkuppelt; aber mit Rattenpulver vergifte ich das heillose Weib, einen Dolch ins Herz stoß' ich dem verfluchten Prinzen" — „Unterlaßt das alles!" unterbrach ihn Celionati, „unterlaßt das alles, guter Giglio, geht fein ruhig nach Hause und laßt noch ein wenig Blut, wenn Euch böse Gedanken kommen! Gott geleite Euch. Im Korso sehen wir uns wohl wieder." — Damit eilte Celionati fort über die Straße.

Giglio blieb wie eingewurzelt stehen, warf wütende Blicke nach dem Balkon, biß die Zähne zusammen, murmelte die gräßlichsten Verwünschungen. Als nun aber Meister Bescapi den Kopf zum Fenster hinaussteckte und ihn höflich bat, doch hineinzutreten und die neue Krisis, die sich zu nahen schiene, abzuwarten, warf er ihm, den er auch wider sich verschworen, im Komplott mit der Alten glaubte, ein „verdammter Kuppler!" an den Hals und rannte wild von dannen.

Am Korso traf er auf einige vormalige Kameraden, mit denen er in ein nahgelegenes Weinhaus trat, um allen seinen Unmut,

allen seinen Liebesschmerz, all' seine Trostlosigkeit untergehen zu lassen in der Glut feurigen Syrakusers.

Sonst ist solch ein Entschluß eben nicht der ratsamste; denn dieselbe Glut, welche den Unmut verschlingt, pflegt unbezähmbar auflodernd alles im Innern zu entzünden, das man sonst gern vor der Flamme wahrt; doch mit Giglio ging es ganz gut. Im muntern gemütlichen Gespräch mit den Schauspielern, in allerlei Erinnerungen und lustigen Abenteuern vom Theater her schwelgend, vergaß er wirklich alles Unheil, das ihm begegnet. Man verabredete beim Abschiede, abends auf dem Korso in den tollsten Masken zu erscheinen, die nur ersinnlich.

Der Anzug, den er schon einmal angelegt, schien dem Giglio hinlänglich fratzenhaft; nur verschmähte er diesmal auch nicht das lange seltsame Beinkleid, und trug außerdem noch den Mantel hinterwärts auf einen Stock gespießt, so daß es beinahe anzusehen war, als wüchse ihm eine Fahne aus dem Rücken. So angeputzt durchschwärmte er die Straßen und überließ sich ausgelassener Lustigkeit, ohne seines Traumbilds, noch des verlornen Liebchens zu gedenken.

Doch festgewurzelt an den Boden blieb er stehen, als unweit des Palastes Pistoja ihm plötzlich eine hohe edle Gestalt entgegentrat, in jenen prächtigen Kleidern, in denen ihn einst Giacinta überrascht hatte, oder besser, als er sein Traumbild im hellen wahrhaften Leben vor sich erblickte. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch alle Glieder; aber selbst wußte er nicht, wie es geschah, daß die Beklommenheit, die Angst der Liebessehnsucht, die sonst den Sinn zu lähmen pflegt, wenn das holde Bild der Geliebten plötzlich dasteht, unterging in dem fröhlichen Mut solcher Lust, wie er sie noch nie im Innern gefühlt. Den rechten Fuß vor, Brust heraus, Schultern eingezogen, setzte er sich sofort in die zierlichste Positur, in der er jemals die außerordentlichsten Reden tragiert, zog das Barett mit den langen spitzen Hahnenfedern von der steifen Perücke und begann, den schnarrenden Ton beibehaltend, der zu seiner Vermummung paßte, und die Prinzessin Brambilla (daß sie es war, litt keinen Zweifel) durch die große Brille starr anblickend: „die holdeste der Feen, die hehrste der Göttinnen wandelt auf der Erde; ein neidisches Wachs verbirgt die siegende Schönheit ihres Antlitzes, aber aus dem Glanz, von dem sie umflossen, schießen tausend Blitze und fahren in die Brust des Alters, der Jugend und alles huldigt der Himmlischen, aufgeflammt in Liebe und Entzücken.“

„Aus welchem," erwiderte die Prinzessin, „aus welchem hochtrabenden Schauspiele habt Ihr diese schöne Redensart her, mein Herr Pantalon Capitano, oder wer Ihr sonst sein wollen möget? — Sagt mir lieber, auf welche Siege die Trophäen deuten, die Ihr so stolz auf dem Rücken traget?" „Keine Trophäe," rief Giglio, „denn noch kämpfe ich um den Sieg! — Es ist die Fahne der Hoffnung, des sehnsüchtigsten Verlangens, zu der ich geschworen, das Notzeichen der Ergebung auf Gnad' und Ungnade, das ich aufgesteckt, das: Erbarmt Euch mein, das Euch die Lüfte aus diesen Falten zuwehen sollen. Nehmt mich zu Euerm Ritter an, Prinzessin! dann will ich kämpfen, siegen und Trophäen tragen, Eurer Huld und Schönheit zum Ruhm." „Wollt Ihr mein Ritter sein," sprach die Prinzessin, „so wappnet Euch, wie es sich ziemt! Bedeckt Euer Haupt mit der drohenden Sturmhaube, ergreift das breite gute Schwert! Dann werd' ich an Euch glauben." „Wollt Ihr meine Dame sein," erwiderte Giglio, „Rinaldos Armida, so seid es ganz! Legt diesen prunkenden Schmuck ab, der mich bethört, befängt, wie gefährliche Zauberei. Dieser gleißende Blutfleck" — „Ihr seid von Sinnen!" rief die Prinzessin lebhaft und ließ den Giglio stehen, indem sie sich schnell entfernte.

Dem Giglio war es, als sei er es gar nicht gewesen, der mit der Prinzessin gesprochen, als habe er ganz willenlos das herausgesagt, was er selbst nun nicht einmal verstand; er war nahe daran zu glauben, Signor Pasquale und Meister Bescapi hätten recht, ihn für was weniges verrückt zu halten. Da sich nun aber ein Zug Masken nahte, die in den tollsten Fratzen die mißgeschaffensten Ausgeburten der Fantasie darstellten und er augenblicklich seine Kameraden erkannte, so kam ihm die ausgelassene Lustigkeit wieder. Er mischte sich in den springenden und tanzenden Haufen, indem er laut rief: „Rühre dich, rühre dich, toller Spuk! regt Euch, mächtige schälkische Geister des frechsten Spottes! ich bin nun ganz euer und ihr möget mich ansehen für euresgleichen!"

Giglio glaubte, unter seinen Kameraden auch den Alten zu bemerken, aus dessen Flasche Brambillas Gestalt gestiegen. Ehe er sich's versah, wurde er von ihm erfaßt, im Kreise herumgedreht und dazu kreischte ihm der Alte in die Ohren: „Brüderchen, ich habe dich, Brüderchen, ich habe dich!" —

Drittes Kapitel.

Von Blondköpfen, die sich erkühnen, den Pulcinell langweilig zu finden und abgeschmackt. — Deutscher und italiänischer Spaß. — Wie Celionati im Caffé greco sitzend, behauptete, er säße nicht im Caffé greco, sondern fabriziere an dem Ufer des Ganges Pariser Rappé. — Wunderbare Geschichte von dem König Ophioch, der im Lande Urdargarten herrschte, und der Königin Liris. — Wie König Cophetua ein Bettelmädchen heiratete, eine vornehme Prinzessin einem schlechten Komödianten nachlief, und Giglio ein hölzernes Schwert ansteckte, dann aber hundert Masken im Korso umrannte, bis er endlich stehen blieb, weil sein Ich zu tanzen begonnen.

„Ihr Blondköpfe! — ihr Blauaugen! ihr jungen stolzen Leute, vor deren „Guten Abend, mein schönstes Kind!“ im dröhnenden Baß gesprochen, die keckste Dirne erschrickt, kann denn euer im ewigen Winterfrost erstarrtes Blut wohl aufthauen in dem wilden Wehen der Tramontana, oder in der Glut eines Liebesliedes? Was prahlt ihr mit eurer gewaltigen Lebenslust, mit euerm frischen Lebensmut, da ihr doch keinen Sinn in euch traget für den tollsten, spaßhaftesten Spaß alles Spaßes, wie ihn unser gesegnetes Karneval in der reichsten Fülle darbietet? — Da ihr es sogar wagt, unsern wackern Pulcinell manchmal langweilig, abgeschmackt zu finden und die ergötzlichsten Mißgeburten, die der lachende Hohn gebar, Erzeugnisse nennt eines wirren Geistes!“ — So sprach Celionati in dem Caffé greco, wo er sich, wie es seine Gewohnheit war, zur Abendzeit hinbegeben und mitten unter den deutschen Künstlern Platz genommen, die zur selben Stunde dies in der Strada Condotti gelegene Haus zu besuchen pflegten und soeben über die Fratzen des Karnevals eine scharfe Kritik ergehen lassen.

„Wie?“ nahm der deutsche Maler, Franz Reinhold, das Wort, „wie möget Ihr doch nur so sprechen, Meister Celionati! Das stimmt schlecht mit dem überein, was Ihr sonst zu gunsten des deutschen Sinns und Wesens behauptet. Wahr ist es, immer habt Ihr uns Deutschen vorgeworfen, daß wir von jedem Scherz verlangten, er solle noch etwas anderes bedeuten, als eben den Scherz selbst, und ich will Euch recht geben, wiewohl in ganz anderm Sinn, als Ihr es wohl meinen möget. Gott tröste Euch, wenn Ihr uns etwa die Dummheit zutrauen solltet, die Ironie nur allegorisch gelten zu lassen! Ihr wäret dann in großem Irrtum. Recht gut sehen wir ein, daß bei euch Italiänern der reine Scherz, als solcher, viel

mehr zu Hause scheint, als bei uns; vermöcht' ich aber nur euch recht deutlich zu erklären, welchen Unterschied ich zwischen euerm und unserm Scherz, oder besser gesagt, zwischen eurer und unserer Ironie finde. — Nun, wir sprechen eben von den tollen fratzenhaften Gestalten, wie sie sich auf dem Korso umhertreiben; da kann ich wenigstens so ungefähr ein Gleichnis anknüpfen. — Seh' ich solch einen tollen Kerl durch greuliche Grimassen das Volk zum Lachen reizen, so kommt es mir vor, als spräche ein ihm sichtbar gewordenes Urbild zu ihm, aber er verstände die Worte nicht und ahme, wie es im Leben zu geschehen pflegt, wenn man sich müht, den Sinn fremder, unverständlicher Rede zu fassen, unwillkürlich die Gesten jenes sprechenden Urbildes nach, wiewohl auf übertriebene Weise, der Mühe halber, die es kostet. Unser Scherz ist die Sprache jenes Urbildes selbst, die aus unserm Innern heraustönt und den Gestus notwendig bedingt durch jenes im Innern liegende Prinzip der Ironie, so wie das in der Tiefe liegende Felsstück den darüber fortströmenden Bach zwingt, auf der Oberfläche kräuselnde Wellen zu schlagen. — Glaubt ja nicht, Meister Celionati, daß ich keinen Sinn habe für das Possenhafte, das eben nur in der äußern Erscheinung liegt und seine Motive nur von außen her erhält, und daß ich Euerm Volk nicht eine überwiegende Kraft einräume, eben dies Possenhafte ins Leben treten zu lassen. Aber verzeiht, Celionati, wenn ich auch dem Possenhaften, soll es geduldet werden, 'einen Zusatz von Gemütlichkeit für notwendig erkläre, den ich bei Euern komischen Personen vermisse. Das Gemütliche, was unsern Scherz rein erhält, geht unter in dem Prinzip der Obscönität, das Eure Pulcinelle und hundert andere Masken der Art in Bewegung setzt, und dann blickt mitten durch alle Fratzen und Possen jene grauenhafte, entsetzliche Furie der Wut, des Hasses, der Verzweiflung hervor, die Euch zum Wahnsinn, zum Morde treibt. Wenn an jenem Tage des Karnevals, an dem jeder ein Licht trägt und jeder versucht dem andern das Licht auszublasen, wenn dann im tollsten ausgelassensten Jubel, im schallendsten Gelächter der ganze Korso erbebt von dem wilden Geschrei: ammazzato sia, chi non porta moccolo, glaubt nur, Celionati, daß mich dann in demselben Augenblick, da ich ganz hingerissen von der wahnsinnigen Lust des Volks ärger, als jeder andere um mich her, blase und schreie, ammazzato sia! unheimliche Schauer erfassen, vor denen jene Gemütlichkeit, die nun einmal unserm deutschen Sinn eigen, ja gar nicht aufkommen kann."

„Gemütlichkeit," sprach Celionati lächelnd, „Gemütlichkeit! — Sagt mir nur, mein gemütlicher Herr Deutscher, was Ihr von unsern Masken des Theaters haltet? — von unserm Pantalon, Brighella, Tartaglia?" —

„Ei," erwiderte Reinhold, „ich meine, daß diese Masken eine Fundgrube öffnen des ergötzlichsten Spottes, der treffendsten Ironie, der freiesten, beinahe möcht' ich sagen, der frechsten Laune, wiewohl ich denke, daß sie mehr die verschiedenen äußern Erscheinungen in der menschlichen Natur, als die menschliche Natur selbst, oder kürzer und besser, mehr die Menschen, als den Menschen in Anspruch nehmen. — Übrigens bitte ich Euch, Celionati, mich nicht für toll zu halten, daß ich etwa daran zweifelte, in Eurer Nation mit dem tiefsten Humor begabte Männer zu finden. Die unsichtbare Kirche kennt keinen Unterschied der Nation; sie hat ihre Glieder überall. — Und, Meister Celionati, daß ich es Euch nur sage, mit Euerm ganzen Wesen und Treiben seid Ihr uns schon seit langer Zeit gar absonderlich vorgekommen. Wie Ihr Euch vor dem Volk als der abenteuerlichste Ciarlatano gebärdet, wie Ihr dann Euch wieder in unsrer Gesellschaft gefallt, alles Italische vergessend und ergötzend mit wunderbaren Geschichten, die uns recht tief ins Gemüt dringen, und dann wieder faselnd und fabelnd doch zu verstricken und festzuhalten wißt in seltsamen Zauberbanden. In der That, das Volk hat recht, wenn es Euch für einen Hexenmeister ausschreit; ich meinesteils denke bloß, daß Ihr der unsichtbaren Kirche angehört, die sehr wunderliche Glieder zählt, unerachtet alle aus einem Rumpf gewachsen." —

„Was könnt," rief Celionati heftig, „was könnt Ihr von mir denken, mein Herr Maler, was könnt Ihr von mir meinen, vermuten, ahnen? — Wißt ihr alle denn so gewiß, daß ich hier unter euch sitze und unnützerweise unnützig Zeug schwatze über Dinge, von denen ihr alle gar nichts versteht, wenn ihr nicht in den hellen Wasserspiegel der Quelle Urdar geschaut, wenn Liris euch nicht angelächelt?" —

„Hoho!" riefen alle durcheinander, „nun kommt er auf seine alten Sprünge, auf seine alten Sprünge — Vorwärts, Herr Hexenmeister! — Vorwärts."

„Ist wohl Verstand in dem Volke?" rief Celionati dazwischen, indem er mit der Faust heftig auf den Tisch schlug, so daß plötzlich alles schwieg.

„Ist wohl Verstand in dem Volke?" fuhr er dann ruhiger fort. „Was Sprünge? was Tänze? Ich frage nur, woher ihr so über-

zeugt seid, daß ich wirklich hier unter euch sitze und allerlei Gespräche führe, die ihr alle mit leiblichen Ohren zu vernehmen meint, unerachtet euch vielleicht nur ein schälkischer Luftgeist neckt? Wer steht euch dafür, daß der Celionati, dem ihr weiß machen wollt, die Italiäner verstünden sich nicht auf die Ironie, nicht eben jetzt am Ganges spazieren geht und duftige Blumen pflückt, um Pariser Rappé daraus zu bereiten für die Nase irgend eines mystischen Idols? — Oder, daß er die finstern schauerlichen Gräber zu Memphis durchwandelt, um den ältesten der Könige anzusprechen um die kleine Zehe seines linken Fußes zum offizinellen Gebrauch der stolzesten Prinzessin auf der Argentina? — Oder, daß er mit seinem intimsten Freunde, dem Zauberer Ruffiamonte, im tiefen Gespräch sitzt an der Quelle Urdar? — Doch halt, ich will wirklich so thun, als säße Celionati hier im Caffé greco, und euch erzählen von dem Könige Ophioch, der Königin Liris und von dem Wasserspiegel der Quelle Urdar, wenn ihr dergleichen hören wollt."

„Erzählt," sprach einer der jungen Künstler, „erzählt nur, Celionati; ich merke schon, das wird eine von Euern Geschichten sein, die hinlänglich toll und abenteuerlich, doch ganz angenehm zu hören sind."

„Daß," begann Celionati, „daß nur niemand von euch glaubt, ich wolle unsinnige Märchen auftischen und daran zweifelt, daß sich alles so begeben, wie ich es erzählen werde! Jeder Zweifel wird gehoben sein, wenn ich versichere, daß ich alles aus dem Munde meines Freundes Ruffiamonte habe, der selbst in gewisser Art die Hauptperson der Geschichte ist. Kaum sind es ein paar hundert Jahre her, als wir gerade die Feuer von Island durchwandelnd und einem von Flut und Glut gebornen Talisman nachforschend, viel von der Quelle Urdar sprachen. Also, Ohren auf, Sinn auf!" —

— Hier mußt du, sehr geneigter Leser! es dir also gefallen lassen, eine Geschichte zu hören, die ganz außer dem Gebiet derjenigen Begebenheiten zu liegen scheint, die ich dir zu erzählen unternommen, mithin als verwerfliche Episode dasteht. Wie es manchmal aber zu geschehen pflegt, daß man den Weg, der scheinbar irre leitete, rüstig verfolgend plötzlich zum Ziel gelangt, das man aus den Augen verlor, so möcht' es vielleicht auch sein, daß diese Episode, nur scheinbarer Irrweg, recht hineinleitet in den Kern der Hauptgeschichte. Vernimm also, o mein Leser! die wunderbare

Geschichte von dem Könige Ophioch und der Königin Liris.

Vor gar langer, langer Zeit, man möchte sagen, in einer Zeit, die so genau auf die Urzeit folgte, wie Aschermittwoch auf Fastnachtsdienstag — herrschte über das Land Urdargarten der junge König Ophioch. — Ich weiß nicht, ob der deutsche Büsching das Land Urdargarten mit einiger geographischer Genauigkeit beschrieben; doch so viel ist gewiß, daß, wie der Zauberer Ruffiamonte mir tausend Mal versichert hat, es zu den gesegnetsten Ländern gehörte, die es jemals gab und geben wird. Es hatte so üppigen Wieswachs und Kleebau, daß das leckerste Vieh sich nicht wegsehnte aus dem lieben Vaterlande, ansehnliche Forsten mit Bäumen, Pflanzen, herrlichem Wilde und solch süßen Düften, daß die Morgen- und Abenwinde gar nicht satt wurden, darin herum zu kosen. Wein gab es und Öl und Früchte jeder Art in Hülle und Fülle. Silberhelle Wässer durchströmten das ganze Land, Gold und Silber spendeten Berge, die, wie wahrhaft reiche Männer, sich ganz einfach kleideten in ein fahles Dunkelgrau, und wer sich nur ein wenig Mühe gab, scharrte aus dem Sande die schönsten Edelsteine, die er, wollt' er's, verbrauchen konnte zu zierlichen Hemd- oder Westenknöpfen. Fehlte es außer der von Marmor und Alabaster erbauten Residenz an gehörigen Städten von Backstein, so lag dies an dem Mangel der Kultur, der damals die Menschen noch nicht einsehen ließ, daß es doch besser sei, von tüchtigen Mauern geschützt, im Lehnstuhl zu sitzen, als am murmelnden Bach, umgeben von rauschendem Gebüsch in niedriger Hütte zu wohnen und sich der Gefahr auszusetzen, daß dieser oder jener unverschämte Baum sein Laub hineinhänge in die Fenster, und, ungebetener Gast, zu allem sein Wörtlein mitrede, oder gar Wein und Epheu den Tapezierer spiele. Kam nun noch hinzu, daß die Bewohner des Landes Urdargarten die vorzüglichsten Patrioten waren, den König, auch wenn er nicht gerade ihnen zu Gesicht kam, ungemein liebten und auch an andern Tagen, als an seinem Geburtstage, riefen: Er lebe! so mußte wohl König Ophioch der glücklichste Monarch unter der Sonne sein. — Das hätte er auch wirklich sein können, wenn nicht allein er, sondern gar viele im Lande, die man zu den Weisesten rechnen durfte, von einer gewissen seltsamen Traurigkeit befallen worden wären, die mitten in aller Herrlichkeit keine Lust aufkommen ließ. König Ophioch war ein verständiger Jüngling von guten Einsichten, von hellem Verstande und hatte sogar poetischen Sinn. Dies müßte ganz unglaublich

scheinen und unzulässig, würd' es nicht denkbar und entschuldigt der Zeit halber, in der er lebte.

Es mochten wohl noch Anklänge aus jener wunderbaren Vorzeit der höchsten Lust, als die Natur dem Menschen, ihn als ihr liebstes Schooßkind hegend und pflegend, die unmittelbare Anschauung alles Seins und mit derselben das Verständnis des höchsten Ideals, der reinsten Harmonie verstattete, in König Ophiochs Seele wiederhallen. Denn oft war es ihm, als sprächen holde Stimmen zu ihm in geheimnisvollem Rauschen des Waldes, im Geflüster der Büsche, der Quellen, als langten aus den goldnen Wolken schimmernde Arme herab, ihn zu erfassen, und ihm schwoll die Brust vor glühender Sehnsucht. Aber dann ging alles unter in wirren wüsten Trümmern, mit eisigen Fittigen wehte ihn der finstre furchtbare Dämon an, der ihn mit der Mutter entzweit und er sah sich von ihr im Zorn hülflos verlassen. Die Stimme des Waldes, der fernen Berge, die sonst die Sehnsucht weckten und süßes Ahnen vergangener Lust, verklangen im Hohn jenes finstern Dämons. Aber der brennende Gluthauch dieses Hohns entzündete in König Ophiochs Innerm den Wahn, daß des Dämons Stimme die Stimme der zürnenden Mutter sei, die nun feindlich das eigne entartete Kind zu vernichten trachte. —

Wie gesagt, manche im Lande begriffen die Melancholie des Königs Ophioch und wurden, sie begreifend, selbst davon erfaßt. Die mehrsten begriffen diese Melancholie aber nicht und vorzüglich nicht im allermindesten der ganze Staatsrath, der zum Wohl des Königreichs gesund blieb.

In diesem gesunden Zustande glaubte der Staatsrath einzusehen, daß den König Ophioch nichts anderes von seinem Tiefsinn retten könne, als wenn ihm ein hübsches durchaus munteres, vergnügtes Gemahl zu teil würde. Man warf die Augen auf die Prinzessin Liris, die Tochter eines benachbarten Königs. — Prinzessin Liris war in der That so schön, als man sich nur irgend eine Königstochter denken mag. Unerachtet alles was sie umgab, alles was sie sah, erfuhr, spurlos an ihrem Geiste vorüberging, so lachte sie doch beständig und da man im Lande Hirdargarten (so war das Land ihres Vaters geheißen) ebensowenig einen Grund dieser Lustigkeit anzugeben wußte, als im Lande Urdargarten den Grund von König Ophiochs Traurigkeit, so schienen schon deshalb beide königliche Seelen für einander geschaffen. Übrigens war der Prinzessin einzige Lust, die sich wirklich als Lust gestaltete, Filet zu machen von ihren Hof-

damen umgeben, die gleichfalls Filet machen mußten, sowie König Ophioch nur daran Vergnügen zu finden schien, in tiefer Einsamkeit den Tieren des Waldes nachzustellen. — König Ophioch hatte wider die ihm zugedachte Gemahlin nicht das mindeste einzuwenden; ihm erschien die ganze Heirat als ein gleichgültiges Staatsgeschäft, dessen Besorgung er den Ministern überließ, die sich so eifrig darum bemüht.

Das Beilager wurde bald mit aller nur möglichen Pracht vollzogen. Alles ging sehr herrlich und glücklich von statten, bis auf den kleinen Unfall, daß der Hofpoet, welchem König Ophioch das Hochzeits-Carmen, das er ihm überreichen wollte, an den Kopf warf, vor Schreck und Zorn auf der Stelle in unglücklichen Wahnsinn verfiel und sich einbildete, er sei ein poetisches Gemüt, welches ihn denn verhinderte, forthin zu dichten, und untauglich machte zum ferneren Dienst als Hofpoet.

Wochen und Monde vergingen; doch keine Spur geänderter Seelenstimmung zeigte sich bei König Ophioch. Die Minister, denen die lachende Königin ungemein wohl gefiel, trösteten aber immer noch das Volk und sich selbst und sprachen: Es wird schon kommen!

Es kam aber nicht: denn König Ophioch wurde mit jedem Tage noch ernster und trauriger, als er gewesen und, was das Ärgste war, ein tiefer Widerwille gegen die lachende Königin keimte auf in seinem Innern, welches diese indessen gar nicht zu bemerken schien, wie denn überhaupt niemals zu ergründen war, ob sie noch irgend etwas in der Welt bemerkte, außer den Maschen des Filets.

Es begab sich, daß König Ophioch eines Tages auf der Jagd in den rauhen verwilderten Teil des Waldes geriet, wo ein Turm von schwarzem Gestein, uralt wie die Schöpfung, als sei er emporgewachsen aus dem Felsen, hoch emporragte in die Luft. Ein dumpfes Brausen ging durch die Gipfel der Bäume und aus dem tiefen Steingeklüft antworteten heulende Stimmen des herzzerschneidenden Jammers. Königs Ophiochs Brust wurde an diesem schauerlichen Ort bewegt auf wunderbare Weise. Es war ihm aber, als leuchte in jenen entsetzlichen Lauten des tiefsten Wehs ein Hoffnungsschimmer der Versöhnung auf und nicht mehr den höhnenden Zorn, nein! nur die rührende Klage der Mutter um das verlorne entartete Kind vernehme er und diese Klage bringe ihm den Trost, daß die Mutter nicht ewig zürnen werde.

Als König Ophioch nun so ganz in sich verloren dastand, brauste

ein Adler auf und schwebte über der Zinne des Turms. Unwillkürlich ergriff König Ophioch sein Geschoß und drückte den Pfeil ab nach dem Adler; statt aber diesen zu treffen blieb der Pfeil stecken in der Brust eines alten ehrwürdigen Mannes, den nun erst König Ophioch auf der Zinne des Turms gewahrte. Entsetzen faßte den König Ophioch, als er sich besann, daß der Turm die Sternwarte sei, welche, wie die Sage ging, sonst die alten Könige des Landes in geheimnisvollen Nächten bestiegen und, geweihte Mittler zwischen dem Volk und der Herrscherin alles Seins, den Willen, die Sprüche der Mächtigen dem Volk verkündet hatten. Er wurde inne, daß er sich an dem Orte befand, den jeder sorglich mied, weil es hieß, der alte Magus Hermod stehe, in tausendjährigem Schlaf versunken, auf der Zinne des Turms und würde er geweckt aus dem Schlafe, so gäre der Zorn der Elemente auf, sie träten kämpfend gegeneinander und alles müsse untergehen in diesem Kampf.

Ganz betrübt wollte König Ophioch niedersinken; da fühlte er sich sanft berührt, der Magus Hermod stand vor ihm, mit dem Pfeil in der Hand, der seine Brust getroffen, und sprach, indem ein mildes Lächeln die ernsten ehrwürdigen Züge seines Antlitzes erheiterte: „Du hast mich aus einem langen Seherschlaf geweckt, König Ophioch! Habe Dank dafür! denn es geschah zur rechten Stunde. Es ist nun an der Zeit, daß ich nach Atlantis wandle und aus der Hand der hohen mächtigen Königin das Geschenk empfange, das sie zum Zeichen der Versöhnung mir versprach und das dem Schmerz, der deine Brust, o König Ophioch, zerreißt, den vernichtenden Stachel rauben wird. — Der Gedanke zerstörte die Anschauung, aber dem Prisma des Kyrstalls, zu dem die feurige Flut im Vermählungskampf mit dem feindlichen Gift gerann, entstrahlt die Anschauung neugeboren, selbst Fötus des Gedankens! — Lebe wohl, König Ophioch! in dreizehn Mal dreizehn Monden siehst du mich wieder, ich bringe dir die schönste Gabe der versöhnten Mutter, die deinen Schmerz auflöst in höchste Lust, vor der der Eiskerker zerschmilzt, in dem dein Gemahl, die Königin Liris, der feindlichste aller Dämonen so lange gefangen hielt. — Lebe wohl, König Ophioch!“ —

Mit diesen geheimnisvollen Worten verließ der alte Magus den jungen König, in der Tiefe des Waldes verschwindend.

War König Ophioch vorher traurig und tiefsinnig gewesen, so wurde er es jetzt noch viel mehr. Fest in seiner Seele waren die Worte des alten Hermod geblieben; er wiederholte sie dem Hof-

astrologen, der den ihm unverständlichen Sinn deuten sollte. Der Hofastrolog erklärte indessen, es sei gar kein Sinn darin enthalten; denn es gebe gar kein Prisma und auch kein Krystall, wenigstens könne solches, wie jeder Apotheker wisse, nicht aus feuriger Flut und feindlichem Gift entstehen und was ferner von Gedanke und neugeborner Anschauung in Hermods wirrer Rede vorkomme, müsse schon deshalb unverständlich bleiben, weil kein Astrolog, oder Philosoph von einiger honnetter Bildung, sich auf die bedeutungslose Sprache des rohen Zeitalters einlassen könne, dem der Magus Hermod angehöre. König Ophioch war mit dieser Ausrede nicht allein ganz und gar nicht zufrieden, sondern fuhr den Astrologen überdies im großen Zorn gar hart an und es war gut, daß er gerade nichts zur Hand hatte, um es, wie jenes Carmen dem Hofdichter, dem unglücklichen Hofastrologen an den Kopf zu werfen. Ruffiamonte behauptet, daß, stehe auch in der Chronik nichts davon, es doch nach der Volkssage in Urdargarten gewiß sei, daß König Ophioch bei dieser Gelegenheit den Hofastrologen einen — Esel geheißen. — Da nun dem jungen tiefsinnigen Könige jene mystischen Worte des Magus Hermod gar nicht aus der Seele kamen, so beschloß er endlich, koste es was es wolle, die Bedeutung davon selbst aufzufinden. Auf eine schwarze Marmortafel ließ er daher mit goldnen Buchstaben die Worte setzen: der Gedanke zerstörte die Anschauung — und wie der Magus weiter gesprochen, und die Tafel in die Mauer eines entlegenen düstern Saals in seinem Palast einfügen. Vor diese Tafel setzte er sich dann hin auf ein weichgepolstertes Ruhbett, stützte den Kopf in die Hand und überließ sich, die Inschrift betrachtend, tiefem Nachdenken.

Es geschah, daß die Königin Liris ganz zufällig in den Saal geriet, in dem sich König Ophioch befand nebst der Inschrift. Unerachtet sie aber ihrer Gewohnheit gemäß so laut lachte, daß die Wände dröhnten, so schien der König die teure muntre Gemahlin doch ganz und gar nicht zu bemerken. Er wandte den starren Blick nicht ab von der schwarzen Marmortafel. Endlich richtete Königin Liris auch ihren Blick dahin. Kaum hatte sie indessen die geheimnisvollen Worte gelesen, als ihre Lache verstummte und sie schweigend neben dem Könige hinsank auf die Polster. Nachdem beide, König Ophioch und Königin Liris, eine geraume Zeit hindurch die Inschrift angestarrt hatten, begannen sie stark und immer stärker zu gähnen, schlossen die Augen und sanken in einen solchen festen Todesschlaf, daß keine menschliche Kunst sie daraus zu erwecken vermochte. Man hätte sie



für tot gehalten und mit den im Lande Urdargarten üblichen Ceremonien in die königliche Gruft gebracht, wären nicht leise Atemzüge, der schlagende Puls, die Farbe des Gesichts untrügliche Kennzeichen des fortdauernden Lebens gewesen. Da es nun überdies an Nachkommenschaft zur Zeit noch fehlte, so beschloß der Staatsrath zu regieren statt des schlummernden Königs Ophioch und wußte dies so geschickt anzufangen, daß niemand die Lethargie des Monarchen auch nur ahnte. —

Dreizehn Mal dreizehn Monden waren verflossen nach dem Tage, als König Ophioch die wichtige Unterredung mit dem Magus Hermod gehabt hatte; da ging den Einwohnern des Landes Urdargarten ein Schauspiel auf, so herrlich, als sie noch niemals eins gesehen.

Der große Magus Hermod zog herbei auf einer feurigen Wolke umgeben von Elementargeistern jedes Geschlechts und ließ sich, während in den Lüften aller Wohllaut der ganzen Natur in geheimnisvollen Accorden ertönte, herab auf den bunt gewirkten Teppich einer schönen duftigen Wiese. Über seinem Haupte schien ein leuchtendes Gestirn zu schweben, dessen Feuerglanz das Auge nicht zu ertragen vermochte. Das war aber ein Prisma von schimmerndem Krystall, welches nun, da es der Magus hoch in die Lüfte erhob, in blitzenden Tropfen zerfloß in die Erde hinein, um augenblicklich als die herrlichste Silberquelle in fröhlichem Rauschen emporzusprudeln.

Nun rührte sich alles um den Magus her. Während die Erdgeister in die Tiefe fuhren und blinkende Metallblumen emporwarfen, wogten die Feuer- und Wassergeister in mächtigen Strahlen ihrer Elemente, sausten und brausten die Luftgeister durcheinander, wie in lustigem Turnier kämpfend und ringend. Der Magus stieg wieder auf und breitete seinen weiten Mantel aus; da verhüllte alles ein dichter aufsteigender Duft, und als der zerflossen, hatte sich auf dem Kampfplatz der Geister ein herrlicher himmelsklarer Wasserspiegel gebildet, den blinkendes Gestein, wunderbare Kräuter und Blumen einschlossen und in dessen Mitte die Quelle fröhlich sprudelte und wie in schalkhafter Neckerei die kräuselnden Wellen ringsumher forttrieb.

In demselben Augenblick, als das geheimnisvolle Prisma des Magus Hermod zur Quelle zerfloß, war das Königspaar aus seinem langen Zauberschlafe erwacht. Beide, König Ophioch und Königin Liris, eilten von unwiderstehlicher Begier getrieben schnell herbei. Sie waren die ersten, die hineinschauten in das Wasser. Als sie nun aber in der unendlichen Tiefe den blauen glänzenden Himmel, die Büsche, die Bäume, die Blumen, die ganze Natur, ihr eignes Ich

in verkehrter Abspiegelung erschauten, da war es, als rollten dunkle Schleier auf, eine neue herrliche Welt voll Leben und Lust wurde klar vor ihren Augen und mit der Erkenntnis dieser Welt entzündete sich ein Entzücken in ihrem Innern, das sie nie gekannt, nie geahnet. Lange hatten sie hineingeschaut, dann erhoben sie sich, sahen einander an und — lachten, muß man nämlich den physischen Ausdruck des innigsten Wohlbehagens nicht sowohl, als der Freude über den Sieg innerer geistiger Kraft Lachen nennen. — Hätte nicht schon die Verklärung, die auf dem Antlitz der Königin Liris lag und den schönen Zügen desselben erst wahres Leben, wahrhaften Himmelsreiz verlieh, von ihrer gänzlichen Sinnesänderung gezeugt, so hätte das jeder schon aus der Art abnehmen müssen, wie sie lachte. Denn so himmelweit war dieses Lachen von dem Gelächter verschieden, womit sie sonst den König quälte, daß viele gescheute Leute behaupteten, sie sei es gar nicht, die da lache, sondern ein anderes in ihrem Innern verstecktes wunderbares Wesen. Mit König Ophiochs Lachen hatte es dieselbe Bewandtnis. Als beide nun auf solch eigne Weise gelacht, riefen sie beinahe zu gleicher Zeit: „O! — wir lagen in öder unwirtbarer Fremde in schweren Träumen und sind erwacht in der Heimat — nun erkennen wir uns in uns selbst und sind nicht mehr verwaiste Kinder!“ — dann aber fielen sie sich mit dem Ausdruck der innigsten Liebe an die Brust. — Während dieser Umarmung schauten alle, die sich nur hinandrängen konnten, in das Wasser; die, welche von des Königs Traurigkeit angesteckt worden waren und in den Wasserspiegel schauten, spürten dieselben Wirkungen, wie das königliche Paar; diejenigen, die schon sonst lustig gewesen, blieben aber ganz in vorigem Zustande. Viele Ärzte fanden das Wasser gemein, ohne mineralischen Zusatz, sowie manche Philosophen das Hineinschauen in den Wasserspiegel gänzlich widerrieten, weil der Mensch, wenn er sich und die Welt verkehrt erblicke, leicht schwindligt werde. Es gab sogar einige von der gebildetsten Klasse des Reichs, welche behaupteten, es gebe gar keine Urdarquelle — — Urdarquelle wurde nämlich von König und Volk sogleich das herrliche Wasser genannt, das aus Hermods geheimnisvollem Prisma entstanden. — Der König Ophioch und die Königin Liris, beide sanken dem großen Magus Hermod, der ihnen Glück und Heil gebracht, zu Füßen und dankten ihm in den schönsten Worten und Redensarten, die sie nur eben zur Hand hatten. Der Magus Hermod hob sie mit sittigem Anstand auf, drückte erst die Königin, hierauf den König an seine

Brust und versprach, da ihm das Wohl des Landes Urdargarten sehr am Herzen liege, sich zuweilen in vorkommenden kritischen Fällen auf der Sternwarte blicken zu lassen. König Ophioch wollte ihm durchaus die würdige Hand küssen; das litt er aber durchaus nicht, sondern erhob sich augenblicklich in die Lüfte. Von oben herab rief er noch mit einer Stimme, welche erklang wie stark angeschlagene Metallglocken, die Worte herab:

„Der Gedanke zerstört die Anschauung und losgerissen von der Mutter Brust wankt in irrem Wahn, in blinder Betäubtheit der Mensch heimatlos umher, bis des Gedankens eignes Spiegelbild dem Gedanken selbst die Erkenntnis schafft, daß er ist und daß er in dem tiefsten reichsten Schacht, den ihm die mütterliche Königin geöffnet, als Herrscher gebietet, muß er auch als Vasall gehorchen.“

Ende der Geschichte von dem Könige Ophioch und der Königin Liris.

* * *

Celionati schwieg und die Jünglinge blieben auch im Schweigen der Betrachtung versunken, zu der sie das Märlein des alten Ciarlatano, das sie sich ganz anders gedacht hatten, aufgeregt.

„Meister Celionati,“ unterbrach endlich Franz Reinhold die Stille, „Meister Celionati, Euer Märlein schmeckt nach der Edda, nach der Voluspa, nach der Samskritt und was weiß ich, nach welchen andern alten mythischen Büchern; aber, hab' ich Euch recht verstanden, so ist die Urdarquelle, womit die Bewohner des Landes Urdargarten beglückt wurden, nichts anders, als was wir Deutschen Humor nennen, die wunderbare, aus der tiefsten Anschauung der Natur geborne Kraft des Gedankens, seinen eignen ironischen Doppeltgänger zu machen, an dessen seltsamlichen Faxen er die seinigen und — ich will das freche Wort beibehalten — die Faxen des ganzen Seins hienieden erkennt und sich daran ergötzt — Doch in der That, Meister Celionati, durch Euern Mythos habt Ihr gezeigt, daß Ihr Euch noch auf andern Spaß versteht, als auf den Eures Karnevals; ich rechne Euch von nun an zur unsichtbaren Kirche und beuge meine Knie vor Euch, wie König Ophioch vor dem großen Magus Hermod; denn auch Ihr seid ein gewaltiger Hexenmeister.“

„Was“ rief Celionati, „was sprecht Ihr denn von Märchen, von Mythos? Hab' ich Euch denn was anderes erzählt, was anderes erzählen wollen, als eine hübsche Geschichte aus dem Leben meines

Freundes Ruffiamonte? -- Ihr müßt wissen, daß dieser, mein Intimus, eben der große Magus Hermod ist, der den König Ophioch von seiner Traurigkeit herstellte. Wollt Ihr mir nicht glauben, so könnt Ihr ihn selbst fragen nach allem; denn er befindet sich hier und wohnt im Palast Pistoja." — Kaum hatte Celionati den Palast Pistoja genannt, als alle sich des abenteuerlichsten aller Maskenzüge, der vor wenigen Tagen in jenen Palast eingezogen, erinnerten, und den seltsamlichen Ciarlatano mit hundert Fragen bestürmten, was es damit für eine Bewandtnis habe, indem sie voraussetzten, daß er, selbst ein Abenteurer, von dem Abenteuerlichen, wie es sich in dem Zuge gestaltet, besser unterrichtet sein müsse, als jeder andere.

„Ganz gewiß," rief Reinhold lachend, „ganz gewiß war der hübsche Alte, der in der Tulpe den Wissenschaften oblag, Euer Intimus, der große Magus Hermod, oder der Schwarzkünstler Ruffiamonte?"

„Es ist," erwiderte Celionati gelassen, „es ist dem so, mein guter Sohn! Übrigens mag es aber noch nicht an der Zeit sein, viel von dem zu sprechen, was in dem Palast Pistoja hauset — Nun! — wenn König Cophetua ein Bettlermädchen heiratete, so kann ja auch wohl die große mächtige Prinzessin Brambilla einem schlechten Komödianten nachlaufen" — Damit verließ Celionati das Caffèhaus und niemand wußte, oder ahnte, was er mit den letzten Worten hatte sagen wollen; da dies aber sehr oft mit den Reden Celionatis der Fall war, so gab sich auch keiner sonderliche Mühe darüber weiter nachzudenken. — Während sich dies auf dem Caffè greco begab, schwärmte Giglio in seiner tollen Maske den Korso auf und ab. Er hatte nicht unterlassen, sowie es Prinzessin Brambilla verlangt, einen Hut aufzusetzen, der mit hoch emporragender Krempe einer sonderbaren Sturmhaube glich, und sich mit einem breiten hölzernen Schwert zu bewaffnen. Sein ganzes Innre war erfüllt von der Dame seines Herzens; aber selbst wußte er nicht, wie es geschehen konnte, daß es nun ihm gar nicht als etwas Besonderes, als ein träumerisches Glück vorkam, die Liebe der Prinzessin zu gewinnen, daß er im frechen Übermut an die Notwendigkeit glaubte, daß sie sein werden müsse, weil sie gar nicht anders könne. Und dieser Gedanke entzündete in ihm eine tolle Lustigkeit, die sich Luft machte in den übertriebensten Grimassen und vor der ihm selbst im Innersten graute.

Prinzessin Brambilla ließ sich nirgends sehen; aber Giglio schrie ganz außer sich: „Prinzessin — Täubchen — Herzkind — ich finde dich doch, ich finde dich doch!" und rannte wie wahnsinnig hundert

Masken um und um, bis ein tanzendes Paar ihm in die Augen fiel und seine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Ein possierlicher Kerl, bis auf die geringste Kleinigkeit gekleidet wie Giglio, ja was Größe, Stellung u. s. betrifft, sein zweites Ich, tanzte nämlich, Chitarre spielend, mit einem sehr zierlich gekleideten Frauenzimmer, welche Castagnetten schlug. Versteinerte den Giglio der Anblick seines tanzenden Ichs, so glühte ihm wieder die Brust auf, wenn er das Mädchen betrachtete. Er glaubte nie so viel Anmut und Schönheit gesehen zu haben; jede ihrer Bewegungen verriet die Begeisterung einer ganz besondern Lust und eben diese Begeisterung war es, die selbst der wilden Ausgelassenheit des Tanzes einen unnennbaren Reiz verlieh.

Nicht zu leugnen war es, daß sich eben durch den tollen Kontrast des tanzenden Paars eine Skurrilität erzeugte, die jeden mitten in anbetender Bewunderung des holden Mädchens zum Lachen reizen mußte; aber eben dies aus den widersprechendsten Elementen gemischte Gefühl war es, in dem jene Begeisterung einer fremden unnennbaren Lust, von der die Tänzerin und auch der possierliche Kerl ergriffen, auflebte im eignen Innern. Dem Giglio wollte eine Ahnung aufsteigen, wer die Tänzerin sein könne, als eine Maske neben ihm sprach: „das ist die Prinzessin Brambilla, welche mit ihrem Geliebten, dem assyrischen Prinzen, Cornelio Chiapperi, tanzt!“ —

Viertes Kapitel.

Von der nützlichen Erfindung des Schlafs und des Traums, und was Sancho Pansa darüber denkt. — Wie ein Württembergischer Beamter die Treppe hinabfiel und Giglio sein Ich nicht durchschauen konnte. Rhetorische Ofenschirme, doppelter Galimathias und der weiße Mohr. — Wie der alte Fürst Bastianello di Pistoja Apfelsinenkerne in dem Korso aussäete und die Masken in Schutz nahm. Der beau jour häßlicher Mädchen. — Nachrichten von der berühmten Schwarzkünstlerin Circe, welche Bandschleifen nestelt, sowie von dem artigen Schlangenkraut, das im blühenden Arcadien wächst. — Wie sich Giglio aus purer Verzweiflung erdolchte, hierauf an den Tisch setzte, ohne Zwang zugriff, dann aber der Prinzessin eine gute Nacht wünschte.

Es darf dir, vielgeliebter Leser, nicht befremdlich erscheinen, wenn in einem Ding, das sich zwar Capriccio nennt, das aber einem Märchen so auf ein Haar gleicht, als sei es selbst eins, viel vorkommt von seltsamem Spuk, von träumerischem Wahn, wie ihn der

menschliche Geist wohl hegt und pflegt, oder besser, wenn der Schauplatz manchmal in das eigne Innere der auftretenden Gestalten verlegt wird. — Möchte das aber nicht eben der rechte Schauplatz sein? — Vielleicht bist du, o mein Leser! auch so wie ich, des Sinnes, daß der menschliche Geist selbst das wunderbarste Märchen ist, das es nur geben kann. — Welch eine herrliche Welt liegt in unserer Brust verschlossen! Kein Sonnenkreis engt sie ein, der ganzen sichtbaren Schöpfung unerforschlichen Reichtum überwiegen ihre Schätze! — Wie so tot, so bettelarm, so maulwurfsblind, wär' unser Leben, hätte der Weltgeist uns Söldlinge der Natur nicht ausgestattet mit jener unversieglichen Diamantgrube in unserm Innern, aus der uns in Schimmer und Glanz das wunderbare Reich aufstrahlt, das unser Eigentum geworden! Hochbegabt die, die sich dieses Eigentums recht bewußt! Noch hochbegabter und selig zu preisen die, die ihres innern Perus Edelsteine nicht allein zu erschauen, sondern auch herauf zu bringen, zu schleifen und ihnen prächtigeres Feuer zu entlocken verstehen. — Nun! — Sancho meinte, Gott solle den ehren, der den Schlaf erfunden, es müsse ein gescheuter Kerl gewesen sein; noch mehr mag aber wohl der geehrt werden, der den Traum erfand. Nicht **den** Traum, der aus unserm Innern nur dann aufsteigt, wenn wir unter des Schlafes weicher Decke liegen — nein! — **den** Traum, den wir durch das ganze Leben fort träumen, der oft die drückende Last des Irdischen auf seine Schwingen nimmt, von dem jeder bittre Schmerz, jede trostlose Klage getäuschter Hoffnung verstummt, da er selbst, Strahl des Himmels in unserer Brust entglommen, mit der unendlichen Sehnsucht die Erfüllung verheißt. —

Diese Gedanken kamen dem, der es unternommen, für dich, sehr geliebter Leser! das seltsame Capriccio von der Prinzessin Brambilla aufzustellen, in dem Augenblick zu Sinn, als er daran gehen wollte, den merkwürdigen Gemütszustand zu beschreiben, in den der verkappte Giglio Fava geriet, als ihm die Worte zugeflüstert wurden: „Das ist die Prinzessin Brambilla, die mit ihrem Geliebten, dem assyrischen Prinzen, Cornelio Chiapperi, tanzt!“ — Selten vermögen Autoren es über sich, dem Leser zu verschweigen, was sie bei diesem oder jenem Stadium, in das ihre Helden treten, denken; sie machen gar zu gern den Chorus ihres eignen Buchs und nennen Reflektion alles das, was zwar nicht zur Geschichte nötig, aber doch als ein angenehmer Schnörkel dastehen kann. Als angenehmer Schnörkel mögen daher auch die Gedanken gelten, womit dieses Kapitel begann; denn in der

That, sie waren zur Geschichte ebensowenig nötig, als zur Schilderung von Giglios Gemütszustand, der gar nicht so seltsam und ungewöhnlich war, als man es nach dem Anlauf, den der Autor genommen, wohl denken sollte. — Kurz! — es geschah dem Giglio Fava, als er jene Worte vernahm, nichts weiter, als daß er sich augenblicklich selbst für den assyrischen Cornelio Chiapperi hielt, der mit der Prinzessin Brambilla tanze. Jeder tüchtige Philosoph von einiger faustgerechter Erfahrung wird dies so leicht ganz und gar erklären können, daß Quintaner das Experiment des innern Geistes verstehen müssen. Besagter Psycholog wird nämlich nichts besseres thun, als aus Mauchardts Repertorium der empirischen Psychologie den württembergischen Beamten anführen können, der in der Trunkenheit die Treppe hinabstürzte und dann seinen Schreiber, der ihn geleitete, sehr bedauerte, daß er so hart gefallen. „Nach allem,“ fährt der Psycholog dann fort, „was wir bis jetzt von dem Giglio Fava vernommen, leidet derselbe an einem Zustande, der dem des Rausches völlig zu vergleichen, gewissermaßen an einer geistigen Trunkenheit, erzeugt durch die nervenreizende Kraft gewisser excentrischer Vorstellungen von seinem Ich, und da nun vorzüglich Schauspieler sehr geneigt sind, sich auf diese Art zu berauschen, so — u. s. w.“

Also für den assyrischen Prinzen, Cornelio Chiapperi, hielt sich Giglio; und war dies eben auch nichts Besonderes, so möchte doch schwerer zu erklären sein, woher die seltene, nie empfundene Lust kam, die mit flammender Glut sein ganzes Innere durchdrang. Stärker und stärker schlug er die Saiten der Chitarre, toller und ausgelassener wurden die Grimassen, die Sprünge des wilden Tanzes. Aber sein Ich stand ihm gegenüber und führte ebenso tanzend und springend, ebensolche Fratzen schneidend, wie er, mit dem breiten hölzernen Schwert Streiche nach ihm durch die Luft. — Brambilla war verschwunden! — „Hoho,“ dachte Giglio, „nur mein Ich ist schuld daran, daß ich meine Braut, die Prinzessin, nicht sehe; ich kann mein Ich nicht durchschauen und mein verdammtes Ich will mir zu Leibe mit gefährlicher Waffe, aber ich spiele und tanze es zu tode und dann bin ich erst ich, und die Prinzessin ist mein!“ —

Während dieser etwas konfusen Gedanken wurden Giglios Sprünge immer unerhörter, aber in dem Augenblick traf des Ichs hölzernes Schwert die Chitarre so hart, daß sie in tausend Stücke zersprang und Giglio rücklings über sehr unsanft zu Boden fiel. Das brüllende Gelächter des Volks, das die Tanzenden umringt hatte, weckte den

Giglio aus seiner Träumerei. Bei dem Sturz war ihm Brille und Maske entfallen, man erkannte ihn und hundert Stimmen riefen: Bravo, bravissimo, Signor Giglio! — Giglio raffte sich auf und eilte, da ihm plötzlich es einkam, daß es für einen tragischen Schauspieler höchst unschicklich, dem Volk ein groteskes Schauspiel gegeben zu haben, schnell von dannen. In seiner Wohnung angekommen warf er die tolle Maske ab, hüllte sich in einen Tabarro und kehrte zurück nach dem Korso.

Im Hin- und Herwandern geriet er endlich vor den Palast Pistoja und hier fühlte er sich plötzlich von hinten umfaßt und eine Stimme flüsterte ihm zu: „Täuscht mich nicht Gang und Stellung, so seid Ihr es, mein werter Signor Giglio Fava?“

Giglio erkannte den Abbate Antonio Chiari. Bei des Abbate Anblick ging ihm plötzlich die ganze schöne frühere Zeit auf, als er noch tragische Helden spielte und dann, nachdem er sich des Cothurns entledigt, die enge Treppe hinaufschlich zur lieblichen Giacinta. Der Abbate Chiari (vielleicht ein Vorfahr des berühmten Chiari, der in Fehde trat mit dem Grafen Gozzi und die Waffen strecken mußte) hatte von Jugend auf mit nicht geringer Mühe Geist und Finger dazu abgerichtet, Trauerspiele zu verfertigen, die, was die Erfindung, enorm, was die Ausführung betrifft, aber höchst angenehm und lieblich waren. Er vermied sorglich irgend eine entsetzliche Begebenheit anders als unter mild vermittelnden Umständen vor den Augen der Zuschauer sich wirklich zutragen zu lassen und alle Schauer irgend einer gräßlichen That wickelte er in den zähen Kleister so vieler schönen Worte und Redensarten ein, daß die Zuhörer ohne Schauer die süße Pappe zu sich nahmen und den bittern Kern nicht heraus schmeckten. Selbst die Flammen der Hölle wußte er nützlich anzuwenden zum freundlichen Transparent, indem er den ölgetränkten Ofenschirm seiner Rhetorik davorstellte, und in die rauchenden Wellen des Acheron goß er das Rosenwasser seiner martellianischen Verse, damit der Höllenfluß sanft und fein flute und ein Dichterfluß werde. — So was gefällt vielen und kein Wunder daher, daß der Abbate Antonio Chiari ein beliebter Dichter zu nennen war. Hatte er nun noch dazu ein besonderes Geschick, sogenannte dankbare Rollen zu schreiben, so konnt' es gar nicht fehlen, daß der dichterische Abbate auch der Abgott der Schauspieler wurde. — Irgend ein geistreicher französischer Dichter sagt, es gebe zwei Arten von Galimathias, einen solchen, den Leser und Zuhörer nicht verständen, einen zweiten höhern,

den der Schöpfer (Dichter oder Schriftsteller) selbst nicht verstände. Von dieser letztern sublimern Art ist der dramatische Galimathias, aus dem mehrenteils die sogenannten dankbaren Rollen im Trauerspiel bestehen. — Reden voll hochtönender Worte, die weder der Zuhörer, noch der Schauspieler versteht und die der Dichter selbst nicht verstanden hat, werden am mehrsten beklatscht. Solchen Galimathias zu machen, darauf verstand sich der Abbate Chiari vortrefflich, sowie Giglio Fava eine besondere Stärke besaß, ihn zu sprechen, und dabei solche Gesichter zu schneiden und solch fürchterlich verrückte Stellungen anzunehmen, daß die Zuschauer schon deshalb aufschrien in tragischem Entzücken. Beide, Giglio und Chiari, standen hiernach in höchst angenehmer Wechselwirkung, und ehrten sich über alle Maßen — es konnte gar nicht anders sein.

„Gut,“ sprach der Abbate, „gut, daß ich Euch endlich treffe, Signor Giglio! Nun kann ich von Euch selbst alles erfahren, was man mir hin und wieder von Euerm Thun und Treiben zugebröckelt hat und das hinlänglich toll und albern ist. — Sagt, man hat Euch übel mitgespielt, nicht wahr? Der Esel von Impressario jagte Euch vom Theater weg, weil er die Begeisterung, in die Euch meine Trauerspiele setzten, für Wahnsinn hielt, weil Ihr nichts anders mehr sprechen wolltet, als meine Verse? — Es ist arg — Ihr wißt es, der Unsinnige hat das Trauerspiel ganz aufgegeben und läßt nichts anders auf seiner Bühne darstellen, als die albernen Masken-Pantomimen, die mir in den Tod zuwider sind. — Keines meiner Trauerspiele mag daher der einfältigste aller Impressarios mehr annehmen, unerachtet ich Euch, Signor Giglio, als ehrlicher Mann versichern darf, daß es mir in meinen besten Arbeiten gelungen ist, den Italiänern zu zeigen, was eigentlich ein Trauerspiel heißt. Was die alten Tragiker betrifft, ich meine den Äschylos, Sophokles u. a., Ihr werdet von ihnen gehört haben, so versteht es sich von selbst, daß ihr schroffes, hartes Wesen völlig unästhetisch ist und sich nur durch die damalige Kindheit der Kunst entschuldigen läßt, für uns aber völlig unverdaulich bleibt. Von Trissinos Sophonisbe, Speronis Canace, den aus Unverstand als hohe Meisterwerke ausgeschrienen Produkten unserer älteren Dichter-Periode, wird aber auch wohl nicht mehr die Rede sein, wenn meine Stücke das Volk über die Stärke, die hinreißende Kraft des wahrhaft Tragischen, das durch den Ausdruck erzeugt wird, belehrt haben werden. — Es ist nur in dem Augenblick fatal, daß kein einziges Theater meine Stücke aufführen will, seitdem Euer vor-

maliger Impressario, der Bösewicht, umgesattelt hat. — Aber wartet, il trotto d'asino dura poco. Bald wird Euer Impressario auf die Nase fallen samt seinem Arlecchino und Pantalon und Brighella und wie die schnöden Ausgeburten eines niederträchtigen Wahnwitzes alle heißen mögen und dann — Fürwahr, Signor Giglio, Euer Abgang vom Theater hat mir einen Dolchstoß ins Herz gegeben; denn kein Schauspieler auf Erden hat es im Auffassen meiner ganz originellen unerhörten Gedanken soweit gebracht, als Ihr — Doch laßt uns fort aus diesem wüsten Gedränge, das mich betäubt! Kommt mit mir in meine Wohnung! Dort les' ich Euch mein neuestes Trauerspiel vor, das Euch in das größte Erstaunen setzen wird, das Ihr jemals empfunden. — Ich hab' es Il moro bianco betitelt. Stoßt Euch nicht an die Seltsamkeit des Namens! Er entspricht dem Außerordentlichen, dem Unerhörten des Stücks ganz und gar." —

Mit jedem Worte des geschwätzigen Abbate fühlte sich Giglio mehr aus dem gespannten Zustande gerissen, in dem er sich befunden. Sein ganzes Herz ging auf in Freude, wenn er sich wieder dachte als tragischen Helden, die unvergleichlichen Verse des Herrn Abbate Antonio Chiari deklamierend. Er fragte den Dichter sehr angelegentlich, ob in dem moro bianco auch eine recht schöne dankbare Rolle enthalten, die er spielen könne. „Hab' ich," erwiderte der Abbate in voller Hitze, „hab' ich jemals in irgend einem Trauerspiel andere Rollen gedichtet, als dankbare? — Es ist ein Unglück, daß meine Stücke nicht bis auf die kleinste Rolle von lauter Meistern dargestellt werden können. In dem moro bianco kommt ein Sklave vor, und zwar erst bei dem Beginn der Katastrophe, der die Verse spricht:

Ah! giorno di dolori! crudel inganno!
Ah signore infelice, la tua morte
mi fa piangere e subito partire! —

dann aber wirklich schnell abgeht und nicht wieder erscheint. Die Rolle ist von geringem Umfang, ich gestehe es; aber Ihr könnt es mir glauben, Signor Giglio, beinahe ein Menschenalter gehört für den besten Schauspieler dazu, jene Verse in dem Geist vorzutragen, wie ich sie empfangen, wie ich sie gedichtet, wie sie das Volk bezaubern, hinreißen müsse zum wahnsinnigen Entzücken."

Unter diesen Gesprächen waren beide, der Abbate und Giglio, in die Straße del Babuino gelangt, wo der Abbate wohnte. Die Treppe, die sie erstiegen, war so hühnersteigartig, daß Giglio zum

zweiten Mal recht lebhaft an Giacinta dachte und im Innern wünschte, doch lieber das holde Ding anzutreffen, als des Abbate weißen Mohren.

Der Abbate zündete zwei Kerzen an, rückte dem Giglio einen Lehnstuhl vor den Tisch, holte ein ziemlich dickleibiges Manuskript hervor, setzte sich dem Giglio gegenüber und begann sehr feierlich: **Il moro bianco, tragedia etc.**

Die erste Scene begann mit einem langen Monolog irgend einer wichtigen Person des Stücks, die erst über das Wetter, über die zu hoffende Ergiebigkeit der bevorstehenden Weinlese sprach, dann aber Betrachtungen über das Unzulässige eines Brudermords anstellte.

Giglio wußte selbst nicht, wie es kam, daß ihm das Abbate Verse, die er sonst für hochherrlich gehalten, heute so läppisch, so albern, so langweilig vorkamen. Ja! — unerachtet der Abbate alles mit der dröhnenden gewaltigen Stimme des übertriebensten Pathos vortrug, so daß die Wände erbebten, so geriet doch Giglio in einen träumerischen Zustand, in dem ihm alles seltsam zu Sinn kam, was ihm seit dem Tage begegnet, als der Palast Pistoja den abenteuerlichsten aller Maskenzüge in sich aufnahm. Sich ganz diesen Gedanken überlassend, drückte er sich tief in die Lehne des Sessels, schlug die Arme übereinander und ließ den Kopf tiefer und tiefer sinken auf die Brust.

Ein starker Schlag auf die Schulter riß ihn aus den träumerischen Gedanken. „Was?“ schrie der Abbate, der aufgesprungen war und ihm jenen Schlag versetzt hatte, ganz erbost, „Was? — ich glaube gar, Ihr schlaft? — Ihr wollt meinen moro bianco nicht hören? — Ha, nun verstehe ich alles. Euer Impressario hatte recht, Euch fortzujagen; denn Ihr seid ein miserabler Bursche worden ohne Sinn und Verstand für das Höchste der Poesie. — Wißt Ihr, daß nun Euer Schicksal entschieden ist, daß Ihr niemals mehr Euch erheben könnt aus dem Schlamm, in den Ihr versunken? — Ihr seid über meinem moro bianco eingeschlafen; das ist ein nie zu sühnendes Verbrechen, eine Sünde wider den heiligen Geist. Schert Euch zum Teufel!“

Giglio war sehr erschrocken über des Abbate ausgelassenen Zorn. Er stellte ihm de- und wehmütig vor, daß ein starkes festes Gemüt dazu gehöre, seine Trauerspiele aufzufassen, daß aber, was ihn (den Giglio) betreffe, sein ganzes Innere zermalmt und zerknirscht sei von den zum Teil seltsamen spukhaften, zum Teil unglückseligen Begebenheiten, in die er seit den letzten Tagen verwickelt.

„Glaubt es mir,“ sprach Giglio, „glaubt es mir, Signor Abbate, ein geheimnisvolles Verhängnis hat mich erfaßt. Ich gleiche einer zerschlagenen Zither, die keinen Wohllaut in sich aufzunehmen, keinen Wohllaut aus sich heraus ertönen zu lassen vermag. Wähntet Ihr, daß ich während Eurer herrlichen Verse eingeschlafen, so ist so viel gewiß, daß eine krankhafte, unbezwingliche Schlaftrunkenheit dermaßen mich übernahm daß selbst die kräftigsten Reden Eures unübertrefflichen weißen Mohren mir matt und langweilig vorkamen.“ — „Seid Ihr rasend?“ schrie der Abbate. — „Geratet doch nur nicht in solchen Zorn!“ fuhr Giglio fort. „Ich ehre Euch ja als den höchsten Meister, dem ich meine ganze Kunst zu verdanken, und suche bei Euch Rat und Hülfe. Erlaubt, daß ich Euch alles erzähle, wie es sich mit mir begeben, und steht mir bei in höchster Not! Schafft, daß ich mich in den Sonnenglanz des Ruhms, in dem Euer weißer Mohr aufstrahlen wird, stelle und von dem bösesten aller Fieber genese!“

Der Abbate ward durch diese Rede Giglios besänftigt und ließ sich alles erzählen, von dem verrückten Celionati, von der Prinzessin Brambilla u. s. w.

Als Giglio geendet, begann der Abbate, nachdem er einige Augenblicke sich tiefem Nachdenken überlassen, mit ernster feierlicher Stimme: „Aus allem, was du mir erzählt, mein Sohn Giglio, entnehme ich mit Recht, daß du völlig unschuldig bist. Ich verzeihe dir, und damit du gewahrst, daß meine Großmut, meine Herzensgüte grenzenlos ist, so werde dir durch mich das höchste Glück, das dir auf deiner irdischen Laufbahn begegnen kann! — Nimm hin die Rolle des moro bianco und die glühendste Sehnsucht deines Innern nach dem Höchsten werde gestillt, wenn du ihn spielest! — Doch, o mein Sohn Giglio, du liegst in den Schlingen des Teufels. Eine höllische Kabale gegen das Höchste der Dichtkunst, gegen meine Trauerspiele, gegen mich, will dich nützen als tötendes Werkzeug. — Hast du nie sprechen gehört von dem alten Fürsten Bastianello di Pistoja, der in jenem alten Palast, wo die maskierten Hasenfüße hineingezogen, hauste und der, schon mehrere Jahre sind es her, aus Rom spurlos verschwand? — Nun, dieser alte Fürst Bastianello war ein gar närrischer Kauz und auf alberne Art seltsam in allem, was er sprach und begann. So behauptete er aus dem Königsstamm eines fernen unbekannten Landes entsprossen und drei bis vierhundert Jahre alt zu sein, unerachtet ich den Priester selbst kannte, der ihn hier in Rom

getauft. Oft sprach er von Besuchen, die er von seiner Familie auf geheimnisvolle Weise erhalte und in der That sah man oft plötzlich die abenteuerlichsten Gestalten in seinem Hause, die dann ebenso plötzlich verschwanden, wie sie gekommen. — Giebt es etwas Leichteres, als Bedienten und Mägde seltsam zu kleiden? — denn andere waren doch nicht jene Gestalten, die das dumme Volk voll Erstaunen angaffte und den Fürsten für etwas ganz Besonderes hielt, wohl gar für einen Zauberer. Närrisches Zeug machte er genug, und so viel ist gewiß, daß er ein Mal zur Karnevalszeit mitten im Korso Pomeranzenkerne ausstreute, woraus sogleich kleine nette Pulcinells emporschossen zum Jubel der Menge und er meinte, das wären die süßesten Früchte der Römer. — Was soll ich Euch indessen mit dem verrückten Unsinn des Fürsten langweilen und nicht lieber gleich das sagen, was ihn als den gefährlichsten Menschen darstellt? Könnt Ihr es Euch wohl denken, daß der verwünschte Alte es darauf abgesehen hatte, allen guten Geschmack in der Litteratur und Kunst zu untergraben? — Könnt Ihr es Euch denken, daß er, was vorzüglich das Theater betrifft, die Masken in Schutz nahm und nur das alte Trauerspiel gelten lassen wollte, dann aber von einer Gattung des Trauerspiels sprach, die nur ein verbranntes Gehirn ausbrüten kann? Eigentlich hab' ich niemals recht verstanden, was er wollte; aber es kam beinahe so heraus, als behaupte er, daß die höchste Tragik durch eine besondere Art des Spaßes hervorgebracht werden müsse. Und — nein es ist unglaublich, es ist beinahe unmöglich zu sagen — meine Trauerspiele — versteht Ihr wohl? — meine Trauerspiele, — meinte er, wären ungemein spaßhaft, wiewohl auf andere Weise, indem das tragische Pathos sich darin unwillkürlich selbst parodiere. — Was vermögen alberne Gedanken und Meinungen? Hätte der Fürst sich nur damit begnügt; aber in That — in grause That ging sein Haß über gegen mich und meine Trauerspiele! — Noch ehe Ihr nach Rom gekommen, geschah mir das Entsetzliche. — Das herrlichste meiner Trauerspiele (ich nehme den moro bianco aus), Lo spettro fraterno vendicato, wurde gegeben. Die Schauspieler übertrafen sich selbst; nie hatten sie so den innern Sinn meiner Worte aufgefaßt, nie waren sie in Bewegung und Stellung so wahrhaft tragisch gewesen — Laßt es Euch bei dieser Gelegenheit sagen, Signor Giglio, daß, was Eure Gebärden, vorzüglich aber Eure Stellungen betrifft, Ihr noch etwas zurück seid. Signor Zechielli, mein damaliger Tragiker, vermochte mit voneinander gespreizten Beinen, Füße in

den Boden gewurzelt feststehend, Arme in die Lüfte erhoben, den Leib so nach und nach herum zu drehen, daß er mit dem Gesicht über den Rücken hinwegschaute und so in Gebärde und Mienenspiel den Zuschauern ein doppelt wirkender Janus erschien. — So was ist vielfältig von der frappantesten Wirkung, muß aber jedes Mal angebracht werden, wenn ich vorschreibe: Er beginnt zu verzweifeln! — Schreibt Euch das hinter die Ohren, mein guter Sohn, und gebt Euch Mühe zu verzweifeln, wie Signor Zechielli! Nun! ich komme auf mein spettro fraterno zurück. — Die Vorstellung war die vortrefflichste, die ich jemals sah, und doch brach das Publikum bei jeder Rede meines Helden aus in ein unmäßiges Gelächter. Da ich den Fürsten Pistoja in der Loge erblickte, der dieses Lachen jedes Mal intonierte, so hatte es gar keinen Zweifel, daß er es allein war, der, Gott weiß durch welche höllische Ränke und Schwänke, mir diesen fürchterlichen Tort über den Hals zog. Wie froh war ich, als der Fürst aus Rom verschwunden! Aber sein Geist lebt fort in dem alten verfluchten Ciarlatano, in dem verrückten Celionati, der, wiewohl vergeblich, schon auf Marionettentheatern meine Trauerspiele lächerlich zu machen versucht hat. Es ist nur zu gewiß, daß auch Fürst Bastianello wieder in Rom spukt, denn darauf deutet die tolle Maskerade, die in seinen Palast gezogen. — Euch stellt Celionati nach, um mir zu schaden. Schon gelang es ihm, Euch von den Brettern zu bringen und das Trauerspiel Eures Impressario zu zerstören. Nun sollt Ihr der Kunst ganz und gar abwendig gemacht werden, dadurch, daß man Euch allerhand tolles Zeug, Phantasmata von Prinzessinnen, grotesken Gespenstern u. dgl. in den Kopf setzt. Folgt meinem Rat, Signor Giglio, bleibt fein zu Hause, trinkt mehr Wasser als Wein und studiert mit dem sorglichsten Fleiß meinen moro bianco, den ich Euch mitgeben will! Nur in dem moro bianco ist Trost, ist Ruhe und dann Glück, Ehre und Ruhm für Euch zu suchen und zu finden. — Gehabt Euch wohl, Signor Giglio!" —

Den andern Morgen wollte Giglio thun, wie ihm der Abbate geheißen, nämlich die vortreffliche Tragödia von dem moro bianco studieren. Er konnte es aber deshalb nicht dahin bringen, weil alle Buchstaben auf jedem Blatte vor seinen Augen zerflossen in das Bild der holden, lieblichen Giacinta Soardi. „Nein," rief Giglio endlich voll Ungeduld, „nein, ich ertrag' es nicht länger, ich muß hin zu ihr, zu der Holden. Ich weiß es, sie liebt mich noch, sie muß mich

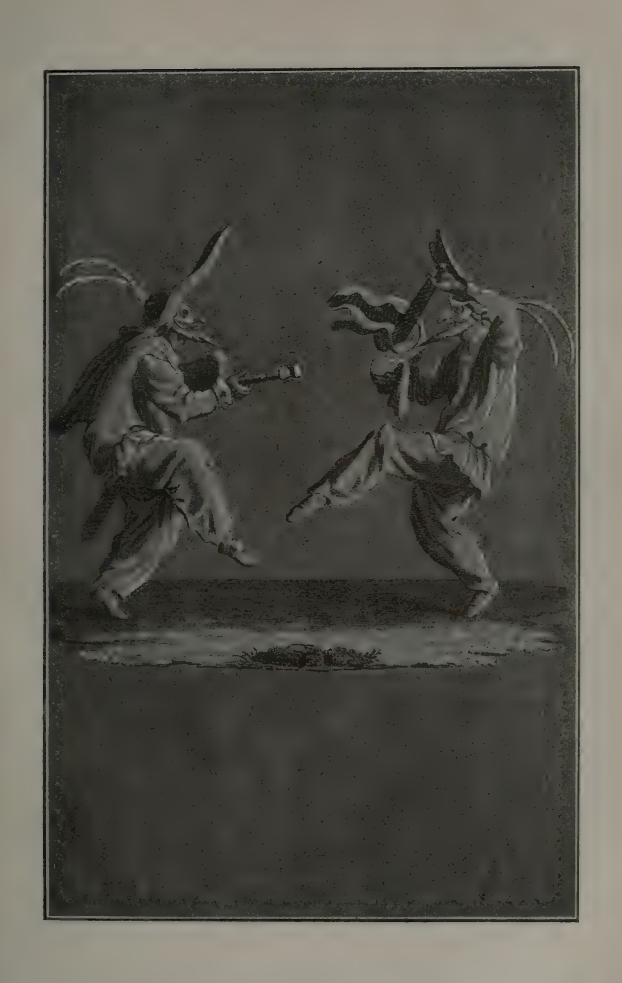
lieben, und aller Smorfia zum Trotz wird sie es mir nicht verhehlen können, wenn sie mich wieder sieht. Dann werd' ich wohl das Fieber los, das der verwünschte Kerl, der Celionati, mir an den Hals gehext, und aus dem tollen Wirrwarr aller Träume und Einbildungen erstehe ich neugeboren, als moro bianco, wie der Phönix aus der Asche! — Gesegneter Abbate Chiari, du hast mich auf den rechten Weg zurückgeleitet."

Giglio putzte sich sofort auf das Schönste heraus, um sich nach Meister Bescapis Wohnung zu begeben, wo sein Mädchen, wie er glaubte, jetzt anzutreffen. Schon im Begriff aus der Thüre hinauszutreten, spürte er plötzlich die Wirkungen des moro bianco, den er lesen wollen. Es überfiel ihn, wie ein starker Fieberschauer, das tragische Pathos! „Wie," rief er, indem er den rechten Fuß weit vorschleudernd, mit dem Oberleib zurückfuhr und beide Arme vorstreckte, die Finger voneinander spreizte, wie ein Gespenst abwehrend — „Wie? — wenn sie mich nicht mehr liebte? — wenn sie, verlockt von den zauberischen Truggestalten des Orkus vornehmer Welt, berauscht von dem Lethetrank des Vergessens im Aufhören des Gedankens an mich, mich wirklich vergessen? — Wenn ein Nebenbuhler — Entsetzlicher Gedanke, den der schwarze Tatarus gebar aus todesschwangern Klüften! — Ha Verzweiflung — Mord und Tod! — Her mit dir, du lieblicher Freund, der in blutigen Rosengluten alle Schmach sühnend, Ruhe giebt und Trost — und Rache." — Die letzten Worte brüllte Giglio dermaßen, daß das ganze Haus widerhallte. Zugleich griff er nach dem blanken Dolch, der auf dem Tische lag und steckte ihn ein. Es war aber nur ein Theaterdolch.

Meister Bescapi schien nicht wenig verwundert, als Giglio nach Giacinta fragte. Er wollte durchaus nichts davon wissen, daß sie jemals in seinem Hause gewohnt und alle Versicherungen Giglios, daß er sie ja vor wenigen Tagen auf dem Balkon gesehen und mit ihr gesprochen, halfen nicht das allermindeste; Bescapi brach vielmehr das Gespräch ganz ab und erkundigte sich lächelnd, wie dem Giglio der neuliche Aderlaß bekommen. — Sowie Giglio des Aderlasses erwähnen hörte, rannte er über Hals und Kopf von dannen. Als er über den spanischen Platz kam, sah er ein altes Weib vor sich herschreiten, die mühsam einen bedeckten Korb forttrug und die er für die alte Beatrice erkannte. „Ha," murmelte er, „du sollst mein Leitstern sein, dir will ich folgen!" — Nicht wenig verwundert war er, daß die Alte nach der Straße mehr schlich, als ging, wo sonst

Giacinta wohnte, als sie vor Signor Pasquales Hausthür still stand und den schweren Korb absetzte. In dem Augenblick fiel ihr Giglio, der ihr auf dem Fuße gefolgt, in die Augen. „Ha!“ rief sie laut, „ha, mein süßer Herr Taugenichts, laßt Ihr Euch endlich wieder ein Mal blicken? Nun, Ihr seid mir ein schöner treuer Liebhaber, der sich herumtreibt an allen Ecken und Orten, wo er nicht hingehört, und sein Mädchen vergißt in der schönen lustigen Zeit des Karnevals! — Nun, helft mir nur jetzt den schweren Korb hinauftragen und dann möget Ihr zusehen, ob Giacintchen noch einige Ohrfeigen für Euch aufbewahrt hat, die Euch den wackligen Kopf zurecht setzen.“ — Giglio überhäufte die Alte mit den bittersten Vorwürfen, daß sie ihn mit der albernen Lüge, wie Giacinta im Gefängnis sitze, gefoppt; die Alte wollte dagegen nicht das Mindeste davon wissen, sondern behauptete, daß Giglio sich das alles nur eingebildet, nie habe Giacinta die Stübchen in Signor Pasquales Hause verlassen, und sei in diesem Karneval fleißiger gewesen, als jemals. Giglio rieb sich die Stirne, zupfte sich an der Nase, als wolle er sich selbst erwecken aus dem Schlafe. „Es ist nur zu gewiß,“ sprach er, „entweder liege ich jetzt im Traum, oder ich habe die ganze Zeit über den verwirrtesten Traum geträumt“ — „Seid,“ unterbrach ihn die Alte, „seid nur so gut und packt an! Ihr werdet dann an der Last, die Euern Rücken drückt, am besten merken können, ob Ihr träumt oder nicht.“ Giglio lud nun ohne weiteres den Korb auf, und stieg, die wunderbarsten Empfindungen in der Brust, die schmale Treppe hinan. „Was in aller Welt habt Ihr aber in dem Korbe?“ fragte er die Alte, die vor ihm hinaufschritt. „Dumme Frage!“ erwiderte diese, „Ihr habt es wohl noch gar nicht erlebt, daß ich auf den Markt gegangen bin, um einzukaufen für mein Giacintchen? und zu dem erwarten wir heute Gäste“ — „Gäste?“ fragte Giglio mit lang gedehntem Tone. In dem Augenblick waren sie aber oben, die Alte hieß den Giglio den Korb niedersetzen und hineingehen in das Stübchen, wo er Giacinta antreffen würde.

Das Herz pochte dem Giglio vor banger Erwartung, vor süßer Angst. Er klopfte leise an, öffnete die Thüre. Da saß Giacinta, wie sonst ämsig arbeitend an dem Tisch, der voll gepackt war mit Blumen, Bändern, allerlei Zeugen u. s. w. „Ei,“ rief Giacinta, indem sie Giglio, mit leuchtenden Augen anblickte, „ei Signor Giglio, wo kommt Ihr auf ein Mal wieder her? Ich glaubte, Ihr hättet Rom längst verlassen?“ — Giglio fand sein Mädchen so über alle



Maßen hübsch, daß er ganz verdutzt, keines Wortes mächtig, in der Thüre stehen blieb. Wirklich schien auch ein ganz besonderer Zauber der Anmut über ihr ganzes Wesen ausgegossen; höheres Inkarnat glühte auf ihren Wangen und die Augen, ja eben die Augen leuchteten, wie gesagt, dem Giglio recht ins Herz hinein. — Es wäre nur zu sagen gewesen, Giacinta hatte ihren beau jour; da dieses französische Wort aber jetzt nicht mehr zu dulden, so mag nur beiläufig bemerkt werden, daß es mit dem beau jour nicht nur seine Richtigkeit, sondern auch seine eigene Bewandtnis hat. Jedes artige Fräulein von weniger Schönheit, oder auch passabler Häßlichkeit, darf nur, sei es von außen, oder von innen dazu aufgeregt, lebendiger als sonst denken: ich bin doch ein bildschönes Mädchen! und überzeugt sein, daß mit diesem herrlichen Gedanken, mit dem sublimen Wohlbehagen im Innern sich auch der beau jour von selbst einstellt. —

Endlich stürzte Giglio ganz außer sich hin zu seinem Mädchen, warf sich auf die Knie und ergriff mit einem tragischen: „Meine Giacinta, mein süßes Leben!“ ihre Hände. Plötzlich fühlte er aber einen tiefen Nadelstich seinen Finger durchbohren, so daß er vor Schmerz in die Höhe fuhr und sich genötigt fühlte unter dem Ausruf: „Teufel! Teufel!“ — einige Sprünge zu verführen. Giacinta schlug ein helles Gelächter auf, dann sprach sie sehr ruhig und gelassen: „Seht, lieber Signor Giglio, das war etwas für Euer unartiges, ungestümes Betragen. Sonst ist es recht hübsch von Euch, daß Ihr mich besucht; denn bald werdet Ihr mich vielleicht nicht so ohne alle Ceremonie sehen können. Ich erlaube Euch bei mir zu verweilen. Setzt Euch dort auf den Stuhl mir gegenüber und erzählt mir, wie es Euch so lange gegangen, was Ihr für neue schöne Rollen spielt und dergleichen! Ihr wißt, ich höre das gern und wenn Ihr nicht in Euer verdammtes weinerliches Pathos, das Euch der Signor Abbate Chiari — Gott möge ihm dafür nicht die ewige Seligkeit entziehen! — angehext hat, verfallt, so hört es sich Euch ganz leidlich zu.“ „Meine Giacinta,“ sprach Giglio im Schmerz der Liebe und des Nadelstichs, „meine Giacinta, laß uns alle Qual der Trennung vergessen! — Sie sind wiedergekommen, die süßen seligen Stunden des Glücks, der Liebe“ — „Ich weiß nicht,“ unterbrach ihn Giacinta, „ich weiß nicht, was Ihr für albernes Zeug schwatzt. Ihr sprecht von Qual der Trennung und ich kann Euch versichern, daß ich meinesteils, glaubt' ich nämlich in der That, daß Ihr Euch von mir trenntet, gar nichts und am wenigsten einige Qual dabei

empfunden. Nennt Ihr selige Stunden die, in denen Ihr Euch bemühtet mich zu langweilen, so glaube ich nicht, daß sie jemals wiederkehren werden. Doch im Vertrauen, Signor Giglio, Ihr habt manches, was mir gefällt, Ihr seid mir manchmal gar nicht unlieb gewesen und so will ich Euch gern verstatten, daß Ihr mich künftig, so viel es geschehen darf, sehet, wiewohl die Verhältnisse, die jede Zutraulichkeit hemmend, Entfernung zwischen uns gebieten, Euch einigen Zwang auflegen werden." „Giacinta!" — rief Giglio, „welche sonderbare Reden?" „Nichts Sonderbares," erwiderte Giacinta, „ist hier im Spiel. Setzt Euch nur ruhig hin, guter Giglio! es ist ja doch vielleicht das letzte Mal, daß wir so traulich mit einander sind — Aber auf meine Gnade könnt Ihr immer rechnen; denn, wie gesagt, ich werde Euch nie das Wohlwollen, das ich für Euch gehegt, entziehen." — Beatrice trat herein, ein paar Teller in den Händen, worauf die köstlichsten Früchte lagen, auch hatte sie eine ganz ansehnliche Phiole unter den Arm gekniffen. Der Inhalt des Korbes schien sich aufgethan zu haben. Durch die offene Thüre sah Giglio ein muntres Feuer auf dem Herde knistern, und von allerlei Leckerbissen war der Küchentisch ganz voll und schwer. „Giacintchen," sprach Beatrice schmunzelnd, „soll unser kleines Mahl den Gast recht ehren, so ist mir noch etwas Geld vonnöten." „Nimm, Alte, so viel du bedarfst," erwiderte Giacinta, indem sie der Alten einen kleinen Beutel hinreichte, aus dessen Gewebe schöne Dukaten hervorblinkten. Giglio erstarrte, als er in dem Beutel den Zwillingsbruder des Beutels erkannte, den ihm, wie er nicht anders glauben konnte, Celionati zugesteckt und dessen Dukaten bereits auf der Neige waren. „Ist es ein Blendwerk der Hölle?" schrie er auf, riß schnell den Beutel der Alten aus der Hand und hielt ihn dicht vor die Augen. Ganz erschöpft sank er aber in den Stuhl, als er auf dem Beutel die Inschrift las: Gedenke deines Traumbildes! — „Hoho," knurrte ihn die Alte an, indem sie den Beutel, den Giglio ihr mit weit vorgestrecktem Arm hinhielt, zurücknahm, „Hoho, Signor Habenichts! Euch setzt wohl solch schöner Anblick ganz in Erstaunen und Verwunderung? — Hört doch die liebliche Musik und ergötzt Euch dran!" Damit schüttelte sie den Beutel, daß das Gold darin erklang, und verließ das Zimmer. „Giacinta," sprach Giglio, ganz aufgelöst in Trostlosigkeit und Schmerz, „Giacinta! welch gräßliches entsetzliches Geheimnis — Sprecht es aus! — sprecht aus meinen Tod!" „Ihr seid," erwiderte Giacinta, indem sie die feine Nähnadel

zwischen den spitzen Fingern gegen das Fenster hielt und geschickt den Silberfaden durch das Öhr stieß, „Ihr seid und bleibt der Alte. Euch ist es so geläufig geworden über alles in Ekstase zu geraten, daß Ihr umherwandelt, ein stetes langweiliges Trauerspiel mit noch langweiligerem O, Ach und Weh! — Es ist hier gar nicht die Rede von gräßlichen, entsetzlichen Dingen; ist es Euch aber möglich, artig zu sein und Euch nicht zu gebärden, wie ein halb verrückter Mensch, so möcht' ich wohl mancherlei erzählen." „Sprecht, gebt mir den Tod!" murmelte Giglio mit halb erstickter Stimme vor sich hin. — „Erinnert," begann Giacinta, „erinnert Ihr Euch wohl, Signor Giglio, was Ihr, es ist gar nicht lange her, mir einmal über das Wunder eines jungen Schauspielers sagtet? Ihr nanntet solch einen vortrefflichen Helden ein wandelndes Liebesabenteuer, einen lebendigen Roman auf zwei Beinen und was weiß ich wie sonst noch. Nun will ich behaupten, daß eine junge Putzmacherin, der der gütige Himmel eine hübsche Gestalt, ein artiges Gesicht und vorzüglich jene innere magische Gewalt verlieh, vermöge der ein Mädchen sich erst eigentlich als wahrhaftes Mädchen gestaltet, noch ein viel größeres Wunder zu nennen. Solch ein Nestkind der gütigen Natur ist erst recht ein in den Lüften schwebendes liebliches Abenteuer und die schmale Stiege zu ihr hinauf ist die Himmelsleiter, die in das Reich kindisch kecker Liebesträume führt. Sie ist selbst das zarte Geheimnis des weiblichen Putzes, das bald im schimmernden Glanz üppiger Farbenpracht, bald im milden Schein weißer Mondesstrahlen, rosiger Nebel, blauer Abenddüfte lieblichen Zauber übt über Euch Männer. Verlockt von Sehnsucht und Verlangen naht Ihr Euch dem wunderbaren Geheimnis, Ihr schaut die mächtige Fee mitten unter ihrem Zaubergerät; aber da wird, von ihren kleinen weißen Fingern berührt, jede Spitze zum Liebesnetz, jedes Band, das sie nestelt, zur Schlinge, in der Ihr Euch verfangt. Und in ihren Augen spiegelt sich alle entzückende Liebesthorheit und erkennt sich selbst und hat an sich selbst herzinnigliche Freude. Ihr hört Eure Seufzer aus der innersten Brust der Holden wiedertönen, aber leise und lieblich, wie die sehnsüchtige Echo den Geliebten ruft aus den fernen magischen Bergen. Da gilt nicht Rang, nicht Stand; dem reichen Prinzen, dem armen Schauspieler ist das kleine Gemach der anmutigen Circe das blumige blühende Arkadien in der unwirtbaren Wüste seines Lebens, in das er sich hineinrettet. Und wächst auch unter den schönen Blumen dieses Arkadiens etwas Schlangenkraut, was thut's? es

gehört zu der verführerischen Gattung, die herrlich blüht und noch schöner duftet" — „O ja," unterbrach Giglio Giacinten, „o ja, und aus der Blüte selbst fährt das Tierlein, dessen Namen das schön blühende und duftende Kraut trägt, und sticht plötzlich mit der Zunge, wie mit spitzer Nähnadel" — „Jedesmal," nahm Giacinta wieder das Wort, „wenn irgend ein fremder Mann, der nicht hineingehört in das Arkadien, tölpisch mit der Nase zufährt." „Schön gesagt," fuhr Giglio ganz Ärger und Ingrimm fort, „schön gesagt, meine holde Giacinta! Ich muß überhaupt gestehen, daß du in der Zeit, während der ich dich nicht sah, auf wunderbare Art klug geworden bist. Du philosophierst über dich selbst auf eine Weise, die mich in Erstaunen setzt. Wahrscheinlich gefällst du dir ganz ungemein als zauberische Circe in dem reizenden Arkadien deines Dachstübchens, das der Schneidermeister Bescapi mit nötiger Zaubergerätschaft zu versehen nicht unterläßt." „Es mag," sprach Giacinta sehr gelassen weiter, „es mag mir ganz so gehen, wie dir. Auch ich habe allerlei hübsche Träume gehabt. — Doch, mein guter Giglio, alles was ich da von dem Wesen einer hübschen Putzmacherin gesprochen, nimm es wenigstens halb und halb für Scherz, für schälkische Neckerei und beziehe es um so weniger auf mich selbst, als dies hier vielleicht meine letzte Putzarbeit ist. — Erschrick nicht, mein guter Giglio! aber sehr leicht ist es möglich, daß ich am letzten Tage des Karnevals dies dürftige Kleid mit einem Purpurmantel, diesen kleinen Schemel mit einem Thron vertausche!" — „Himmel und Hölle," schrie Giglio, indem er heftig aufsprang, die geballte Faust an der Stirn, „Himmel und Hölle! Tod und Verderben! So ist es wahr, was jener heuchlerische Bösewicht mir ins Ohr raunte? — Ha! öffne dich, flammenspeiender Abgrund des Orkus! Steigt herauf, schwarzgefiederte Geister des Acheron! — Genug!" — Giglio verfiel in den gräßlichen Verzweiflungs-Monolog irgend eines Trauerspiels des Abbate Chiari. Giacinta hatte diesen Monolog, den ihr Giglio sonst hundertfältig vordeklamiert, bis auf den kleinsten Vers im Gedächtnis und soufflierte, ohne von der Arbeit aufzusehen, dem verzweifelnden Geliebten jedes Wort, wenn er hie und da ins Stocken geraten wollte. Zuletzt zog er den Dolch, stieß ihn sich in die Brust, sank hin, daß das Zimmer dröhnte, stand wieder auf, klopfte sich den Staub ab, wischte sich den Schweiß von der Stirne, fragte lächelnd: „Nicht wahr, Giacinta, das bewährt den Meister?" „Allerdings," erwiderte Giacinta, ohne sich zu rühren, „allerdings. Du hast vortrefflich

tragiert, guter Giglio; aber nun wollen wir, dächt' ich, uns zu Tische setzen."

Die alte Beatrice hatte indessen den Tisch gedeckt, ein paar herrlich duftende Schüsseln aufgetragen und die geheimnisvolle Phiole aufgesetzt nebst blinkenden Krystallgläsern. Sowie Giglio das erblickte, schien er ganz außer sich: „Ha, der Gast — der Prinz — Wie ist mir? Gott! — ich habe ja nicht Komödie gespielt, ich bin ja wirklich in Verzweiflung geraten, — ja in helle tolle Verzweiflung hast du mich gestürzt, treulose Verräterin, Schlange, Basilisk — Krokodill! Aber Rache — Rache!" Damit schwang er den Theater-Dolch, den er von der Erde aufgerafft, in den Lüften. Aber Giacinta, die ihre Arbeit auf den Nähtisch geworfen und aufgestanden, nahm ihn beim Arm und sprach: „Sei kein Hase, guter Giglio! gieb dein Mordinstrument der alten Beatrice, damit sie Zahnstocher daraus schneide und setze dich mit mir zu Tisch; denn am Ende bist du der einzige Gast, den ich erwartet habe." Giglio ließ sich, plötzlich besänftigt, die Geduld selbst, zu Tische führen und that, was das Zulangen betrifft, sich dann weiter keinen Zwang an.

Giacinta fuhr fort ganz ruhig und gemütlich von dem ihr bevorstehenden Glück zu erzählen, und versicherte dem Giglio ein Mal über das andere, daß sie durchaus nicht in übermäßigen Stolz verfallen und Giglios Gesicht ganz und gar vergessen, vielmehr, solle er sich ihr von ferne zeigen, sich ganz gewiß seiner erinnern und ihm manchen Dukaten zufließen lassen werde, so daß es ihm nie an rosmarinfarbnen Strümpfen und parfümierten Handschuhen mangeln dürfe. Giglio, dem, als er einige Gläser Wein getrunken, die ganze wunderbare Fabel von der Prinzessin Brambilla wieder in den Kopf gekommen, versicherte dagegen freundlich, daß er Giacintas gute herzliche Gesinnungen hoch zu schätzen wisse; was aber den Stolz und die Dukaten betreffe, so werde er von beiden keinen Gebrauch machen können, da er, Giglio, selbst im Begriff stehe, mit beiden Füßen hineinzuspringen ins Prinzentum. Er erzählte nun, wie ihn bereits die vornehmste und reichste Prinzessin der Welt zu ihrem Ritter erkoren, und daß er hoffe, noch bei dem Schluß des Karnevals, als der Gemahl seiner fürstlichen Dame, dem armseligen Leben, das er bis jetzt geführt, auf immer Valet sagen zu können. Giacinta schien über Giglios Glück höchlich erfreut und beide schwatzten nun ganz vergnüglich von der künftigen schönen Zeit der Freude und des Reichtumes. „Ich möchte nur," sprach Giglio endlich, „daß die Reiche, die wir künftig

beherrschen werden, fein aneinander grenzten, damit wir gute Nachbarschaft halten könnten; aber, irr' ich nicht, so liegt das Fürstentum meiner angebeteten Prinzessin über Indien weg, gleich linker Hand um die Erde nach Persien zu." — „Das ist schlimm," erwiderte Giacinta, „auch ich werde wohl weit fort müssen, denn das Reich meines fürstlichen Gemahls soll dicht bei Bergamo liegen. Doch wird sich das wohl machen lassen, daß wir künftig Nachbarn werden und bleiben." — Beide, Giacinta und Giglio, kamen dahin überein, daß ihre künftigen Reiche durchaus in die Gegend von Frascati verlegt werden müßten. — „Gute Nacht, teure Prinzessin!" sprach Giglio; „wohl zu ruhen, teurer Prinz!" erwiderte Giacinta, und so schieden sie, als der Abend einbrach, friedlich und freundlich auseinander.

Fünftes Kapitel.

Wie Giglio in der Zeit gänzlicher Trockenheit des menschlichen Geistes zu einem weisen Entschluß gelangte, den Fortunatussäckel einsteckte und dem demütigsten aller Schneider einen stolzen Blick zuwarf. — Der Palast Pistoja und seine Wunder. — Vorlesung des weisen Mannes aus der Tulpe. — König Salomo der Geisterfürst und Prinzessin Mystilis. — Wie ein alter Magus einen schwarzen Schlafrock umwarf, eine Zobelmütze aufsetzte und mit ungekämmtem Bart Prophezeiungen vernehmen ließ in schlechten Versen. — Unglückliches Schicksal eines Gelbschnabels. — Wie der geneigte Leser in diesem Kapitel nicht erfährt, was sich bei Giglios Tanz mit der unbekannten Schönen weiter begeben.

Jeder, der mit einiger Fantasie begabt, soll, wie es in irgend einem Lebensklugheit=schweren Buche geschrieben steht, an einer Verrücktheit leiden, die immer steigt und schwindet, wie Flut und Ebbe. Die Zeit der erstern, wenn immer höher und stärker die Wellen daher brausen, ist die einbrechende Nacht, sowie die Morgenstunden gleich nach dem Erwachen, bei der Tasse Kaffee, für den niedrigsten Punkt der Ebbe gelten. Daher giebt jenes Buch auch den vernünftigen Rath, diese Zeit als den Moment der herrlichsten klarsten Nüchternheit zu benutzen zu den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens. Nur des Morgens soll man z. B. sich verheiraten, tadelnde Recensionen lesen, testieren, den Bedienten prügeln u. s. w.

In dieser schönen Zeit der Ebbe, in der sich der menschliche Geist gänzlicher Trockenheit erfreuen darf, war es, als Giglio Fava über seine Thorheit erschrak und selbst gar nicht wußte, wie er das nicht

längst habe thun können, wozu die Aufforderung ihm doch, sozusagen, dicht vor die Nase geschoben war. — „Es ist nur zu gewiß," so dachte er im frohen Bewußtsein des vollen Verstandes, „es ist nur zu gewiß, daß der alte Celionati halb wahnsinnig zu nennen, daß er sich in diesem Wahnsinn nicht nur ungemein gefällt, sondern auch recht eigentlich darauf ausgeht, andere ganz verständige Leute darin zu verstricken. Ebenso gewiß ist es aber, daß die schönste, reichste aller Prinzessinnen, die göttliche Brambilla, eingezogen ist in den Palast Pistoja und — o Himmel und Erde! kann diese Hoffnung durch Ahnungen, Träume, ja durch den Rosenmund der reizendsten aller Masken bestätigt, wohl täuschen — daß sie ihrer himmlischen Augen süßen Liebesstrahl gerichtet hat auf mich Glücklichen! — Unerkannt, verschleiert, hinter dem verschlossenen Gitter einer Loge, erblickte sie mich, als ich irgend einen Prinzen spielte und ihr Herz war mein! — Kann sie denn wohl mir nahen auf geradem Wege? Bedarf das holde Wesen nicht Mittelspersonen, Vertrauter, die den Faden anspinnen, der sich zuletzt verschlingt zum süßesten Bande? — Mag es sich nun begeben haben, wie es will, unbezweifelt ist Celionati derjenige, der mich der Prinzessin in die Arme führen soll — Aber statt fein ordentlich den geraden Weg zu gehen, stürzt er mich kopfüber in ein ganzes Meer von Tollheit und Fopperei, will mir einreden, in eine Fratze vermummt müsse ich die schönste der Prinzessinnen aufsuchen im Korso, erzählt mir von assyrischen Prinzen, von Zauberern — Fort — fort mit allem tollen Zeuge, fort mit dem wahnsinnigen Celionati! — Was hält mich denn ab, mich sauber anzuputzen, gerade hineinzutreten in den Palast Pistoja, mich der Durchlauchtigsten zu Füßen zu werfen? O Gott, warum that ich das nicht schon gestern — vorgestern? —"

Es war dem Giglio unangenehm, daß, als er nun eiligst seine beste Garderobe musterte, er nicht umhin konnte, selbst zu gestehen, daß das Federbarett auf ein Haar einem gerupften Haushahn glich, daß das drei Mal gefärbte Wamms in allen möglichen Regenbogenfarben schillerte, daß der Mantel die Kunst des Schneiders, der durch die kühnsten Nähte der fressenden Zeit getrotzt, zu sehr verriet, daß das wohlbekannte blauseidne Beinkleid, die Rosaströmpfe sich herbstlich entfärbt. Wehmütig griff er nach dem Beutel, den er beinahe geleert glaubte und — in schönster Fülle strotzend vorfand. — „Göttliche Brambilla," rief er entzückt aus, „göttliche Brambilla, ja ich gedenke deiner, ich gedenke des holden Traumbildes!"

Man kann sich vorstellen, daß Giglio, den angenehmen Beutel, der eine Art Fortunatussäckel schien, in der Tasche, sofort alle Läden der Trödler und Schneider durchrannte, um sich einen Anzug so schön, als ihn jemals ein Theaterprinz angelegt, zu verschaffen. Alles was man ihm zeigte, war ihm nicht reich, nicht prächtig genug. Endlich besann er sich, daß ihm wohl kein anderer Anzug genügen werde, als den Bescapis Meisterhand geschaffen, und begab sich sofort zu ihm hin. Als Meister Bescapi Giglios Anliegen vernommen, rief er ganz Sonne im Antlitz: „O mein bester Signor Giglio, damit kann ich aufwarten," und führte den kauflustigen Kunden in ein anderes Kabinet. Giglio war aber nicht wenig verwundert, als er hier keine andern Anzüge fand, als die vollständige italiänische Komödie und außerdem noch die tollsten fratzenhaftesten Masken. Er glaubte von Meister Bescapi mißverstanden zu sein und beschrieb ziemlich heftig die vornehme reiche Tracht, in die er sich zu putzen wünsche. „Ach Gott!" rief Bescapi wehmütig, „ach Gott! was ist denn das wieder? Mein bester Signor, ich glaube doch nicht, daß wieder gewisse Anfälle" — „Wollt," unterbrach ihn Giglio ungeduldig, indem er den Beutel mit den Dukaten schüttelte, „wollt Ihr mir, Meister Schneider, einen Anzug verkaufen, wie ich ihn wünsche, so ist's gut; wo nicht, so laßt es bleiben" — „Nun, nun," sprach Meister Bescapi kleinlaut, „werdet nur nicht böse, Signor Giglio! — Ach, Ihr wißt nicht, wie gut ich es mit Euch meine, ach hättet Ihr nur ein wenig, ein ganz wenig Verstand!" — „Was untersteht Ihr Euch, Meister Schneider?" rief Giglio zornig. „Ei," fuhr Bescapi fort, „bin ich ein Meister Schneider, so wollt' ich, ich könnte Euch das Kleid anmessen mit dem richtigen Maß, das Euch paßlich und dienlich. Ihr rennt in Euer Verderben, Signor Giglio, und mir thut es leid, daß ich Euch nicht alles wieder sagen kann, was der weise Celionati mir über Euch und Euer bevorstehendes Schicksal erzählt hat." „Hoho!" sprach Giglio, „der weise Signor Celionati, der saubre Herr Marktschreier, der mich verfolgt auf alle mögliche Weise, der mich um mein schönstes Glück betrügen will, weil er mein Talent, mich selbst haßt, weil er sich auflehnt gegen den Ernst höherer Naturen, weil er alles in die alberne Mummerei des hirnlosen Spaßes hineinfoppen möchte! — O mein guter Meister Bescapi, ich weiß alles, der würdige Abbate Chiari hat mir alle Hinterlist entdeckt. Der Abbate ist der herrlichste Mensch, die poetischste Natur die man finden kann; denn für mich hat er den weißen Mohren geschaffen

und niemand auf der ganzen weiten Erde, sag' ich, kann den weißen Mohren spielen, als ich." „Was sagt Ihr?" rief Meister Bescapi laut lachend, „hat der würdige Abbate, den der Himmel recht bald abrufen möge zur Versammlung höherer Naturen, hat er mit seinem Thränenwasser, das er so reichlich ausströmen läßt, einen Mohren weiß gewaschen?" — „Ich frage," sprach Giglio, mit Mühe seinen Zorn unterdrückend, „ich frage Euch noch ein Mal, Meister Bescapi, ob Ihr mir für meine vollwichtigen Dukaten einen Anzug, wie ich ihn wünsche, verkaufen wollt, oder nicht?" „Mit Vergnügen," erwiderte Bescapi ganz fröhlich, „mit Vergnügen, mein bester Signor Giglio!"

Darauf öffnete der Meister ein Kabinet, in dem die reichsten herrlichsten Anzüge hingen. Dem Giglio fiel sogleich ein vollständiges Kleid ins Auge, das in der That sehr reich, wiewohl, der seltsamen Buntheit halber, etwas fantastisch ins Auge fiel. Meister Bescapi meinte, dieses Kleid käme hoch zu stehen und würde dem Giglio wohl zu teuer sein. Als aber Giglio darauf bestand, das Kleid zu kaufen, den Beutel hervorzog und den Meister aufforderte, den Preis zu setzen, wie er wolle, da erklärte Bescapi, daß er den Anzug durchaus nicht fortgeben könne, da derselbe schon für einen fremden Prinzen bestimmt und zwar für den Prinzen Cornelio Chiapperi. — „Wie," rief Giglio, ganz Begeisterung, ganz Ekstase, „wie? — was sagt Ihr? — so ist das Kleid für mich gemacht und keinen andern. Glücklicher Bescapi! — Eben der Prinz Cornelio Chiapperi ist es, der vor Euch steht und bei Euch sein innerstes Wesen, sein Ich vorgefunden!" —

Sowie Giglio diese Worte sprach, riß Meister Bescapi den Anzug von der Wand, rief einen seiner Burschen herbei und befahl ihm, den Korb, in den er schnell alles eingepackt, dem durchlauchtigsten Prinzen nachzutragen.

„Behaltet," rief der Meister, als Giglio zahlen wollte, „behaltet Euer Geld, mein hochverehrtester Prinz! — Ihr werdet Eile haben. Euer unterthänigster Diener wird schon zu seinem Gelde kommen; vielleicht berichtigt der weiße Mohr die kleine Auslage! — Gott beschütze Euch, mein vortrefflicher Fürst!" —

Giglio warf dem Meister, der ein Mal übers andere in den zierlichsten Bücklingen niedertauchte, einen stolzen Blick zu, steckte das Fortunatussäckel ein und begab sich mit dem schönen Prinzenkleide von dannen.

Der Anzug paßte so vortrefflich, daß Giglio in der ausgelassensten

Freude dem Schneiderjungen, der ihn auskleiden geholfen, einen blanken Dukaten in die Hand drückte. Der Schneiderjunge bat, ihm statt dessen ein paar gute Paolis zu geben, da er gehört, daß das Gold der Theaterprinzen nichts tauge und daß ihre Dukaten nur Knöpfe, oder Rechenpfennige wären. Giglio warf den superklugen Jungen aber zur Thüre hinaus.

Nachdem Giglio genugsam die schönsten anmutigsten Gesten vor dem Spiegel probiert, nachdem er sich auf die fantastischen Redensarten liebekranker Helden besonnen und die volle Überzeugung gewonnen, daß er total unwiderstehlich sei, begab er sich, als schon die Abenddämmerung einzubrechen begann, getrost nach dem Palast Pistoja.

Die unverschlossene Thüre wich dem Druck seiner Hand und er gelangte in eine geräumige Säulenflur, in der die Stille des Grabes herrschte. Als er verwundert ringsumher schaute, gingen aus dem tiefsten Hintergrunde seines Innern dunkle Bilder der Vergangenheit auf. Es war ihm, als sei er schon ein Mal hier gewesen, und da doch in seiner Seele sich durchaus nichts deutlich gestalten wollte, da alles Mühen, jene Bilder ins Auge zu fassen, vergebens blieb, da überfiel ihn ein Bangen, eine Beklommenheit, die ihm allen Mut benahm, sein Abenteuer weiter zu verfolgen.

Schon im Begriff, den Palast zu verlassen, wäre er vor Schreck beinahe zu Boden gesunken, als ihm plötzlich sein Ich, wie in Nebel gehüllt, entgegentrat. Bald gewahrte er indessen, daß das, was er für seinen Doppeltgänger hielt, sein Bild war, das ihm ein dunkler Wandspiegel entgegenwarf. Doch in dem Augenblick war es ihm auch, als flüsterten hundert süße Stimmchen: „O Signor Giglio, wie seid Ihr doch so hübsch, so wunderschön!“ — Giglio warf sich vor dem Spiegel in die Brust, erhob das Haupt, stemmte den linken Arm in die Seite, und rief, indem er die Rechte erhob, pathetisch: „Mut, Giglio, Mut! dein Glück ist dir gewiß, eile es zu erfassen!“ — Damit begann er auf und ab zu schreiten mit schärferen und schärferen Tritten, sich zu räuspern, zu husten; aber grabesstill blieb es, kein lebendiges Wesen ließ sich vernehmen. Da versuchte er diese und jene Thüre, die in die Gemächer führen mußte, zu öffnen; alle waren fest verschlossen.

Was blieb übrig, als die breite Marmortreppe zu ersteigen, die an beiden Seiten der Flur sich zierlich hinaufwand?

Auf dem obern Korridor, dessen Schmuck der einfachen Pracht

des Ganzen entsprach, angekommen, war es dem Giglio, als vernehme er ganz aus der Ferne die Töne eines fremden seltsam klingenden Instruments — Behutsam schlich er weiter vor und bemerkte bald einen blendenden Strahl, der durch das Schlüsselloch der Thüre ihm gegenüber in den Korridor fiel. Jetzt unterschied er auch, daß das, was er für den Ton eines unbekannten Instruments gehalten, die Stimme eines redenden Mannes war, die freilich gar verwunderlich klang, da es bald war, als würde eine Cymbel angeschlagen, bald als würde eine tiefe dumpfe Pfeife geblasen. Sowie Giglio sich an der Thüre befand, öffnete sie sich leise — leise von selbst. Giglio trat hinein und blieb festgewurzelt stehen, im tiefsten Erstaunen —

Giglio befand sich in einem mächtigen Saal, dessen Wände mit purpurgesprenkeltem Marmor bekleidet waren und aus dessen hoher Kuppel sich eine Ampel herabsenkte, deren strahlendes Feuer alles mit glühendem Gold übergoß. Im Hintergrunde bildete eine reiche Draperie von Goldstoff einen Thronhimmel, unter dem auf einer Erhöhung von fünf Stufen ein vergoldeter Armsessel mit bunten Teppichen stand. Auf demselben saß jener kleine alte Mann mit langem weißen Bart, in einen Talar von Silberstoff gekleidet, der bei dem Einzuge der Prinzessin Brambilla in der goldgleißenden Tulpe den Wissenschaften oblag. Sowie damals, trug er einen silbernen Trichter auf dem ehrwürdigen Haupte; so wie damals, saß eine ungeheure Brille auf seiner Nase; so wie damals, las er, wiewohl jetzt mit lauter Stimme, die eben diejenige war, welche Giglio aus der Ferne vernommen, in einem großen Buche, das aufgeschlagen vor ihm auf dem Rücken eines knieenden Mohren lag. An beiden Seiten standen die Strauße wie mächtige Trabanten und schlugen, einer um den andern, dem Alten, wenn er die Seite vollendet, mit den Schnäbeln das Blatt um.

Ringsumher im geschlossenen Halbkreis saßen wohl an hundert Damen so wunderbar schön, wie Feen und ebenso reich und herrlich gekleidet, wie diese bekanntlich einhergehen. Alle machten sehr ämsig Filet. In der Mitte des Halbkreises, vor dem Alten, standen auf einem kleinen Altar von Porphyr, in der Stellung in tiefen Schlaf Versunkener, zwei kleine seltsame Püppchen mit Königskronen auf dem Haupte.

Als Giglio sich einigermaßen von seinem Erstaunen erholt, wollte er seine Gegenwart kund thun. Kaum hatte er aber auch nur

den Gedanken gefaßt zu sprechen, als er einen derben Faustschlag auf den Rücken erhielt. Zu seinem nicht geringen Schrecken wurde er jetzt erst die Reihe mit langen Spießen und kurzen Säbeln bewaffneter Mohren gewahr, in deren Mitte er stand und die ihn mit funkelnden Augen anblitzten, mit elfenbeinernen Zähnen anfletschten. Giglio sah ein, daß Geduld üben hier das Beste sei. —

Das was der Alte den Filetmachenden Damen vorlas, lautete aber ungefähr, wie folgt:

„Das feurige Zeichen des Wassermanns steht über uns, der „Delphin schwimmt auf brausenden Wellen gen Osten und spritzt „aus seinen Nüstern das reine Krystall in die dunstige Flut! — „Es ist an der Zeit, daß ich zu euch rede von den großen Geheim„nissen, die sich begaben, von dem wunderbaren Rätsel, dessen Auf„lösung euch rettet von unseligem Verderben. — Auf der Zinne „des Turms stand der Magus Hermod und beobachtete den Lauf „der Gestirne. Da schritten vier alte Männer in Talare gehüllt, „deren Farbe gefallnem Laube glich, durch den Wald auf den Turm „los und erhoben, als sie an den Fuß des Turms gelangt, ein „gewaltiges Wehklagen. Höre uns! — Höre uns, großer Hermod! — „Sei nicht taub für unser Flehen, erwache aus deinem tiefen Schlaf! — „Hätten wir nur die Kraft, König Ophiochs Bogen zu spannen, so „schössen wir dir einen Pfeil durch das Herz, wie er es gethan und „du müßtest herabkommen und dürftest da oben nicht im Sturmwinde „stehen, wie ein unempfindlicher Kloß! — Aber würdigster Greis! „wenn du nicht aufwachen willst, so halten wir einiges Wurfgeschütz „in Bereitschaft und wollen an deine Brust anpochen mit einigen „mäßigen Steinen, damit sich das menschliche Gefühl rege, das darin „verschlossen! — Erwache, herrlicher Greis! —

„Der Magus Hermod schaute herab, lehnte sich übers Geländer „und sprach mit einer Stimme, die dem dumpfen Tosen des Meeres, „dem Heulen des nahenden Orkans glich: Ihr Leute da unten, seid „keine Esel! Ich schlafe nicht und darf nicht geweckt werden durch „Pfeile und Felsenstücke. Beinahe weiß ich schon, was ihr wollt, „ihr lieben Menschen! Wartet ein wenig, ich komme gleich herab. — „Ihr könnt euch indessen einige Erdbeeren pflücken, oder Haschemann „spielen auf dem grasigten Gestein — ich komme gleich. —

„Als Hermod herabgekommen und Platz genommen auf einem „großen Stein, den der weiche bunte Teppich des schönsten Mooses „überzog, begann der von den Männern, der der älteste schien, da

„sein weißer Bart ihm bis an den Gürtel herabreichte, also: Großer „Hermod, du weißt gewiß alles, was ich dir sagen will, schon im „voraus besser, als ich selbst; aber eben damit du erfahren mögest, „daß ich es auch weiß, muß ich es dir sagen. „Rede!“ erwiderte „Hermod, „rede, o Jüngling! Gern will ich dich anhören; denn „das, was du eben sagtest, verrät, daß dir durchdringender Verstand „beiwohnt, wo nicht tiefe Weisheit, unerachtet du kaum die Kinder„schuhe vertreten.“ Ihr wißt, fuhr der Sprecher fort, Ihr wißt es, „großer Magus, daß König Ophioch eines Tages im Rath, als „eben die Rede davon war, daß jeder Vasall gehalten sein solle, „jährlich eine bestimmte Quantität Witz zum Hauptmagazin alles „Spaßes im Königreich beizusteuern, woraus bei eintretender Hungers„oder Durstnot die Armen verpflegt werden, plötzlich sprach: „„Der „Moment, in dem der Mensch umfällt, ist der erste, in dem sein „wahrhaftes Ich sich aufrichtet.““ Ihr wißt es, daß König Ophioch, „kaum hatte er diese Worte gesprochen, wirklich umfiel und nicht „mehr aufstand, weil er gestorben war. Traf es sich nun, daß „Königin Liris auch in demselben Augenblick die Augen geschlossen, „um sie nie wieder zu öffnen, so geriet der Staatsrath, da es dem „königlichen Paar an einiger Descendenz gänzlich fehlte, wegen der „Thronfolge in nicht geringe Verlegenheit. Der Hofastronom, ein „sinnreicher Mann, fiel endlich auf ein Mittel, die weise Regierung „des Königs Ophioch dem Lande noch auf lange Jahre zu erhalten. „Er schlug nämlich vor, ebenso zu verfahren, wie es mit einem be„kannten Geisterfürsten (König Salomo) geschah, dem, als er schon „längst gestorben, die Geister noch lange gehorchten. Der Hoftischler„meister wurde, diesem Vorschlag gemäß, in den Staatsrath gezogen; „der verfertigte ein zierliches Gestell von Buchsbaum, das wurde „dem König Ophioch, nachdem sein Körper gehörige Speisung der „trefflichsten Spezereien erhalten, unter den Steiß geschoben, so daß „er ganz stattlich dasaß; vermöge eines geheimen Zuges, dessen Ende „wie eine Glockenschnur im Konferenzzimmer des großen Raths herab„hing, wurde aber sein Arm regiert, so daß er das Scepter hin „und her schwenkte. Niemand zweifelte, daß König Ophioch lebe „und regiere. Wunderbares trug sich aber nun mit der Urdarquelle „zu. Das Wasser des Sees, den sie gebildet, blieb hell und klar; „doch statt daß sonst alle diejenigen, die hineinschauten, eine besondere „Lust empfanden, gab es jetzt viele, welche, indem sie die ganze „Natur und sich selbst darin erblickten, darüber in Unmut und Zorn

„gerieten, weil es aller Würde, ja allem Menschenverstande, aller „mühsam erworbenen Weisheit entgegen sei, die Dinge und vorzüg„lich das eigne Ich verkehrt zu schauen. Und immer mehrere und „mehrere wurden derer, die zuletzt behaupteten, daß die Dünste des „hellen Sees den Sinn bethörten und den schicklichen Ernst um„wandelten in Narrheit. Im Ärger warfen sie nun allerlei garstiges „Zeug in den See, so daß er seine Spiegelhelle verlor und immer „trüber und trüber wurde, bis er zuletzt einem garstigen Sumpfe „glich. Dies, o weiser Magus, hat viel Unheil über das Land ge„bracht; denn die vornehmsten Leute schlagen sich jetzt ins Gesicht „und meinen denn, das sei die wahre Ironie der Weisen. Das „größte Unheil ist aber gestern geschehen, da es dem guten König „Ophioch ebenso ergangen, wie jenem Geisterfürsten. Der böse Holz„wurm hatte unbemerkt das Gestell zernagt und plötzlich stürzte die „Majestät im besten Regieren um, vor den Augen vieles Volks, das „sich in den Thronsaal gedrängt, so daß nun sein Hinscheiden nicht „länger zu verbergen. Ich selbst, großer Magus, zog gerade die „Sceptерschnur, welche, als die Majestät umstülpte, mir im Zerreißen „dermaßen ins Gesicht schnellte, daß ich dergleichen Schnurziehen „auf zeitlebens satt bekommen. — Du hast, o weiser Hermod! dich „immer des Landes Urdargarten getreulich angenommen; sage, was „fangen wir an, daß ein würdiger Thronfolger die Regierung über„nehme und der Urdarsee wieder hell und klar werde? — Der Magus „Hermod versank in tiefes Nachdenken, dann aber sprach er: Harret „neun Mal neun Nächte, dann entblüht aus dem Urdarsee die „Königin des Landes! Unterdessen regiert aber das Land, so gut „ihr es vermöget! Und es geschah, daß feurige Strahlen auf„gingen über dem Sumpf, der sonst die Urdarquelle gewesen. Das „waren aber die Feuergeister, die mit glühenden Augen hineinblickten „und aus der Tiefe wühlten sich die Erdgeister herauf. Aus dem „trocken gewordenen Boden blühte aber eine schöne Lotusblume empor, „in deren Kelch ein holdes schlummerndes Kind lag. Das war die „Prinzessin Mystilis, die von jenen vier Ministern, die die Kunde „von dem Magus Hermod geholt hatten, behutsam aus ihrer schönen „Wiege herausgenommen und zur Regentin des Landes erhoben „wurde. — Die gedachten vier Minister übernahmen die Vormund„schaft über die Prinzessin und suchten das liebe Kind so zu hegen „und zu pflegen, als es nur in ihrer Macht stand. In großen „Kummer versanken sie aber, als die Prinzessin, da sie nun so alt

„geworden, um gehörig sprechen zu können, eine Sprache zu reden „begann, die niemand verstand. Von weit und breit her wurden „Sprachkundige verschrieben, um die Sprache der Prinzessin zu er„forschen, aber das böse entsetzliche Verhängnis wollte, daß die Sprach„kundigen, je gelehrter, je weiser sie waren, desto weniger die Reden „des Kindes verstanden, die noch dazu ganz verständig und verständ„lich klangen. Die Lotusblume hatte indessen ihren Kelch wieder „geschlossen; um sie her sprudelte aber in kleinen Quellchen der „Krystall des reinsten Wassers empor. Darüber hatten die Minister „große Freude; denn sie konnten nicht anders glauben, als daß statt „des Sumpfs bald wieder der schöne Wasserspiegel der Urdarquelle „aufleuchten werde. Wegen der Sprache der Prinzessin beschlossen „die weisen Minister, sich, was sie schon längst hätten thun sollen, „von dem Magus Hermod Rat zu holen. — Als sie in das schaurige „Dunkel des geheimnisvollen Waldes getreten, als schon das Gestein „des Turms durch das dichte Gesträuch blickte, stießen sie auf einen „alten Mann, der, nachdenklich in einem großen Buche lesend, auf „einem Felsstück saß und den sie für den Magus Hermod erkennen „mußten. Der Kühle des Abends wegen hatte Hermod einen schwarzen „Schlafrock umgeworfen und eine Zobelmütze aufgesetzt, welches ihn „zwar nicht übel kleidete, ihm aber doch ein fremdartiges, etwas „finsteres Ansehen gab. Auch schien es den Ministern, als sei „Hermods Bart wieder in Unordnung geraten; denn er glich „struppigem Buschwerk. Als die Minister demütiglich ihr Anliegen „vorgebracht hatten, erhob sich Hermod, blitzte sie mit solch einem „entsetzlich funkelnden Blick an, daß sie beinahe stracks in die Knie „gesunken wären, und schlug dann eine Lache auf, die durch den „ganzen Wald dröhnte und gellte, so daß die Tiere verschüchtert, „fliehend durch die Büsche rauschten und das Geflügel, wie in „Todesangst aufkreischend, emporbrauste aus dem Dickicht! Den „Ministern, die den Magus Hermod in dieser etwas verwilderten „Stimmung niemals gesehen und gesprochen, wurde nicht wohl zu „Mute; indessen harrten sie in ehrfurchtsvollem Schweigen dessen, „was der große Magus beginnen werde. Der Magus setzte sich „aber wieder auf den großen Stein, schlug das Buch auf und las „mit feierlicher Stimme:

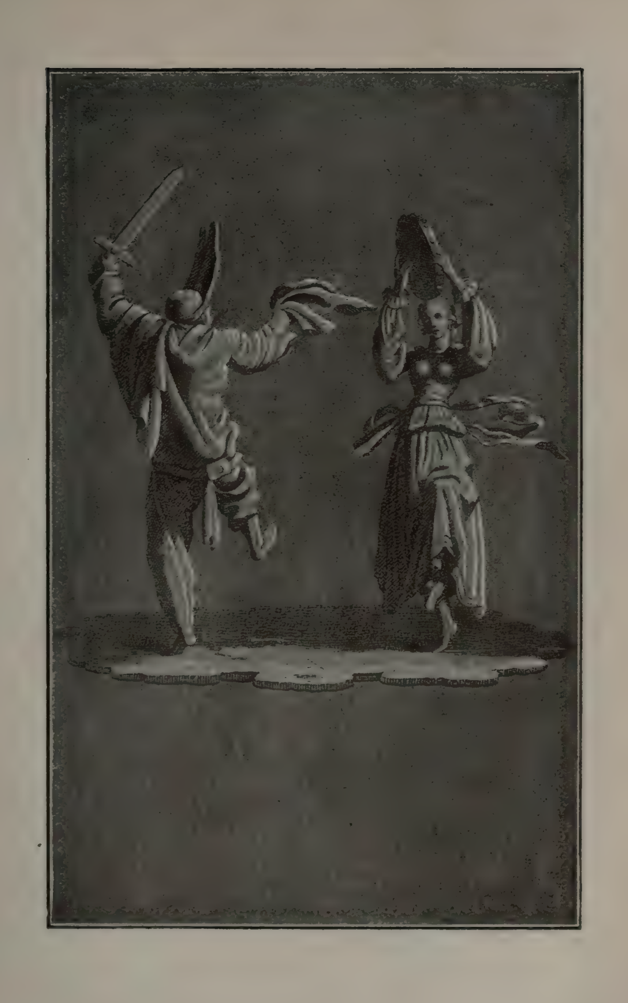
Es liegt ein schwarzer Stein in dunkler Halle,
Wo einst das Königspaar, von Schlaf befangen,
Den stummen bleichen Tod auf Stirn und Wangen,
Geharrt der Zauberkunde mächt'gem Schalle!

Und unter diesem Steine tief begraben
Liegt, was zu aller Lebenslust erkoren
Für Mystilis, aus Blüt' und Blum' geboren,
Ausstrahlt für sie, die köstlichste der Gaben.

Der bunte Vogel fängt sich dann in Netzen,
Die Feenkunst mit zarter Hand gewoben.
Verblendung weicht, die Nebel sind zerstoben
Und selbst der Feind muß sich zum Tod verletzen!

Zum bessern Hören spitzet dann die Ohren!
Zum bessern Schauen nehmt die Brill' vor Augen,
Wollt Ihr Minister sein, was rechtes taugen!
Doch, bleibt Ihr Esel, seid Ihr rein verloren! —

„Damit klappte der Magus das Buch mit solcher Gewalt zu, „daß es erklang, wie ein starker Donnerschlag und sämtliche Minister „rücklings überstürzten. Da sie sich erholt hatten, war der Magus „verschwunden. Sie wurden darüber einig, daß man um des Vater„landes Wohls willen viel leiden müsse; denn sonst sei es ganz „unausstehlich, daß der grobe Kumpan von Sterndeuter und Zauberer „die vortrefflichsten Stützen des Staats heute schon zum zweiten „Mal Esel genannt. Übrigens erstaunten sie selbst über die Weis„heit, mit der sie das Rätsel des Magus durchschauten. In Urdar„garten angekommen, gingen sie augenblicklich in die Halle, wo „König Ophioch und Königin Liris dreizehn Mal dreizehn Monden „schlafend zugebracht, hoben den schwarzen Stein auf, der in der „Mitte des Fußbodens eingefugt, und fanden in tiefer Erde ein „kleines gar herrlich geschnitztes Kästchen von dem schönsten Elfen„bein. Das gaben sie der Prinzessin Mystilis in die Hände, die „augenblicklich eine Feder andrückte, so daß der Deckel aufsprang „und sie das hübsche zierliche Filetzeug herausnehmen konnte, das „in dem Kästchen befindlich. Kaum hatte sie aber das Filetzeug in „Händen, als sie laut auflachte vor Freuden und dann ganz ver„nehmlich sprach: Großmütterlein hatte es mir in die Wiege gelegt; „aber ihr Schelme habt mir das Kleinod gestohlen und hättet mir's „nicht wieder gegeben, wärt ihr nicht auf die Nase gefallen im „Walde! — Darauf begann die Prinzessin sogleich auf das ämsigste „Filet zu machen. Die Minister schickten sich, ganz Entzücken, schon „an, einen gemeinschaftlichen Freudensprung zu verführen, als die „Prinzessin plötzlich erstarrte und zusammenschrumpfte zum kleinen „niedlichen Porzellan-Püppchen. War erst die Freude der Minister „groß gewesen, so war es auch nun um desto mehr ihr Jammer.



„Sie weinten und ſchluchzten ſo ſehr, daß man es im ganzen Palaſt „hören konnte, bis einer von ihnen plötzlich, in Gedanken vertieft, „einhielt, ſich mit den beiden Zipfeln ſeines Talars die Augen „trocknete und alſo ſprach: „„Miniſters — Kollegen — Kameraden — „beinahe glaub' ich, der große Magus hat recht und wir ſind — „nun mögen wir ſein, was wir wollen! — Iſt denn das Rätſel „aufgelöſt? — iſt denn der bunte Vogel gefangen? — Der Filet, „das iſt das Netz von zarter Hand gewoben, in dem er ſich fangen „muß."" Auf Befehl der Miniſter wurden nun die ſchönſten Damen „des Reichs, wahre Feen an Reiz und Anmut, im Palaſt verſammelt, „welche im prächtigſten Schmuck unabläſſig Filet machen mußten. — „Doch was half es? Der bunte Vogel ließ ſich nicht blicken; die „Prinzeſſin Myſtilis blieb ein Porzellan-Püppchen, die ſprudelnden „Quellen des Urdarbrunnens trockneten immer mehr ein und alle „Vaſallen des Reichs verſanken in den bitterſten Unmut. Da „geſchah es, daß die vier Miniſter, der Verzweiflung nahe, ſich hin„ſetzten an den Sumpf, der ſonſt der ſchöne ſpiegelhelle Urdarſee „geweſen, in lautes Wehklagen ausbrachen und in den rührendſten „Redensarten den Magus Hermod anflehten, ſich ihrer und des „armen Urdarlandes zu erbarmen. Ein dumpfes Stöhnen ſtieg aus „der Tiefe, die Lotosblume öffnete den Kelch und empor aus ihm „erhob ſich der Magus Hermod, der mit zürnender Stimme alſo „ſprach: Unglückliche! — Verblendete! — Nicht ich war es, mit „dem ihr im Walde ſprachet; es war der böſe Dämon, Typhon „ſelbſt war es, der euch in ſchlimmem Zauberſpiel geneckt, der das „unſelige Geheimnis des Filetkäſtchens hinaufbeſchworen hat! — „Doch ſich ſelbſt zum Tort hat er mehr Wahrheit geſprochen, als er „wollte. Mögen die zarten Hände feeiſcher Damen Filet machen, mag „der bunte Vogel gefangen werden; aber vernehmt das eigentliche „Rätſel, deſſen Löſung auch die Verzauberung der Prinzeſſin löſt." —

So weit hatte der Alte geleſen, als er inne hielt, ſich von ſeinem Sitze erhob und zu den kleinen Püppchen, die auf dem Porphyr-Altar in der Mitte des Kreiſes ſtanden, alſo ſprach:

„Gutes vortreffliches Königspaar, teurer Ophioch, verehrteſte Liris, verſchmäht es nicht länger, uns zu folgen auf der Pilgerfahrt in dem bequemen Reiſeanzug, den ich euch gegeben! — Ich, euer Freund Ruffiamonte, werde erfüllen, was ich verſprach!"

Dann ſchaute Ruffiamonte im Kreiſe der Damen umher und ſprach: „Es iſt nun an der Zeit, daß ihr das Geſpinnſt beiſeite

legt und den geheimnisvollen Spruch des großen Magus Hermod spricht, wie er ihn gesprochen aus dem Kelch der wunderbaren Lotosblume heraus."

Während nun Ruffiamonte mit einem silbernen Stabe den Takt schlug mit heftigen Schlägen, die laut schallend auf das offne Buch niederfielen, sprachen die Damen, die ihre Sitze verlassen und einen dichteren Kreis um den Magus geschlossen, im Chor folgendes:

Wo ist das Land, des blauer Sonnenhimmel
Der Erde Lust in reicher Blüt' entzündet?
Wo ist die Stadt, wo lustiges Getümmel
In schönster Zeit den Ernst vom Ernst entbindet?
Wo gaukeln froh der Fantasei Gestalten,
In bunter Welt, die klein zum Ei geründet?
Wo mag die Macht anmut'gen Spukes walten?
Wer ist der Ich, der aus dem Ich gebären
Das Nicht-Ich kann, die eigne Brust zerspalten,
Und schmerzlos hoch Entzücken mag bewähren?

Das Land, die Stadt, die Welt, das Ich, gefunden
Ist alles das, erschaut in voller Klarheit
Das Ich die Welt, der keck es sich entwunden,
Umwandelt des bethörten Sinnes Narrheit,
Trifft ihn der bleichen Unlust matter Tadel,
Der innre Geist in kräft'ge Lebenswahrheit,
Erschleußt das Reich die wunderbare Nadel
Des Meisters, giebt in schelmisch tollem Necken,
Dem, was nur niedrig schien, des Herrschers Adel
Der, der das Paar aus süßem Traum wird wecken.

Dann Heil dem schönen fernen Urdarlande!
Gereinigt, spiegelhell erglänzt sein Bronnen,
Zerrissen sind des Dämons Kettenbande,
Und aus der Tiefe steigen tausend Wonnen.
Wie will sich jede Brust voll Inbrunst regen?
In hohe Lust ist jede Qual zerronnen.
Was strahlt dort in des dunklen Waldes Wegen?
Ha, welch ein Jauchzen aus der Fern' ertönet!
Die Königin, sie kommt! — auf, Ihr entgegen!
Sie fand das Ich! und Hermod ist versöhnet! —

Jetzt erhoben die Strauße und die Mohren ein verwirrtes Geschrei und dazwischen quickten und piepten noch viele andre seltsame Vogelstimmen. Stärker, als alle, schrie aber Giglio, der, wie aus einer Betäubung erwacht, plötzlich alle Fassung gewonnen und dem es nun war, als sei er in irgend einem burlesken Schauspiel: „Um tausend Gotteswillen! was ist denn das? Hört doch nur endlich

auf mit dem tollen verrückten Zeuge! Seid doch vernünftig, sagt mir doch nur, wo ich die Durchlauchtige Prinzessin finde, die hochherrliche Brambilla! Ich bin Giglio Fava, der berühmteste Schauspieler auf der Erde, den die Prinzessin Brambilla liebt und zu hohen Ehren bringen wird — So hört mich doch nur! Damen, Mohren, Strauße, laßt euch nicht albernes Zeug vorschwatzen! Ich weiß das alles besser, als der Alte dort; denn ich bin der weiße Mohr und kein andrer!"

Sowie die Damen endlich den Fava gewahr wurden, erhoben sie ein langes durchdringendes Gelächter und fuhren auf ihn los. Selbst wußte Giglio nicht, warum ihn auf einmal eine schreckliche Angst überfiel und er mit aller Mühe suchte den Damen auszuweichen. Unmöglich konnt' ihm das gelingen, wäre es ihm nicht geglückt, indem er den Mantel auseinanderspreizte, emporzuflattern in die hohe Kuppel des Saals. Nun scheuchten die Damen ihn hin und her und warfen mit großen Tüchern nach ihm, bis er ermattet niedersank. Da warfen die Damen ihm aber ein Filetnetz über den Kopf und die Strauße brachten ein stattliches goldnes Bauer herbei, worein Giglio ohne Gnade gesperrt wurde. In dem Augenblick verlosch die Ampel und alles war wie mit einem Zauberschlag verschwunden.

Da das Bauer an einem großen geöffneten Fenster stand, so konnte Giglio hinabschauen in die Straße, die aber, da das Volk eben nach den Schauspielhäusern und Osterien geströmt, ganz öde und menschenleer war, so daß der arme Giglio, hineingepreßt in das enge Behältnis, sich in trostloser Einsamkeit befand. „Ist das," so brach er wehklagend los, „ist das das geträumte Glück? Verhält es sich so mit dem zarten wunderbaren Geheimnis, das in dem Palast Pistoja verschlossen? — Ich habe sie gesehen, die Mohren, die Damen, den kleinen alten Tulpenkerl, die Strauße, wie sie hineingezogen sind durch das enge Thor; nur die Maulesel fehlten und die Federpagen! — Aber Brambilla war nicht unter ihnen — nein, es ist nicht hier, das holde Bild meines sehnsüchtigen Verlangens, meiner Liebesinbrunst! — O Brambilla! — Brambilla! — Und in diesem schnöden Kerker muß ich elendiglich verschmachten und werde nimmermehr den weißen Mohren spielen! — O! O! — O!"

„Wer lamentiert denn da oben so gewaltig?" — So rief es von der Straße herauf. Giglio erkannte augenblicklich die Stimme des alten Ciarlatano und ein Strahl der Hoffnung fiel in seine beängstete Brust.

„Celionati," sprach Giglio ganz beweglich herab, teurer Signor

Celionati, seid Ihr es, den ich dort im Mondschein erblicke? — Ich sitze hier im Bauer, in einem trostlosen Zustande. — Sie haben mich hier eingesperrt, wie einen Vogel! — O Gott! Signor Celionati. Ihr seid ein tugendhafter Mann, der den Nächsten nicht verläßt; Euch stehen wunderbare Kräfte zu Gebote, helft mir, ach helft mir aus meiner verfluchten peinlichen Lage! — O Freiheit, goldne Freiheit, wer schätzt dich mehr, als der, der im Käfig sitzt, sind seine Stäbe auch von Gold?" — Celionati lachte laut auf, dann aber sprach er: „Seht, Giglio, das habt Ihr alles Eurer verfluchten Narrheit, Euern tollen Einbildungen zu verdanken! — Wer heißt Euch in abgeschmackter Mummerei den Palast Pistoja betreten? Wie möget Ihr Euch einschleichen in eine Versammlung, zu der Ihr nicht geladen?" „Wie?" rief Giglio, „den schönsten aller Anzüge, den einzigen, in dem ich mich vor der angebeteten Prinzessin würdig zeigen konnte, den nennt Ihr abgeschmackte Mummerei?" — „Eben," erwiderte Celionati, „eben Euer schöner Anzug ist schuld daran, daß man Euch so behandelt hat." „Aber bin ich denn ein Vogel?" rief Giglio voll Unmut und Zorn. „Allerdings," fuhr Celionati fort, „haben die Damen Euch für einen Vogel gehalten und zwar für einen solchen, auf dessen Besitz sie ganz versessen sind, nämlich für einen Gelbschnabel!" — „O Gott!" sprach Giglio ganz außer sich, „ich, der Giglio Fava, der berühmte tragische Held, der weiße Mohr! — ich ein Gelbschnabel!" „Nun, Signor Giglio," rief Celionati, „faßt nur Geduld, schlaft, wenn Ihr könnt, recht sanft und ruhig! Wer weiß, was der kommende Tag Euch Gutes bringt!" „Habt Barmherzigkeit," schrie Giglio, „habt Barmherzigkeit, Signor Celionati, befreit mich aus diesem verfluchten Kerker! Nimmermehr betret' ich wieder den verwünschten Palast Pistoja." — „Eigentlich," erwiderte der Ciarlatano, „eigentlich habt Ihr es gar nicht um mich verdient, daß ich mich Eurer annehme, da Ihr alle meine guten Lehren verschmäht und Euch meinem Todfeinde, dem Abbate Chiari, in die Arme werfen wollt, der Euch, Ihr möget es nur wissen, durch schnöde Afterverse, die voll Lug und Trug sind, in dies Unglück gestürzt hat. Doch — Ihr seid eigentlich ein gutes Kind und ich bin ein ehrlicher weichmütiger Narr, das hab' ich schon oft bewiesen; darum will ich Euch retten. Ich hoffe dagegen, daß Ihr mir morgen eine neue Brille und ein Exemplar des assyrischen Zahns abkaufen werdet." „Alles kaufe ich Euch ab, was Ihr wollt; nur Freiheit, Freiheit schafft mir! Ich bin schon beinahe erstickt!" — So sprach

Giglio und auf einer unsichtbaren Leiter stieg der Ciarlatano zu ihm herauf, öffnete eine große Klappe des Käfigs; durch die Öffnung drängte mit Mühe sich der unglückselige Gelbschnabel.

Doch in dem Augenblick erhob sich im Palast ein verwirrtes Getöse und widerwärtige Stimmen quiekten und plärrten durcheinander. „Alle Geister!“ rief Celionati, „man merkt Eure Flucht, Giglio, macht, daß Ihr fortkommt!“ Mit der Kraft der Verzweiflung drängte sich Giglio vollends durch, warf sich rücksichtslos auf die Straße, raffte sich, da er durchaus nicht den mindesten Schaden genommen, auf, und rannte in voller Furie von dannen.

„Ja,“ rief er ganz außer sich, als er, in seinem Stübchen angekommen, den närrischen Anzug erblickte, in dem er mit seinem Ich gekämpft; „ja, der tolle Unhold, der dort körperlos liegt, das ist mein Ich und diese prinzlichen Kleider, die hat der finstre Dämon dem Gelbschnabel gestohlen und mir anvexiert, damit die schönsten Damen in unseliger Täuschung mich selbst für den Gelbschnabel halten sollen! — Ich rede Unsinn, ich weiß es; aber das ist recht, denn ich bin eigentlich toll geworden, weil der Ich keinen Körper hat — Ho ho! frisch darauf, frisch darauf, mein liebes holdes Ich!“ — Damit riß er sich wütend die schönen Kleider vom Leibe, fuhr in den tollsten aller Maskenanzüge und lief nach dem Korso.

Alle Lust des Himmels durchströmte ihn aber, als eine anmutige Engelsgestalt von Mädchen, das Tambourin in der Hand, ihn zum Tanz aufforderte.

Die Kupfertafel, die diesem Kapitel beigeheftet, zeigt diesen Tanz des Giglio mit der unbekannten Schönen; was sich aber ferner dabei begab, wird der geneigte Leser im folgenden Kapitel erfahren.

Sechstes Kapitel.

Wie einer tanzend zum Prinzen wurde, ohnmächtig einem Charlatan in die Arme sank und dann beim Abendessen an den Talenten seines Kochs zweifelte. — Liquor anodynus und großer Lärm ohne Ursache. — Ritterlicher Zweikampf der in Lieb' und Wehmut versunkenen Freunde und dessen tragischer Ausgang. — Nachteil und Unschicklichkeit des Tabakschnupfens. — Freimaurerei eines Mädchens und neu erfundener Flugapparat. Wie die alte Beatrice eine Brille aufsetzte und wieder herunternahm von der Nase.

Sie. Drehe dich, drehe dich stärker, wirble rastlos fort, lustiger toller Tanz! — Ha wie so blitzesschnell alles vorüberflieht! Keine Ruhe, kein Halt! — Mannigfache bunte Gestalten knistern auf, wie

sprühende Funken eines Feuerwerks und verschwinden in die schwarze Nacht hinein. — Die Lust jagt nach der Lust und kann sie nicht erfassen, und darin besteht ja eben wieder die Lust. — Nichts ist langweiliger, als festgewurzelt in den Boden jedem Blick, jedem Wort Rede stehen zu müssen! Möcht' deshalb keine Blume sein; viel lieber ein goldner Käfer, der dir um den Kopf schwirrt und sumset, daß du vor dem Getöse deinen eignen Verstand nicht zu vernehmen vermagst! Wo bleibt aber auch überhaupt der Verstand, wenn die Strudel wilder Lust ihn fortreißen? Bald zu schwer zerreißt er die Fäden und versinkt in den Abgrund; bald zu leicht fliegt er mit auf in den dunst'gen Himmelskreis. Es ist nicht möglich, im Tanz einen recht verständigen Verstand zu behaupten; darum wollen wir ihn lieber, solange unsere Touren, unsere Pas fortdauern, ganz aufgeben. — Und darum mag ich dir auch gar nicht Rede stehen, du schmucker, flinker Geselle! — Sieh, wie dich umkreisend ich dir entschlüpfe in dem Augenblick, da du mich zu erhaschen, mich festzuhalten gedachtest! — Und nun! — und nun wieder! —

Er. Und doch! — nein, verfehlt! — Aber es kommt nur darauf an, daß man im Tanz das rechte Gleichgewicht zu beobachten, zu behalten versteht. — Darum ist es nötig, daß jeder Tänzer etwas zur Hand nehme, als Äquilibrierstange; und darum will ich mein breites Schwert ziehen und es in den Lüften schwenken — So! — Was hältst du von diesem Sprunge, von dieser Stellung, bei der ich mein ganzes Ich dem Schwerpunkt meiner linken Fußspitze anvertraue? — Du nennst das närrischen Leichtsinn; aber das ist eben der Verstand, von dem du nichts hältst, unerachtet man ohne denselben nichts versteht, und auch das Äquilibrium, das zu manchen Dingen nütze! — Aber wie? — von bunten Bändern umflattert, wie ich, auf der linken Fußspitze schwebend, das Tambourin hoch emporgehoben, verlangst du, ich solle mich begeben alles Verstandes, alles Äquilibriums? — Ich werfe dir meinen Mantelzipfel zu, damit du geblendet, strauchelnd mir in die Arme fällst! — Doch nein, nein! — sowie ich dich erfaßte, wärst du ja nicht mehr — schwändest hin in nichts! Wer bist du denn, geheimnisvolles Wesen, das aus Luft und Feuer geboren der Erde angehört und verlockend hinausschaut aus dem Gewässer! — Du kannst mir nicht entfliehen. Doch — du willst hinab, ich wähne dich festzuhalten, da schwebst du auf in die Lüfte. Bist du wirklich der wackre Elementargeist, der das Leben entzündet zum Leben? — Bist du die Wehmut, das brünstige Ver-

langen, das Entzücken, die Himmelslust des Seins? — Aber immer dieselben Pas — dieselben Touren! Und doch, Schönste, bleibt ewig neu dein Tanz und das ist gewiß das Wunderbarste an dir —

Das Tambourin. Wenn du, o Tänzer! mich so durcheinander klappern, klirren, klingen hörst, so meinst du entweder, ich wollte dir was weis machen mit allerlei dummem einfältigen Gewäsche, oder ich wäre ein tölpisch Ding, das Ton und Takt deiner Melodien nicht fassen könnte, und doch bin ich es allein, was dich in Ton und Takt hält. Darum horche — horche — horche auf mich!

Das Schwert. Du meinst, o Tänzerin, daß hölzern, dumpf und stumpf, takt- und tonlos, ich dir nichts nützen kann. Aber wisse, daß es nur meine Schwingungen sind, denen der Ton, der Takt deines Tanzes entschwebt. — Ich bin Schwert und Zither und darf die Luft verwunden mit Sang und Klang, Hieb und Stoß. — Und ich halte dich in Ton und Takt; darum horche — horche — horche auf mich! —

Sie. Wie immer höher der Einklang unseres Tanzes steigt! — Ei, welche Schritte, welche Sprünge! — Stets gewagter — stets gewagter und doch gelingt's, weil wir uns immer besser auf den Tanz verstehen!

Er. Ha! wie tausend funkelnde Feuerkreise uns umzingeln! Welche Lust! — Stattliches Feuerwerk, nimmer kannst du verpuffen; denn dein Material ist ewig, wie die Zeit — Doch — halt — halt; ich brenne — ich falle ins Feuer. —

Tambourin und Schwert. Haltet euch fest — haltet euch fest an uns, Tänzer!

Sie und Er. Weh mir — Schwindel — Strudel — Wirbel — erfaßt uns — hinab! —

— — So lautete Wort für Wort der wunderliche Tanz, den Giglio Fava mit der Schönsten, die doch niemand anders sein konnte, als die Prinzessin Brambilla selbst, auf die anmutigste Weise durchtanzte, bis ihm in dem Taumel der jauchzenden Lust die Sinne schwinden wollten. Das geschah aber nicht; vielmehr war es dem Giglio, da Tambourin und Schwert nochmals ermahnten, sich festzuhalten, als sänke er der Schönsten in die Arme. Und auch dieses geschah nicht; wem er an der Brust lag, war keinesweges die Prinzessin, sondern der alte Celionati.

„Ich weiß nicht," begann Celionati, „ich weiß nicht, mein bester Prinz (denn trotz Eurer absonderlichen Vermummung habe ich Euch

auf den ersten Blick erkannt), wie Ihr dazu kommt, Euch auf solch grobe Weise täuschen zu lassen, da Ihr doch sonst ein gescheuter vernünftiger Herr seid. Gut nur, daß ich gerade hier stand und Euch in meinen Armen auffing, als die lose Dirne gerade im Begriff stand, Euch, Euern Schwindel benutzend, zu entführen."

„Ich danke Euch," erwiderte Giglio, „ich danke Euch recht sehr für Euren guten Willen, bester Signor Celionati; aber was Ihr da sprecht von grober Täuschung, verstehe ich ganz und gar nicht und es thut mir nur leid, daß der fatale Schwindel mich verhinderte, den Tanz mit der holdesten, schönsten aller Prinzessinnen, der mich ganz glücklich gemacht hätte, zu vollenden."

„Was sagt," fuhr Celionati fort, „was sagt Ihr? — Glaubt Ihr denn wohl, daß das wirklich die Prinzessin Brambilla war, die mit Euch tanzte? — Nein! — Darin liegt eben der schnöde Betrug, daß die Prinzessin Euch eine Person gemeines Standes unterschob, um desto ungestörter andern Liebeshandel nachhängen zu können." „Wäre es möglich," rief Giglio, „daß ich getäuscht werden konnte? —"

„Bedenkt," sprach Celionati weiter, „bedenkt, daß, wenn Eure Tänzerin wirklich die Prinzessin Brambilla gewesen wäre, wenn Ihr glücklich Euren Tanz beendigt hättet, in demselben Augenblick der große Magus Hermod erschienen sein müßte, um Euch mit Eurer hohen Braut einzuführen in Euer Reich."

„Das ist wahr," erwiderte Giglio; „aber sagt mir, wie alles sich begab, mit wem ich eigentlich tanzte!"

„Ihr sollt," sprach Celionati, „Ihr müßt alles erfahren. Doch, ist es Euch recht, so begleite ich Euch in Euern Palast, um dort ruhiger mit Euch, o fürstlicher Herr, reden zu können."

„Seid," sprach Giglio, „seid so gut, mich dorthin zu führen! denn gestehen muß ich Euch, daß mich der Tanz mit der vermeintlichen Prinzessin dermaßen angegriffen hat, daß ich wandle, wie im Traum, und in Wahrheit augenblicklich nicht weiß, wo hier in unserm Rom mein Palast gelegen." „Kommt nur mit mir, gnädigster Herr!" rief Celionati, indem er den Giglio beim Arm ergriff und mit ihm von dannen schritt.

Es ging schnurgerade los auf den Palast Pistoja. Schon auf den Marmorstufen des Portals stehend, schaute Giglio den Palast an von oben bis unten, und sprach darauf zu Celionati: „Ist das wirklich mein Palast, woran ich gar nicht zweifeln will, so sind mir

wunderliche Wirtsleute über den Hals gekommen, die da oben in den schönsten Sälen tolle Wirtschaft treiben und sich gebärden, als gehöre ihnen das Haus und nicht mir. Kecke Frauenzimmer, die sich herausgeputzt mit fremdem Staat, halten vornehme verständige Leute — und, mögen mich die Heiligen schützen, ich glaube, mir selbst, dem Wirt des Hauses, ist es geschehen — für den seltenen Vogel, den sie fangen müssen in Netzen, die die Feenkunst mit zarter Hand gewoben, und das verursacht denn große Unruhe und Störung. Mir ist es, als wär' ich hier eingesperrt gewesen in ein schnödes Gebauer; darum möcht' ich nicht gern wieder hinein. Wär's möglich, bester Celionati, daß für heute mein Palast anderswo liegen könnte, so würd' es mir ganz angenehm sein."

„Euer Palast, gnädigster Herr!" erwiderte Celionati, „kann nun einmal nirgends anders liegen, als eben hier, und es würde gegen allen Anstand laufen, umzukehren in ein fremdes Haus. Ihr dürft, o mein Prinz! nur daran denken, daß alles, was wir treiben und was hier getrieben wird, nicht wahr, sondern ein durchaus erlogenes Capriccio ist und Ihr werdet von dem tollen Volke, das dort oben sein Wesen treibt, nicht die mindeste Inkommodität erfahren. Schreiten wir getrost hinein!"

„Aber sagt mir," rief Giglio, den Celionati, der die Thüre öffnen wollte, zurückhaltend, „aber sagt mir, ist denn nicht die Prinzessin Brambilla mit dem Zauberer Ruffiamonte und einem zahlreichen Gefolge an Damen, Pagen, Straußen und Eseln hier eingezogen?"

„Allerdings," erwiderte Celionati; „doch kann das Euch, der Ihr doch den Palast wenigstens ebensogut besitzt, wie die Prinzessin, nicht abhalten, ebenfalls einzukehren, geschieht es auch vor der Hand in aller Stille. Ihr werdet Euch bald darin ganz heimatlich befinden."

Damit öffnete Celionati die Thüre des Palastes und schob den Giglio vor sich hinein. Es war im Vorsaal alles ganz finster und grabesstill; doch erschien, als Celionati leise an eine Thüre klopfte, bald ein kleiner sehr angenehmer Pulcinell mit brennenden Kerzen in den Händen.

„Irr' ich nicht," sprach Giglio zu dem Kleinen, „irr' ich nicht, so habe ich schon die Ehre gehabt, Euch zu sehn, bester Signor, auf dem Kutschendeckel der Prinzessin Brambilla." „So ist es," erwiderte der Kleine; „ich war damals in den Diensten der Prinzessin, bin es gewissermaßen noch jetzt, doch vorzüglich der unwandelbare Kammerdiener Eures gnädigsten Ichs, bester Prinz!"

Pulcinella leuchtete den beiden Ankömmlingen hinein in ein prächtiges Zimmer und zog sich dann bescheiden zurück, bemerkend, daß er überall, wo und wenn es der Prinz befehle, auf den Druck einer Feder sogleich hervorspringen werde; denn, unerachtet er hier im untern Stock der einzige in Liverei gesteckte Spaß sei, so ersetze er doch eine ganze Dienerschaft vermöge seiner Keckheit und Beweglichkeit.

„Ha!“ rief Giglio, sich in dem reich und prächtig geschmückten Zimmer umschauend, ha! nun erkenne ich erst, daß ich wirklich in meinem Palast, in meinem fürstlichen Zimmer bin. Mein Impressario ließ es malen, blieb das Geld schuldig und gab dem Maler, als er ihn mahnte, eine Ohrfeige, worauf der Maschinist den Impressario mit einer Furienfackel abprügelte! — Ja! — ich bin in meiner fürstlichen Heimat! — Doch Ihr wolltet mich wegen des Tanzes aus fürchterlicher Täuschung reißen, bester Signor Celionati. Redet, ich bitte, redet! Aber nehmen wir Platz!“ —

Nachdem beide, Giglio und Celionati, auf weichen Polstern sich niedergelassen, begann dieser: „Wißt mein Fürst, daß diejenige Person, die man Euch unterschob statt der Prinzessin, niemand anders ist, als eine artige Putzmacherin, Giacinta Soardi geheißen!“

„Ist es möglich?“ rief Giglio. — „Aber mich dünkt, dies Mädchen hat zum Liebhaber einen miserablen bettelarmen Komödianten, Giglio Fava?“ „Allerdings,“ erwiderte Celionati; „doch könnt Ihr es Euch wohl denken, daß eben diesem miserablen bettelarmen Komödianten, diesem Theaterprinzen die Prinzessin Brambilla nachläuft auf Stegen und Wegen und eben nur darum Euch die Putzmacherin entgegenstellt, damit Ihr vielleicht gar in tollem wahnsinnigen Mißverständnis Euch verlieben in diese und sie abwendig machen sollt dem Theaterhelden?“

„Welch ein Gedanke,“ sprach Giglio, „welch ein freveliger Gedanke! — Aber glaubt es mir, Celionati, es ist nur ein böser dämonischer Zauber, der alles verwirrt und toll durcheinander jagt, und diesen Zauber zerstöre ich mit diesem Schwert, das ich mit tapfrer Hand führen und jenen Elenden vernichten werde, der sich untersteht, es zu dulden, daß meine Prinzessin ihn liebt.“

„Thut das,“ erwiderte Celionati mit schälkischem Lachen, „thut das, bester Prinz! Mir selbst ist viel daran gelegen, daß der alberne Mensch je eher, desto besser, aus dem Wege geräumt wird.“

Jetzt dachte Giglio an Pulcinella und an die Dienste, zu denen er sich erboten. Er drückte daher an irgend eine verborgene Feder;

Pulcinella sprang alsbald hervor und da er, wie er versprochen, eine ganze Zahl der unterschiedlichsten Dienerschaft zu ersetzen wußte, so war Koch, Kellermeister, Tafeldecker, Mundschenk beisammen und ein leckeres Mahl in wenigen Sekunden bereitet.

Giglio fand, nachdem er sich gütlich gethan, daß man doch, was Speisen und Wein betreffe, gar zu sehr spüre, wie alles nur Einer bereitet, herbeigeholt und aufgetragen; denn alles käme im Geschmack auf eins heraus. Celionati meinte, die Prinzessin Brambilla möge vielleicht eben deshalb Pulcinella zur Zeit aus ihrem Dienste entlassen haben, weil er in vorschnellem Eigendünkel alles selbst und allein besorgen wolle, worüber er schon oft mit Arlecchino in Streit geraten, der sich dergleichen ebenfalls anmaße. —

In dem höchst merkwürdigen Originalcapriccio, dem der Erzähler genau nacharbeitet, befindet sich hier eine Lücke. Um musikalisch zu reden, fehlt der Übergang von einer Tonart zur andern, so daß der neue Accord ohne alle gehörige Vorbereitung losschlägt. Ja man könnte sagen, das Capriccio bräche ab mit einer unaufgelösten Dissonanz. Es heißt nämlich, der Prinz (es kann kein andrer gemeint sein, als Giglio Fava, der dem Giglio Fava den Tod drohte) sei plötzlich von entsetzlichem Bauchgrimmen heimgesucht worden, welches er Pulcinellas Gerichten zugeschrieben, dann aber, nachdem ihn Celionati mit Liquor anodynus bedient, eingeschlafen, worauf ein großer Lärm entstanden. — Man erfährt weder, was dieser Lärm bedeutet, noch wie der Prinz, oder Giglio Fava, nebst Celionati aus dem Palast Pistoja gekommen.

Die fernere Fortsetzung lautet ungefähr wie folgt:

Sowie der Tag zu sinken begann, erschien eine Maske im Korso, die die Aufmerksamkeit aller erregte, ihrer Seltsamkeit und Tollheit halber. Sie trug auf dem Haupt eine wunderliche, mit zwei hohen Hahnfedern geschmückte Kappe, dazu eine Larve mit elefantenrüsselförmiger Nase, auf der eine große Brille saß, ein Wamms mit dicken Knöpfen, dazu aber ein hübsches himmelblauseidnes Beinkleid mit dunkelroten Schleifen, rosenfarbene Strümpfe, weiße Schuhe mit dunkelroten Bändern und ein schönes spitzes Schwert an der Seite.

Der geneigte Leser kennt diese Maske schon aus dem ersten Kapitel und weiß daher, daß dahinter niemand anders stecken kann, als Giglio Fava. Kaum hatte aber diese Maske den Korso ein paar Mal durchwandelt, als ein toller Capitan Pantalon Brighella, wie er auch schon oftmals in diesem Capriccio sich gezeigt, hervor und

mit zornfunkelnden Augen auf die Maske zusprang, schreiend: „Treffe ich dich endlich, verruchter Theaterheld! — schnöder weißer Mohr! — Nicht entgehen sollst du mir jetzt! — Zieh dein Schwert, Hasenfuß, verteidige dich, oder ich stoße dir mein Holz in den Leib!"

Dabei schwenkte der abenteuerliche Capitan Pantalon sein breites hölzernes Schwert in den Lüften; Giglio geriet indessen über diesen unerwarteten Anfall nicht im mindesten außer Fassung, sondern sprach vielmehr ruhig und gelassen: „Was ist denn das für ein ungeschlachter Grobian, der sich mit mir hier duellieren will, ohne das geringste davon zu verstehen, was echte Rittersitte heißt? Hört, mein Freund! erkennt Ihr mich wirklich an, als den weißen Mohren, so müßt Ihr ja wissen, daß ich Held und Ritter bin, wie einer, und daß nur wahre Courtoisie mich heißt einherzugehen in himmelblauen Beinkleidern, Rosaströmpfen und weißen Schuhen. Es ist der Ballanzug in König Arthurs Manier. Dabei blitzt aber mein gutes Schwert an meiner Seite und ich werde Euch ritterlich stehen, wenn Ihr ritterlich mich angreift und wenn Ihr was Rechtes seid und kein ins Römische übersetzter Hanswurst!" —

„Verzeiht," sprach die Maske, „verzeiht, o weißer Mohr, daß ich auch nur einen Augenblick außer Augen setzte, was ich dem Helden, dem Ritter schuldig bin! Aber so wahr fürstliches Blut in meinen Adern fließt, ich werde Euch zeigen, daß ich mit eben solchem Nutzen vortreffliche Ritterbücher gelesen, als Ihr."

Darauf trat der fürstliche Capitan Pantalon einige Schritte zurück, hielt sein Schwert in Fechterstellung dem Giglio entgegen und sprach mit dem Ausdruck des innigsten Wohlwollens: „Ist es gefällig?" — Giglio riß, seinen Gegner zierlich grüßend, den Degen aus der Scheide und das Gefecht hub an. Man merkte bald, daß beide, der Capitan Pantalon und Giglio, sich auf solch ritterliches Beginnen gar gut verstanden. Fest in dem Boden wurzelten die linken Füße, während die rechten bald stampfend ausschritten zum kühnen Anfall, bald sich zurückzogen in die verteidigende Stellung. Leuchtend fuhren die Klingen durcheinander, blitzschnell folgte Stoß auf Stoß. Nach einem heißen bedrohlichen Gange mußten die Kämpfer ruhen. Sie blickten einander an und es ging mit der Wut des Zweikampfs solch eine Liebe in ihnen auf, daß sie sich in die Arme fielen und sehr weinten. Dann begann der Kampf aufs neue mit verdoppelter Kraft und Gewandtheit. Aber als nun Giglio einen wohlberechneten Stoß seines Gegners wegschleudern wollte, saß dieser

fest in der Bandschleife des linken Beinkleids, so daß sie ächzend hinabfiel. „Halt!“ schrie der Capitan Pantalon. Man untersuchte die Wunde und fand sie unbedeutend. Ein paar Stecknadeln reichten hin, die Schleife wieder zu befestigen. „Ich will,“ sprach nun der Capitan Pantalon, „mein Schwert in die linke Hand nehmen, weil die Schwere des Holzes meinen rechten Arm ermattet. Du kannst deinen leichten Degen immer in der rechten Hand behalten.“ „Der Himmel sei vor,“ erwiderte Giglio, „daß ich dir solche Unbill anthue! Auch ich nehme meinen Degen in die linke Hand; denn so ist es recht und nützlich da ich dich so besser treffen kann.“ „Komm an meine Brust, guter edler Kamerad,“ rief der Capitan Pantalon. Die Kämpfer umarmten sich wiederum und heulten und schluchzten ungemein vor Rührung über die Herrlichkeit ihres Beginnens und fielen sich grimmig an. „Halt!“ schrie nun Giglio, als er bemerkte, daß sein Stoß saß in der Hutkrempe des Gegners. Dieser wollte anfangs von keiner Verletzung was wissen; da ihm aber die Krempe über die Nase herabhing, mußte er wohl Giglios edelmütige Hülfleistungen annehmen. Die Wunde war unbedeutend; der Hut, nachdem ihn Giglio zurecht gerückt, blieb noch immer ein nobler Filz. Mit vermehrter Liebe blickten sich die Kämpfer an, jeder hatte den andern als rühmlich und tapfer erprobt. Sie umarmten sich, weinten, und hoch flammte die Glut des erneuerten Zweikampfs. Giglio gab eine Blöße, an seine Brust prallte des Gegners Schwert und er fiel entseelt rücklings zu Boden.

Des tragischen Ausgangs unerachtet schlug doch das Volk, als man Giglios Leichnam wegtrug, ein Gelächter auf, vor dem der ganze Korso erbebte, während der Capitan Pantalon kaltblütig sein breites hölzernes Schwert in die Scheide stieß und mit stolzen Schritten den Korso hinabwandelte. —

„Ja,“ sprach die alte Beatrice, „ja es ist beschlossen, den Weg weise ich dem alten häßlichen Charlatan, dem Signor Celionati, wenn er sich wieder hier blicken läßt und meinem süßen holden Kinde den Kopf verrücken will. Und am Ende ist auch Meister Bescapi einverstanden mit seinen Narrheiten.“ — Die alte Beatrice mochte in gewisser Art recht haben; denn seit der Zeit, daß Celionati es sich angelegen sein ließ, die anmutige Putzmacherin, Giacinta Soardi, zu besuchen, schien ihr ganzes Innres wie umgekehrt. Sie war wie im ewig fortdauernden Traum befangen und sprach zuweilen solch abenteuerliches verwirrtes Zeug, daß die Alte um ihren Verstand

besorgt wurde. Die Hauptidee Giacintas, um die sich alles drehte, war, wie der geneigte Leser schon nach dem vierten Kapitel vermuten kann, daß der reiche herrliche Prinz Cornelio Chiapperi sie liebe und um sie freien würde. Beatrice meinte dagegen, daß Celionati, der Himmel wisse-warum, darauf ausgehe, der Giacinta was weis zu machen; denn, hätte es seine Richtigkeit mit der Liebe des Prinzen, so sei gar nicht zu begreifen, warum er nicht schon längst die Geliebte aufgesucht in ihrer Wohnung, da die Prinzen darin sonst gar nicht so blöde. Und dann wären doch auch die paar Dukaten, die Celionati ihnen zusteckte, durchaus nicht der Freigebigkeit eines Fürsten würdig. Am Ende gäb' es gar keinen Prinzen Cornelio Chiapperi; und gäb' es auch wirklich einen, so habe ja der alte Celionati selbst, sie wisse es, auf seinem Gerüst vor S. Carlo dem Volke verkündigt, daß der assyrische Prinz, Cornelio Chiapperi, nachdem er sich einen Backzahn ausreißen lassen, abhanden gekommen und von seiner Braut, der Prinzessin Brambilla, aufgesucht würde.

„Seht Ihr wohl,“ rief Giacinta, indem ihr die Augen leuchteten, „seht Ihr wohl? da habt Ihr den Schlüssel zum ganzen Geheimnis, da habt Ihr die Ursache, warum der gute edle Prinz sich so sorglich verbirgt. Da er in Liebe zu mir ganz und gar glüht, fürchtet er die Prinzessin Brambilla und ihre Ansprüche, und kann sich doch nicht entschließen, Rom zu verlassen. Nur in der seltsamsten Vermummung wagt er es sich im Korso sehen zu lassen und eben der Korso ist es, wo er mir die unzweideutigsten Beweise seiner zärtlichsten Liebe gegeben. Bald geht aber ihm, dem teuern Prinzen, und mir der goldne Glücksstern auf in voller Klarheit. — Erinnert Ihr Euch wohl eines geckenhaften Komödianten, der mir sonst den Hof machte, eines gewissen Giglio Fava?“

Die Alte meinte, daß dazu eben kein besonderes Gedächtnis gehöre, da der arme Giglio, der ihr noch immer lieber sei, als ein eingebildeter Prinz, erst vorgestern bei ihr gewesen und sich das leckere Mahl, das sie ihm bereitet, wohl schmecken lassen.

„Wollt,“ fuhr Giacinta fort, „wollt Ihr's wohl glauben, Alte, daß die Prinzessin Brambilla diesem armseligen Schlucker nachläuft? — So hat es Celionati mir versichert. Aber so wie sich der Prinz noch scheut, öffentlich aufzutreten als der Meinige, so trägt die Prinzessin noch allerlei Bedenken, ihrer vorigen Liebe zu entsagen und den Komödianten Giglio Fava zu erheben auf ihren Thron. Doch in dem Augenblick, wenn die Prinzessin dem Giglio ihre Hand reicht, empfängt der Prinz hochbeglückt die meinige.“

„Giacinta," rief die Alte, „was für Thorheiten, was für Einbildungen!"

„Und was," sprach Giacinta weiter, „und was Ihr davon sagt, daß der Prinz es bis jetzt verschmäht hat, die Geliebte aufzusuchen in ihrem eigenen Kämmerlein, so ist das grundfalsch. Ihr glaubt es nicht, welcher anmutigen Künste sich der Prinz bedient, um mich unbelauscht zu sehen. Denn Ihr müßt wissen, daß mein Prinz nebst andern löblichen Eigenschaften und Kenntnissen, die er besitzt, auch ein großer Zauberer ist. Daß er einmal zur Nacht mich besuchte, so klein, so niedlich, so allerliebst, daß ich ihn hätte aufessen mögen, daran will ich gar nicht denken. Aber oft erscheint er ja, selbst wenn Ihr zugegen, plötzlich hier mitten in unserem kleinen Gemach und es liegt nur an Euch, daß Ihr weder den Prinzen, noch all' die Herrlichkeiten erblickt, die sich dann aufthun. Daß unser enges Gemach sich dann ausdehnt zum großen herrlichen Prachtsaal mit Marmorwänden, golddurchwirkten Teppichen, damastnen Ruhebetten, Tischen und Stühlen von Ebenholz und Elfenbein, will mir noch nicht so gefallen, als wenn die Mauern gänzlich schwinden, wenn ich mit dem Geliebten Hand in Hand wandle in dem schönsten Garten, wie man ihn sich nur denken mag. Daß du, Alte, die himmlischen Düfte nicht einzuatmen vermagst, die in diesem Paradiese wehen, wundert mich gar nicht, da du die häßliche Gewohnheit hast, dir die Nase mit Tabak vollzustopfen und nicht unterlassen kannst, selbst in Gegenwart des Prinzen dein Döschen herauszuziehen. Aber das Backentuch solltest du wenigstens wegthun von den Ohren, um den Gesang des Gartens zu vernehmen, der den Sinn gefangen nimmt ganz und gar und vor dem jedes irdische Leid schwindet und auch der Zahnschmerz. Du kannst es durchaus nicht unschicklich finden, wenn ich es dulde, daß der Prinz mich auf beide Schultern küßt; denn du siehst es ja, wie dann mir augenblicklich die schönsten, buntesten, gleißendsten Schmetterlingsflügel herauswachsen und wie ich mich emporschwinge hoch — hoch, in die Lüfte. — Ha! — das ist erst die rechte Lust, wenn ich mit dem Prinzen so durch das Azur des Himmels segle. — Alles, was Erd' und Himmel Herrliches hat, allen Reichtum, alle Schätze, die, verborgen im tiefsten Schacht der Schöpfung, nur geahnet wurden, gehen dann auf vor meinem trunknen Blick und alles — alles ist mein! — Und du sagst, Alte, daß der Prinz karg sei und mich in Armut lasse, unerachtet seiner Liebe? — Aber du meinst vielleicht nur, wenn der Prinz zugegen,

sei ich reich; und auch das ist nicht einmal wahr. Sieh, Alte, wie in diesem Augenblick, da ich nur von dem Prinzen rede und von seiner Herrlichkeit, sich unser Gemach so schön geschmückt hat. Sieh diese seidnen Vorhänge, diese Teppiche, diese Spiegel, vor allen Dingen aber jenen köstlichen Schrank, dessen Äußeres würdig ist des reichen Inhalts! Denn du darfst ihn nur öffnen und die Goldrollen fallen dir in den Schooß. Und was meinst du zu diesen schmucken Hofdamen, Zofen, Pagen, die mir der Prinz indessen, ehe der ganze glänzende Hofstaat meinen Thron umgiebt, zur Bedienung angewiesen hat?“

Bei diesen Worten trat Giacinta vor jenen Schrank, den der geneigte Leser schon im ersten Kapitel geschaut hat und in dem sehr reiche, aber auch sehr seltsame abenteuerliche Anzüge hingen, die Giacinta auf Bescapis Bestellung ausstaffiert hatte und mit denen sie jetzt ein leises Gespräch begann.

Die Alte schaute kopfschüttelnd dem Treiben Giacintas zu, dann begann sie: „Gott tröste Euch, Giacinta! aber Ihr seid befangen in argem Wahn und ich werde den Beichtvater holen, damit er den Teufel vertreibe, der hier spukt. — Aber ich sag' es, alles ist die Schuld des verrückten Charlatans, der Euch den Prinzen in den Kopf gesetzt, und des albernen Schneiders, der Euch die tollen Maskenkleider in Arbeit gegeben hat. — Doch nicht schelten will ich! — Besinne dich, mein holdes Kind, meine liebe Giacintinetta, komm zu dir, sei artig, wie zuvor!“

Giacinta setzte sich schweigend in ihren Sessel, stützte das Köpfchen auf die Hand und schaute sinnend vor sich nieder!

„Und wenn,“ sprach die Alte weiter, „und wenn unser gute Giglio seine Seitensprünge läßt — Doch halt — Giglio! — Ei! indem ich dich so anschaue, Giacintchen, kommt mir in den Sinn, was er uns einmal vorlas aus dem kleinen Buche — Warte — warte — warte — das paßt auf dich vortrefflich.“ — Die Alte holte aus einem Korbe unter Bändern, Spitzen, Seidenlappen und andern Materialien des Putzes, ein kleines saubergebundenes Büchelchen hervor, setzte ihre Brille auf die Nase, kauerte nieder vor Giacinta und las:

„War es an dem einsamen Moosufer eines Waldbachs, war es „in einer duftenden Jasminlaube? — Nein — ich besinne mich jetzt, „es war in einem kleinen freundlichen Gemach, das die Strahlen „der Abendsonne durchleuchteten, wo ich sie erblickte. Sie saß in „einem niedrigen Lehnsessel, den Kopf auf die rechte Hand gestützt,



„so daß die dunklen Locken mutwillig sich sträubten und hervor-
„quollen zwischen den weißen Fingern. Die Linke lag auf dem
„Schooße und zupfte spielend an dem seidnen Bande, das sich los-
„genestelt von dem schlanken Leib, den es umgürtet. Willkürlos
„schien der Bewegung dieser Hand das Füßchen zu folgen, dessen
„Spitze nur eben unter dem faltenreichen Gewande hervorkuckte und
„leise leise auf- und niederschlug. Ich sag' es Euch, so viel Anmut,
„so viel himmlischer Liebreiz war über ihre ganze Gestalt hingegossen,
„daß mir das Herz bebte vor namenlosem Entzücken. Den Ring
„des Gyges wünscht' ich mir: sie sollte mich nicht sehen; denn von
„meinem Blick berührt würde sie, fürchtete ich, in die Luft ver-
„schwinden, wie ein Traumbild! — Ein süßes holdseliges Lächeln
„spielte um Mund und Wange, leise Seufzer drängten sich durch die
„rubinroten Lippen und trafen mich wie glühende Liebespfeile. Ich
„erschrak; denn ich glaubte, ich hätte laut ihren Namen gerufen im
„jähen Schmerz inbrünstiger Wonne! — Doch, sie gewahrte mich
„nicht, sie sah mich nicht. — Da wagt' ich es ihr in die Augen zu
„blicken, die starr auf mich gerichtet schienen und in dem Wieder-
„schein dieses holdseligen Spiegels ging mir erst der wundervolle
„Zaubergarten auf, in den das Engelsbild entrückt war. Glänzende
„Luftschlösser öffneten ihre Thore und aus diesen strömte ein lustiges
„buntes Volk, das fröhlich jauchzend der Schönsten die herrlichsten
„reichsten Gaben darbrachte. Aber diese Gaben waren ja eben alle
„Hoffnungen, alle sehnsüchtigen Wünsche, die aus der innersten Tiefe
„des Gemüts heraus ihre Brust bewegten. Höher und heftiger
„schwollen, gleich Lilienwogen, die Spitzen über dem blendenden
„Busen und ein schimmerndes Inkarnat leuchtete auf den Wangen.
„Denn nun erst wurde das Geheimnis der Musik wach und sprach
„in Himmelslauten das Höchste aus — Ihr könnet mir glauben,
„daß ich nun wirklich selbst im Wiederschein jenes wunderbaren
„Spiegels, mitten im Zaubergarten stand." —

„Das ist," sprach die Alte, indem sie das Buch zuklappte und die Brille von der Nase nahm, „das ist alles nun sehr hübsch und artig gesagt; aber du lieber Himmel, was für ausschweifende Redensarten, um doch eigentlich weiter nichts auszudrücken, als daß es nichts Anmutigeres, und für Männer von Sinn und Verstand nichts Verführerischeres giebt, als ein schönes Mädchen, das in sich vertieft dasitzt und Luftschlösser baut. Und das paßt, wie gesagt, sehr gut auf dich, meine Giacintina und alles, was du mir da vorgeschwatzt

hast vom Prinzen und seinen Kunststücken, ist weiter nichts, als der lautgewordene Traum, in den du versunken."

„Und," erwiderte Giacinta, indem sie sich vom Sessel erhob und wie ein fröhliches Kind in die Händchen klatschte, „und wenn es denn wirklich so wäre, gliche ich denn nicht eben deshalb dem anmutigen Zauberbilde, von dem Ihr eben laset? — Und daß Ihr's nur wißt, Worte des Prinzen waren es, die, als Ihr aus Giglios Buch etwas vorlesen wolltet, willkürlos über Eure Lippen flossen."

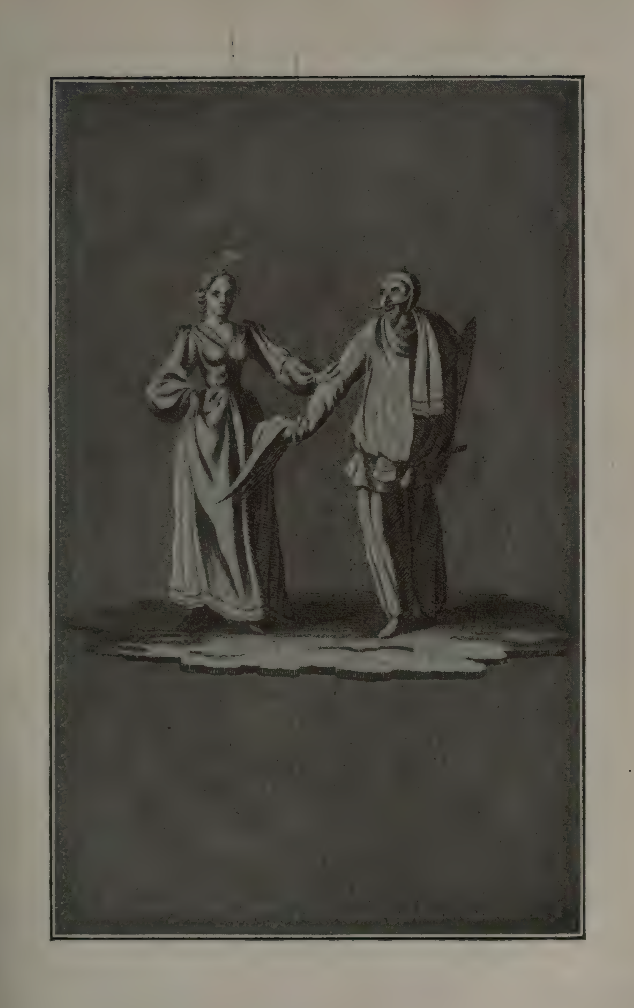
Siebentes Kapitel.

Wie einem jungen artigen Menschen auf dem Caffé greco abscheuliche Dinge zugemutet wurden, ein Impressario Reue empfand und ein Schauspielermodell an Trauerspielen des Abbate Chiari starb. — Chronischer Dualismus und der Doppelprinz, der in die Quere dachte. — Wie jemand eines Augenübels halber verkehrt sah, sein Land verlor und nicht spazieren ging. — Zank, Streit und Trennung.

Unmöglich wird sich der geneigte Leser darüber beschweren können, daß der Autor ihn in dieser Geschichte durch zu weite Gänge hin und her ermüde. In einem kleinen Kreise, den man mit wenigen hundert Schritten durchmißt, liegt alles hübsch beisammen: der Korso, der Palast Pistoja, der Caffé greco u. s. w., und, den geringen Sprung nach dem Lande Urdargarten abgerechnet, bleibt es immer bei jenem kleinen, leicht zu durchwandelnden Kreise. So bedarf es jetzt nur weniger Schritte und der geneigte Leser befindet sich wieder in dem Caffé greco, wo, es sind erst vier Kapitel her, der Marktschreier Celionati deutschen Jünglingen die wunderliche und wunderbare Geschichte von dem Könige Ophioch und der Königin Liris erzählte.

Also! — In dem Caffé greco saß ganz einsam ein junger hübscher, artig gekleideter Mensch, und schien in tiefe Gedanken versunken; so daß er erst, nachdem zwei Männer, die unterdessen hineingetreten und sich ihm genaht, zwei, drei Mal hintereinander gerufen hatten: „Signor — Signor — mein bester Signor!" wie aus dem Traum erwachte und mit höflich vornehmem Anstande fragte, was den Herren zu Diensten stehe! —

Der Abbate Chiari — es ist nämlich zu sagen, daß die beiden Männer niemand anders waren, als eben der Abbate Chiari, der





berühmte Dichter des noch berühmteren weißen Mohren, und jener Impressario, der das Trauerspiel mit der Farce vertauscht — der Abbate Chiari begann alsbald: „Mein bester Signor Giglio, wie kommt es, daß Ihr Euch gar nicht mehr sehen lasset, daß man Euch mühsam aufsuchen muß durch ganz Rom? — Seht hier einen reuigen Sünder, den die Kraft, die Macht meines Worts bekehrt hat, der alles Unrecht, das er Euch angethan, wieder gut machen, der Euch allen Schaden reichlich ersetzen will!“ „Ja,“ nahm der Impressario das Wort, „ja, Signor Giglio, ich bekenne frei meinen Unverstand, meine Verblendung. — Wie war es möglich, daß ich Euer Genie verkennen, daß ich nur einen Augenblick daran zweifeln konnte, in Euch allein meine ganze Stütze zu finden! — Kehrt zurück zu mir, empfangt auf meinem Theater aufs neue die Bewunderung, den lauten stürmischen Beifall der Welt!“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte der junge artige Mensch, indem er beide, den Abbate und den Impressario ganz verwundert anblickte, „ich weiß nicht, meine Herren, was ihr eigentlich von mir wollt. — ihr redet mich mit einem fremden Namen an, ihr sprecht von mir ganz unbekannten Dingen — ihr thut, als wäre ich euch bekannt, unerachtet ich mich kaum erinnere, euch jemals in meinem Leben gesehen zu haben! —“

„Recht,“ sprach der Impressario, dem die hellen Thränen in die Augen kamen, „recht thust du, Giglio, mich so schnöde zu behandeln, so zu thun, als ob du mich gar nicht kenntest; denn ein Esel war ich, als ich dich fortjagte von den Brettern. Doch — Giglio! sei nicht unversöhnlich, mein Junge! — Her die Hand!“

„Denkt,“ fiel der Abbate dem Impressario in die Rede, „denkt, guter Signor Giglio, an mich, an den weißen Mohren, und daß Ihr denn doch auf andere Weise nicht mehr Ruhm und Ehre einernten könnet, als auf der Bühne dieses wackern Mannes, der den Arlecchino samt seinem ganzen saubern Anhang zum Teufel gejagt, und aufs neue das Glück errungen hat, Trauerspiele von mir zu erhalten und aufzuführen.“

„Signor Giglio,“ sprach der Impressario weiter, „Ihr sollt selbst Euern Gehalt bestimmen; ja Ihr sollt selbst nach freier Willkür Euern Anzug zum weißen Mohren wählen und es soll dabei mir auf ein paar Ellen unechter Tressen, auf ein Päckchen Flittern mehr durchaus nicht ankommen.“

„Und ich sage euch,“ rief der junge Mensch, „daß alles, was ihr da vorbringt, mir unauflösbares Rätsel ist und bleibt.“

„Ha," schrie nun der Impressario voller Wut, „ha ich verstehe Euch, Signor Giglio Fava, ich verstehe Euch ganz, ich verstehe Euch ganz; ich weiß nun alles. — Der verfluchte Satan von — nun, ich mag seinen Namen nicht nennen, damit nicht Gift auf meine Lippen komme — der hat Euch gefangen in seinen Netzen, der hält Euch fest in seinen Klauen. — Ihr seid engagiert — Ihr seid engagiert. Aber ha ha ha — zu spät werdet Ihr es bereuen, wenn Ihr bei dem Schuft, bei dem erbärmlichen Schneidermeister, den ein toller Wahnsinn lächerlichen Dünkels treibt, wenn Ihr bei dem —"

„Ich bitte Euch," unterbrach der junge Mensch den zornigen Impressario, „ich bitte Euch, bester Signor! geratet nicht in Hitze, bleibet fein gelassen! Ich errate jetzt das ganze Mißverständnis. Nicht wahr, Ihr haltet mich für einen Schauspieler, Namens Giglio Fava, der, wie ich vernommen, ehemals in Rom als ein vortrefflicher Schauspieler geglänzt haben soll, unerachtet er im Grunde niemals was getaugt hat?"

Beide, der Abbate und der Impressario, starrten den jungen Menschen an, als erblickten sie ein Gespenst.

„Wahrscheinlich," fuhr der junge Mensch fort, „wahrscheinlich waret ihr, meine Herren, von Rom abwesend und kehrtet erst in diesem Augenblick zurück; denn sonst würd' es mich Wunder nehmen, daß ihr das nicht vernommen haben solltet, wovon ganz Rom spricht. Leid sollte es mir thun, wenn ich der erste wäre, von dem ihr erfahret, daß jener Schauspieler, Giglio Fava, den ihr sucht und der euch so wert zu sein scheint, gestern auf dem Korso im Zweikampf niedergestoßen wurde. — Ich selbst bin nur zu sehr von seinem Tode überzeugt."

„O schön!" rief der Abbate, „o schön, o über alle Maßen schön und herrlich! — Also das war der berühmte Schauspieler Giglio Fava, den ein unsinniger fratzenhafter Kerl gestern niederstieß, daß er beide Beine in die Höhe kehrte? Wahrlich, mein bester Signor, Ihr müßt Fremdling in Rom und wenig bekannt sein mit unsern Karnevalsspäßen; denn sonst würdet Ihr es wissen, daß die Leute, als sie den vermeintlichen Leichnam aufheben und forttragen wollten, nur ein hübsches, aus Pappendeckel geformtes Modell in Händen hatten, worüber denn das Volk ausbrach in ein unmäßiges Gelächter."

„Mir ist," sprach der junge Mensch weiter, „mir ist unbekannt, inwiefern der tragische Schauspieler Giglio Fava nicht wirklich Fleisch und Blut hatte, sondern nur aus Pappendeckel geformt war; gewiß

ist es aber, daß sein ganzes Inneres, bei der Sektion, mit Rollen aus den Trauerspielen eines gewissen Abbate Chiari erfüllt gefunden wurde, und daß die Ärzte nur der schrecklichen Übersättigung, der völligen Zerrüttung aller verdauenden Prinzipe durch den Genuß gänzlich kraft- und saftloser Nährmittel, die Tödlichkeit des Stoßes, den Giglio Fava vom Gegner erhalten, zuschrieben."

Bei diesen Worten des jungen Menschen brach der ganze Kreis aus in ein schallendes Gelächter.

Unvermerkt hatte sich nämlich während des merkwürdigen Gesprächs der Caffé greco mit den gewöhnlichen Gästen gefüllt und vornehmlich waren es die deutschen Künstler, die einen Kreis um die Sprechenden geschlossen.

War erst der Impressario in Zorn geraten, so brach nun bei dem Abbate noch viel ärger die innere Wut aus. „Ha!" schrie er, „ha, Giglio Fava! darauf hattet Ihr es abgesehen; Euch verdanke ich allen Skandal auf dem Korso! — Wartet — meine Rache soll Euch treffen — zerschmettern —"

Da nun aber der beleidigte Poet ausbrach in niedrige Schimpfwörter, und sogar Miene machte, mit dem Impressario gemeinschaftlich den jungen artigen Menschen anzupacken, so erfaßten die deutschen Künstler beide und warfen sie ziemlich unsanft zur Thüre hinaus, so daß sie blitzschnell bei dem alten Celionati vorüberflogen, der soeben eintreten wollte und der ihnen ein „glückliche Reise!" nachrief.

Sowie der junge artige Mensch den Ciarlatano gewahrte, ging er schnell auf ihn los, nahm ihn bei der Hand, führte ihn in eine entfernte Ecke des Zimmers und begann: „Wäret Ihr doch nur früher gekommen, bester Signor Celionati, um mich von zwei Überlästigen zu befreien, die mich durchaus für den Schauspieler Giglio Fava hielten, den ich — ach Ihr wißt es ja! — gestern in meinem unglücklichen Paroxysmus auf dem Korso niederstieß, und die mir allerlei abscheuliche Dinge zumuteten. — Sagt mir, bin ich denn wirklich jenem Fava so ähnlich, daß man mich für ihn ansehen kann?"

„Zweifelt," erwiderte der Ciarlatano höflich, ja beinahe ehrerbietig grüßend, „zweifelt nicht, gnädigster Herr, daß Ihr, was Eure angenehmen Gesichtszüge betrifft, in der That jenem Schauspieler ähnlich genug sehet, und es war daher sehr geraten, Euern Doppeltgänger aus dem Wege zu räumen, welches Ihr sehr geschickt anzufangen wußtet. Was den alten Abbate Chiari samt seinem Impressario betrifft, so rechnet ganz auf mich, mein Prinz! Ich werde

Euch allen Anfechtungen, die Eure vollkommene Genesung aufhalten könnten, zu entziehen wissen. Es ist nichts leichter, als einen Schauspieldirektor mit einem Schauspieldichter dermaßen zu entzweien, daß sie grimmig auseinander losgehen und im wütenden Kampf einander auffressen, wie jene beiden Löwen, von denen nichts übrig blieb, als die beiden Schweife, die, schreckliches Denkmal verübten Mords, auf dem Kampfplatz gefunden wurden. — Nehmt Euch doch ja nicht Eure Ähnlichkeit mit dem Trauerspieler aus Pappendeckel zu Herzen! Denn soeben vernehme ich, daß die jungen Leute dort, die Euch von Euern Verfolgern befreiten, ebenfalls glauben, Ihr wäret nun einmal kein anderer, als eben der Giglio Fava."

„O!" sprach der junge artige Mensch leise, „o mein bester Signor Celionati, verratet doch nur um des Himmels willen nicht, wer ich bin! Ihr wißt es ja, warum ich so lange verborgen bleiben muß, bis ich völlig genesen."

„Seid," erwiderte der Charlatan, „seid unbesorgt, mein Prinz, ich werde, ohne Euch zu verraten, so viel von Euch sagen, als nötig ist, um die Achtung und Freundschaft jener jungen Leute zu gewinnen, ohne daß es ihnen einfallen darf zu fragen, wes Namens und Standes Ihr seid. Thut fürs erste so, als wenn Ihr uns gar nicht beachtetet, schaut zum Fenster hinaus, oder leset Zeitungen, dann könnet Ihr Euch später in unser Gespräch mischen. Damit Euch aber das, was ich spreche, gar nicht geniert, werde ich in der Sprache reden, die eigentlich nur für die Dinge paßt, die Euch und Eure Krankheit betreffen, und die Ihr zur Zeit nicht versteht."

Signor Celionati nahm, wie gewöhnlich, Platz unter den jungen Deutschen, die noch unter lautem Lachen davon redeten, wie sie den Abbate und den Impressario, als sie dem jungen artigen Mann zu Leibe gewollt, in möglichster Eile hinausbefördert hätten. Mehrere fragten dann den Alten, ob es denn nicht wirklich der bekannte Schauspieler Giglio Fava sei, der dort zum Fenster hinauslehne, und als dieser es verneint und vielmehr erklärt, daß es ein junger Fremder von hoher Abkunft sei, meinte der Maler Franz Reinhold (der geneigte Leser hat ihn schon in dem dritten Kapitel gesehen und gehört), daß er es gar nicht begreifen könne, wie man eine Ähnlichkeit zwischen jenem Fremden und dem Schauspieler Giglio Fava finden wollte. Zugeben müsse er, daß Mund, Nase, Stirn, Auge, Wuchs beider sich in der äußern Form gleichen könnten; aber der geistige Ausdruck des Antlitzes, der eigentlich die Ähnlichkeit erst schaffe und

den die mehrsten Porträtmaler, oder vielmehr Gesichtabschreiber, nicht aufzufassen und daher wahrhaft ähnliche Bilder zu liefern niemals vermöchten, eben dieser Ausdruck sei zwischen beiden so himmelweit verschieden, daß er seinerseits den Fremden nie für den Giglio Fava gehalten hätte. Der Fava habe eigentlich ein nichtssagendes Gesicht, wogegen in dem Gesicht des Fremden etwas Seltsames liege, dessen Bedeutung er selbst nicht verstehe.

Die jungen Leute forderten den alten Charlatan auf, ihnen wiederum etwas, das der wunderbaren Geschichte von dem König Ophioch und der Königin Liris gliche, die ihnen überaus wohlgefallen, oder vielmehr den zweiten Teil dieser Geschichte selbst vorzutragen, den er ja von seinem Freunde, dem Zauberer Ruffiamonte oder Hermod im Palast Pistoja erfahren haben müsse.

„Was,“ rief der Charlatan, „was zweiter Teil — was zweiter Teil? Hab' ich denn neulich plötzlich innegehalten, mich geräuspert und dann mich verbeugend gesagt: Die Fortsetzung folgt künftig? — Und überdem hat mein Freund, der Zauberer Ruffiamonte, den weiteren Verlauf jener Geschichte bereits vorgelesen im Palast Pistoja. Eure Schuld ist es und nicht die meinige, daß ihr das Kollegium versäumtet, dem auch, wie es jetzt Mode ist, wißbegierige Damen beiwohnten; und sollte ich das alles jetzt noch einmal wiederholen, so würde das einer Person entsetzliche Langeweile erregen, die uns nie verläßt und die sich auch in jenem Kollegio befand, mithin schon alles weiß. Ich meine nämlich den Leser des Capriccios, Prinzessin Brambilla geheißen, einer Geschichte, in der wir selbst vorkommen und mitspielen. — Also nichts von dem Könige Ophioch und der Königin Liris und der Prinzessin Mystilis und dem bunten Vogel! Aber von mir, von mir will ich reden, wenn euch anders damit gedient ist, ihr leichtsinnigen Leute!“

„Warum leichtsinnig?“ fragte Reinhold. — „Darum,“ sprach Meister Celionati auf deutsch weiter, „weil ihr mich betrachtet wie einen, der nur eben darum da ist, euch zuweilen Märchen zu erzählen, die bloß ihrer Possierlichkeit halber possierlich klingen und euch die Zeit, die ihr daran wenden wollt, vertreiben. Aber, ich sage euch, als mich der Dichter erfand, hatte er ganz was anders mit mir im Sinn und wenn er es mit ansehen sollte, wie ihr mich manchmal so gleichgültig behandelt, könnte er gar glauben, ich sei ihm aus der Art geschlagen. — Nun genug, ihr erzeigt mir alle nicht die Ehrfurcht und Achtung, die ich verdiene meiner tiefen Kennt-

nisse halber. So z. B. seid ihr der schnöden Meinung, daß, was die Wissenschaft der Medizin betrifft, ich, ohne alles gründliche Studium, Hausmittel als Arcana verkaufe und alle Krankheiten mit denselben Mitteln heilen wolle. Doch nun ist die Zeit gekommen, euch eines Bessern zu belehren. Weit, weit her, aus einem Lande so fern, daß Peter Schlemihl, trotz seinen Siebenmeilenstiefeln ein ganzes Jahr laufen müßte, um es zu erreichen, ist ein junger sehr ausgezeichneter Mann hieher gereiset, um sich meiner hülfreichen Kunst zu bedienen, da er an einer Krankheit leidet, die wohl die seltsamste und zugleich gefährlichste genannt werden darf, die es giebt und deren Heilung nun wirklich auf einem Arcanum beruht, dessen Besitz magische Weihe voraussetzt. Der junge Mann leidet nämlich an dem chronischen Dualismus."

„Wie," riefen alle durcheinanderlachend, „wie? was sagt Ihr, Meister Celionati, chronischen Dualismus? — Ist das erhört?" —

„Ich merke wohl," sprach Reinhold, „daß Ihr uns wieder etwas Tolles, Abenteuerliches auftischen wollt, und nachher bleibt Ihr nicht mehr bei der Stange."

„Ei," erwiderte der Charlatan, „ei mein Sohn Reinhold, du gerade solltest mir solchen Vorwurf nicht machen; denn eben dir habe ich immer wacker die Stange gehalten und da du, wie ich glaube, die Geschichte von dem Könige Ophioch richtig verstanden und auch wohl selbst in den hellen Wasserspiegel der Urdarquelle geschaut hast, so — Doch ehe ich weiter spreche über die Krankheit, so erfahrt, ihr Herren, daß der Kranke, dessen Kur ich unternommen, eben jener junge Mann ist, der zum Fenster hinausschaut und den ihr für den Schauspieler Giglio Fava gehalten."

Alle schauten neugierig hin nach dem Fremden und kamen darin überein, daß in den übrigens geistreichen Zügen seines Antlitzes doch etwas Ungewisses, Verworrenes liege, das auf eine gefährliche Krankheit schließen lasse, welche am Ende in einem versteckten Wahnsinn bestehe. „Ich glaube," sprach Reinhold, „ich glaube, daß Ihr, Meister Celionati, mit Eurem chronischen Dualismus nichts anders meint, als jene seltsame Narrheit, in der das eigne Ich sich mit sich selbst entzweit, worüber denn die eigne Persönlichkeit sich nicht mehr festhalten kann."

„Nicht übel," erwiderte der Charlatan, „nicht übel, mein Sohn! aber dennoch fehlgeschossen. Soll ich euch aber über die seltsame Krankheit meines Patienten Rechenschaft geben, so fürchte ich beinahe,

daß es mir nicht gelingen wird, euch darüber klar und deutlich zu belehren, vorzüglich da ihr keine Ärzte seid, ich mich also jedes Kunstausdrucks enthalten muß. — Nun! — ich will es darauf ankommen lassen, wie es wird und euch zuvörderst bemerklich machen, daß der Dichter, der uns erfand und dem wir, wollen wir wirklich existieren, dienstbar bleiben müssen, uns durchaus für unser Sein und Treiben keine bestimmte Zeit vorgeschrieben hat. Sehr angenehm ist es mir daher, daß ich, ohne einen Anachronismus zu begehen, voraussetzen darf, daß ihr aus den Schriften eines gewissen deutschen, sehr geistreichen Schriftstellers*) Kunde erhalten habt von dem doppelten Kronprinzen. Eine Prinzessin befand sich (um wieder mit einem dito geistreichen deutschen Schriftsteller**) zu reden) in andern Umständen, als das Land, nämlich in gesegneten. Das Volk harrte und hoffte auf einen Prinzen; die Prinzessin übertraf aber diese Hoffnung gerade um das Doppelte, indem sie zwei allerliebste Prinzlein gebar, die, Zwillinge, doch ein Einling zu nennen waren, da sie mit den Sitzteilen zusammengewachsen. Ungeachtet nun der Hofpoet behauptete, die Natur habe in einem menschlichen Körper nicht Raum genug gefunden für all' die Tugenden, die der künftige Thronerbe in sich tragen solle, unerachtet die Minister den über den Doppelsegen etwas betretenen Fürsten damit trösteten, daß vier Hände doch Scepter und Schwert kräftiger handhaben würden, als zwei, sowie überhaupt die ganze Regierungssonate à quatre mains voller und prächtiger klingen würde — ja! — alles dessen unerachtet, fanden sich doch Umstände genug, die manches gerechte Bedenken veranlaßten. Fürs erste erregte schon die große Schwierigkeit, ein praktikables und zugleich zierliches Modell zu einem gewissen Stühlchen zu erfinden, die gegründete Besorgnis, wie es künftig mit der schicklichen Form des Throns aussehen würde; ebenso vermochte eine aus Philosophen und Schneidern zusammengesetzte Kommission nur nach dreihundertundfünfundsechzig Sitzungen die bequemste und dabei anmutigste Form der Doppelhosen herauszubringen; was aber das Schlimmste schien, war die gänzliche Verschiedenheit des Sinns, die sich in beiden immer mehr und mehr offenbarte. War der eine Prinz traurig, so war der andere lustig; wollte der eine sitzen, so wollte der andere laufen, genug — nie stimmten ihre Neigungen überein. Und dabei konnte man durchaus nicht behaupten, der eine sei dieser, der andere

*) Lichtenberg. **) Jean Paul.

jener bestimmten Gemütsart; denn in dem Widerspiel eines ewigen Wechsels schien eine Natur hinüberzugehen in die andre, welches wohl daher kommen mußte, daß sich, nächst dem körperlichen Zusammenwachsen, auch ein geistiges offenbarte, das eben den größten Zwiespalt verursachte. — Sie dachten nämlich in die Quere, so daß keiner jemals recht wußte, ob er das, was er gedacht, auch wirklich selbst gedacht, oder sein Zwilling; und heißt das nicht Konfusion, so giebt es keine. Nehmt ihr nun an, daß einem Menschen solch ein in die Quere denkender Doppelprinz im Leibe sitzt, als materia peccans, so habt ihr die Krankheit heraus, von der ich rede und deren Wirkung sich vornehmlich dahin äußert, daß der Kranke aus sich selber nicht klug wird." —

Indessen hatte sich der junge Mensch unvermerkt der Gesellschaft genähert und da nun alle schweigend den Charlatan anblickten, als erwarteten sie, daß er fortfahren werde, begann er, nachdem er sich höflich verbeugt: „Ich weiß nicht, meine Herren, ob es euch recht ist, wenn ich mich in eure Gesellschaft mische. Man hat mich wohl sonst überall gern, wenn ich ganz gesund bin und munter; aber gewiß hat euch Meister Celionati so viel Wunderliches von meiner Krankheit erzählt, daß ihr nicht wünschen werdet, von mir selbst belästigt zu werden."

Reinhold versicherte im Namen aller, daß der neue Gast ihnen willkommen, und der junge Mensch nahm Platz in dem Kreise.

Der Charlatan entfernte sich, nachdem er dem jungen Menschen nochmals eingeschärft hatte, doch ja die vorgeschriebene Diät zu halten.

Es geschah, wie immer es zu geschehen pflegt, daß man sofort über den, der das Zimmer verlassen, zu sprechen begann und vorzüglich den jungen Menschen über seinen abenteuerlichen Arzt befragte. Der junge Mensch versicherte, daß Meister Celionati sehr schöne Schulkenntnisse erworben, auch in Halle und Jena mit Nutzen Kollegia gehört, so daß man ihm vollkommen vertrauen könne. Auch sonst sei es, seiner Meinung nach, ein ganz hübscher leidlicher Mann, der nur den einzigen, freilich sehr großen, Fehler habe, oftmals zu sehr ins Allegorische zu fallen, welches ihm denn wirklich schade. Gewiß habe Meister Celionati auch von der Krankheit, die er zu heilen unternommen, sehr abenteuerlich gesprochen. Reinhold erklärte, wie, nach des Charlatans Ausspruch, ihm, dem jungen Menschen, ein doppelter Kronprinz im Leibe sitze.

„Seht," sprach nun der junge Mensch anmutig lächelnd, „seht

ihr es wohl, ihr Herren? Das ist nun wieder eine pure Allegorie und doch kennt Meister Celionati meine Krankheit sehr genau, und doch weiß er, daß ich nur an einem Augenübel leide, welches ich mir durch zu frühzeitiges Brillentragen zugezogen. Es muß sich etwas in meinem Augenspiegel verrückt haben; denn ich sehe leider meistens alles verkehrt und so kommt es, daß mir die ernsthaftesten Dinge oft ganz ungemein spaßhaft, und umgekehrt die spaßhaftesten Dinge oft ganz ungemein ernsthaft vorkommen. Das aber erregt mir oft entsetzliche Angst und solchen Schwindel, daß ich mich kaum aufrecht erhalten kann. Hauptsächlich, meint Meister Celionati, komme es zu meiner Genesung darauf an, daß ich mir häufige starke Bewegung mache; aber du lieber Himmel, wie soll ich das anfangen?"

„Nun," rief einer, „da Ihr, bester Signor, wie ich sehe, ganz gesund auf den Beinen seid, so weiß ich doch" — In dem Augenblick trat eine dem geneigten Leser schon bekannt gewordene Person herein, der berühmte Schneidermeister Bescapi.

Bescapi ging auf den jungen Menschen los, verbeugte sich sehr tief und begann: „Mein gnädigster Prinz!" — „Gnädigster Prinz?" riefen alle durcheinander und blickten den jungen Menschen mit Erstaunen an. Der aber sprach mit ruhiger Miene: „Mein Geheimnis hat wider meinen Willen der Zufall verraten. Ja, meine Herrn! ich bin wirklich ein Prinz und noch dazu ein unglücklicher, da ich vergebens nach dem herrlichen mächtigen Reich trachte, das mein Erbteil. Sagt' ich daher zuvor, daß es nicht möglich sei, mir die gehörige Bewegung zu machen, so kommt es daher, weil es mir gänzlich an Land, mithin an Raum dazu mangelt. Ebendaher, weil ich in solch kleinem Behältnis eingeschlossen, verwirren sich auch die vielen Figuren und schießen und kopfkegeln durcheinander, so daß ich zu keiner Deutlichkeit gelange; welches ein sehr übles Ding ist, da ich meiner innersten eigentlichsten Natur nach, nur im Klaren existieren kann. Durch die Bemühungen meines Arztes, sowie dieses würdigsten aller würdigen Minister, glaube ich aber mittels eines erfreulichen Bündnisses mit der schönsten der Prinzessinnen wieder gesund, groß und mächtig zu werden, wie ich es eigentlich sein sollte. Feierlichst lade ich euch, meine Herrn, ein, mich in meinen Staaten, in meiner Hauptstadt zu besuchen. Ihr werdet finden, daß ihr dort ganz eigentlich zu Hause gehört, und mich nicht verlassen wollen, weil ihr nur bei mir ein wahres Künstlerleben zu führen vermöget. Glaubt nicht, beste Herrn, daß ich den Mund zu voll nehme, daß

ich ein eitler Prahlhans bin! Laßt mich nur erst wieder ein gesunder Prinz sein, der seine Leute kennt, sollten sie sich auch auf den Kopf stellen, so werdet ihr erfahren, wie gut ich es mit euch allen meine. Ich halte Wort, so wahr ich der assyrische Prinz Cornelio Chiapperi bin! — Namen und Vaterland will ich euch vor der Hand verschweigen, ihr erfahret beides zur rechten Zeit. — Nun muß ich mich mit diesem vortrefflichen Minister über einige wichtige Staatsangelegenheiten beraten, dann aber bei der Narrheit einsprechen und durch den Hof wandelnd nachsehen, ob den Mistbeeten einige gute Witzwörter entkeimt sind." — Damit faßte der junge Mensch den Schneidermeister unter den Arm, und beide zogen ab.

„Was sagt ihr," sprach Reinhold, „was sagt ihr, Leute, zu dem allen? Mich will es bedünken, als hetze das bunte Maskenspiel eines tollen märchenhaften Spaßes allerlei Gestalten in immer schnelleren und schnelleren Kreisen dermaßen durcheinander, daß man sie gar nicht mehr zu erkennen, gar nicht mehr zu unterscheiden vermag. Doch laßt uns Masken nehmen und nach dem Korso gehen! Ich ahne, daß der tolle Capitan Pantalon, der gestern den wütenden Zweikampf bestand, sich heute wieder sehen lassen und allerlei Abenteuerliches beginnen wird."

Reinhold hatte recht. Der Capitan Pantalon schritt sehr gravitätisch, wie noch in der glänzenden Glorie seines gestrigen Sieges den Korso auf und nieder, ohne aber irgend Tolles zu beginnen, wie sonst, wiewohl eben seine grenzenlose Gravität ihm beinahe noch ein komischeres Ansehen gab, als er es sonst behauptete. — Der geneigte Leser erriet es schon früher, weiß es aber jetzt mit Bestimmtheit, wer unter dieser Maske steckt. Niemand anders nämlich, als der Prinz Cornelio Chiapperi, der glückselige Bräutigam der Prinzessin Brambilla. — Und die Prinzessin Brambilla, ja sie selbst mußte wohl die schöne Dame sein, die die Wachsmaske vor dem Gesicht in reichen prächtigen Kleidern majestätisch in dem Korso wandelte. Die Dame schien es abgesehen zu haben auf den Capitan Pantalon; denn geschickt wußte sie ihn einzukreisen, so daß es schien, er könne ihr nicht ausweichen und doch wand er sich heraus und setzte seinen gravitätischen Spaziergang fort. Endlich aber, als er eben im Begriff stand, mit einem raschen Schritt vorzuschreiten, faßte ihn die Dame beim Arme und sprach mit süßer, lieblicher Stimme: „Ja, Ihr seid es, mein Prinz! Euer Gang und die Eures Standes würdige Kleidung (nie truget Ihr eine schönere) haben Euch verraten! — O

sagt, warum flieht Ihr mich? — Erkennet Ihr nicht Euer Leben, Euer Hoffen in mir?“ — „Ich weiß,“ sprach der Capitan Pantalon, „ich weiß in der That nicht recht, wer Ihr seid, schöne Dame! Oder vielmehr ich wage es nicht zu erraten, da ich so oft schnöder Täuschung erlegen. Prinzessinnen verwandelten sich vor meinen Augen in Putzmacherinnen, Komödianten in Pappendeckelfiguren und dennoch hab' ich beschlossen, länger keine Illusion und Fantasterei zu ertragen, sondern beide schonungslos zu vernichten, wo ich sie treffe.“

„So macht,“ rief die Dame erzürnt, „so macht mit Euch selbst den Anfang! Denn Ihr selbst, mein werter Signor, seid weiter gar nichts, als eine Illusion!“ — „Doch nein,“ fuhr die Dame sanft und zärtlich fort, „doch nein, geliebter Cornelio, du weißt, welch eine Prinzessin dich liebt, wie sie aus fernen Landen hergezogen ist, dich aufzusuchen, dein zu sein! — Und hast du denn nicht geschworen, mein Ritter zu bleiben? — Sprich, Geliebter!“

Die Dame hatte aufs neue Pantalons Arm gefaßt; der hielt ihr aber seinen spitzen Hut entgegen, zog sein breites Schwert an und sprach: „Seht her! — herab ist das Zeichen meiner Ritterschaft, herunter sind die Hahnfedern von meinem offnen Helm; ich habe den Damen meinen Dienst aufgekündigt; denn sie lohnen alle mit Undank und Untreue!“ — „Was sprecht Ihr?“ rief die Dame zürnend, „seid Ihr wahnsinnig?“ „Leuchtet,“ sprach der Capitan Pantalon weiter, „leuchtet mich nur an mit dem funkelnden Demant da auf Eurer Stirne! Weht mir nur entgegen mit der Feder, die Ihr dem bunten Vogel ausgerupft — Ich widerstehe jedem Zauber und weiß es und bleibe dabei, daß der alte Mann in der Zobelmütze recht hat, daß mein Minister ein Esel ist, und daß die Prinzessin Brambilla einem miserablen Schauspieler nachläuft.“ „Ho ho!“ rief nun die Dame noch zorniger, als vorher, „ho ho, wagt Ihr es, aus diesem Ton mit mir zu sprechen, so will ich Euch nur sagen, daß, wenn Ihr ein trauriger Prinz sein wollt, mir jener Schauspieler, den Ihr erbärmlich nennt und den ich mir, ist er auch zur Zeit auseinandergenommen, immer wieder zusammennähen lassen kann, noch immer viel werter erscheint, als Ihr. Geht doch fein zu Eurer Putzmacherin, zu der kleinen Giacinta Soardi, der Ihr ja sonst, wie ich höre, auch nachgelaufen seid und erhebt sie auf Euern Thron, den irgendwo hinzustellen, es Euch noch gänzlich an einem Stückchen Land mangelt! — Gott befohlen für jetzt!“ —

Damit ging die Dame raschen Schrittes von dannen, indem der

Capitan Pantalon ihr mit kreischendem Ton nachrief: „Stolze — Ungetreue! so belohnst du meine innige Liebe? — Doch ich weiß mich zu trösten!“ —

Achtes Kapitel.

Wie der Prinz Cornelio Chiapperi sich nicht trösten konnte, der Prinzessin Brambilla Sammetpantoffel küßte, beide dann aber eingefangen wurden in Filet. Neue Wunder des Palastes Pistoja. — Wie zwei Zauberer auf Straußen durch den Urdarsee ritten und Platz nahmen in der Lotosblume. — Die Königin Mystilis. — Wie bekannte Leute wieder auftreten und das Capriccio, Prinzessin Brambilla genannt, ein fröhliches Ende erreicht.

Es schien indessen, als wenn Freund Capitan Pantalon, oder vielmehr der assyrische Prinz Cornelio Chiapperi, (denn der geneigte Leser weiß doch nun einmal, daß in der tollen fratzenhaften Maske eben niemand anders steckte, als diese verehrte fürstliche Person) ja! — es schien, als ob er sich ganz und gar nicht zu trösten gewußt hätte. Denn anderen Tages klagte er laut auf dem Korso, daß er die schönste der Prinzessinnen verloren, und daß er, fände er sie gar nicht wieder, sich in heller Verzweiflung sein hölzernes Schwert durch den Leib rennen wolle. Da aber bei diesem Weh sein Gebärdespiel das possierlichste war, das man sehen konnte, so fehlte es nicht, daß er sich bald von Masken aller Art umringt sah, die ihre Lust an ihm hatten. „Wo ist sie?“ rief er mit kläglicher Stimme, „wo ist sie geblieben, meine holde Braut, mein süßes Leben! — Habe ich darum mir meinen schönsten Backzahn ausreißen lassen von Meister Celionati? bin ich deshalb mir selbst nachgelaufen aus einem Winkel in den andern, um mich aufzufinden? ja! — habe ich darum mich wirklich aufgefunden, um ohne alles Besitztum an Liebe und Lust und gehöriger Länderei ein armseliges Leben hinzuschmachten? Leute! — weiß einer von euch, wo die Prinzessin steckt, so öffne er das Maul und sag' es mir und lasse mich nicht hier so lamentieren unnützerweise, oder laufe hin zu der Schönsten und verkünde ihr, daß der treueste aller Ritter, der schmuckste aller Bräutigame hier vor lauter Sehnsucht, vor inbrünstigem Verlangen, hinlänglich wüte, und daß in den Flammen seines Liebesgrimms ganz Rom, ein zweites Troja, aufgehen könnte, wenn sie nicht alsbald komme und mit den feuchten

Mondesstrahlen ihrer holdseligen Augen die Glut lösche!" — Das Volk schlug ein unmäßiges Gelächter auf, aber eine gellende Stimme rief dazwischen: „Verrückter Prinz, meint Ihr, daß Euch die Prinzessin Brambilla entgegenkommen soll? — Habt Ihr den Palast Pistoja vergessen?" „Ho ho," erwiderte der Prinz, „schweigt, vorwitziger Gelbschnabel! Seid froh, daß Ihr dem Käfig entronnen! — Leute, schaut mich an und sagt, ob nicht ich der eigentliche bunte Vogel bin, der in Filetnetzen gefangen werden soll?" Das Volk erhob abermals ein unmäßiges Gelächter; doch in demselben Augenblick stürzte der Capitan Pantalon wie ganz außer sich nieder auf die Knie; denn vor ihm stand sie selbst, die Schönste, in voller Pracht aller Holdseligkeit und Anmut und in denselben Kleidern, wie sie sich zum ersten Mal auf dem Korso hatte blicken lassen, nur daß sie statt des Hütleins ein herrlich funkelndes Diadem auf der Stirne trug, aus dem bunte Federn emporstiegen. „Dein bin ich," rief der Prinz im höchsten Entzücken, „dein bin ich nun ganz und gar. Sieh diese Federn auf meiner Sturmhaube! Sie sind die weiße Fahne, die ich aufgesteckt, das Zeichen, daß ich mich dir, du himmlisches Wesen, ergebe, rücksichtslos auf Gnad' und Ungnade!" „So mußt' es kommen," erwiderte die Prinzessin; „unterwerfen mußtest du dich mir, der reichen Herrscherin, denn sonst fehlte es dir ja an der eigentlichen Heimat und du bliebst ein miserabler Prinz. Doch schwöre mir jetzt ewige Treue, bei diesem Symbol meiner unumschränkten Regentschaft!" —

Damit zog die Prinzessin einen kleinen zierlichen Sammetpantoffel hervor und reichte ihn dem Prinzen hin, der ihn, nachdem er feierlich der Prinzessin ewige unwandelbare Treue geschworen, so wahr er zu existieren gedenke, dreimal küßte. Sowie dieses geschehen, erscholl ein lautes, durchdringendes: „Brambure bil bal — Alamonsa kikiburva son-ton —!" Das Paar war umringt von jenen, in reiche Talare verhüllten Damen, die, wie der geneigte Leser sich erinnern wird, im ersten Kapitel eingezogen in den Palast Pistoja, und hinter denen die zwölf reichgekleideten Mohren standen, welche aber, statt der langen Spieße, hohe wunderbar glänzende Pfauenfedern in den Händen hielten, die sie in den Lüften hin und her schwangen. Die Damen warfen aber Filetschleier über das Paar, die immer dichter und dichter es zuletzt verhüllten in tiefe Nacht.

Als nun aber unter lautem Klang von Hörnern, Zimbeln und kleinen Pauken die Nebel des Filets hinabfielen, befand sich das Paar

in dem Palast Pistoja und zwar in demselben Saal, in den vor wenigen Tagen der vorwitzige Schauspieler Giglio Fava eindrang.

Aber herrlicher, viel herrlicher sah es jetzt in diesem Saal aus, als damals. Denn statt der einzigen Ampel, die den Saal erleuchtete, hingen jetzt wohl hundert ringsumher, so daß alles ganz und gar in Feuer zu stehen schien. Die Marmorsäulen, welche die hohe Kuppel trugen, waren mit üppigen Blumenkränzen umwunden; das seltsame Laubwerk der Decke, man wußte nicht, waren es bald bunt gefiederte Vögel, bald anmutige Kinder, bald wunderbare Tiergestalten, die darin verflochten, schien sich lebendig zu regen und aus den Falten der goldnen Draperie des Thronhimmels leuchteten bald hier, bald dort freundlich lachende Antlitze holder Jungfrauen hervor. Die Damen standen, wie damals, aber noch prächtiger gekleidet, im Kreise ringsumher, machten aber nicht Filet, sondern streuten bald aus goldenen Vasen herrliche Blumen in den Saal, bald schwangen sie Rauchfässer, aus denen ein köstlicher Geruch empordampfte. Auf dem Throne standen aber in zärtlicher Umarmung der Zauberer Ruffiamonte und der Fürst Bastianello di Pistoja. Daß dieser kein anderer war, als eben der Marktschreier Celionati, darf kaum gesagt werden. Hinter dem fürstlichen Paar, das heißt, hinter dem Prinzen Cornelio Chiapperi und der Prinzessin Brambilla, stand ein kleiner Mann in einem sehr bunten Talar und hielt ein saubres Elfenbeinkästchen in den Händen, dessen Deckel offen stand und in dem nichts weiter befindlich, als eine kleine funkelnde Nähnadel, die er mit sehr heiterm Lächeln unverwandt anblickte.

Der Zauberer Ruffiamonte und der Fürst Bastianello di Pistoja ließen endlich ab von der Umarmung und drückten sich nur noch was weniges die Hände. Dann aber rief der Fürst mit starker Stimme den Straußen zu: „Heda, ihr guten Leute! bringt doch einmal das große Buch herbei, damit mein Freund hier, der ehrliche Ruffiamonte, fein ablese, was noch zu lesen übrig!“ Die Strauße hüpften mit den Flügeln schlagend von dannen, und brachten das große Buch, das sie einem knienden Mohren auf den Rücken legten und dann aufschlugen.

Der Magus, der unerachtet seines langen weißen Bartes, ungemein hübsch und jugendlich aussah, trat heran, räusperte sich und las folgende Verse:

Italien! — Land, deß heitrer Sonnenhimmel
Der Erde Lust in reicher Blüt' entzündet!
O schönes Rom, wo lustiges Getümmel,



Zur Maskenzeit, den Ernst vom Ernst entbindet!
Es gaukeln froh der Fantasei Gestalten
Auf bunter Bühne klein zum Ei geründet;

Das ist die Welt, anmut'gen Spukes Walten.
Der Genius mag aus dem Ich gebären
Das Nicht-Ich, mag die eigne Brust zerspalten,

Den Schmerz des Seins in hohe Lust verkehren.
Das Land, die Stadt, die Welt, das Ich — gefunden
Ist alles nun. In reiner Himmelsklarheit

Erkennt das Paar sich selbst, nun treu verbunden
Aufstrahlet ihm des Lebens tiefe Wahrheit.
Nicht mehr mit bleicher Unlust mattem Tadel

Bethört den Sinn die überweise Narrheit;
Erschlossen hat das Reich die Wundernadel
Des Meisters. Tolles zauberisches Necken,

Dem Genius giebt's hohen Herrscheradel,
Und darf zum Leben aus dem Traum ihn wecken.
Horch! schon beginnt der Töne süßes Wogen,

Verstummt ist alles, ihnen zuzulauschen;
Schimmernd Azur erglänzt am Himmelsbogen
Und ferne Quellen, Wälder, flüstern, rauschen.

Geh' auf, du Zauberland voll tausend Wonnen,
Geh' auf der Sehnsucht, Sehnsucht auszutauschen,
Wenn sie sich selbst erschaut im Liebesbronnen!

Das Wasser schwillt — Fort! stürzt euch in die Fluten!
Kämpft an mit Macht! Bald ist der Strand gewonnen,
Und hoch Entzücken strahlt in Feuergluten!

Der Magus klappte das Buch zu; aber in dem Augenblick stieg ein feuriger Dunst aus dem silbernen Trichter, den er auf dem Kopfe trug und erfüllte den Saal mehr und mehr. Und unter harmonischem Glockengetön, Harfen- und Posaunenklang, begann sich alles zu regen und wogte durcheinander. Die Kuppel stieg auf und wurde zum heitern Himmelsbogen, die Säulen wurden zu hohen Palmbäumen, der Goldstoff fiel nieder und wurde zum bunten gleißenden Blumengrund und der große Krystallspiegel zerfloß in einen hellen herrlichen See. Der feurige Dunst, der aus dem Trichter des Magus gestiegen, hatte sich nun auch ganz verzogen und kühle balsamische Lüfte wehten durch den unabsehbaren Zaubergarten voll der herrlichsten anmutigsten Büsche und Bäume und Blumen. Stärker tönte die Musik, es ging ein frohes Jauchzen auf, tausend Stimmen sangen:

Heil! hohes Heil dem schönen Urdarlande!
Vereinigt, spiegelhell erglänzt sein Bronnen,
Zerrissen sind des Dämons Kettenbande!

Plötzlich verstummte alles, Musik, Jauchzen, Gesang; in tiefem Schweigen schwangen der Magus Ruffiamonte und der Fürst Bastianello di Pistoja sich auf die beiden Strauße und schwammen nach der Lotosblume, die wie eine leuchtende Insel aus der Mitte des Sees emporragte. Sie stiegen in den Kelch dieser Lotosblume und diejenigen von den um den See versammelten Leuten, welche ein gutes Auge hatten, bemerkten ganz deutlich, daß die Zauberer aus einem Kästchen eine sehr kleine, aber auch sehr artige Porzellanpuppe hervornahmen und mitten in den Kelch der Blume schoben.

Es begab sich, daß das Liebespaar, nämlich der Prinz Cornelio Chiapperi und die Prinzessin Brambilla, aus der Betäubung erwachten, in die sie versunken, und unwillkürlich in den klaren spiegelhellen See schauten, an dessen Ufer sie sich befanden. Doch wie sie sich in dem See erblickten, da erkannten sie sich erst, schauten einander an, brachen in ein Lachen aus, das aber nach seiner wunderbaren Art nur jenem Lachen Königs Ophioch und der Königin Liris zu vergleichen war, und fielen dann im höchsten Entzücken einander in die Arme.

Und sowie das Paar lachte, da, o des herrlichen Wunders! stieg aus dem Kelch der Lotosblume ein göttlich Frauenbild empor und wurde höher und höher, bis das Haupt in das Himmelblau ragte, während man gewahrte, wie die Füße in der tiefsten Tiefe des Sees festwurzelten. In der funkelnden Krone auf ihrem Haupte saßen der Magus und der Fürst, schauten hinab auf das Volk, das ganz ausgelassen, ganz trunken vor Entzücken jauchzte und schrie: „Es lebe unsere hohe Königin Mystilis!" während die Musik des Zaubergartens in vollen Accorden ertönte.

Und wiederum sangen tausend Stimmen:

Ja aus der Tiefe steigen sel'ge Wonnen
Und fliegen leuchtend in die Himmelsräume.
Erschaut die Königin, die uns gewonnen!

Das Götterhaupt umschweben süße Träume,
Dem Fußtritt öffnen sich die reichen Schachten. —
Das wahre Sein im schönsten Lebenskeime
Verstanden die, die sich erkannten — lachten! —

Mitternacht war vorüber, das Volk strömte aus den Theatern. Da schlug die alte Beatrice das Fenster zu, aus dem sie hinaus=

geschaut, und sprach: „es ist nun Zeit, daß ich alles bereite; denn bald kommt die Herrschaft, und bringt wohl noch gar den guten Signor Bescapi mit.“ So wie damals, als Giglio ihr den mit Leckerbissen gefüllten Korb hinauftragen mußte, hatte die Alte heute alles eingekauft zum leckern Mahl. Aber nicht wie damals durfte sie sich herumquälen in dem engen Loch, das eine Küche vorstellen sollte, und in dem engen armseligen Stübchen des Signor Pasquale. Sie hatte vielmehr über einen geräumigen Herd zu gebieten und über eine helle Kammer, so wie die Herrschaft wirklich in drei bis vier nicht zu großen Zimmern, in denen mehrere hübsche Tische, Stühle und sonstiges ganz leidliches Gerät befindlich, sich sattsam bewegen konnte.

Indem die Alte nun ein feines Linnen über den Tisch breitete, den sie in die Mitte des Zimmers gerückt, sprach sie schmunzelnd: „Hm! — es ist doch ganz hübsch von dem Signor Bescapi, daß er uns nicht allein die artige Wohnung eingerämt, sondern uns auch mit allem Notwendigen so reichlich versorgt hat. Nun ist wohl die Armut auf immer von uns gewichen!“

Die Thüre ging auf, und hereintrat Giglio Fava mit seiner Giacinta.

„Laß dich,“ sprach Giglio, „laß dich umarmen, mein süßes, holdes Weib! Laß es mich dir recht aus voller Seele sagen, daß erst seit dem Augenblick, da ich mit dir verbunden, mich die reinste herrlichste Lust des Lebens beseelt. — Jedesmal, wenn ich dich deine Smeraldinen, oder andere Rollen, die der wahre Scherz geboren, spielen sehe, oder dir als Brighella, als Truffaldino, oder als ein anderer humoristischer Fantast zur Seite stehe, geht mir im Innern eine ganze Welt der keckſten, sinnigsten Ironie auf und befeuert mein Spiel. — Doch sage mir, mein Leben, welch ein ganz besonderer Geist war heute über dich gekommen? — Nie hast du so recht aus dem Innersten heraus Blitze des anmutigsten weiblichen Humors geschleudert; nie warst du in der kecksten, fantastischten Laune so über alle Maßen liebenswürdig.“

„Dasselbe,“ erwiderte Giacinta, indem sie einen leichten Kuß auf Giglios Lippen drückte, „dasselbe möcht' ich von dir sagen, mein geliebter Giglio! Auch du warst heute herrlicher, als je, und hast vielleicht selbst nicht bemerkt, daß wir unsere Hauptscene unter dem anhaltenden gemütlichen Lachen der Zuschauer über eine halbe Stunde fort improvisierten. — Aber denkst du denn nicht daran, welch ein Tag heute ist? Ahnest du nicht, in welchen verhängnisvollen Stunden

die besondere Begeisterung uns erfaßte? Erinnerst du dich nicht, daß es heute gerade ein Jahr her ist, da wir in den herrlichen hellen Urdarsee schauten und uns erkannten?“

„Giacinta,“ rief Giglio in freudigem Erstaunen, „Giacinta, was sprichst du? — Es liegt wie ein schöner Traum hinter mir, das Urdarland — der Urdarsee! — Aber nein! — es war kein Traum — wir haben uns erkannt! — O meine teuerste Prinzessin!“

„O,“ erwiderte Giacinta, „mein teuerster Prinz!“ — Und nun umarmten sie sich aufs neue und lachten laut auf und riefen durcheinander: dort liegt Persien — dort Indien — aber hier Bergamo — hier Frascati — unsere Reiche grenzen — nein nein, es ist ein und dasselbe Reich, in dem wir herrschen, ein mächtiges Fürstenpaar, es ist das schöne herrliche Urdarland selbst — Ha, welche Lust!“ —

Und nun jauchzten sie im Zimmer umher und fielen sich wieder in die Arme und küßten sich und lachten. —

„Sind sie,“ brummte die alte Beatrice dazwischen, „sind sie nicht wie die ausgelassenen Kinder! — Ein ganzes Jahr schon verheiratet und liebeln noch und schnäbeln sich und springen umher und — o Heiland! werfen mir hier beinahe die Gläser vom Tische! — Ho ho — Signor Giglio, fahrt mir nicht mit Euerm Mantelzipfel hier ins Ragout — Signora Giacinta, habt Erbarmen mit dem Porzellan und laßt es leben!“

Aber die beiden achteten nicht auf die Alte, sondern trieben ihr Wesen fort. Giacinta faßte den Giglio endlich bei den Armen, schaute ihm in die Augen und sprach: „Aber sage mir, lieber Giglio, du hast ihn doch erkannt, den kleinen Mann hinter uns, im bunten Talar mit der elfenbeinernen Schachtel?“ — „Warum,“ erwiderte Giglio, „warum denn nicht, meine liebe Giacinta? Es war ja der gute Signor Bescapi mit seiner schöpferischen Nadel, unser jetziger treuer Impressario, der uns zuerst in der Gestalt, wie sie durch unser innerstes Wesen bedingt ist, auf die Bühne brachte. Und wer hätte denken sollen, daß dieser alte wahnsinnige Charlatan —“

„Ja,“ fiel Giacinta dem Giglio in die Rede, „ja dieser alte Celionati in seinem zerrissenen Mantel und durchlöcherten Hute —“

„— Daß dieses wirklich der alte fabelhafte Fürst Bastianello di Pistoja gewesen sein sollte?“ — So sprach der stattliche glänzend gekleidete Mann, der in das Zimmer getreten.

„Ach!“ rief Giacinta, indem ihr die Augen vor Freude leuchteten,

„ach, gnädigster Herr, seid Ihr es selbst? — Wie glücklich sind wir, ich und mein Giglio, daß Ihr uns aufsucht in unserer kleinen Wohnung! — Verschmäht es nicht, mit uns ein kleines Mahl einzunehmen, und dann könnet Ihr uns fein erklären, was es denn eigentlich für eine Bewandtnis hat mit der Königin Mystilis, dem Urdarlande und Euerm Freunde, dem Zauberer Hermod, oder Ruffiamonte; ich werde aus dem allem noch nicht recht klug."

„Es bedarf," sprach der Fürst von Pistoja mit mildem Lächeln, „es bedarf, mein holdes süßes Kind, keiner weitern Erklärung; es genügt, daß du aus dir selber klug geworden bist und auch jenen kecken Patron, dem es ziemlich, dein Gemahl zu sein, klug gemacht hast — Sieh, ich könnte, meines Marktschreiertums eingedenk, mit allerlei geheimnisvollen und zugleich prahlerisch klingenden Worten um mich werfen; ich könnte sagen, du seist die Fantasie, deren Flügel erst der Humor bedürfe, um sich emporzuschwingen, aber ohne den Körper des Humors wärst du nichts, als Flügel, und verschwebtest, ein Spiel der Winde, in den Lüften. Aber ich will es nicht thun, und zwar auch schon aus dem Grunde nicht, weil ich zu sehr ins Allegorische, mithin in einen Fehler fallen würde, den schon der Prinz Cornelio Chiapperi auf dem Caffé greco mit Recht an dem alten Celionati gerügt hat. Ich will bloß sagen, daß es wirklich einen bösen Dämon giebt, der Zobelmützen und schwarze Schlafröcke trägt, und sich für den großen Magus Hermod ausgebend, nicht allein gute Leute gewöhnlichen Schlages, sondern auch Königinnen, wie Mystilis, zu verhexen imstande ist. Sehr boshaft war es, daß der Dämon die Entzauberung der Prinzessin von einem Wunder abhängig gemacht hatte, das er für unmöglich hielt. In der kleinen Welt, das Theater genannt, sollte nämlich ein Paar gefunden werden, das nicht allein von wahrer Fantasie, von wahrem Humor im Innern beseelt, sondern auch imstande wäre, diese Stimmung des Gemüts objektiv, wie in einem Spiegel, zu erkennen und sie so ins äußere Leben treten zu lassen, daß sie auf die große Welt, in der jene kleine Welt eingeschlossen, wirke wie ein mächtiger Zauber. So sollte, wenn ihr wollt, wenigstens in gewisser Art das Theater den Urdarbronnen vorstellen, in den die Leute kucken können. — An euch, ihr lieben Kinder, glaubt' ich bestimmt jene Entzauberung zu vollbringen und schrieb's sogleich meinem Freunde, dem Magus Hermod. Wie er sogleich anlangte, in meinem Palast abstieg, was für Mühe wir uns mit euch gaben, nun das wißt ihr, und wenn nicht Meister Callot

ins Mittel getreten wäre und Euch, Giglio, herausgeneckt hätte aus Eurer Heldenjacke —"

„Ja," fiel hier Signor Bescapi dem Fürsten, dem er auf dem Fuße gefolgt, in die Rede, „ja, gnädigster Herr, bunte Heldenjacke — Gedenkt doch auch bei diesem lieben Paar ein wenig meiner, wie ich auch bei dem großen Werk mit gewirkt!"

„Allerdings," erwiderte der Fürst „und darum weil Ihr auch an und für Euch selbst ein wunderbarer Mann waret, nämlich ein Schneider, der sich in die fantastischen Habite, die er zu verfertigen wußte, auch fantastische Menschen hineinwünschte, bediente ich mich Eurer Hülfe und machte Euch zuletzt zum Impressario des seltnen Theaters, wo Ironie gilt und echter Humor."

„Ich bin," sprach Signor Bescapi, sehr heiter lächelnd, „ich bin mir immer so vorgekommen, wie einer, der dafür sorgt, daß nicht gleich alles im Zuschnitt verdorben werde, gleichsam wie Form und Stil!"

„Gut gesagt," rief der Fürst von Pistoja, „gut gesagt, Meister Bescapi!"

Während nun der Fürst von Pistoja, Giglio und Bescapi von diesem und jenem sprachen, schmückte in anmutiger Geschäftigkeit Giacinta Zimmer und Tisch mit Blumen, die die alte Beatrice in der Eil' herbeibringen müssen, zündete viele Kerzen an und nötigte, da nun alles hell und festlich aussah, den Fürsten in den Lehnstuhl, den sie mit reichen Tüchern und Teppichen so herausgeputzt hatte, daß er beinahe einem Thron zu vergleichen war.

„Jemand," sprach der Fürst, ehe er sich niederließ, „jemand, den wir alle sehr zu fürchten haben, da er gewiß eine strenge Kritik über uns ergehen läßt und uns vielleicht gar die Existenz bestreitet, könnte vielleicht sagen, daß ich ohne allen weitern Anlaß mitten in der Nacht hieher gekommen sei bloß seinethalben, und um ihm noch zu erzählen, was ihr mit der Entzauberung der Königin Mystilis, die am Ende gar ganz eigentlich die Prinzessin Brambilla ist, zu schaffen hattet. Der Jemand hat unrecht: denn ich sage euch, daß ich herkam und jedesmal in der verhängnisvollen Stunde eurer Erkenntnis herkommen werde, um mich mit euch an dem Gedanken zu erlaben, daß wir und alle diejenigen als reich und glücklich zu preisen, denen es gelang, das Leben, sich selbst, ihr ganzes Sein in dem wunderbaren sonnenhellen Spiegel des Urdarsees zu erschauen und zu erkennen." —

Hier versiegt plötzlich die Quelle, aus der, o geneigter Leser! der Herausgeber dieser Blätter geschöpft hat. Nur eine dunkle Sage geht, daß sowohl dem Fürsten von Pistoja, als dem Impressario Bescapi die Maccaroni und der Syrakuser bei dem jungen Ehepaar sehr wohl geschmeckt haben sollen. Es ist auch zu vermuten, daß an demselben Abende sowohl, als nachher, mit dem beglückten Schauspielerpaar, da es mit der Königin Mystilis und großem Zaubern in mannigfache Berührung gekommen, sich noch manches Wunderbare zugetragen haben wird.

Meister Callot wäre der Einzige, der darüber fernere Auskunft geben könnte.



Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

E. T. A. Hoffmann's
sämtliche Werke
in fünfzehn Bänden.

Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung

von

Eduard Grisebach.

Mit drei Selbst-Porträts Hoffmanns, einem Faksimile seiner Handschrift und zwölf die Originale der ersten Ausgaben wiederholenden Illustrationen.

Zwölfter Band:
Meister Floh.



Leipzig.
Max Hesse's Verlag.
1900.

Meister Floh.

Ein

Märchen in sieben Abenteuern

zweier Freunde.

Von

E. T. A. Hoffmann.

Erstes Abenteuer.

Einleitung.

Worin der geneigte Leser so viel aus dem Leben des Herrn Peregrinus Tyß erfährt, als ihm zu wissen nötig. —

Die Weihnachtsbescherung bei dem Buchbinder Lämmerhirt in der Kalbächer Gasse und Beginn des ersten Abenteuers.

Die beiden Alinen.

Es war einmal — welcher Autor darf es jetzt wohl noch wagen sein Geschichtlein also zu beginnen. — Veraltet! — Langweilig! — so ruft der geneigte oder vielmehr ungeneigte Leser, der nach des alten römischen Dichters weisem Rat, gleich medias in res versetzt sein will. Es wird ihm dabei zu Mute, als nehme irgend ein weitschweifiger Schwätzer von Gast, der eben eingetreten, breiten Platz und räuspre sich aus, um seinen endlosen Sermon zu beginnen, und er klappt unwillig das Buch zu, das er kaum aufgeschlagen. Gegenwärtiger Herausgeber des wunderbaren Märchens von Meister Floh, meint nun zwar, daß jener Anfang sehr gut und eigentlich der beste jeder Geschichte sei, weshalb auch die vortrefflichsten Märchenerzähler, als da sind Ammen, alte Weiber u. a. sich desselben jederzeit bedient haben, da aber jeder Autor vorzugsweise schreibt, um gelesen zu werden, so will er (besagter Herausgeber nämlich) dem günstigen Leser durchaus nicht die Lust benehmen, wirklich sein Leser zu sein. Er sagt demselben daher gleich ohne alle weitere Umschweife, daß demselben Peregrinus Tyß, von dessen seltsamen Schicksalen diese

Geschichte handeln wird, an keinem Weihnachtsabende das Herz so geklopft hatte vor banger freudiger Erwartung, als gerade an demjenigen, mit welchem die Erzählung seiner Abenteuer beginnt.

Peregrinus befand sich in einer dunklen Kammer, die neben dem Prunkzimmer belegen, wo ihm der heilige Christ einbeschert zu werden pflegte. Dort schlich er bald leise auf und ab, lauschte auch wohl ein wenig an der Thüre, bald setzte er sich still hin in den Winkel und zog mit geschlossenen Augen die mystischen Düfte des Marzipans, der Pfefferkuchen ein, die aus dem Zimmer strömten. Dann durchbebten ihn süße heimliche Schauer, wenn, indem er schnell wieder die Augen öffnete, ihn die hellen Lichtstrahlen blendeten, die, durch die Ritzen der Thüre hereinfallend, an der Wand hin und her hüpften.

Endlich erklang das silberne Glöcklein, die Thüre des Zimmers wurde geöffnet und hinein stürzte Peregrinus in ein ganzes Feuermeer von bunt flackernden Weihnachtslichtern. — Ganz erstarrt blieb Peregrinus vor dem Tische stehen, auf dem die schönsten Gaben in gar hübscher zierlicher Ordnung aufgestellt waren, nur ein lautes — Ach! drängte sich aus seiner Brust hervor. Noch nie hatte der Weihnachts-Baum solche reiche Früchte getragen, denn alles Zuckerwerk, wie es nur Namen haben mag, und dazwischen manche goldne Nuß, mancher goldne Apfel aus den Gärten der Hesperiden, hing an den Ästen, die sich beugten unter der süßen Last. Der Vorrat von dem auserlesensten Spielzeug, schönem bleiernen Militär, eben solcher Jägerei, aufgeschlagenen Bilderbüchern u. s. w. ist gar nicht zu beschreiben. Noch wagte er es nicht, irgend etwas von dem ihm bescherten Reichtum zu berühren, er konnte sich nur mühen sein Staunen zu besiegen, den Gedanken des Glücks zu erfassen, daß das alles nun wirklich sein sei.

„O meine lieben Eltern! — o meine gute Aline!“ So rief Peregrinus im Gefühl des höchsten Entzückens. „Nun,“ erwiderte Aline, „hab ich's so recht gemacht, Peregrinchen? — Freuest du dich „auch recht von Herzen, mein Kind? — Willst du nicht all die schöne „Ware näher betrachten, willst du nicht das neue Reitpferd, den „hübschen Fuchs hier versuchen?“

„Ein herrliches Pferd,“ sprach Peregrinus, das aufgezäumte Steckenpferd mit Freudenthränen in den Augen betrachtend, „ein herrliches Pferd, echt arabische Rasse.“ Er bestieg denn auch sogleich das edle stolze Roß; mochte Peregrinus aber sonst auch ein vortreff-

licher Reuter sein, er mußte es diesmal in irgend etwas verfehlt haben, denn der wilde Pontifex (so war das Pferd geheißen) bäumte sich schnaubend und warf ihn ab, daß er kläglich die Beine in die Höhe streckte. Noch ehe indessen die zum Tode erschrockene Aline ihm zu Hülfe springen konnte, hatte Peregrinus sich schon emporgerafft und den Zügel des Pferdes ergriffen, das eben, hinten ausschlagend, durchgehen wollte. Aufs neue schwang sich Peregrinus nun auf und brachte, alle Reiterkünste aufbietend und mit Kraft und Geschick anwendend, den wilden Hengst so zur Vernunft, daß er zitterte, keuchte, stöhnte, in Peregrinus seinen mächtigen Zwangherrn erkannte. — Aline führte, als Peregrinus abgesessen, den Gebeugten in den Stall.

Die etwas stürmische Reiterei, die im Zimmer, vielleicht im ganzen Hause einen unbilligen Lärm verursacht, war nun vorüber und Peregrinus setzte sich an den Tisch, um ruhig die andern glänzenden Gaben in näheren Augenschein zu nehmen. Mit Wohlbehagen verzehrte Peregrinus einigen Marzipan, indem er diese, jene Gliederpuppe ihre Künste machen ließ, in dieses, jenes Bilderbuch kuckte, dann Heerschau hielt über seine Armee, die er sehr zweckmäßig uniformiert und mit Recht deshalb unüberwindlich fand, weil kein einziger Soldat einen Magen im Leibe, zuletzt aber fortschritt zum Jagdwesen. Mit Verdruß gewahrte er jetzt, daß nur eine Hasen- und Fuchsjagd vorhanden, die Hirschjagd sowie die wilde Schweinsjagd aber durchaus fehlte. Auch diese Jagd mußte ja da sein, keiner konnte das besser wissen als Peregrinus, der alles selbst mit unsäglicher Mühe und Sorgfalt eingekauft. —

Doch! — höchst nötig scheint es, den günstigen Leser vor den ärgsten Mißverständnissen zu bewahren, in die er geraten könnte, wenn der Autor ins Gelag hinein weiter erzählte, ohne daran zu denken, daß er wohl weiß, was es mit der ganzen Weihnachts-Ausstellung, von der gesprochen wird, für ein Bewandtnis hat, nicht aber der gütige Leser, der eben erfahren will, was er nicht weiß.

Sehr irren würde jeder, welcher glauben sollte, daß Peregrinus Tyß ein Kind sei, dem die gütige Mutter oder sonst ein ihm zugewandtes weibliches Wesen, romantischerweise Aline geheißen, den heiligen Christ beschert. — Nichts weniger als das! —

Herr Peregrinus Tyß hatte sechsunddreißig Jahre erreicht und daher beinahe die besten. Sechs Jahre früher hieß es von ihm, er sei ein recht hübscher Mensch, jetzt nannte man ihn mit Recht einen

Mann von feinem Ansehen, immer, damals und jetzt wurde aber von allen getadelt, daß Peregrinus zu sehr sich zurückziehe, daß er das Leben nicht kenne und daß er offenbar an einem krankhaften Trübsinn leide. Väter, deren Töchter eben mannbar, meinten, daß der gute Tyß, um sich von seinem Trübsinn zu heilen, nichts besseres thun könne, als heiraten, er habe ja freie Wahl und einen Korb nicht so leicht zu fürchten. Der Väter Meinung war wenigstens hinsichts des letztern Punkts insofern richtig, als Herr Peregrinus Tyß außerdem, daß er, wie gesagt, ein Mann von feinem Ansehen war, ein sehr beträchtliches Vermögen besaß, das ihm sein Vater, Herr Balthasar Tyß, ein sehr angesehener Kaufherr hinterlassen. Solchen hochbegabten Männern pflegt ein Mädchen, das, was Liebe betrifft, über die Überschwenglichkeit hinaus, das heißt wenigstens drei- bis vierundzwanzig Jahre alt geworden ist, auf die unschuldige Frage: Wollen Sie mich mit Ihrer Hand beglücken, o Teure? selten anders als mit roten Wangen und niedergeschlagenen Augen zu antworten: Sprechen Sie mit meinen lieben Eltern, ihrem Befehl gehorche ich allein, ich habe keinen Willen! Die Eltern falten aber die Hände und sprechen! Wenn es Gottes Wille ist, wir haben nichts dagegen, Herr Sohn! —

Zu nichts weniger schien aber Herr Peregrinus Tyß aufgelegt, als zum Heiraten. Denn außerdem, daß er überhaupt im allgemeinen menschenscheu war, so bewies er insbesondere eine seltsame Idiosynkrasie gegen das weibliche Geschlecht. Die Nähe eines Frauenzimmers trieb ihm Schweißtropfen auf die Stirne und wurde er vollends von einem jungen genugsam hübschen Mädchen angeredet, so geriet er in eine Angst, die ihm die Zunge band und ein krampfhaftes Zittern durch alle Glieder verursachte. Eben daher mocht' es auch kommen, daß seine alte Aufwärterin von solch seltener Häßlichkeit war, daß sie in dem Revier, wo Herr Peregrinus Tyß wohnte, vielen für eine naturhistorische Merkwürdigkeit galt. Sehr gut stand das schwarze struppige halb ergraute Haar zu den roten triefenden Augen, sehr gut die dicke Kupfernase zu den bleich-blauen Lippen, um das Bild einer Blocksberg-Aspirantin zu vollenden, so daß sie ein paar Jahrhunderte früher schwerlich dem Scheiterhaufen entgangen sein würde, statt daß sie jetzt von Herrn Peregrinus Tyß und wohl auch noch von andern für eine sehr gutmütige Person gehalten wurde. Dies war sie auch in der That und ihr daher wohl nachzusehen, daß sie zu ihres Leibes Nahrung und Notdurft in die

Stundenreihe des Tages so manches Schnäpschen einflocht, und vielleicht auch zu oft eine ungeheure schwarzlackierte Dose aus dem Brusttuch hervorzog und die ansehnliche Nase reichlich mit echtem Offenbacher fütterte. Der geneigte Leser hat bereits bemerkt, daß diese merkwürdige Person eben dieselbe Aline ist, die die Weihnachtsbescherung veranstaltet. Der Himmel weiß, wie sie zu dem berühmten Namen der Königin von Golkonda gekommen. —

Verlangten aber nun Väter, daß der reiche, angenehme Herr Peregrinus Tyß seiner Weiberscheu entsage und sich ohne weiteres vereheliche, so sprachen dagegen wieder alte Hagestolze, daß Herr Peregrinus ganz recht thue, nicht zu heiraten, da seine Gemütsart nicht dazu tauge.

Schlimm war es aber, daß viele bei dem Worte „Gemütsart," ein sehr geheimnisvolles Gesicht machten und auf näheres Befragen nicht undeutlich zu verstehen gaben, daß Herr Peregrinus Tyß leider zuweilen was weniges überschnappe, ein Fehler, der ihm schon von früher Jugend her anklebe. — Die vielen Leute, die den armen Peregrinus für übergeschnappt hielten, gehörten vorzüglich zu denjenigen, welche fest überzeugt sind, daß auf der großen Landstraße des Lebens, die man der Vernunft, der Klugheit gemäß einhalten müsse, die Nase der beste Führer und Wegweiser sei und die lieber Scheuklappen anlegen, als sich verlocken lassen von manchem duftenden Gebüsch, von manchem blumigten Wiesenplätzlein, das nebenher liegt.

Wahr ist es freilich, daß Herr Peregrinus manches Seltsame in und an sich trug, in das sich die Leute nicht finden konnten.

Es ist schon gesagt worden, daß der Vater des Herrn Peregrinus Tyß ein sehr reicher angesehener Kaufmann war und wenn noch hinzugefügt wird, daß derselbe ein sehr schönes Haus auf dem freundlichen Roßmarkt besaß, und daß in diesem Hause und zwar in demselben Zimmer wo dem kleinen Peregrinus stets der heilige Christ einbeschert wurde, auch diesmal der erwachsene Peregrinus die Weihnachts-Gaben in Empfang nahm, so ist gar nicht daran zu zweifeln, daß der Ort, wo sich die wundersamen Abenteuer zutrugen, die in dieser Geschichte erzählt werden sollen, kein anderer ist, als die berühmte schöne Stadt Frankfurt am Main.

Von den Eltern des Herrn Peregrinus ist eben nichts Besonderes zu sagen, als daß es rechtliche stille Leute waren, denen niemand etwas anders als Gutes nachsagen konnte. Die unbegrenzte Hochachtung, welche Herr Tyß auf der Börse genoß, verdankte er dem

Umstande, daß er stets richtig und sicher spekulierte, daß er eine große Summe nach der andern gewann, dabei aber nie vorlaut wurde, sondern bescheiden blieb, wie er gewesen und niemals mit seinem Reichtum prahlte, sondern ihn nur dadurch bewies, daß er weder um Geringes noch um Vieles knickerte und die Nachsicht selbst war gegen insolvente Schuldner, die ins Unglück geraten, sei es auch verdienter Weise. —

Sehr lange Zeit war die Ehe des Herrn Tyß unfruchtbar geblieben, bis endlich nach beinahe zwanzig Jahren die Frau Tyß ihren Eheherrn mit einem tüchtigen hübschen Knaben erfreute, welches eben unser Herr Peregrinus Tyß war.

Man kann denken, wie grenzenlos die Freude der Eltern war, und noch jetzt sprechen alle Leute in Frankfurt von dem herrlichen Tauffeste, das der alte Tyß gegeben und an welchem der edelste uralteste Rheinwein kredenzt worden, als gelt' es ein Krönungsmahl. Was aber dem alten Herrn Tyß noch mehr nachgerühmt wird, ist, daß er zu jenem Tauffeste ein paar Leute geladen, die in feindseliger Gesinnung ihm gar öfters wehe gethan hatten, dann aber andere, denen er weh gethan zu haben glaubte, so daß der Schmaus ein wirkliches Friedens- und Versöhnungsfest wurde.

Ach! — der gute Herr Tyß wußte, ahnte nicht, daß dasselbe Knäblein, dessen Geburt ihn so erfreute, ihm so bald Kummer und Not verursachen würde.

Schon in der frühsten Zeit zeigte der Knabe Peregrinus eine ganz besondere Gemütsart. Denn nachdem er einige Wochen hindurch Tag und Nacht ununterbrochen geschrieen, ohne daß irgend ein körperliches Übel zu entdecken, wurde er plötzlich still, und erstarrte zur regungslosen Unempfindlichkeit. Nicht des mindesten Eindrucks schien er fähig, nicht zum Lächeln, nicht zum Weinen verzog sich das kleine Antlitz, das einer leblosen Puppe anzugehören schien. Die Mutter behauptete, daß sie sich versehen an dem alten Buchhalter, der schon seit zwanzig Jahren stumm und starr mit demselben leblosen Gesicht im Comptoir vor dem Hauptbuch säße, und vergoß viele heiße Thränen über das kleine Automat.

Endlich geriet eine Frau Pate auf den glücklichen Gedanken, dem kleinen Peregrinus einen sehr bunten und, im Grunde genommen, häßlichen Harlekin mitzubringen. Des Kindes Augen belebten sich auf wunderbare Art, der Mund verzog sich zum sanften Lächeln, es griff nach der Puppe, und drückte sie zärtlich an sich, als man sie

ihm gab. Dann schaute der Knabe wieder das bunte Männlein an, mit solchen klugen beredten Blicken, daß es schien, als sei plötzlich Empfindung und Verstand in ihm erwacht, und zwar zu höherer Lebendigkeit, als es wohl bei Kindern des Alters gewöhnlich. „Der „ist zu klug,“ sprach die Frau Pate, „den werdet ihr nicht erhalten! „— Betrachtet doch nur einmal seine Augen, der denkt schon viel „mehr, als er soll!“

Dieser Ausspruch tröstete gar sehr den alten Herrn Tyß, der sich schon einigermaßen darin gefunden, daß er nach vielen Jahren vergeblicher Hoffnung, einen Einfaltspinsel erzielt, doch bald kam er in neue Sorge.

Längst war nämlich die Zeit vorüber, in der die Kinder gewöhnlich zu sprechen beginnen, und noch hatte Peregrinus keinen Laut von sich gegeben. Man würde ihn für taubstumm gehalten haben, hätte er nicht manchmal den, der zu ihm sprach, mit solchem aufmerksamen Blick angeschaut, ja durch freudige, durch traurige Mienen seinen Anteil zu erkennen gegeben, daß gar nicht daran zu zweifeln, wie er nicht allein hörte, sondern auch alles verstand. — In nicht geringes Erstaunen geriet indessen die Mutter, als sie bestätigt fand, was ihr die Wärterin gesagt. — Zur Nachtzeit, wenn der Knabe im Bette lag und sich unbehorcht glaubte, sprach er für sich einzelne Wörter, ja ganze Redensarten und zwar so wenig Kauderwelsch, daß man schon eine lange Übung voraussetzen konnte. Der Himmel hat den Frauen einen ganz besondern sichern Takt verliehen, die menschliche Natur, wie sie sich im Aufkeimen bald auf diese, bald auf jene Weise entwickelt, richtig aufzufassen, weshalb sie auch, wenigstens für die ersten Jahre des Kindes, in der Regel bei weitem die besten Erzieherinnen sind. Diesem Takt gemäß war auch Frau Tyß weit entfernt, dem Knaben ihre Beobachtung merken zu lassen und ihn zum Sprechen zwingen zu wollen, vielmehr wußte sie es auf andere geschickte Weise dahin zu bringen, daß er von selbst das schöne Talent des Sprechens nicht mehr verborgen hielt, sondern leuchten ließ vor der Welt, und zu aller Verwunderung zwar langsam, aber deutlich sich vernehmen ließ. Doch zeigte er gegen das Sprechen stets einigen Widerwillen und hatte es am liebsten, wenn man ihn still für sich allein ließ. —

Auch dieser Sorge wegen des Mangels der Sprache, war daher Herr Tyß überhoben, doch nur, um später in noch viel größere zu geraten. Als nämlich das Kind Peregrinus zum Knaben heran=

gewachsen, tüchtig lernen sollte, schien es, als ob ihm nur mit der größten Mühe etwas beizubringen. Wunderbar ging es mit dem Lesen und Schreiben wie mit dem Sprechen; erst wollte es durchaus nicht gelingen und dann konnt' er es mit einem Mal ganz vortrefflich und über alle Erwartung. Später verließ indessen ein Hofmeister nach dem andern das Haus, nicht, weil der Knabe ihnen mißbehagte, sondern weil sie sich in seine Natur nicht finden konnten. Peregrinus war still, sittig, fleißig und doch war an ein eigentliches systematisches Lernen, wie es die Hofmeister haben wollten, gar nicht zu denken, da er nur dafür Sinn hatte, nur dem sich mit ganzer Seele hingab, was gerade sein Gemüt in Anspruch nahm, und alles übrige spurlos bei sich vorübergehen ließ. Das, was sein Gemüt ansprach, war nun aber alles Wunderbare, alles was seine Fantasie erregte, in dem er dann lebte und webte. — So hatte er z. B. einst einen Aufriß der Stadt Peking mit allen Straßen, Häusern u. s. w., der die ganze Wand seines Zimmers einnahm, zum Geschenk erhalten. Bei dem Anblick der märchenhaften Stadt, des wunderlichen Volks, das sich durch die Straßen zu drängen schien, fühlte Peregrinus sich wie durch einen Zauberschlag in eine andre Welt versetzt, in der er heimisch werden mußte. Mit heißer Begierde fiel er über alles her, was er über China, über die Chinesen, über Peking habhaft werden konnte, mühte sich die chinesischen Laute, die er irgendwo aufgezeichnet fand, mit seiner singender Stimme der Beschreibung gemäß nachzusprechen, ja er suchte mittelst der Papierschere seinem Schlafröcklein, von dem schönsten Kalmank, möglichst einen chinesischen Zuschnitt zu geben, um der Sitte gemäß mit Entzücken in den Straßen von Peking umherwandeln zu können. Alles übrige konnte durchaus nicht seine Aufmerksamkeit reizen, zum großen Verdruß des Hofmeisters, der eben ihm die Geschichte des Bundes der Hansa beibringen wollte, wie es der alte Herr Tyß ausdrücklich gewünscht, der nun zu seinem Leidwesen erfahren mußte, daß Peregrinus nicht aus Peking fortzubringen, weshalb er denn Peking selbst fortbringen ließ aus dem Zimmer des Knaben. —

Für ein schlimmes Omen hatte es der alte Herr Tyß schon gehalten, daß als kleines Kind, Peregrinus Rechenpfennige lieber hatte als Dukaten, dann aber gegen große Geldsäcke und Hauptbücher und Strazzen einen entschiedenen Abschen bewies. Was aber am seltsamsten schien, war, daß er das Wort: Wechsel, nicht aussprechen hören konnte, ohne krampfhaft zu erbeben, indem er versicherte, es

sei ihm dabei so als kratze man mit der Spitze des Messers auf einer Glasscheibe hin und her. Zum Kaufmanne, das mußte Herr Tyß einsehen, war daher Peregrinus von Haus aus verdorben, und so gern er es gesehen, daß der Sohn in seine Fußtapfen getreten, so stand er doch gern ab von diesem Wunsch, in der Voraussetzung, daß Peregrinus sich einem bestimmten Fach widmen werde. Herr Tyß hatte den Grundsatz, daß der reichste Mann ein Geschäft und durch dasselbe einen bestimmten Standpunkt im Leben haben müsse; geschäftslose Leute waren ihm ein Gräuel und eben zu dieser Geschäftslosigkeit neigte sich Peregrinus, bei allen Kenntnissen, die er nach seiner eigenen Weise erwarb, und die chaotisch durcheinander lagen, gänzlich hin. Das war nun des alten Tyß größte und drückendste Sorge. — Peregrinus wollte von der wirklichen Welt nichts wissen, der Alte lebte nur in ihr und nicht anders konnt' es geschehen, als daß sich daraus, je älter Peregrinus wurde, ein desto ärgerer Zwiespalt entspann zwischen Vater und Sohn, zu nicht geringem Leidwesen der Mutter, die dem Peregrinus, der sonst gutmütig, fromm, der beste Sohn, sein, ihr freilich unverständliches Treiben in lauter Einbildungen und Träumen herzlich gönnte und nicht begreifen konnte, warum ihm der Vater durchaus ein bestimmtes Geschäft aufbürden wollte.

Auf den Rat bewährter Freunde schickte der alte Tyß den Sohn nach der Universität Jena, aber als er nach drei Jahren wiederkehrte, da rief der alte Herr voller Ärger und Grimm: „Hab ich's nicht gedacht! Hans der Träumer ging hin, Hans der Träumer kehrt „zurück!" — Herr Tyß hatte insofern ganz recht, als Peregrinus in seinem ganzen Wesen sich ganz und gar nicht verändert hatte, sondern völlig derselbe geblieben. — Doch gab Herr Tyß die Hoffnung noch nicht auf, den ausgearteten Peregrinus zur Vernunft zu bringen, indem er meinte, daß, würde er erst mit Gewalt hineingestoßen in das Geschäft, er vielleicht doch am Ende Gefallen daran finden und anderes Sinnes werden könne. — Er schickte ihn mit Aufträgen nach Hamburg, die eben nicht sonderliche Handelskenntnisse erforderten, und empfahl ihn überdies einem dortigen Freunde, der ihm in allem treulich beistehen sollte.

Peregrinus kam nach Hamburg, gab nicht allein den Empfehlungsbrief, sondern auch alle Papiere, die seine Aufträge betrafen, dem Handelsfreunde seines Vaters in die Hände, und verschwand darauf, niemand wußte wohin.

Der Handelsfreund schrieb darauf an Herrn Tyß:

Ich habe Dero Geehrtes vom — durch Ihren Herrn Sohn richtig erhalten. Derselbe hat sich aber nicht weiter blicken lassen, sondern ist schnell von Hamburg abgereiset ohne Auftrag zu hinterlassen. — In Pfeffern geht hier wenig um, Baumwolle ist flau, in Kaffee nur nach Mittelsorte Frage, dagegen erhält sich der Melis angenehm und auch im Indigo zeigt sich fortwährend divers gute Meinung. Ich habe die Ehre ꝛc.

Dieser Brief hätte Herrn Tyß und seine Ehegattin nicht wenig in Bestürzung gesetzt, wäre nicht mit derselben Post ein Brief von dem verlornen Sohne selbst angelangt, in dem er sich mit den wehmütigsten Ausdrücken entschuldigte, daß es ihm ganz unmöglich gewesen, die erhaltenen Aufträge nach dem Wunsche des Vaters auszurichten, und daß er sich unwiderstehlich hingezogen gefühlt habe nach fernen Gegenden, aus denen er nach Jahresfrist glücklicher und froher in die Heimat zurückzukehren hoffe.

„Es ist gut," sprach der alte Herr, „daß der Junge sich umsieht in der Welt, da werden sie ihn wohl herausrütteln aus seinen Träumereien." Auf die von der Mutter geäußerte Besorgnis, daß es dem Sohn doch an Geld fehlen könne zur großen Reise, und daß daher sein Leichtsinn, nicht geschrieben zu haben, wohin er sich begebe, sehr zu tadeln, erwiderte aber der Alte lachend: „Fehlt es dem Jungen an Gelde, so wird er sich desto eher mit der wirklichen Welt befreunden, und hat er uns nicht geschrieben, wohin er reisen will, so weiß er doch, wo uns seine Briefe treffen." —

Es ist unbekannt geblieben, wohin Peregrinus eigentlich seine Reise gerichtet; manche wollen behaupten, er sei in dem fernen Indien gewesen, andere meinen dagegen, er habe sich das nur eingebildet; so viel ist gewiß, daß er weit weg gewesen sein muß, denn nicht so, wie er den Eltern versprochen, nach Jahresfrist, sondern erst nach Verlauf voller dreier Jahre kehrte Peregrinus zurück nach Frankfurt und zwar zu Fuß, in ziemlich ärmlicher Gestalt.

Er fand das elterliche Haus fest verschlossen und niemand rührte sich darin, er mochte klingeln und klopfen so viel er wollte.

Da kam endlich der Nachbar von der Börse, den Peregrinus augenblicklich fragte, ob Herr Tyß vielleicht verreiset.

Der Nachbar prallte aber ganz erschrocken zurück und rief: „Herr Peregrinus Tyß! — sind Sie es? kommen Sie endlich? — wissen Sie denn nicht?" —

Genug, Peregrinus erfuhr, daß während seiner Abwesenheit beide Eltern hintereinander gestorben, daß die Gerichte den Nachlaß in Beschlag genommen und ihn, dessen Aufenthalt gänzlich unbekannt gewesen, öffentlich aufgefordert nach Frankfurt zurückzukehren und die Erbschaft des Vaters in Empfang zu nehmen.

Sprachlos blieb Peregrinus vor dem Nachbar stehen, zum ersten Mal durchschnitt der Schmerz des Lebens seine Brust, zertrümmert sah er die schöne glänzende Welt, in der er sonst lustig gehauset.

Der Nachbar gewahrte wohl, wie Peregrinus gänzlich unfähig, auch nur das Kleinste, was jetzt nötig, zu beginnen. Er nahm ihn daher in sein Haus und besorgte selbst in möglicher Schnelle alles, so daß noch denselben Abend Peregrinus sich in dem elterlichen Hause befand.

Ganz erschöpft, ganz vernichtet von einer Trostlosigkeit, die er noch nicht gekannt, sank er in den großen Lehnstuhl des Vaters, der noch an derselben Stelle stand, wo er sonst gestanden; da sprach eine Stimme: „Es ist nur gut, daß Sie wieder da sind, lieber Herr Peregrinus. — Ach wären Sie nur früher gekommen!"

Peregrinus schaute auf und gewahrte dicht vor sich die Alte, die sein Vater vorzüglich deshalb, weil sie wegen ihrer furchtbaren Häßlichkeit schwer einen Dienst finden konnte, in seiner frühen Kindheit als Wärterin angenommen, und die das Haus nicht wieder verlassen hatte.

Lange starrte Peregrinus das Weib an, endlich begann er, seltsam lächelnd: „Bist du es, Aline? — Nicht wahr, die Eltern leben noch?" Damit stand er auf, ging durch alle Zimmer, betrachtete jeden Stuhl, jeden Tisch, jedes Bild u. s. w. Dann sprach er ruhig: „Ja, es ist noch alles so, wie ich es verlassen, und so soll es auch bleiben!"

Von diesem Augenblick begann Peregrinus das seltsame Leben, wie es gleich anfangs angedeutet. Zurückgezogen von aller Gesellschaft, lebte er mit seiner alten Aufwärterin in dem großen geräumigen Hause, in tiefster Einsamkeit, erst ganz allein, bis er später ein paar Zimmer einem alten Mann, der des Vaters Freund gewesen, mietweise abtrat. Dieser Mann schien ebenso menschenscheu wie Peregrinus. Grund genug, warum sich beide, Peregrinus und der Alte sehr gut vertrugen, da sie sich niemals sahen.

Es gab nur vier Familienfeste, die Peregrinus sehr feierlich beging, und das waren die beiden Geburtstage des Vaters und der

Mutter, der erste Osterfeiertag und sein eignes Tauffest. An diesen Tagen mußte Aline einen Tisch für so viele Personen, als der Vater sonst eingeladen, und dieselben Schüsseln, die gewöhnlich aufgetragen worden, bereiten, sowie denselben Wein aufsetzen lassen, wie ihn der Vater gegeben. Es versteht sich, daß dasselbe Silber, dieselben Teller, dieselben Gläser, wie alles damals gebraucht worden, und wie es sich noch unversehrt im Nachlasse befand, auch jetzt nach der so viele Jahre hindurch üblichen Weise gebraucht werden mußte. Peregrinus hielt strenge darauf. War die Tafel fertig, so setzte sich Peregrinus ganz allein hinan, aß und trank nur wenig, horchte auf die Gespräche der Eltern, der eingebildeten Gäste und antwortete nur bescheiden auf diese, jene Frage, die jemand aus der Gesellschaft an ihn richtete. Hatte die Mutter den Stuhl gerückt, so stand er mit den übrigen auf und empfahl sich jedem auf die höflichste Weise. — Er ging dann in ein abgelegenes Zimmer und überließ seiner Aline die Verteilung der vielen nicht angerührten Schüsseln und des Weins an Hausarme, welches Gebot des Herrn die treue Seele gar gewissenhaft auszuführen pflegte. Die Feier der Geburtstage des Vaters und der Mutter begann Peregrinus schon am frühen Morgen damit, daß er, wie es sonst zu seiner Knabenzeit geschehen, einen schönen Blumenkranz in das Zimmer trug, wo die Eltern zu frühstücken pflegten und auswendig gelernte Verse hersagte. — An seinem eignen Tauffeste konnte er sich natürlicherweise nicht an die Tafel setzen, da er nicht längst geboren, Aline mußte daher alles allein besorgen, d. h. die Gäste zum Trinken nötigen, überhaupt wie man zu sagen pflegt, die Honneurs der Tafel machen; sonst geschah alles wie bei den übrigen Festen. — Außer denselben gab es aber noch für Peregrinus einen besonderen Freudentag oder vielmehr Freudenabend im Jahre, und das war die Weihnachtsbescherung, die mehr als jede andere Lust, sein junges Gemüt in süßem frommen Entzücken aufgeregt hatte.

Selbst kaufte er sorgsam bunte Weihnachtslichter, Spielsachen, Naschwerk, ganz in dem Sinn ein, wie es die Eltern ihm in seinen Knabenjahren beschert hatten, und dann ging die Bescherung vor sich, wie es der geneigte Leser bereits erfahren. — —

„Sehr unlieb," sprach Peregrinus, nachdem er noch einige Zeit gespielt, „sehr unlieb ist es mir doch, daß die Hirsch- und wilde „Schweinsjagd abhanden gekommen. Wo sie nur geblieben sein „mag! — Ach! — sieh da!" Er gewahrte in dem Augenblick eine noch ungeöffnete Schachtel, nach welcher er schnell griff, die ver-

mißte Jagd darin vermutend; als er sie indessen öffnete, fand er sie leer, und fuhr zurück als durchbebe ihn ein jäher Schreck. — „Seltsam," sprach er dann leise vor sich hin, „seltsam! was ist es mit dieser Schachtel? war es mir doch als spränge mir daraus etwas Bedrohliches entgegen, das mit dem Blick zu erfassen, mein Auge zu stumpf war!"

Aline versicherte auf Befragen, daß sie die Schachtel unter den Spielsachen gefunden, indessen alle Mühe vergeblich angewandt hätte, sie zu öffnen; geglaubt habe sie daher, daß darin etwas Besonderes enthalten und der Deckel nur der kunstverständigen Hand des Herrn weichen werde. „Seltsam," wiederholte Peregrinus, „sehr seltsam! „— Und auf diese Jagd hatte ich mich ganz besonders gefreut; ich „hoffe nicht, daß das etwas Böses bedeuten dürfte! — Doch wer wird „am Weihnachts-Abende solchen Grillen nachhängen, die doch eigent- „lich gar keinen Grund haben! — Aline, bringe Sie den Korb!" — Aline brachte alsbald einen großen weißen Henkelkorb herbei, in den Peregrinus mit vieler Sorglichkeit die Spielsachen, das Zuckerwerk, die Lichter einpackte, dann den Korb unter den Arm, den großen Weihnachtsbaum aber auf die Schulter nahm und so seinen Weg antrat. —

Herr Peregrinus Tyß hatte die löbliche, gemütliche Gewohnheit, mit seiner ganzen Bescherung wie er sie sich selbst bereitet hatte, um sich ein paar Stunden hinüberzuträumen in die schöne vergnügliche Knabenzeit, hineinzufallen in irgend eine bedürftige Familie, von der ihm bekannt war, daß muntre Kinder vorhanden, wie der heilige Christ selbst mit blanken, bunten Gaben. Wenn dann die Kinder in der hellsten, lebendigsten Freude, schlich er leise davon, und lief oft die halbe Nacht über durch die Straßen, weil er sich vor tiefer, die Brust beengender Rührung gar nicht zu lassen wußte, und sein eignes Haus ihm vorkam wie ein düstres Grabmal, in dem er selbst mit allen seinen Freuden begraben. Diesmal war die Bescherung den Kindern eines armen Buchbinders bestimmt, Namens Lämmerhirt, der, ein geschickter fleißiger Mann, für Herrn Peregrinus seit einiger Zeit arbeitete, und dessen drei muntre Knaben von fünf bis neun Jahren, Herr Peregrinus kannte.

Der Buchbinder Lämmerhirt wohnte in dem höchsten Stock eines engen Hauses in der Kalbächer Gasse, und pfiff und tobte nun der Wintersturm, regnete und schneite es wild durcheinander, so kann man denken, daß Herr Peregrinus nicht ohne große Beschwerde zu

seinem Ziel gelangte. Aus Lämmerhirts Fenstern blinkten ein paar ärmliche Lichterchen herab, mühsam erkletterte Peregrinus die steile Treppe. „Aufgemacht,“ rief er, indem er an die Stubenthüre pochte, „aufgemacht, aufgemacht, der heilige Christ schickt frommen Kindern seine Gaben!“ —

Der Buchbinder öffnete ganz erschrocken und erkannte den ganz eingeschneiten Peregrinus erst, nachdem er ihn lange genug betrachtet.

„Hochgeehrtester Herr Tyß,“ rief Lämmerhirt voll Erstaunen, „Hochgeehrtester Herr Tyß, wie komm ich um des Herrn willen am heiligen Christabend zu der besondern Ehre.“ — Herr Peregrinus ließ ihn aber gar nicht ausreden, sondern bemächtigte sich, laut rufend: „Kinder — Kinder! aufgepaßt, der heilige Christ schickt seine Gaben!“ des großen Klapptisches, der in der Mitte des Stübchens befindlich, und begann sofort die wohlverdeckten Weihnachtsgaben aus dem Korbe zu holen. Den ganz nassen tropfenden Weihnachtsbaum hatte er freilich vor der Thüre stehen lassen müssen. Der Buchbinder konnte noch immer nicht begreifen, was das werden sollte; die Frau sah es besser ein, denn sie lachte den Peregrinus an mit Thränen in den Augen, aber die Knaben standen von ferne und verschlangen schweigend mit den Augen jede Gabe, wie sie aus der Hülle hervorkam, und konnten sich oft eines lauten Ausrufs der Freude und der Verwunderung nicht erwehren! — Als Peregrinus nun endlich die Gaben nach dem Alter jedes Kindes geschickt getrennt und geordnet, alle Lichter angezündet hatte, als er rief: „Heran — heran, ihr Kinder! — das sind die Gaben, die der heilige Christ euch geschickt!“ da jauchzten sie, die den Gedanken, daß das alles ihnen gehören solle, noch gar nicht fest gefaßt hatten, laut auf und sprangen und jubelten, während die Eltern Anstalten machten sich bei dem Wohlthäter zu bedanken.

Der Dank der Eltern und auch der Kinder, das war es nun eben, was Herr Peregrinus jedes Mal zu vermeiden suchte, er wollte sich daher wie gewöhnlich ganz still davon machen. Schon war er an der Thüre, als diese plötzlich aufging und in dem hellen Schimmer der Weihnachtslichter ein junges glänzend gekleidetes Frauenzimmer vor ihm stand.

Es thut selten gut, wenn der Autor sich unterfängt, dem geneigten Leser genau zu beschreiben, wie diese oder jene sehr schöne Person, die in seiner Geschichte vorkommt, ausgesehen, was Wuchs, Größe, Stellung, Farbe der Augen, der Haare betrifft, und scheint

es dagegen viel besser, demselben ohne diesen Detailhandel die ganze Person in den Kauf zu geben. Genügen würde es auch hier vollkommen, zu versichern, daß das Frauenzimmer, welches dem zum Tode erschrockenen Peregrinus entgegentrat, über die Maßen hübsch und anmutig war, käme es nicht durchaus darauf an, gewisser Eigentümlichkeiten zu erwähnen, die die kleine Person an sich trug.

Klein und zwar etwas kleiner, als gerade recht, war nämlich das Frauenzimmer in der That, dabei aber sehr fein und zierlich gebaut. Ihr Antlitz, sonst schön geformt und voller Ausdruck, erhielt aber dadurch etwas Fremdes und Seltsames, daß die Augäpfel stärker waren und die schwarzen feingezeichneten Augenbraunen höher standen, als gewöhnlich. Gekleidet oder vielmehr geputzt war das Dämchen, als käme es soeben vom Ball. Ein prächtiges Diadem blitzte in den schwarzen Haaren, reiche Kanten bedeckten nur halb den vollen Busen, das lila und gelb gegatterte Kleid von schwerer Seide schmiegte sich um den schlanken Leib und fiel nur in Falten so weit herab, daß man die niedlichsten weißbeschuhten Füßchen erblicken konnte, sowie die Spitzenärmel kurz genug waren, und die weißen Glacé-Handschuhe nur so weit hinaufgingen, um den schönsten Teil des blendenden Arms sehen zu lassen. Ein reiches Halsband, brillantne Ohrgehenke vollendeten den Anzug.

Es konnte nicht fehlen, daß der Buchbinder ebenso bestürzt war, als Herr Peregrinus, daß die Kinder von ihren Spielsachen abließen, und die fremde Dame angafften mit offnem Munde; wie aber die Weiber am wenigsten über irgend etwas Seltsames, Ungewöhnliches zu erstaunen pflegen und sich überhaupt am geschwindesten fassen, so kam denn auch des Buchbinders Frau zuerst zu Worten, und fragte: was der schönen fremden Dame zu Diensten stehe?

Die Dame trat nun vollends in das Zimmer, und diesen Augenblick wollte der beängstete Peregrinus benutzen, um sich schnell davon zu machen, die Dame faßte ihn aber bei beiden Händen, indem sie mit einem süßen Stimmchen lispelte: „So ist das Glück mir doch günstig, so habe ich Sie doch ereilt! — O Peregrin, mein teurer Peregrin, was für ein schönes heilbringendes Wiedersehen!“ —

Damit erhob sie die rechte Hand so, daß sie Peregrins Lippen berührte und er genötigt war, sie zu küssen, unerachtet ihm dabei die kalten Schweißtropfen auf der Stirne standen. — Die Dame ließ nun zwar seine Hände los und er hätte entfliehen können, aber gebannt fühlte er sich, nicht von der Stelle konnte er weichen, wie ein

armes Tierlein, das der Blick der Klapperschlange festgezaubert. — „Lassen Sie," sprach jetzt die Dame, „lassen Sie mich, bester Peregrin, an dem schönen Fest teilnehmen, das Sie mit edlem Sinn, mit zartem innigem Gemüt, frommen Kindern bereitet, lassen Sie mich auch etwas dazu beitragen."

Aus einem zierlichen Körbchen, das ihr am Arme hing und das man jetzt erst bemerkte, zog sie nun allerlei artige Spielsachen hervor, ordnete sie mit anmutiger Geschäftigkeit auf dem Tische, führte die Knaben heran, wies jedem, was sie ihm zugedacht und wußte dabei mit den Kindern so schön zu thun, daß man nichts Lieblicheres sehen konnte. Der Buchbinder glaubte, er läge im Traum, die Frau lächelte aber schalkisch, weil sie überzeugt war, daß es mit dem Herrn Peregrin und der fremden Dame wohl eine besondere Bewandtnis haben müsse.

Während nun die Eltern sich wunderten und die Kinder sich freuten, nahm die fremde Dame Platz auf einem alten gebrechlichen Kanapee, und zog den Herrn Peregrinus Tyß, der in der That beinahe selbst nicht mehr wußte, ob er diese Person wirklich sei, neben sich nieder. „Mein teurer," begann sie dann leise ihm ins Ohr lispelnd, „mein teurer lieber Freund, wie froh, wie selig fühle ich mich an deiner Seite." — „Aber," stotterte Peregrinus, „aber mein verehrtestes Fräulein" — doch plötzlich kamen, der Himmel weiß wie, die Lippen der fremden Dame den seinigen so nahe, daß ehe er daran denken konnte, sie zu küssen, sie schon geküßt hatte, und daß er darüber die Sprache aufs neue und gänzlich verlor, ist zu denken.

„Mein süßer Freund," sprach nun die fremde Dame weiter, indem sie dem Peregrinus so nahe auf den Leib rückte, daß nicht viel daran gefehlt, sie hätte sich auf seinen Schooß gesetzt, „mein süßer Freund! ich weiß was dich bekümmert, ich weiß was heute abend dein frommes kindliches Gemüt schmerzlich berührt. Doch! — sei getrost! — Was du verloren, was du jemals wieder zu erlangen kaum hoffen durftest, das bring' ich dir."

Damit holte die fremde Dame aus demselben Körbchen, in dem sich die Spielsachen befunden hatten, eine hölzerne Schachtel hervor und gab sie dem Peregrin in die Hände. Es war die Hirsch- und wilde Schweinsjagd, die er auf dem Weihnachtstische vermißt. Schwer möcht' es fallen, die seltsamen Gefühle zu beschreiben, die in Peregrins Innerm sich durchkreuzten.

Hatte die ganze Erscheinung der fremden Dame, aller Anmut

und Lieblichkeit unerachtet, dennoch etwas Spukhaftes, das auch andere, die die Nähe eines Frauenzimmers nicht so gescheut, als Peregrin, recht durch alle Glieder fröstelnd empfunden haben würden, so mußte ja den armen, schon genug geängsteten Peregrin ein tiefes Grauen anwandeln, als er gewahrte, daß die Dame von all' dem, was er in der tiefsten Einsamkeit begonnen, auf das Genaueste unterrichtet war. Und mitten in diesem Grauen wollte sich, wenn er die Augen aufschlug und der siegende Blick der schönsten schwarzen Augen unter den langen seidenen Wimpern hervorleuchtete, wenn er des holden Wesens süßen Atem, die elektrische Wärme ihres Körpers fühlte — doch wollte sich dann in wunderbaren Schauern das namenlose Weh eines unaussprechlichen Verlangens regen, das er noch nie gekannt! Dann kam ihm zum ersten Mal seine ganze Lebensweise, das Spiel mit der Weihnachtsbescherung kindisch und abgeschmackt vor, und er fühlte sich beschämt, daß die Dame darum wußte und nun war es ihm wieder, als sei das Geschenk der Dame der lebendige Beweis, daß sie ihn verstanden, wie niemand sonst auf Erden und daß das innigste Zartgefühl sie gelenkt, als sie ihn auf diese Weise erfreuen wollen. Er beschloß die teure Gabe ewig aufzubewahren, nie aus den Händen zu lassen und drückte, fortgerissen von einem Gefühl, das ihn ganz übermannt, die Schachtel worin die Hirsch- und wilde Schweinsjagd befindlich, mit Heftigkeit an die Brust. — „O," lispelte das Dämchen, „o des Entzückens! — Dich erfreut meine Gabe! o mein herziger Peregrin, so haben mich meine Träume, meine Ahnungen nicht getäuscht!" —

Herr Peregrinus Tyß kam etwas zu sich selbst, so, daß er im stande war, sehr deutlich und vernehmlich zu sprechen: „Aber mein bestes hochverehrtes Fräulein, wenn ich nur in aller Welt wüßte, wem ich die Ehre hätte" —

„Schalkischer Mann," unterbrach ihn die Dame, indem sie ihm leise die Wange klopfte, „schalkischer Mann, du stellst dich gar, als ob du deine treue Aline nicht kenntest! — Doch es ist Zeit, daß wir hier den guten Leuten freien Spielraum lassen. Begleiten Sie mich, Herr Tyß!" —

Als Peregrinus den Namen Aline hörte, mußte er natürlicherweise an seine alte Aufwärterin denken, und es war ihm nun vollends, als drehe sich in seinem Kopfe eine Windmühle.

Der Buchbinder vermochte, als nun die fremde Dame von ihm, seiner Frau und den Kindern auf das freudigste, anmutigste, Abschied

nahm, vor lauter Verwunderung und Ehrfurcht nur unverständliches Zeug zu stammeln, die Kinder thaten, als seien sie mit der Fremden lange bekannt gewesen; die Frau sprach aber: „Ein solcher schmucker gütiger Herr, wie Sie, Herr Tyß, verdient wohl eine so schöne, herzensgute Braut zu haben, die ihm noch in der Nacht Werke der Wohlthätigkeit vollbringen hilft. Nun ich gratuliere von ganzem Herzen!“ — Die fremde Dame dankte gerührt, versicherte, daß ihr Hochzeitstag auch ihnen ein Festtag sein solle, verbot dann ernsthaft jede Begleitung, und nahm selbst eine kleine Kerze vom Weihnachtstisch, um sich die Treppe hinabzuleuchten.

Man kann denken, wie dem Herrn Tyß, in dessen Arm sich nun die fremde Dame hängte, bei allem dem zu Mute war! — „Begleiten Sie mich, Herr Tyß,“ dachte er bei sich, das heißt, die Treppe hinab bis an den Wagen, der vor der Thüre hält und wo der Diener oder vielleicht eine ganze Dienerschaft wartet, denn am Ende ist es irgend eine wahnsinnige Prinzessin, die hier — der Himmel erlöse mich nur bald aus dieser seltsamen Qual und erhalte mir mein bißchen Verstand! —

Herr Tyß ahnte nicht, daß alles, was bis jetzt geschehen, nur das Vorspiel des wunderlichsten Abenteuers gewesen, und that eben deshalb unbewußt, sehr wohl daran, den Himmel im voraus um die Erhaltung seines Verstandes zu bitten.

Als das Paar die Treppe herabgekommen, wurde die Hausthüre von unsichtbaren Händen auf- und, als Peregrinus mit der Dame hinausgetreten, ebenso wieder zugeschlossen. Peregrinus merkte gar nicht darauf, denn viel zu sehr erstaunte er, als sich vor dem Hause auch nicht die mindeste Spur eines Wagens oder eines wartenden Dieners fand.

„Um des Himmels willen,“ rief Peregrinus, „wo ist Ihr Wagen, Gnädigste?“ — „Wagen,“ erwiderte die Dame, „Wagen? — was für ein Wagen? Glauben Sie, lieber Peregrinus, daß meine Ungeduld, meine Angst Sie zu finden, es mir erlaubt haben sollte, mich ganz ruhig hierher fahren zu lassen? Durch Sturm und Wetter bin ich getrieben von Sehnsucht und Hoffnung umhergelaufen, bis ich Sie fand. Dem Himmel Dank, daß mir dies gelungen. Führen Sie mich nur jetzt nach Hause, lieber Peregrinus, meine Wohnung ist nicht sehr weit entlegen.“

Herr Peregrinus entschlug sich mit aller Gewalt des Gedankens, wie es ja ganz unmöglich, daß die Dame, geputzt wie sie war, in

weißseidnen Schuhen, auch nur wenige Schritte hatte gehen können, ohne den ganzen Anzug im Sturm, Regen und Schnee zu verderben, statt daß man jetzt auch keine Spur irgend einer Zerrüttung der sorgsamsten Toilette wahrnahm; fand sich darin, die Dame noch weiter zu begleiten, und war nur froh, daß die Witterung sich geändert. Vorüber war das tolle Unwetter, kein Wölkchen am Himmel, der Vollmond schien freundlich herab, und nur die schneidend scharfe Luft ließ die Winternacht fühlen.

Kaum war Peregrinus aber einige Schritte gegangen, als die Dame leise zu wimmern begann, dann aber in laute Klagen ausbrach, daß sie vor Kälte erstarren müsse. Peregrinus, dem das Blut glühendheiß durch die Adern strömte, der deshalb nichts von der Kälte empfunden und nicht daran gedacht, daß die Dame so leicht gekleidet und nicht einmal einen Shawl oder ein Tuch umgeworfen hatte, sah plötzlich seine Tölpelei ein und wollte die Dame in seinen Mantel hüllen. Die Dame wehrte dies indessen ab, indem sie jammerte: „Nein, mein lieber Peregrin! das hilft mir nichts! — Meine Füße — ach meine Füße, umkommen muß ich vor fürchterlichem Schmerz.“ —

Halb ohnmächtig wollte die Dame zusammensinken, indem sie mit ersterbender Stimme rief: „Trage mich, trage mich, mein holder Freund!“ —

Da nahm ohne weiteres Peregrinus das federleichte Dämchen auf den Arm, wie ein Kind, und wickelte sie sorglich ein in den weiten Mantel. Kaum war er aber eine kleine Strecke mit der süßen Last fortgeschritten, als ihn stärker und stärker der wilde Taumel brünstiger Liebe erfaßte. Er bedeckte Nacken, Busen des holden Wesens, das sich fest an seine Brust geschmiegt hatte, mit glühenden Küssen, indem er halb sinnlos fortrannte durch die Straßen. Endlich war es ihm, als erwache er mit einem Ruck aus dem Traum; er befand sich dicht vor einer Hausthüre und aufschauend erkannte er sein Haus auf dem Roßmarkt. Nun erst fiel ihm ein, daß er die Dame ja gar nicht nach ihrer Wohnung gefragt, mit Gewalt nahm er sich zusammen, und fragte: „Fräulein! — himmlisches göttliches Wesen, wo wohnen Sie?“ „Ei,“ erwiderte die Dame, indem sie das Köpfchen emporstreckte, „ei, lieber Peregrin, hier, hier in diesem Hause, ich bin ja deine Aline, ich wohne ja bei dir! Laß nur schnell das Haus öffnen.“

„Nein! nimmermehr,“ schrie Peregrinus entsetzt, indem er die

Dame hinabsinken ließ. „Wie," rief diese, „wie Peregrin, du willst mich verstoßen, und kennst doch mein fürchterliches Verhängnis und weißt doch, daß ich Kind des Unglücks kein Obdach habe, daß ich elendiglich hier umkommen muß, wenn du mich nicht aufnimmst bei dir wie sonst! — Doch du willst vielleicht, daß ich sterbe — so geschehe es denn! — Trage mich wenigstens an den Springbrunnen, damit man meine Leiche nicht vor deinem Hause finde — ha — jene steinernen Delphine haben vielleicht mehr Erbarmen als du. — Weh mir — weh mir — die Kälte." — Die Dame sank ohnmächtig nieder, da faßte Herzensangst und Verzweiflung wie eine Eiszange Peregrins Brust und quetschte sie zusammen. Wild schrie er: „Mag es nun werden wie es will, ich kann nicht anders!" hob die Leblose auf, nahm sie in seine Arme und zog stark an der Glocke. Schnell rannte Peregrin bei dem Hausknecht vorüber, der die Thür geöffnet, und rief schon auf der Treppe, statt daß er sonst erst oben ganz leise anzupochen pflegte: „Aline — Aline — Licht, Licht!" und zwar so laut, daß der ganze weite Flur wiederhallte.

„Wie? — was? — was ist das? — was soll das heißen?" So sprach die alte Aline, indem sie die Augen weit aufriß, als Peregrinus die ohnmächtige Dame aus dem Mantel loswickelte, und mit zärtlicher Sorgfalt auf den Sopha legte.

„Geschwind," rief er dann, „geschwind, Aline, Feuer in den Kamin — die Wunderessenz her — Thee — Punsch! — Betten herbei!"

Aline rührte sich aber nicht von der Stelle, sondern blieb, die Dame anstarrend, bei ihrem: Wie? was? was ist das? was soll das heißen?

Da sprach Peregrinus von einer Gräfin, vielleicht gar Prinzessin, die er bei dem Buchbinder Lämmerhirt angetroffen, die auf der Straße ohnmächtig geworden, die er nach Hause tragen müssen, und schrie dann, als Aline noch immer unbeweglich blieb, indem er mit dem Fuße stampfte: „Ins Teufels Namen, Feuer sag' ich, Thee — Wunderessenz!"

Da flimmerte es aber wie lauter Katzengold in den Augen des alten Weibes, und es war als leuchte die Nase höher auf in phosphorischem Glanz. Sie holte die große schwarze Dose hervor, schlug auf den Deckel, daß es schallte, und nahm eine mächtige Priese. Dann stemmte sie beide Arme in die Seite und sprach mit höhnischem Ton: „Ei seht doch, eine Gräfin, eine Prinzessin! die findet man beim

armen Buchbinder in der Kalbächer Gasse, die wird ohnmächtig auf der Straße! Ho ho, ich weiß wohl, wo man solche geputzte Dämchen zur Nachtzeit herholt! — Das sind mir schöne Streiche, das ist mir eine saubere Aufführung! — Eine lockere Dirne ins ehrliche Haus bringen und damit das Maß der Sünden noch voll werde, den Teufel anrufen in der heiligen Christnacht. — Und da soll ich auf meine alten Tage noch die Hand dazu bieten? Nein, mein Herr Tyß, da suchen Sie sich eine andere; mit mir ist es nichts, morgen verlaß ich den Dienst."

Und damit ging die Alte hinaus, und schlug die Thüre so heftig hinter sich zu, daß alles klapperte und klirrte.

Peregrinus rang die Hände vor Angst und Verzweiflung, keine Spur des Lebens zeigte sich bei der Dame. Doch in dem Augenblick, als Peregrinus in der entsetzlichen Not eine Flasche Kölnisches Wasser gefunden, und die Schläfe der Dame geschickt damit einreiben wollte, sprang sie ganz frisch und munter von dem Sopha auf und rief: „Endlich — endlich sind wir allein! Endlich, o mein Peregrinus! darf ich es Ihnen sagen, warum ich Sie verfolgte bis in die Wohnung des Buchbinders Lämmerhirt, warum ich Sie nicht lassen konnte in der heutigen Nacht. — Peregrinus! geben Sie mir den Gefangenen heraus, den Sie verschlossen haben bei sich im Zimmer. Ich weiß, daß Sie dazu keineswegs verpflichtet sind, daß das nur von Ihrer Gutmütigkeit abhängt, aber ebenso kenne ich auch Ihr gutes treues Herz, darum o mein guter liebster Peregrin! geben Sie ihn heraus, den Gefangenen!" —

„Was," fragte Peregrinus, im tiefsten Staunen, „was für einen Gefangenen? — wer sollte bei mir gefangen sein?"

„Ja," sprach die Dame weiter, indem sie Peregrins Hand ergriff und zärtlich an ihre Brust drückte, „ja, ich muß es bekennen, nur ein großes edles Gemüt giebt Vorteile auf, die ein günstiges Geschick ihm zuführte, und wahr ist es, daß Sie auf manches verzichten, was zu erlangen Ihnen leicht geworden sein würde, wenn Sie den Gefangenen nicht herausgegeben hätten — aber! — bedenken Sie, Peregrin, daß Alinens ganzes Schicksal, ganzes Leben abhängt von dem Besitz dieses Gefangenen, daß" —

„Wollen Sie," unterbrach Peregrinus die Dame, „wollen Sie nicht, englisches Fräulein! daß ich alles für einen Fiebertraum halten, daß ich vielleicht selbst auf der Stelle überschnappen soll, so sagen Sie mir nur, von wem Sie reden, von was für einem Gefangenen."

— „Wie,“ erwiderte die Dame, „Peregrin, ich verstehe Sie nicht, wollen Sie vielleicht gar leugnen, daß er wirklich in Ihre Gefangenschaft geriet? — War ich denn nicht dabei, als er, da Sie die Jagd kauften“ —

„Wer,“ schrie Peregrin ganz außer sich, „wer ist der Er? — Zum ersten Mal in meinem Leben sehe ich Sie, mein Fräulein, wer sind Sie, wer ist der Er?“

Da fiel aber die Dame ganz aufgelöst in Schmerz dem Peregrin zu Füßen und rief, indem ihr die Thränen reichlich aus den Augen strömten: „Peregrin, sei menschlich, sei barmherzig, gieb ihn mir wieder! — gieb ihn mir wieder!“ Und dazwischen schrie Herr Peregrinus: „Ich werde wahnsinnig — ich werde toll!“ —

Plötzlich raffte sich die Dame auf. Sie erschien viel größer, als vorher, ihre Augen sprühten Feuer, ihre Lippen bebten, sie rief mit wilder Gebärde: „Ha Barbar! — in dir wohnt kein menschliches Herz — du bist unerbittlich — du willst meinen Tod, mein Verderben — du giebst ihn mir nicht wieder! — Nein — nimmer — nimmer — ha ich Unglückselige — verloren — verloren.“ — Und damit stürzte die Dame zum Zimmer hinaus, und Peregrin vernahm, wie sie die Treppe hinablief, und ihr kreischender Jammer das ganze Haus erfüllte, bis unten eine Thüre heftig zugeschlagen wurde.

Dann war alles totenstill wie im Grabe. —

Zweites Abenteuer.

Der Flohbändiger. Trauriges Schicksal der Prinzessin Gamaheh in Famagusta. Ungeschicklichkeit des Genius Thetel und merkwürdige mikroskopische Versuche und Belustigungen. Die schöne Holländerin und seltsames Abenteuer des jungen Herrn George Pepusch, eines gewesenen Jenensers.

Es befand sich zu der Zeit ein Mann in Frankfurt, der die seltsamste Kunst trieb. Man nannte ihn den Flohbändiger und das darum, weil es ihm, gewiß nicht ohne die größeste Mühe und Anstrengung, gelungen, Kultur in diese kleinen Tierchen zu bringen und sie zu allerlei artigen Kunststücken abzurichten.

Zum größten Erstaunen sah man auf einer Tischplatte von dem schönsten weißen, glänzend polierten Marmor Flöhe, welche kleine

Kanonen, Pulverkarren, Rüstwagen zogen, andere sprangen daneben her mit Flinten im Arm, Patrontaschen auf dem Rücken, Säbeln an der Seite. Auf das Kommandowort des Künstlers führten sie die schwierigsten Evolutionen aus, und alles schien lustiger und lebendiger, wie bei wirklichen großen Soldaten, weil das Marschieren in den zierlichsten Entrechats und Luftsprüngen, das Linksum und Rechtsum aber in anmutigen Pirouetten bestand. Die ganze Mannschaft hatte ein erstaunliches Aplomb und der Feldherr schien zugleich ein tüchtiger Ballettmeister. Noch beinahe hübscher und wunderbarer waren aber die kleinen goldenen Kutschen, die von vier, sechs, acht Flöhen gezogen wurden. Kutscher und Diener waren Goldkäferlein der kleinsten kaum sichtbaren Art, was aber drin saß, war nicht recht zu erkennen.

Unwillkürlich wurde man an die Equipage der Fee Mab erinnert, die der wackere Merkutio in Shakespears Romeo und Julie so schön beschreibt, daß man wohl merkt, wie oft sie ihm selbst über die Nase gefahren.

Erst wenn man den ganzen Tisch mit einem guten Vergrößerungsglase überschaute, entwickelte sich aber die Kunst des Flohbändigers in vollem Maße. Denn nun erst zeigte sich die Pracht, die Zierlichkeit der Geschirre, die feine Arbeit der Waffen, der Glanz, die Nettigkeit der Uniformen, und erregte die tiefste Bewunderung. Gar nicht zu begreifen schien es, welcher Instrumente sich der Flohbändiger bedient haben mußte, um gewisse kleine Nebensachen, z. B. Sporn, Rockknöpfe u. s. w. sauber und proportionierlich anzufertigen, und jene Arbeit, die sonst für das Meisterstück des Schneiders galt und die in nichts Geringerem bestand, als einem Floh ein Paar völlig anschließende Reithosen zu liefern, wobei freilich das Anmessen das schwierigste, schien dagegen als etwas ganz Leichtes und Geringes.

Der Flohbändiger hatte unendlichen Zuspruch. Den ganzen Tag wurde der Saal nicht leer von Neugierigen, die den hohen Eintrittspreis nicht scheuten. Auch zur Abendzeit war der Besuch zahlreich, ja beinahe noch zahlreicher, da alsdann auch solche Personen kamen, denen an derlei possierlichen Künsteleien eben nicht viel gelegen, um ein Werk zu bewundern, das dem Flohbändiger ein ganz anderes Ansehen und die wahre Achtung des Naturforschers erwarb. Dies Werk war ein Nachtmikroskop, das wie das Sonnenmikroskop am Tage, einer magischen Laterne ähnlich, den Gegenstand hell erleuchtet mit einer Schärfe und Deutlichkeit auf die weiße Wand

warf, die nichts zu wünschen übrig ließ. Dabei trieb der Flohbändiger auch noch Handel mit den schönsten Mikroskopen, die man nur finden konnte und die man gern sehr teuer bezahlte. —

Es begab sich, daß ein junger Mensch, George Pepusch geheißen — der geneigte Leser wird ihn bald näher kennen lernen — Verlangen trug, noch am späten Abend den Flohbändiger zu besuchen. Schon auf der Treppe vernahm er Gezänk, das immer heftiger und heftiger wurde und endlich überging in tolles Schreien und Toben. Sowie nun Pepusch eintreten wollte, sprang die Thüre des Saales auf mit Ungestüm, und in wildem Gedränge stürzten die Menschen ihm entgegen, totenbleiches Entsetzen in den Gesichtern.

„Der verfluchte Hexenmeister, der Satanskerl! beim hohen Rath will ich ihn angeben! aus der Stadt soll er, der betrügerische Taschenspieler!“ — So schrieen die Leute durcheinander und suchten von Furcht und Angst gehetzt, so schnell als möglich aus dem Hause zu kommen.

Ein Blick in den Saal verriet dem jungen Pepusch sogleich die Ursache des fürchterlichen Entsetzens, das die Leute fortgetrieben. Alles lebte darin, ein ekelhaftes Gewirr der scheußlichsten Kreaturen erfüllte den ganzen Raum. Das Geschlecht der Pucerons, der Käfer, der Spinnen, der Schlammtiere bis zum Übermaß vergrößert, streckte seine Rüssel aus, schritt daher auf hohen haarigten Beinen, und die gräulichen Ameisenräuber faßten, zerquetschten mit ihren zackigten Zangen die Schnacken, die sich wehrten und um sich schlugen mit den langen Flügeln, und dazwischen wanden sich Essigschlangen, Kleisteraale, hundertarmige Polypen durcheinander und aus allen Zwischenräumen kuckten Infusionstiere mit verzerrten menschlichen Gesichtern. Abscheulicheres hatte Pepusch nie geschaut. Er wollte eben ein tiefes Grauen verspüren, als ihm etwas Rauhes ins Gesicht flog und er sich eingehüllt sah in eine Wolke dicken Mehlstaubs. Darüber verging ihm aber das Grauen, denn er wußte sogleich, daß das rauhe Ding nichts anders sein konnte als die runde gepuderte Perücke des Flohbändigers, und das war es auch in der That.

Als Pepusch sich den Puder aus den Augen gewischt, war das tolle widrige Insektenvolk verschwunden. Der Flohbändiger saß ganz erschöpft im Lehnstuhl. „Leuwenhöck,“ so rief ihm Pepusch entgegen, „Leuwenhöck, seht Ihr nun wohl, was bei Euerm Treiben herauskommt? — Da habt Ihr wieder zu Euern Vasallen Zuflucht

nehmen müssen, um Euch die Leute vom Leibe zu halten! — Ist's nicht so?"

„Seid Ihr's," sprach der Flohbändiger mit matter Stimme, „seid Ihr's, guter Pepusch? — Ach! mit mir ist es aus, rein aus, ich bin ein verlorner Mann! Pepusch, ich fange an zu glauben, daß Ihr es wirklich gut mit mir gemeint habt und daß ich nicht gut gethan, auf Eure Warnungen nichts zu geben." Als nun Pepusch ruhig fragte, was sich denn begeben, drehte sich der Flohbändiger mit seinem Lehnstuhl nach der Wand, hielt beide Hände vors Gesicht und rief weinerlich dem Pepusch zu, er möge nur eine Lupe zur Hand nehmen und die Marmortafel des Tisches anschauen. Schon mit unbewaffnetem Auge gewahrte Pepusch, daß die kleinen Kutschen, die Soldaten u. s. w. tot dastanden und lagen, daß sich nichts mehr regte und bewegte. Die kunstfertigen Flöhe schienen auch eine ganz andere Gestalt angenommen zu haben. Mittelst der Lupe entdeckte nun aber Pepusch sehr bald, daß kein einziger Floh mehr vorhanden, sondern daß das, was er dafür gehalten, schwarze Pfefferkörner und Obstkerne waren, die in den Geschirren, in den Uniformen steckten.

„Ich weiß," begann nun der Flohbändiger ganz wehmütig und zerknirscht, „ich weiß gar nicht, welcher böse Geist mich mit Blind„heit schlug, daß ich die Desertion meiner Mannschaft nicht eher „bemerkte, als bis alle Leute an den Tisch getreten waren und sich „gerüstet hatten zum Schauen. — Ihr könnt denken, Pepusch! wie „die Leute, als sie sich getäuscht sahen, erst murrten und dann aus„brachen in lichterlohen Zorn. Sie beschuldigten mich des schnödesten „Betruges, und wollten mir, da sie sich immer mehr erhitzten und „keine Entschuldigung mehr hörten, zu Leibe, um selbst Rache zu „nehmen. Was konnt' ich, um einer Tracht Schläge zu entgehen, „Besseres thun, als sogleich das große Mikroskop in Bewegung setzen „und die Leute ganz einhüllen in Kreaturen, vor denen sie sich ent„setzten, wie das dem Pöbel eigen." —

„Aber," fragte Pepusch, „aber sagt mir nur, Leuwenhöck, wie „es geschehen konnte, daß Euch Eure wohlexerzierte Mannschaft, die „so viel Treue bewiesen, plötzlich auf und davon gehen konnte, ohne „daß Ihr es sogleich gewahr wurdet?"

„O," jammerte der Flohbändiger, „o Pepusch! e r hat mich ver„lassen, e r, durch den allein ich Herrscher war und e r ist es, dessen „bösem Verrat ich meine Blindheit, all mein Unglück zuschreibe!"

„Hab' ich," erwiderte Pepusch, „hab' ich Euch nicht schon längst „gewarnt, Eure Sache nicht auf Künsteleien zu stellen, die Ihr, ich „weiß es, ohne den Besitz des Meisters nicht vollbringen könnet, und „wie dieser Besitz aller Mühe unerachtet doch auf dem Spiele steht, „habt Ihr eben jetzt erfahren." — Pepusch gab nun ferner dem Flohbändiger zu erkennen, wie er ganz und gar nicht begreife, daß, müsse er jene Künsteleien aufgeben, dies sein Leben so verstören könne, da die Erfindung des Nachtmikroskops sowie überhaupt seine Geschicklichkeit im Verfertigen mikroskopischer Gläser ihn längstens festgestellt. Der Flohbändiger versicherte aber dagegen, daß ganz andere Dinge in jenen Künsteleien lägen, und daß er sie nicht aufgeben könne, ohne sich selbst, seine ganze Existenz aufzugeben.

„Wo ist aber Dörtje Elverdink?" — So fragte Pepusch den Flohbändiger unterbrechend. „Wo sie ist," kreischte der Flohbändiger, indem er die Hände rang, „wo Dörtje Elverdink ist? — Fort ist sie, „fort in alle Welt — verschwunden. — Schlagt mich nur gleich tot, „Pepusch, denn ich sehe schon, wie Euch immer mehr der Zorn kommt „und die Wut. — Macht es kurz mit mir!" —

„Da seht," sprach Pepusch mit finsterm Blick, „da seht Ihr nun, was aus Eurer Thorheit, aus Euerm albernen Treiben herauskommt. — Wer gab Euch das Recht, die arme Dörtje einzusperren wie eine Sklavin und dann wieder, um nur Leute anzulocken, sie im Prunk auszustellen, wie ein naturhistorisches Wunder? — Warum thatet Ihr Gewalt an ihrer Neigung und ließet es nicht zu, daß sie mir die Hand gab, da Ihr doch bemerken mußtet, wie innig wir uns liebten? — Entflohen ist sie? — Nun gut, so ist sie wenigstens nicht mehr in Eurer Gewalt, und weiß ich auch in diesem Augenblick nicht, wo ich sie suchen soll, so bin ich doch überzeugt, da ich sie finden werde. Da, Leuwenhöck, setzt die Perücke auf und ergebt Euch in Euer Geschick; das ist das Beste und Geratenste, was Ihr jetzt thun könnet."

Der Flohbändiger stutzte mit der linken Hand die Perücke auf das kahle Haupt, während er mit der rechten Pepusch beim Arm ergriff. „Pepusch," sprach er, „Pepusch, Ihr seid mein wahrer Freund; „denn Ihr seid der einzige Mensch in der ganzen Stadt Frankfurt, „welcher weiß, daß ich begraben liege in der alten Kirche zu Delft, „seit dem Jahre Eintausend siebenhundert und fünfundzwanzig, und „habt es doch noch niemanden verraten, selbst wenn Ihr auf mich „zürntet wegen der Dörtje Elverdink. — Will es mir auch zuweilen

„nicht recht in den Kopf, daß ich wirklich jener Anton van Leuwenhöck bin, den man in Delft begraben, so muß ich es denn doch, „betrachte ich meine Arbeiten und bedenke ich mein Leben, wiederum „glauben und es ist mir deshalb sehr angenehm, daß man davon „überhaupt gar nicht spricht. — Ich sehe jetzt ein, liebster Pepusch, „daß ich, was die Dörtje Elverdink betrifft, nicht recht gehandelt „habe, wiewohl auf ganz andere Weise, als Ihr wohl meinen möget. „Recht that ich nämlich daran, daß ich Eure Bewerbungen für ein „thörichtes zweckloses Streben erklärte, Unrecht aber, daß ich nicht „ganz offenherzig gegen Euch war, daß ich Euch nicht sagte, was es „mit der Dörtje Elverdink eigentlich für eine Bewandtnis hat. Eingesehen hättet Ihr dann, wie löblich es war, Euch Wünsche aus „dem Sinn zu reden, deren Erfüllung nicht anders als verderblich „sein konnte. — Pepusch! setzt Euch zu mir und vernehmt eine „wunderbare Historie!"

„Das kann ich wohl thun," erwiderte Pepusch mit giftigem Blick, indem er Platz nahm auf einem gepolsterten Lehnstuhl, dem Flohbändiger gegenüber. „Da," begann der Flohbändiger, „da Ihr, „mein lieber Freund Pepusch, in der Geschichte wohl bewandert seid, „so wißt Ihr ohne Zweifel, daß der König Sekakis viele Jahre hindurch mit der Blumenkönigin im vertraulichen Verhältnis lebte, „und daß die schöne, anmutige Prinzessin Gamaheh die Frucht dieser „Liebe war. Weniger bekannt dürft' es sein, und auch ich kann es „Euch nicht sagen, auf welche Weise Prinzessin Gamaheh nach Famagusta kam. Manche behaupten, und nicht ohne Grund, daß die „Prinzessin in Famagusta sich verbergen sollte vor dem widerlichen „Egelprinzen, dem geschworenen Feinde der Blumenkönigin."

„Genug! — in Famagusta begab es sich, daß die Prinzessin „einst in der erfrischenden Kühle des Abends lustwandelte und in „ein dunkles anmutiges Cypressen-Wäldchen geriet. Verlockt von „dem lieblichen Säuseln des Abendwindes, dem Murmeln des Bachs, „dem melodischen Gezwitscher der Vögel, streckte die Prinzessin sich „hin in das weiche duftige Moos und fiel bald in tiefen Schlaf. „Gerade der Feind, dem sie hatte entgehen wollen, der häßliche Egelprinz streckte aber sein Haupt empor aus dem Schlammwasser, erblickte die Prinzessin, und verliebte sich in die schöne Schläferin „dermaßen, daß er dem Verlangen, sie zu küssen, nicht widerstehen „konnte. Leise kroch er heran, und küßte sie hinter das linke Ohr. „Nun wißt Ihr aber wohl, Freund Pepusch, daß die Dame, die

„der Egelprinz zu küssen sich unterfängt, verloren, denn er ist der „ärgste Blutsauger von der Welt. So geschah es denn auch, daß „der Egelprinz die arme Prinzessin so lange küßte, bis alles Leben „aus ihr geflohen war. Da fiel er ganz übersättigt und trunken „ins Moos und mußte von seinen Dienern, die sich schnell aus dem „Schlamm hinanwälzten, nach Hause gebracht werden. — Vergebens „arbeitete sich die Wurzel Mandragora aus der Erde hervor, legte „sich auf die Wunde, die der heimtückische Egelprinz der Prinzessin „geküßt, vergebens erhoben sich auf das Wehgeschrei der Wurzel alle „Blumen und stimmten ein in die trostlose Klage! Da geschah es, „daß der Genius Thetel gerade des Weges kam; auch er wurde tief „gerührt von Gamahehs Schönheit und ihrem unglücklichen Tode. „Er nahm die Prinzessin in die Arme, drückte sie an seine Brust, „mühte sich, ihr Leben einzuhauchen mit seinem Atem, aber sie er„wachte nicht aus dem Todesschlaf. Da erblickte der Genius Thetel „den abscheulichen Egelprinzen, den (so schwerfällig und trunken war „er) die Diener nicht hatten hinunterschaffen können in den Palast, „entbrannte in Zorn und warf eine ganze Faust voll Krystallsalz „dem häßlichen Feinde auf den Leib, so daß er sogleich allen pur„purnen Ichor, den er der Prinzessin Gamaheh ausgesogen, aus„strömte und dann seinen Geist aufgab unter vielen Zuckungen und „Grimassen, auf elendigliche Weise. Alle Blumen, die ringsum „standen, tauchten aber ihre Kleider in diesen Ichor und färbten sie „zum ewigen Angedenken der ermordeten Prinzessin in ein solches „herrliches Rot, wie es kein Maler auf Erden herauszubringen ver„mag. — Ihr wißt, Pepusch! daß die schönsten dunkelroten Nelken, „Amaryllen und Cheiranthen eben aus jenem Cypressenwäldchen, „wo der Egelprinz die schöne Gamaheh totküßte, herstammen. Der „Genius Thetel wollte forteilen, da er noch vor Einbruch der Nacht „in Samarkand viel zu thun hatte, noch einen Blick warf er aber „auf die Prinzessin, blieb fest gezaubert stehen und betrachtete sie mit „der innigsten Wehmut. Da kam ihm plötzlich ein Gedanke. Statt „weiter zu gehen, nahm er die Prinzessin in die Arme und schwang „sich mit ihr hoch auf in die Lüfte. — Zu derselben Zeit beobach„teten zwei weiße Männer, von denen einer, nicht verschwiegen sei „es, ich selbst war, auf der Galerie eines hohen Turmes den Lauf „der Gestirne. Diese gewahrten hoch über sich den Genius Thetel „mit der Prinzessin Gamaheh und in demselben Augenblick fiel auch „dem einen — doch! das gehört für jetzt nicht zur Sache! — Beide

„Magier hatten zwar den Genius Thetel erkannt, nicht aber die „Prinzessin, und erschöpften sich in allerlei Vermutungen, was die „Erscheinung wohl zu bedeuten, ohne irgend etwas Gewisses oder „auch nur Wahrscheinliches ergrübeln zu können. Bald darauf wurde „aber das unglückliche Schicksal der Prinzessin Gamaheh in Famagusta allgemein bekannt und nun wußten auch die Magier sich die „Erscheinung des Genius Thetel mit dem Mädchen im Arm zu erklären."

„Beide vermuteten, daß der Genius Thetel gewiß noch ein „Mittel gefunden haben müsse, die Prinzessin ins Leben zurückzurufen, und beschlossen in Samarkand Nachfrage zu halten, wohin „er ihrer Beobachtung nach, offenbar seinen Flug gerichtet hatte. In „Samarkand war aber von der Prinzessin alles stille, niemand wußte „ein Wort."

„Viele Jahre waren vergangen, die beiden Magier hatten sich „entzweit, wie es wohl unter gelehrten Männern desto öfter zu geschehen pflegt, je gelehrter sie sind, und nur noch die wichtigsten „Entdeckungen teilten sie sich aus alter eiserner Gewohnheit einander „mit. — Ihr habt nicht vergessen, Pepusch, daß ich selbst einer „dieser Magier bin. — Also, nicht wenig erstaunte ich über eine „Mitteilung meines Kollegen, die über die Prinzessin Gamaheh das „Wunderbarste und zugleich Glückseligste enthielt, was man nur hätte „ahnen können. Die Sache verhielt sich folgendergestalt: Mein Kollege hatte durch einen wissenschaftlichen Freund aus Samarkand die „schönsten und seltensten Tulpen und so vollkommen frisch erhalten, „als seien sie eben vom Stengel geschnitten. Es war ihm vorzüglich um die mikroskopische Untersuchung der innern Teile und zwar „des Blumenstaubes zu thun. Er zergliederte deshalb eine schöne „lila und gelb gefärbte Tulpe, und entdeckte mitten in dem Kelch „ein kleines fremdartiges Körnlein, welches ihm auffiel in ganz besonderer Weise. Wie groß war aber seine Verwunderung, als er „mittelst Anwendung des Suchglases deutlich gewahrte, daß das kleine „Körnlein nichts anders als die Prinzessin Gamaheh, die in den „Blumenstaub des Tulpenkelchs gebettet, ruhig und süß zu schlummern schien."

„Solch eine weite Strecke mich auch von meinem Kollegen „trennen mochte, dennoch setzte ich mich augenblicklich auf und eilte „zu ihm hin. Er hatte indessen alle Operationen beiseite gestellt, „um mir das Vergnügen des ersten Anblicks zu gönnen, wohl auch

„aus Furcht, ganz nach eignem Kopf handelnd, etwas zu verderben. „Ich überzeugte mich bald von der vollkommenen Richtigkeit der „Beobachtung meines Kollegen und war auch ebenso wie er des „festen Glaubens, daß es möglich sein müsse, die Prinzessin dem „Schlummer zu entreißen und ihr die vorige Gestalt wieder zu geben. „Der uns inwohnende sublime Geist ließ uns bald die richtigen Mittel „finden. — Da Ihr, Freund Pepusch, sehr wenig, eigentlich gar „nichts von unserer Kunst verstehet, so würde es höchst überflüssig „sein, Euch die verschiedenen Operationen zu beschreiben, die wir „nun vornahmen, um zu unserm Zweck zu gelangen. Es genügt, „wenn ich Euch sage, daß es uns mittelst des geschickten Gebrauchs „verschiedener Gläser, die ich meistenteils selbst präparierte, glückte, „nicht allein die Prinzessin unversehrt aus dem Blumenstaub hervor„zuziehen, sondern auch ihr Wachstum in der Art zu befördern, daß „sie bald zu ihrer natürlichen Größe gelangt war. — Nun fehlte „freilich noch das Leben und ob ihr dieses zu verschaffen möglich, „das hing von der letzten und schwierigsten Operation ab. — Wir „reflektierten ihr Bild mittelst eines herrlichen Kuffischen Sonnen„mikroskops, und lösten dieses Bild geschickt los von der weißen Wand, „welches ohne allen Schaden von statten ging. Sowie das Bild „frei schwebte, fuhr es wie ein Blitz in das Glas hinein, welches „in tausend Stücke zersplitterte. Die Prinzessin stand frisch und „lebendig vor uns. Wir jauchzten auf vor Freude, aber auch um „so größer war unser Entsetzen, als wir bemerkten, daß der Umlauf „des Blutes gerade da stockte, wo der Egelprinz sich angeküßt hatte. „Schon wollte sie ohnmächtig hinsinken, als wir eben an der Stelle „hinter dem linken Ohr einen kleinen schwarzen Punkt erscheinen „und ebenso schnell wieder verschwinden sahen. Die Stockung des „Bluts hörte sogleich auf, die Prinzessin erholte sich wieder, und unser „Werk war gelungen.“

„Jeder von uns, ich und mein Herr Kollege, wußte recht gut, „welch unschätzbaren Wert der Besitz der Prinzessin für ihn haben „mußte, und jeder strebte darnach, indem er größeres Recht zu haben „glaubte, als der andere. Mein Kollege führte an, daß die Tulpe, „in deren Kelch er die Prinzessin gefunden, sein Eigentum gewesen, „und daß er die erste Entdeckung gemacht, die er mir mitgeteilt, so, „daß ich nur als Hülfeleistender zu betrachten, der das Werk selbst, „bei dem er geholfen, nicht als Lohn der Arbeit verlangen könne. „Ich dagegen berief mich darauf, daß ich die letzte schwierigste Ope-

„ration, wodurch die Prinzessin zum Leben gelangt, erfunden und „bei der Ausführung mein Kollege nur geholfen, weshalb, habe er „auch Eigentums=Ansprüche auf den Embryo im Blumenstaub ge= „habt, mir doch die lebendige Person gehöre. Wir zankten uns „mehrere Stunden bis endlich, als wir uns die Kehlen heiser ge= „schrien hatten, ein Vergleich zu stande kam. Der Kollege überließ „mir die Prinzessin, wogegen ich ihm ein sehr wichtiges geheimnis= „volles Glas einhändigte. Eben dieses Glas ist aber die Ursache „unserer jetzigen gänzlichen Verfeindung. Mein Kollege behauptet „nämlich, ich habe das Glas betrügerischerweise unterschlagen; dies „ist aber eine grobe unverschämte Lüge, und wenn ich auch wirklich „weiß, daß ihm das Glas bei der Aushändigung abhanden gekommen „ist, so kann ich doch auf Ehre und Gewissen beteuern, daß ich nicht „schuld daran bin, auch durchaus nicht begreife, wie das hat ge= „schehen können. Das Glas ist nämlich gar nicht so klein, da ein „Pulverkorn nur höchstens acht Mal größer sein mag. — Seht, „Freund Pepusch, nun habe ich Euch mein ganzes Vertrauen ge= „schenkt, nun wißt Ihr, daß Dörtje Elverdink keine andere ist, als „eben die ins Leben zurückgerufene Prinzessin Gamaheh, nun seht „Ihr ein, daß ein schlichter junger Mann, wie Ihr, wohl auf solch „eine hohe mystische Verbindung keinen" —

„Halt," unterbrach George Pepusch den Flohbändiger, indem er ihn etwas satanisch anlächelte, „halt, ein Vertrauen ist des andern „wert, und so will ich Euch meinerseits denn vertrauen, daß ich „das alles, was Ihr mir da erzählt habt, schon viel früher und „besser wußte als Ihr. Nicht genug kann ich mich über Eure Be= „schränktheit, über Eure alberne Anmaßung verwundern. — Ver= „nehmt, was Ihr längst erkennen müßtet, wäre es, außer dem, was „die Glasschleiferei betrifft, mit Eurer Wissenschaft nicht so schlecht „bestellt, vernehmt, daß ich selbst die Distel Zeherit bin, welche dort „stand, wo die Prinzessin Gamaheh ihr Haupt niedergelegt hatte, und „von der Ihr gänzlich zu schweigen für gut gefunden habt."

„Pepusch, rief der Flohbändiger, seid Ihr bei Sinnen? Die „Distel Zeherit blüht im fernen Indien und zwar in dem schönen „von hohen Bergen umschlossenen Thale, wo sich zuweilen die weisesten „Magier der Erde zu versammeln pflegen. Der Archivarius Lind= „horst kann Euch darüber am besten belehren. Und Ihr, den ich „hier im Polröckchen zum Schulmeister laufen gesehen, den ich als „vor lauter Studieren und Hungern vermagerten, vergelbten Jenenser

„gekannt, Ihr wollt die Distel Zeherit sein? — Das macht einem „andern weiß, aber mich laßt damit in Ruhe.“

„Was Ihr,“ sprach Pepusch lachend, „was Ihr doch für ein „weiser Mann seid, Leuwenhöck. Nun! haltet von meiner Person „was Ihr wollt, aber seid nicht albern genug zu leugnen, daß die „Distel Zeherit in dem Augenblick, da sie Gamahehs süßer Atem „traf, in glühender Liebe und Sehnsucht erblühte und daß, als sie „die Schläfe der holden Prinzessin berührte, diese auch süß träumend „in Liebe kam. Zu spät gewahrte die Distel den Egelprinzen, den „sie sonst mit ihren Stacheln augenblicklich getötet hätte. Doch wär' „es ihr mit Hülfe der Wurzel Mandragora gelungen, die Prinzessin „wieder in das Leben zurückzubringen, kam nicht der tölpische Genius „Thetel dazwischen mit seinen ungeschickten Rettungsversuchen. — „Wahr ist es, daß Thetel im Zorn in die Salzmeste griff, die er auf „Reisen gewöhnlich am Gürtel zu tragen pflegt, wie Pantagruel „seine Gewürzbarke, und eine tüchtige Hand voll Salz nach dem Egel„prinzen warf, ganz falsch aber, daß er ihn dadurch getötet haben „sollte. Alles Salz fiel in den Schlamm, nicht ein einziges Körn„lein traf den Egelprinzen, den die Distel Zeherit mit ihren Stacheln „tötete, so den Tod der Prinzessin rächte und sich dann selbst dem „Tode weihte. Bloß der Genius Thetel, der sich in Dinge mischte, „die ihn nichts angingen, ist daran schuld, daß die Prinzessin so „lange im Blumenschlaf liegen mußte; die Distel Zeherit erwachte „viel früher. Denn beider Tod war nur die Betäubung des Blumen„schlafs, aus der sie ins Leben zurückkehren durften, wiewohl in anderer „Gestalt. Das Maß Eures gröblichen Irrtums würdet Ihr näm„lich voll machen, wenn Ihr glauben solltet, daß die Prinzessin „Gamaheh völlig so gestaltet war, als es jetzt Dörtje Elverdink ist, „und daß Ihr es waret, der ihr das Leben wiedergab. Es ging „Euch so, mein guter Leuwenhöck, wie dem ungeschickten Diener in „der wahrhaft merkwürdigen Geschichte von den drei Pomeranzen, „der zwei Jungfrauen aus den Pomeranzen befreite, ohne sich vorher „des Mittels versichert zu haben, sie am Leben zu erhalten und die „dann vor seinen Augen elendiglich umkamen. — Nicht Ihr, nein „jener, der Euch entlaufen, dessen Verlust Ihr so hart fühlt und be„jammert, der war es, der das Werk vollendete, welches Ihr un„geschickt genug begonnen.“

„Ha,“ schrie der Flohbändiger ganz außer sich, „ha meine Ahnung! — Aber Ihr, Pepusch, Ihr, dem ich so viel Gutes erzeigt,

Ihr seid mein ärgster, schlimmster Feind, das sehe ich nun wohl ein. Statt mir zu raten, statt mir beizustehen in meinem Unglück, tischt Ihr mir allerlei unziemliche Narrenspossen auf." — „Die Narrenspossen auf Euern Kopf, schrie Pepusch ganz erbost, zu spät werdet Ihr Eure Thorheit bereuen, einbildischer Charlatan! — Ich gehe Dörtje Elverdink aufzusuchen. — Doch damit Ihr nicht mehr ehrliche Leute vexiert" —

Pepusch faßte nach der Schraube, die das ganze mikroskopische Maschinenwerk in Bewegung setzte. „Bringt mich nur gleich ums Leben!" kreischte der Flohbändiger; doch in dem Augenblick krachte auch alles zusammen und ohnmächtig stürzte der Flohbändiger zu Boden. —

„Wie mag es," sprach George Pepusch zu sich selbst, als er auf der Straße war, „wie mag es geschehen, daß einer, der über ein hübsches warmes Zimmer, über ein wohlaufgeklopftes Bett gebietet, sich zur Nachtzeit in dem ärgsten Sturm und Regen auf den Straßen herumtreibt?" — Wenn er den Hausschlüssel vergessen, und wenn überdem Liebe, thörichtes Verlangen ihn jagt. So mußte er sich selbst antworten. — Thöricht kam ihm nämlich jetzt sein ganzes Beginnen vor. — Er erinnerte sich des Augenblicks, als er Dörtje Elverdink zum ersten Mal gesehen. — Vor mehreren Jahren zeigte nämlich der Flohbändiger seine Kunststückchen in Berlin und hatte nicht geringen Zuspruch, so lange die Sache neu blieb. Bald hatte man sich aber an den kultivierten und exerzierten Flöhen satt gesehen, man hielt nun nicht einmal die Schneider-, Riemer-, Sattler-, Waffenarbeit zum Gebrauch der kleinen Personen für so gar bewundrungswürdig, unerachtet man erst von Unbegreiflichkeit, zauberischem Wesen gesprochen, und der Flohbändiger schien ganz in Vergessenheit zu geraten. Bald hieß es aber, daß eine Nichte des Flohbändigers, die sonst noch gar nicht zum Vorschein gekommen, jetzt den Vorstellungen beiwohne. Diese Nichte sei aber solch ein schönes, anmutiges Mädchen und dabei so allerliebst geputzt, daß es gar nicht zu sagen. Die bewegliche Welt der jungen modernen Herren, welche als tüchtige Konzertmeister in der Societät Ton und Takt anzugeben pflegen, strömte hin, und weil in dieser Welt nur die Extreme gelten, so weckte des Flohbändigers Nichte ein nie gesehenes Wunder. — Bald war es Ton, den Flohbändiger zu besuchen, wer seine Nichte nicht gesehen, durfte nicht mitsprechen, und so war dem Manne geholfen. Kein Mensch konnte sich übrigens in den Vornamen „Dörtje" finden

und da gerade zu der Zeit die herrliche Bethmann in der Rolle der Königin von Golkonda, alle hohe Liebenswürdigkeit, alle hinreißende Anmut, alle weibliche Zartheit entwickelte, die dem Geschlecht nur eigen, und ein Ideal des unnennbaren Zaubers schien, mit dem ein weibliches Wesen alles zu entzücken vermag, so nannte man die Holländerin „Aline“.

Zu der Zeit kam George Pepusch nach Berlin, Leuwenhöcks schöne Nichte war das Gespräch des Tages, und so wurde auch an der Wirtstafel des Hotels, in dem Pepusch sich einlogiert, beinahe von nichts anderm gesprochen als von dem kleinen reizenden Wunder das alle Männer, jung und alt, ja selbst die Weiber entzücke. Man drang in Pepusch, sich nur gleich auf die höchste Spitze alles jetzigen Treibens in Berlin zu stellen und die schöne Holländerin zu sehen. — Pepusch hatte ein reizbares melancholisches Temperament; in jedem Genuß spürte er zu sehr den bittern Beigeschmack, der freilich aus dem schwarzen stygischen Bächlein kommt, das durch unser ganzes Leben rinnt, und das machte ihn finster, in sich gekehrt, ja oft ungerecht gegen alles, was ihn umgab. Man kann denken, daß auf diese Weise Pepusch wenig aufgelegt war, hübschen Mädchen nachzulaufen, er ging aber dennoch zu dem Flohbändiger, mehr um seine vorgefaßte Meinung, daß auch hier, wie so oft im Leben, nur ein seltsamer Wahn spuke, bewährt zu sehen, als des gefährlichen Wunders halber. Er fand die Holländerin gar hübsch, anmutig, angenehm, indem er sie aber betrachtete, mußte er selbstgefällig seine Sagazität belächeln, vermöge der er schon erraten, daß die Köpfe, welche die Kleine vollends verdreht hatte, schon von Haus aus ziemlich wackeligt gewesen sein mußten.

Die Schöne hatte den leichten ungezwungenen Ton, der von der feinsten sozialen Bildung zeugt, ganz in ihrer Gewalt; mit jener liebenswürdigen Koketterie, die dem, dem sie vertraulich die Fingerspitze hinreicht, zugleich den Mut benimmt, sie zu erfassen, wußte das kleine holde Ding, die sie von allen Seiten Bestürmenden ebenso anzuziehen, als in den Grenzen des zartesten Anstandes zu erhalten.

Niemand kümmerte sich um den fremden Pepusch, der Muße genug fand, die Schöne in ihrem ganzen Thun und Wesen zu beobachten. Indem er aber länger und länger ihr in das holde Gesichtchen kuckte, regte sich in dem tiefsten Hintergrunde des inneren Sinnes eine dumpfe Erinnerung, als habe er die Holländerin irgend wo einmal gesehen, wiewohl in ganz andern Umgebungen und

anders gekleidet, sowie es ihm war, als sei auch er damals ganz anders gestaltet gewesen. Vergebens quälte er sich ab, diese Erinnerungen zu irgend einer Deutlichkeit zu bringen; wiewohl der Gedanke, daß er die Kleine wirklich schon gesehen, immer mehr an Festigkeit gewann. Das Blut stieg ihm ins Gesicht, als ihn endlich jemand leise anstieß und ihm ins Ohr lispelte: „Nicht wahr, Herr Philosoph, auch Sie hat der Blitzstrahl getroffen?“ Es war sein Nachbar von der Wirtstafel her, dem er geäußert hatte, daß er die Extase, in die alles versetzt sei, für einen seltsamen Wahnsinn halte, der ebenso schnell dahin schwinde als er entstehe. — Pepusch bemerkte, daß, während er die Kleine unverwandten Auges angestarrt, der Saal leer geworden, so daß eben die letzten Personen davon schritten. Erst jetzt schien die Holländerin ihn zu gewahren; sie grüßte ihn mit anmutiger Freundlichkeit. —

Pepusch wurde die Holländerin nicht los; er marterte sich ab in der schlaflosen Nacht, um nur auf die Spur jener Erinnerung zu kommen, indessen vergebens. Der Anblick des Schönen könnte allein ihn auf jene Spur bringen, so dachte er ganz richtig und unterließ nicht, gleich andern Tages und dann alle folgende Tage zum Flohbändiger zu wandern, und zwei — drei Stunden die hübsche Dörtje Elverdink anzustarren. —

Kann der Mann den Gedanken an ein liebenswürdiges Frauenzimmer, das seine Aufmerksamkeit erregte auf diese, jene Weise, nicht los werden, so ist das für ihn der erste Schritt zur Liebe, und so kam es denn auch, daß Pepusch in dem Augenblick, als er bloß jener dunklen Erinnerung nachzugrübeln glaubte, in die schöne Holländerin schon ganz verliebt war.

Wer wollte sich jetzt noch um die Flöhe kümmern, über die die Holländerin alles an sich ziehend den glänzendsten Sieg davon getragen hatte. Der Flohbändiger fühlte selbst, daß er mit seinen Flöhen eine etwas alberne Rolle spiele, er sperrte daher seine Mannschaft bis auf andere Zeiten ein, und gab mit vielem Geschick seinem Schauspiel eine andere Gestalt, der schönen Nichte aber die Hauptrolle.

Der Flohbändiger hatte nämlich den glücklichen Gedanken gefaßt, Abendunterhaltungen anzuordnen, auf die man sich mit einer ziemlich hohen Summe abonnierte und in denen, nachdem er einige artige optische Kunststücke gezeigt, die fernere Unterhaltung der Gesellschaft seiner Nichte oblag. — In vollem Maß ließ die Schöne

ihr soziales Talent glänzen, dann nützte sie aber die kleinste Stockung, um durch Gesang, den sie selbst auf der Guitarre begleitete, der Gesellschaft einen neuen Schwung zu geben. Ihre Stimme war nicht stark, ihre Methode nicht grandios, oft wider die Regel, aber der süße Ton, die Klarheit, Nettigkeit ihres Gesanges entsprach ganz ihrem holden Wesen und vollends, wenn sie unter den schwarzen seidenen Wimpern den schmachtenden Blick wie feuchten Mondesstrahl hineinleuchten ließ unter die Zuhörer, da wurde jedem die Brust enge, und selbst der Tadel des eigensinnigsten Pedanten mußte verstummen. —

Pepusch setzte in diesen Abendunterhaltungen sein Studium eifrig fort, das heißt, er starrte zwei Stunden lang die Holländerin an, und verließ dann mit den übrigen den Saal.

Einmal stand er der Holländerin näher als gewöhnlich und hörte deutlich, wie sie zu einem jungen Manne sprach: „Sagen Sie mir, wer ist dieses leblose Gespenst, das mich jeden Abend Stunden lang anstarrt und dann lautlos verschwindet?“

Pepusch fühlte sich tief verletzt, tobte und lärmte auf seinem Zimmer, stellte sich so ungebärdig, daß kein Freund ihn in diesem tollen Wesen wieder erkannt haben würde. Er schwur hoch und teuer, die boshafte Holländerin niemals wieder zu sehen, unterließ aber nicht, gleich am andern Abend sich zur gewöhnlichen Stunde bei Leuwenhöck einzufinden und womöglich die schöne Dörtje mit noch erstarrterem Blick anzugaffen. Schon auf der Treppe war er freilich darüber sehr erschrocken, daß er eben die Treppe hinaufstieg und hatte in aller Schnelligkeit den weisen Vorsatz gefaßt, sich wenigstens von dem verführerischen Wesen ganz entfernt zu halten. Diesen Vorsatz führte er auch wirklich aus, indem er sich in einen Winkel des Saales verkroch; der Versuch die Augen niederzuschlagen, mißglückte aber durchaus, und wie gesagt, noch starrer als sonst schaute er der Holländerin in die Augen.

Selbst wußte er nicht wie es geschah, daß Dörtje Elverdink plötzlich in seinem Winkel dicht neben ihm stand.

Mit einem Stimmlein, das süßlispelnde Melodie war, sprach die Holde: „Ich erinnere mich nicht, mein Herr, Sie schon anderwärts gesehen zu haben als hier in Berlin, und doch finde ich in den Zügen Ihres Antlitzes, in Ihrem ganzen Wesen so viel Bekanntes. Ja es ist mir als wären wir vor gar langer Zeit einander ganz befreundet gewesen, jedoch in einem sehr fernen Lande und

unter ganz andern seltsamen Umständen. Ich bitte Sie, mein Herr, reißen Sie mich aus der Ungewißheit, und täuscht mich nicht vielleicht eine Ähnlichkeit, so lassen Sie uns das freundschaftliche Verhältnis erneuern, das in dunkler Erinnerung ruht, wie ein schöner Traum."

Dem Herrn George Pepusch wurde bei diesen anmutigen Worten der schönen Holländerin gar sonderbar zu Mute. Die Brust war enge, und indem ihm die Stirn brannte, fröstelte es ihn durch alle Glieder, als läg' er im stärksten Fieber. Wollte das nun auch nichts anders bedeuten, als daß Herr Pepusch in die Holländerin bis über den Kopf verliebt war, so gab es doch noch eine andere Ursache des durchaus verwirrten Zustandes, der ihm alle Sprache, ja beinahe alle Besinnung raubte. Sowie nämlich Dörtje Elverdink davon sprach, daß sie glaube, vor langer Zeit ihn schon gekannt zu haben, war es ihm, als würde in seinem Innern wie in einer Laterna magica plötzlich ein anderes Bild vorgeschoben und er erblickte ein weit entferntes Sonst, das lange zurückliege hinter der Zeit als er zum ersten Mal Muttermilch gekostet, und in dem er selbst doch ebenso gut als Dörtje Elverdink sich rege und bewege. Genug! — der Gedanke, der sich eben durch vieles Denken erst recht klar und fest gestaltete, blitzte in diesem Augenblick auf und dieser Gedanke war nichts Geringeres als daß Dörtje Elverdink die Prinzessin Gamaheh, Tochter des Königs Sekakis sei, die er schon in der grünen Zeit geliebt, da er noch die Distel Zeherit gewesen. Gut war es, daß er diesen Gedanken andern Leuten nicht sonderlich mitteilte; man hätte ihn sonst vielleicht für wahnsinnig gehalten und eingesperrt, wiewohl die fixe Idee eines Partiell-Wahnsinnigen oft nichts anders sein mag, als die Ironie eines Seins, welches dem jetzigen vorausging.

„Aber mein Himmel, Sie scheinen ja stumm, mein Herr!" So sprach die Kleine indem sie mit den niedlichsten Fingerchen Georgs Brust berührte. Doch aus den Spitzen dieser Finger fuhr ein elektrischer Strahl dem Georg bis ins Herz hinein, und er erwachte aus seiner Betäubung. In voller Extase ergriff er die Hand der Kleinen, bedeckte sie mit glühenden Küssen und rief: „Himmlisches, göttliches Wesen" — u. s. w. Der geneigte Leser wird wohl sich denken können, was Herr Georg Pepusch in diesem Augenblick noch alles gerufen. —

Es genügt zu sagen, daß die Kleine Georgs Liebesbeteurungen so aufnahm, wie er es nur wünschen konnte, und daß die verhängnisvolle Minute im Winkel des Leuwenhöckschen Saales ein Liebes-

verhältnis gebar, das den guten Herrn Georg Pepusch erst in den Himmel, dann aber der Abwechslung wegen in die Hölle versetzte. War nämlich Pepusch melancholischen Temperaments und dabei mürrisch und argwöhnisch, so konnt' es nicht fehlen, daß Dörtjes Betragen ihm Anlaß gab zu mancher Eifersüchtelei. Gerade diese Eifersüchtelei reizte aber Dörtjes etwas schalkischen Humor und es war ihre Lust, den armen Herrn Georg Pepusch auf die sinnreichste Weise zu quälen. Da nun aber jedes Ding nur bis zu einer gewissen Spitze getrieben werden kann, so kam es denn auch zuletzt bei Pepusch zum Ausbruch des lang verhaltenen Ingrimms. Er sprach nämlich einmal gerade von jener wunderbaren Zeit, da er als Distel Zeherit die schöne Holländerin, die damals die Tochter des Königs Sekakis gewesen, so innig geliebt und gedachte mit aller Begeisterung der innigsten Liebe, daß eben jenes Verhältnis, der Kampf mit dem Egelkönig ihm schon das unbestrittenste Recht auf Dörtjes Hand gegeben. Dörtje Elverdink versicherte, wie sie sich jener Zeit, jenes Verhältnisses gar wohl erinnere, und die Ahnung davon zuerst wieder in ihre Seele gekommen, als Pepusch sie mit dem Distelblick angeschaut. Die Kleine wußte so anmutig von diesen wunderbaren Dingen zu reden, sie that so begeistert von der Liebe zu der Distel Zeherit, die dazu bestimmt gewesen in Jena zu studieren und dann in Berlin die Prinzessin Gamaheh wieder zu finden, daß Herr Georg Pepusch im Eldorado alles Entzückens zu sein glaubte. — Das Liebespaar stand am Fenster und die Kleine litt es, daß der verliebte George den Arm um sie schlug. In dieser vertraulichen Stellung kosten sie miteinander, denn zum Gekose wurde das träumerische Reden von den Wundern in Famagusta. Da begab es sich, daß ein sehr hübscher Offizier von den Garde-Husaren, in funkelnagelneuer Uniform vorüberging und die Kleine, die er aus den Abendgesellschaften kannte, sehr freundlich grüßte. Dörtje hatte die Augen halb geschlossen und das Köpfchen abgewendet von der Straße; man hätte denken sollen, daß es ihr unmöglich sein müßte, den Offizier zu gewahren, aber mächtig ist der Zauber einer neuen glänzenden Uniform! Die Kleine, vielleicht schon erregt durch das bedeutungsvolle Klappern des Säbels auf dem Steinpflaster, öffnete die Äugelein hell und klar, wand sich aus Georgs Arm, riß das Fenster auf, warf dem Offizier ein Kußhändchen zu, und schaute ihm nach, bis er um die Ecke verschwunden.

„Gamaheh," schrie die Distel Zeherit ganz außer sich, „Gamaheh,

was ist das? — spottest du meiner? Ist das die Treue, die du deiner Distel angelobt?“ — Die Kleine drehte sich auf dem Absatz herum, schlug ein helles Gelächter auf und rief: „Geht, geht, George! Bin ich die Tochter des würdigen alten Königs Sekakis, seid Ihr die Distel Zeherit, so ist jener allerliebste Offizier der Genius Thetel, der mir eigentlich viel besser gefällt, wie die traurige stachligte Distel.“ — Damit sprang die Holländerin fort durch die Thüre, Georg Pepusch geriet aber, wie man denken kann, sofort in Wut und Verzweiflung und rannte wild die Treppe hinab, zum Hause hinaus, als hetzten ihn tausend Teufel. Das Geschick wollt' es, daß Georg einem Freunde begegnete, der in einer Postkalesche saß und fort wollte. „Halt, ich reise mit Euch!“ So rief die Distel Zeherit, flog schnell nach Hause, zog einen Überrock an, steckte Geld ein, gab den Stubenschlüssel der Wirtin, setzte sich in die Kalesche hinein und fuhr mit dem Freunde von dannen.

Unerachtet dieser feindseligen Trennung war aber die Liebe zur schönen Holländerin in Georgs Brust ganz und gar nicht erloschen, und ebensowenig konnte er sich entschließen, die gerechten Ansprüche aufzugeben, die er als Distel Zeherit auf Gamahehs Hand und Herz zu haben glaubte. Er erneuerte daher diese Ansprüche, als er nach etlichen Jahren wiederum im Haag mit Leuwenhöck zusammentraf und wie eifrig er sie auch in Frankfurt verfolgte, hat der geneigte Leser bereits erfahren. — —

Ganz trostlos rannte Herr George Pepusch in der Nacht durch die Gassen, als der flackernde ungewöhnlich helle Schein eines Lichts, der durch die Spalte eines Fensterladen im untern Stock eines ansehnlichen Hauses auf die Straße fiel, seine Aufmerksamkeit erregte. Er glaubte, es müsse in der Stube brennen und schwang sich daher am Gitterwerk hinauf, um in die Stube zu schauen. Grenzenlos war aber sein Erstaunen über das, was er erblickte.

Ein helles lustiges Feuer loderte in dem Kamin, der dem Fenster gerade über gelegen; vor diesem Kamin saß oder lag vielmehr in einem breiten altväterischen Lehnstuhl die kleine Holländerin, geputzt wie ein Engel. Sie schien zu schlummern, während ein sehr alter ausgetrockneter Mann vor dem Feuer kniete und Brill' auf der Nase in einen Topf kuckte, in dem wahrscheinlich irgend ein Getränk kochte. Pepusch wollte sich noch höher hinaufschwingen, um besser die Gruppe ins Auge zu fassen, fühlte sich indessen bei den Beinen gepackt und mit Gewalt heruntergezogen. Eine barsche Stimme rief: „Seht mal

den Spitzbuben, das wäre mir recht. — Fort, Patron, ins Hundeloch!“ — Es war der Nachtwächter, der Georgen bemerkt hatte, wie er an dem Fenster hinanklimmte und nichts anders vermuten konnte, als daß er einbrechen wolle ins Haus. Aller Protestationen unerachtet wurde Herr George Pepusch von dem Wächter, dem die herbeieilende Patrouille zu Hülfe geeilt war, fortgeschleppt, und auf diese Weise endete seine nächtliche Wanderung fröhlich in der Wachtstube. —

Drittes Abenteuer.

Erscheinung eines kleinen Ungeheuers. Fernere Erläuterung über die Schicksale der Prinzessin Gamaheh. Merkwürdiges Freundschaftsbündnis, welches Herr Peregrinus Tyß eingeht, und Aufschluß, wer der alte Herr ist, der in seinem Hause zur Miete wohnt. Sehr wunderbare Wirkung eines ziemlich kleinen mikroskopischen Glases. Unvermutete Verhaftung des Helden der Geschichte.

Wer solche Dinge an einem Abende erfahren hat, wie Herr Peregrinus Tyß, ja, wer sich in solcher Stimmung befindet als er, kann ganz unmöglich gut schlafen. Unruhig wälzte Herr Peregrinus sich auf seinem Lager, und wenn er in das Delirieren geriet, das dem Schlaf vorherzugehen pflegt, so hatte er wieder das kleine holde Wesen in den Armen und fühlte heiße glühende Küsse auf seinen Lippen. — Dann fuhr er auf und glaubte noch wachend Alinens liebliche Stimme zu hören. In brünstiger Sehnsucht wünschte er, sie möge nicht entflohen sein und doch fürchtete er wieder, sie werde gleich hereintreten und ihn verstricken in ein unauflösliches Netz. Dieser Kampf widersprechender Gefühle beklemmte seine Brust und erfüllte sie zugleich mit süßer nie gekannter Angst.

„Schlaft nicht, Peregrinus, schlaft nicht, edler Mann, ich muß augenblicklich mit Euch reden!“ So lispelte es dicht vor Peregrinus und immerfort, „schlaft nicht! schlaft nicht!“ bis er endlich die Augen aufschlug, die er geschlossen, nur um die holde Aline deutlicher zu sehen.

In dem Schimmer der Nachtlampe gewahrte er ein kleines, kaum spannlanges Ungeheuer, das auf seiner weißen Bettdecke saß und vor dem er sich im ersten Augenblick entsetzte, dann griff er aber mutig mit der Hand darnach, um sich zu überzeugen, ob seine Fantasie

ihn nicht täusche. Doch sogleich war das kleine Ungeheuer spurlos verschwunden.

Konnte die genaue Porträtierung der schönen Aline, Dörtje Elverdink oder Prinzessin Gamaheh — denn daß eine und dieselbe Person sich nur scheinbar in drei Personen zerspaltet, weiß der geneigte Leser schon längst — füglich unterbleiben, so ist dagegen es durchaus nötig, ganz genau das kleine Ungeheuer zu beschreiben, das auf der Bettdecke saß und dem Herrn Peregrinus einiges Entsetzen verursachte.

Wie schon erwähnt, war die Kreatur kaum eine Spanne lang; in dem Vogelkopf staken ein Paar runde glänzende Augen und aus dem Sperlingsschnabel starrte noch ein langes spitzes Ding, wie ein dünnes Rappier hervor, dicht über dem Schnabel streckten sich zwei Hörner aus der Stirne. Der Hals begann dicht unter dem Kopf auch vogelartig, wurde aber immer dicker, so daß er ohne Unterbrechung der Form zum unförmlichen Leibe wuchs, der beinahe die Gestalt einer Haselnuß hatte, und mit dunkelbraunen Schuppen bedeckt schien, wie der Armadillo. Das Wunderlichste und Seltsamste war aber wohl die Gestaltung der Arme und Beine. Die ersteren hatten zwei Gelenke und wurzelten in den beiden Backen der Kreatur dicht bei dem Schnabei. Gleich unter diesen Armen befand sich ein Paar Füße und dann weiterhin noch ein Paar, beide zweigelenkig, wie die Arme. Diese letzten Füße schienen aber diejenigen zu sein, auf deren Tüchtigkeit die Kreatur sich eigentlich verließ, denn außerdem daß diese Füße merklich länger und stärker waren als die andern, so trug die Kreatur auch an denselben sehr schöne goldne Stiefel mit diamantnen Sporen.

War nun, wie gesagt, das kleine Ungeheuer spurlos verschwunden, sowie Peregrinus darnach faßte, so hätte er gewiß alles für Täuschung seiner aufgeregten Sinne gehalten, wäre nicht gleich unten in der Ecke des Bettes eine leise Stimme hörbar geworden, die sich also vernehmen ließ: „Mein Himmel, Peregrinus Tyß, sollte ich mich in Euch „geirrt haben? Ihr handeltet gestern an mir so edel, und jetzt, da „ich Euch meine Dankbarkeit beweisen will, greift Ihr nach mir mit „mörderischer Hand? — Doch vielleicht mißfiel Euch meine Gestalt, „und ich that Verkehrtes, mich Euch mikroskopisch zu zeigen, damit „Ihr mich nur gewiß bemerken solltet, welches nicht so leicht ist, als „Ihr wohl denken möchtet. Ebenso wie vorher sitze ich jetzt auf „Eurer weißen Bettdecke, und Ihr seht mich doch ganz und gar nicht.

„Nehmt's nicht übel, Peregrinus, aber Eure Sehnerven sind wahrlich „ein wenig zu grob für meine schlanke Taille. Doch versprecht mir „nur, daß ich bei Euch sicher bin und daß Ihr nichts Feindseliges „gegen mich unternehmen wollt, so werde ich Euch näher kommen „und manches erzählen, was zu erfahren Euch eben nicht unrecht „sein wird."

„Sagt mir," erwiderte Peregrinus Tyß der Stimme, „sagt mir „nur erst wer Ihr seid, guter unbekannter Freund, das übrige wird „sich denn wohl finden. Versichern kann ich Euch indessen zum voraus, „daß irgend Feindseliges gar nicht in meiner Natur ist und daß ich „fortfahren werde gegen Euch edel zu handeln, wiewohl ich zur Zeit „gar nicht begreifen kann, auf welche Weise ich schon jetzt Euch meinen „Edelmut bewiesen haben sollte. Bewahrt aber doch nur immer Euer „Inkognito, denn Euer Anblick ist eben nicht anmutig."

„Ihr seid," sprach die Stimme weiter, nachdem sie sich ein wenig ausgeräuspert, „Ihr seid, ich wiederhole es mit Vergnügen, ein edler „Mann, Herr Peregrinus, aber nicht sonderlich tief eingedrungen in „die Wissenschaft und überhaupt ein wenig unerfahren, sonst hättet „Ihr mich erkannt auf den ersten Blick. — Ich könnte ein wenig „prahlerisch reden, ich könnte sagen, daß ich einer der mächtigsten „Könige sei und über viele, viele Millionen herrsche. Aus angeborner „Bescheidenheit und weil auch am Ende der Ausdruck: König! nicht „recht paßlich, will ich es aber unterlassen. — In dem Volk, an „dessen Spitze zu stehen ich die Ehre habe, herrscht nämlich eine re„publikanische Verfassung. Ein Senat, der höchstens aus Fünfund„vierzigtausend neunhundert und neunundneunzig Mitgliedern be„stehen darf, der leichteren Übersicht beim Votieren halber, vertritt die „Stelle des Regenten, wer aber an der Spitze dieses Senats steht, „führt, weil er in allen Dingen des Lebens zur Meisterschaft gelangt „sein muß, wirklich den Namen: Meister! — Ohne weitere Um„schweife will ich es Euch denn nun entdecken, daß ich, der ich hier „mit Euch spreche, ohne daß Ihr mich gewahrt, kein anderer bin, „als der Meister Floh. — Daß Ihr mein Volk kennet, daran will „ich nicht im mindesten zweifeln, denn gewiß habt Ihr, würdiger „Herr! schon so manchen von meinem Volk mit Euerm eignen Blut „erfrischt und gestärkt. Bekannt muß es darum Euch wenigstens „wohl sein, daß mein Volk von einem beinahe unzähmbaren Freiheits„sinn beseelt ist und recht eigentlich aus lauter leichtsinnigen Spring„insfelden besteht, die geneigt sind, sich jeder soliden Gestaltung zu

„entziehen durch fortwährendes Hüpfen. Was für ein Talent dazu „gehört, von einem solchen Volk Meister zu sein, werdet Ihr ein= „sehen, Herr Peregrinus, und schon deshalb die gehörige Ehrfurcht „vor mir haben. Versichert mir das, Herr Peregrinus, ehe ich „weiter rede.“ —

Einige Augenblicke hindurch war es dem Herrn Peregrinus Tyß, als drehe sich in seinem Kopf ein großes Mühlrad von brausenden Wellen getrieben. Dann wurde er aber ruhiger und es wollte ihn bedünken, daß die Erscheinung der fremden Dame bei dem Buch= binder Lämmerhirt ebenso wunderbar, als das was sich jetzt begebe, und dies vielleicht eben nur die richtige Fortsetzung der seltsamsten Geschichte sei, in die er verflochten.

Herr Peregrinus erklärte dem Meister Floh, daß er ihn schon jetzt seiner seltenen Gaben halber ganz ungemein verehre, und daß er um so begieriger sei, mehr von ihm zu erfahren, als seine Stimme sehr wohlklinge und eine gewisse Zartheit in der Rede seinen feinen zierlichen Körperbau verrate.

„Sehr,“ fuhr Meister Floh fort, „sehr danke ich Euch, bester „Herr Tyß, für Eure gute Gesinnung und hoffe Euch bald zu über= „zeugen, daß Ihr Euch in mir nicht geirrt habt. — Damit Ihr er= „fahrt, bester Mann! welchen Dienst Ihr mir erwiesen habt, ist es „indessen nötig, Euch meine vollständige Biographie mitzuteilen. — „Vernehmt also! — Mein Vater war der berühmte — doch! eben „fällt mir ein, daß Lesern und Hörern die schöne Gabe der Geduld „merklich ausgegangen ist, und daß ausführliche Lebensbeschreibungen, „sonst am mehrsten geliebt, jetzt verabscheut werden. Ich will daher „statt gründlich zu sein nur flüchtig und episodisch dasjenige be= „rühren, was auf meinen Aufenthalt bei Euch sich zunächst bezieht. „Schon weil ich wirklich Meister Floh bin, müßt Ihr, teurer Herr „Peregrinus, in mir einen Mann von der umfangreichsten Erudition, „von der tiefsten Erfahrung in allen Zweigen des Wissens erkennen. „Doch! — nicht messen könnt Ihr den Grad meiner Wissenschaft „nach Euerm Maßstabe, da Euch die wunderbare Welt unbekannt „ist, in der ich mit meinem Volk lebe. In welches Erstaunen würdet „Ihr geraten, wenn Euer Sinn erschlossen werden sollte für diese „Welt, die Euch das seltsamste unbegreiflichste Zauberreich dünken „würde. Eben daher möget Ihr es auch gar nicht befremdlich finden, „wenn alles, was aus jener Welt herstammt, Euch vorkommen wird, „wie ein verwirrtes Märchen, das ein müßiges Gehirn ausgebrütet.

„Laßt Euch aber dadurch nicht irre machen, sondern traut meinen „Worten. — Seht, mein Volk ist Euch Menschen in manchen Dingen „weit überlegen, z. B. was Durchschauen der Geheimnisse der Natur, „Stärke, Gewandtheit, geistige und körperliche Gewandtheit betrifft. „Doch auch wir haben Leidenschaften und diese sind, sowie bei Euch, „gar oft die Quelle vieles Ungemachs, ja gänzlichen Verderbens. So „war auch ich von meinem Volk geliebt, ja angebetet, mein Meister„tum hätte mich auf die höchste Stufe des Glücks bringen können, „verblendete mich nicht eine unglückliche Leidenschaft zu einer Person, „die mich ganz und gar beherrschte ohne jemals meine Gattin werden „zu können. Man wirft überhaupt unserm Geschlecht eine ganz be„sondere, die Schranken des Anstandes überschreitende Vorliebe für „das schöne Geschlecht vor. Mag dieser Vorwurf auch gegründet sein, „so weiß auf der andern Seite jeder — Doch! — ohne weitere „Umschweife! — Ich sah des Königs Sekakis Tochter, die schöne „Gamaheh und wurde augenblicklich so entsetzlich verliebt in sie, daß „ich mein Volk, mich selbst vergaß und nur in der Wonne lebte, „auf dem schönsten Halse, auf dem schönsten Busen umherzuhüpfen „und die Holde mit süßen Küssen zu kitzeln. Oft haschte sie mit den „Rosenfingern nach mir, ohne mich jemals fangen zu können. Dies „dünkte mir anmutiges Kosen, liebliche Tändelei beglückter Liebe! „— Wie thöricht ist der Sinn eines Verliebten, ist dieser auch selbst „der Meister Floh. — Es genügt zu sagen, daß die arme Gamaheh „von dem häßlichen Egelprinzen überfallen wurde, der sie zu „Tode küßte; mir wär' es aber gelungen die Geliebte zu retten, „hätte sich nicht ein einfältiger Prahlhans und ein ungeschickter „Tölpel ohne Beruf in die Sache gemischt und alles verdorben. „Der Prahlhans war aber die Distel Zeherit und der Tölpel der „Genius Thetel. — Als sich der Genius Thetel mit der entschlum„merten Prinzessin in die Lüfte erhob, klammerte ich mich fest an „die Brüsseler Kanten, die sie gerade um den Hals trug, und war „so Gamahehs treuer Reisegefährte, ohne von dem Genius bemerkt „zu werden. Es geschah, daß wir über zwei Magier wegflogen, „die auf einem hohen Turm gerade den Lauf der Gestirne beobach„teten. Da richtete der eine dieser Magier sein Glas so scharf auf „mich, daß ich schier von dem Schein des magischen Instruments „geblendet wurde. Mich überfiel ein starker Schwindel, vergebens „suchte ich mich festzuhalten, ich stürzte rettungslos hinab aus der „entsetzlichen Höhe, fiel dem beobachtenden Magier gerade auf die

„Nase, nur meine Leichtigkeit, meine außerordentliche Gewandtheit „erhielt mich am Leben.“

„Noch war ich zu betäubt, um von des Magiers Nase herab„zuhüpfen und mich ganz in Sicherheit zu setzen, als der Unhold, „der verräterische Leuwenhöck (der war der Magier) mich geschickt „mit den Fingern erhaschte und sogleich in ein Rußwurmsches Uni„versal-Mikroskop setzte. Unerachtet es Nacht war und er daher die „Lampe anzünden mußte, war er doch ein viel zu geübter Beobachter „und viel zu tief eingedrungen in die Wissenschaft, um nicht sogleich „mich als den Meister Floh zu erkennen. Hoch erfreut, daß ein „glücklicher Zufall ihm diesen vornehmen Gefangenen in die Hände „gespielt, entschlossen, allen Vorteil daraus zu ziehen, der nur mög„lich, schlug er mich Ärmsten in Ketten und so begann eine qual„volle Gefangenschaft, aus der ich durch Euch, Herr Peregrinus Tyß, „erst gestern vormittags befreit wurde. — Mein Besitz gab dem „fatalen Leuwenhöck volle Macht über meine Vasallen, die er bald „scharenweise um sich her versammelte und mit barbarischer Härte „eine sogenannte Kultur einführte, die uns bald um alle Freiheit, „um allen Genuß des Lebens brachte. Was die Schulstudien und „überhaupt die Wissenschaften und Künste betrifft, so fand Leuwen„höck gar bald zu seinem Erstaunen und Ärger, daß wir beinahe „gelehrter waren, als er selbst; die höhere Kultur die er uns auf„zwang, bestand aber vorzüglich darin, daß wir durchaus was werden, „wenigstens was vorstellen mußten. Eben dieses Was werden, dieses „Was vorstellen, führte eine Menge Bedürfnisse herbei, die wir „sonst gar nicht gekannt hatten und die wir nun im Schweiß unseres „Angesichts erringen mußten. Zu Staatsmännern, Kriegsleuten, „Professoren und was weiß ich alles, schuf uns der grausame Leuwen„höck um. Diese mußten einhertreten in der Tracht des verschiedenen „Standes, mußten Waffen tragen u. s. w. So entstanden aber „unter uns Schneider, Schuster, Friseurs, Sticker, Knopfmacher, „Waffenschmiede, Gürtler, Schwertfeger, Stellmacher und eine Menge „anderer Professionisten, die nur arbeiteten, um einen unnötigen, „verderblichen Luxus zu befördern. Am allerschlimmsten war es, daß „Leuwenhöck nichts im Auge hatte, als seinen eigenen Vorteil, daß „er uns kultivierte Leute den Menschen zeigte und sich Geld dafür „bezahlen ließ. Überdies aber kam unsere Kultur ganz auf seine „Rechnung, und er erhielt die Lobsprüche, die uns allein gebührten. „Recht gut wußte Leuwenhöck, daß mit meinem Verlust auch seine

„Herrschaft über mein Volk ein Ende hatte, um so fester verschlang „er daher den Zauber, der mich an ihn bannte und um so quälender „war meine unglückliche Gefangenschaft. — Mit heißer Sehnsucht „dachte ich an die holde Gamaheh und sann auf Mittel, Nachricht „von ihrem Schicksal zu erhalten. — Was aber der schärfste Ver- „stand nicht zu ersinnen vermochte, das führte die Gunst des Zufalls „von selbst herbei. — Meines Magiers Freund und Bundesgenosse, „der alte Swammerdamm hatte die Prinzessin Gamaheh in dem „Blumenstaube einer Tulpe entdeckt und diese Entdeckung dem Freunde „mitgeteilt. Durch Mittel, die ich Euch, guter Herr Peregrinus Tyß, „weiter zu entwickeln unterlasse, da Ihr nicht sonderlich viel davon „verstehen würdet, gelang es dem Herrn, der Prinzessin natürliche „Gestalt wieder herzustellen und sie ins Leben zurückzurufen. Am „Ende waren aber doch beide hochweise Herren ebenso ungeschickte „Tölpel als der Genius Thetel und die Distel Zeherit. Sie hatten „nämlich im Eifer die Hauptsache vergessen und so kam es, daß die „Prinzessin in demselben Augenblick, als sie zum Leben erwacht, „wiederum tot niedersinken wollte. Ich allein wußte, woran es lag, „die Liebe zur schönen Gamaheh, die in meiner Brust emporgelodert „stärker als jemals, gab mir Riesenkraft; ich zerriß meine Ketten, „ich sprang mit einem mächtigen Satz der Holden auf die Schulter „— nur ein einziger kleiner Stich genügte das stockende Blut in „Wallung zu setzen. Sie lebte! — Nun muß ich Euch aber sagen, „Herr Peregrinus Tyß, daß dieser Stich wiederholt werden muß, „wenn die Prinzessin in Schönheit und Jugend fortblühen soll; sie „würde entgegengesetzten Falles in wenigen Monaten zusammen- „schrumpfen zum alten abgelebten Mütterlein. Deshalb bin ich ihr, „das werdet Ihr einsehen, ganz unentbehrlich und nur aus der „Furcht, mich zu verlieren, läßt sich der schwarze Undank erklären, „mit dem Gamaheh meine Liebe lohnte. Sie lieferte mich nämlich „ohne weiteres dem abscheulichen Quälgeist, dem Leuwenhöck aus, der „mich in stärkere Fesseln schlug, als ich sie je getragen, jedoch zu „seinem eigenen Verderben. — Trotz aller Vorsicht des alten Leuwen- „höck und der schönen Gamaheh gelang es mir endlich dennoch, in „einer unbewachten Stunde aus meinem Kerker zu entspringen. „Hinderten mich auch die schweren Reiterstiefel, die ich nicht Zeit „hatte von den Füßen abzustreifen, sehr an der Flucht, so kam ich „doch glücklich bis in die Bude des Spielsachenkrämers, bei dem Ihr „Waren einkauftet. Nicht lange dauerte es, so trat, zu meinem

„nicht geringen Schreck, auch Gamaheh in den Laden. Ich hielt mich „für verloren, Ihr allein konntet mich retten, edler Herr Peregrinus; „ich klagte Euch leise meine Not und Ihr waret gütig genug, mir „eine Schachtel zu öffnen, in die ich schnell hineinhüpfte und die Ihr „dann ebenso schnell mit Euch nahmet; Gamaheh suchte mich ver„gebens und erfuhr erst viel später, wie und wohin ich geflüchtet. „Sowie ich in Freiheit war, hatte Leuwenhöck auch die Macht über „mein Völklein verloren. Alle befreiten sich, entschlüpften und ließen „dem Tyrannen zum Hohn Pfefferkörner, Obstkerne u. d. m. in „den Kleidern stecken. Nochmals meinen herzlichen Dank, guter „edler Herr Peregrinus, für die große Wohlthat, die Ihr mir er„zeigt habt und die ich zu schätzen weiß, wie keiner. Erlaubt, daß „ich mich als ein freier Mann wenige Zeit bei Euch aufhalte; ich „kann Euch in manchen recht wichtigen Angelegenheiten Eures Lebens „so nützlich sein, als Ihr es kaum denken möget. Zwar könnte es „für gefährlich zu achten sein, daß Ihr in heftiger Liebe entbrannt „seid zu dem holden Wesen —“

„Was sagt Ihr,“ unterbrach Peregrinus den kleinen Unsichtbaren, „was sagt Ihr, Meister, ich — ich entbrannt in Liebe?“

„Es ist nicht anders,“ fuhr Meister Floh fort, „denkt Euch mein „Entsetzen, meine Angst, als Ihr gestern eintratet mit der Prinzessin „in den Armen, ganz erhitzt von wilder Leidenschaft; als sie alle „Verführungskünste anwandte, die ihr leider nur zu sehr zu Gebote „stehen, um Euch zu meiner Auslieferung zu bewegen! — Doch! erst „da erkannte ich Eure Großmut im ganzen Umfange, als Ihr stand„haft bliebt, als Ihr geschickt so thatet, als wüßtet Ihr gar nichts „von meinem Aufenthalt bei Euch, als verständet Ihr gar nicht, was „die Prinzessin eigentlich von Euch verlange.“ —

„Das,“ unterach Peregrinus den Meister Floh aufs neue, „das „war ja aber auch in der That der Fall. Ihr rechnet mir, lieber „Meister Floh, Dinge als Verdienst an, die ich gar nicht geahnt habe. „Weder Euch, noch das hübsche Frauenzimmer, das mich aufsuchte „bei dem Buchbinder Lämmerhirt und das Ihr seltsamerweise Prin„zessin Gamaheh zu nennen beliebt, habe ich in der Bude gewahrt, „wo ich Spielsachen einkaufte. Ganz unbekannt war es mir, daß „unter den Schachteln, die ich mitnahm und in welchen ich bleierne „Soldaten und ebensolche Jagden vermutete, sich eine leere befand, „in der Ihr saßet, und wie in aller Welt hätte ich es erraten „können, daß Ihr der Gefangene wart, den das anmutige Kind so

„stürmisch verlangte. Seid nicht wunderlich, Meister Floh, und „laßt Euch Dinge träumen, von denen keine Ahnung in meiner „Seele liegt."

„Ihr wollt," erwiderte Meister Floh, „meinen Danksagungen „ausweichen auf geschickte Weise, guter Herr Peregrinus! und dies „giebt mir zu großem Trost aufs neue den lebhaften Beweis Eurer „uneigennützigen Denkungsart. — Wißt, edler Mann! daß Leuwen„höcks, Gamahehs Bemühungen, mich wieder zu erhaschen ganz ver„geblich bleiben, so lange Ihr mir Euern Schutz gewährt. Freiwillig „müßt Ihr mich meinen Peinigern übergeben, alle anderen Mittel „sind fruchtlos. Herr Peregrinus Tyß! Ihr seid verliebt." —

„O sprecht," fiel Peregrinus dem Meister ins Wort, „o sprecht „doch nur nicht so! — Nennt Liebe nicht eine augenblickliche thörichte „Aufwallung, die schon jetzt vorüber ist!" —

Herr Peregrinus fühlte, daß Glutröte ihm ins Antlitz stieg und ihn Lügen strafte. Er kroch unters Deckbette.

„Es ist," fuhr Meister Floh fort, „es ist gar nicht zu ver„wundern, daß auch Ihr dem wunderbaren Liebreiz der Prinzessin „Gamaheh nicht widerstehen konntet, zumal sie manche gefährliche „Kunst anwandte Euch zu fangen. Der Sturm ist noch nicht vor„über. Manches Zaubermittel, wie es auch wohl anderen anmutigen „Weibern, die nicht gerade die Prinzessin Gamaheh sind, zu Gebote „steht, wird die kleine Boshafte noch aufbieten, um Euch in ihr „Liebesnetz zu verstricken. Sie wird sich Eurer so ganz zu bemäch„tigen suchen, daß Ihr nur für sie, für ihre Wünsche leben sollt, und „dann — weh mir! — Es wird darauf ankommen, ob Euer Edel„mut stark genug ist, Eure Leidenschaft zu besiegen, ob Ihr es vor„ziehen werdet, Gamahehs Wünschen nachzugeben und nicht allein „Euern Schützling, sondern auch das arme Völklein, welches Ihr „niedriger Knechtschaft entrissen, aufs neue ins Elend zu stürzen, oder „der bösen falschen Verlockung eines verführerischen Wesens zu wider„stehen und so mein und meines Volkes Glück zu begründen. — O „daß Ihr mir das letztere versprechen wolltet — könntet!" —

„Meister," antwortete Herr Peregrinus, indem er die Bettdecke vom Gesichte wegzog, „lieber Meister, Ihr habt recht, nichts ist ge„fährlicher als die Verlockung der Weiber; sie sind alle falsch, bos„haft, sie spielen mit uns wie die Katzen mit der Maus und für „unsere zärtlichsten Bemühungen ernten wir nichts ein als Spott „und Hohn. Deshalb stand mir auch sonst der kalte Todesschweiß

„auf der Stirne, sowie sich nur ein weibliches Wesen nahte und ich „glaube selbst, daß mit der schönen Aline oder wie Ihr wollt, mit „der Prinzessin Gamaheh, es eine besondere Bewandtnis haben muß, „unerachtet ich alles was Ihr mir erzählt habt, mit meinem schlichten „gesunden Menschenverstande gar nicht begreifen kann und es mir „vielmehr zu Mute ist, als läge ich in wirren Träumen oder läse „in Tausend und Einer Nacht. — Doch, mag dem sein wie ihm „wolle, Ihr habt Euch einmal in meinen Schutz begeben, lieber „Meister, und nichts soll mich vermögen, Euch Euern Feinden aus„zuliefern, die verführerische Dirne will ich gar nicht wiedersehen. „Ich verspreche das feierlich und würde Euch die Hand darauf reichen, „hättet Ihr eine dergleichen, die meine zu erfassen und meinen ehr„lichen Druck zu erwidern." — Damit streckte Herr Peregrinus seinen Arm weit aus über die Bettdecke.

„Nun," sprach der kleine Unsichtbare, „nun bin ich ganz ge„tröstet, ganz beruhigt. Habe ich auch keine Hand Euch darzureichen, „so erlaubt wenigstens, daß ich Euch in den rechten Daumen steche, „teils um Euch meine innige Freude zu bezeugen, teils um unser „Freundschaftsbündnis noch fester zu besiegeln."

Herr Peregrinus fühlte auch in dem Augenblick an dem Daumen der rechten Hand einen Stich, der so empfindlich schmerzte, daß er nur von dem ersten Meister aller Flöhe herrühren konnte.

„Ihr stecht," rief Peregrinus, „Ihr stecht ja wie ein kleiner „Teufel." „Nehmt das," erwiderte Meister Floh, „für ein lebhaftes „Zeichen meiner biedern guten Gesinnung. Doch billig ist es, daß „ich als Pfand meiner Dankbarkeit Euch eine Gabe zukommen lasse, „die zu dem Außerordentlichsten gehört, was die Kunst jemals her„vorgebracht hat. Es ist nichts anders als ein Mikroskop, welches „ein sehr geschickter, kunstvoller Optiker aus meinem Volk verfertigte, „als er noch in Leuwenhöcks Dienste war. Euch wird das Instrument „etwas subtil vorkommen, denn in der That ist es wohl an einhundert „zwanzigmal kleiner als ein Sandkorn, aber der Gebrauch läßt keine „sonderliche Größe zu. Ich setze das Glas nämlich in die Pupille „Eures linken Auges und dieses Auge wird dann mikroskopisch. — „Die Wirkung soll Euch überraschen, ich will daher für jetzt darüber „schweigen und Euch nur bitten, daß Ihr mir erlaubt, die Operation „vorzunehmen, dann, wenn ich überzeugt bin, daß Euch das mikro„skopische Auge große Dienste leisten muß. Und nun schlaft wohl, „Herr Peregrinus, Euch ist noch einige Ruhe vonnöten."

Peregrinus schlief nun wirklich ein und erwachte erst am hellen Morgen.

Er vernahm das wohlbekannte Kratzen des Besens der alten Aline, die das Nebenzimmer auskehrte. Ein kleines Kind, das sich irgend einer Unart bewußt, kann sich nicht so vor der Rute der Mutter fürchten, als Herr Peregrinus sich fürchtete vor den Vorwürfen des alten Weibes. Leise trat die Alte endlich hinein mit dem Kaffee. Herr Peregrinus schielte durch die Bettgardinen, die er zugezogen, und war nicht wenig über den hellen Sonnenschein verwundert, der auf dem Gesicht der Alten ausgebreitet lag.

„Schlafen Sie noch, lieber Herr Tyß?" so fragte die Alte mit dem süßesten Ton, der in ihrer Kehle liegen mochte.

Peregrinus erwiderte ganz ermutigt ebenso liebreich: „Nein, liebe Aline; setzen Sie nur das Frühstück auf den Tisch, ich steige gleich aus dem Bette."

Als Peregrinus nun aber wirklich aufstand, war es ihm als wehe der süße Atem des lieblichen Geschöpfs, das in seinen Armen lag, durch das Zimmer; es wurde ihm so heimisch und dabei so ängstlich zu Mute; er hätte um alles in der Welt wissen mögen, was aus dem Geheimnis seiner Liebe geworden; denn wie dies Geheimnis selbst, war ja das allerliebste Wesen erschienen und verschwunden.

Während Herr Peregrinus vergeblich versuchte Kaffee zu trinken und Weißbrot zu genießen, da ihm jeder Bissen im Munde quoll, trat die Alte hinein und machte sich dies und das zu schaffen, während sie vor sich hin murmelte: Wundersam! — Unglaublich! — Was man nicht alles erlebt! — Wer hätte das gedacht! —

Peregrinus, der es vor Herzklopfen nicht länger aushalten konnte, fragte: „Was ist denn wundersam, liebe Aline?"

„Allerlei, allerlei!" erwiderte die Alte schalkisch lächelnd, indem sie in ihrem Geschäft, das Zimmer aufzuräumen, fortfuhr. — Die Brust wollte dem armen Peregrinus zerspringen und unwillkürlich rief er mit dem Tone der schmerzlichsten Sehnsucht: Ach Aline!

„Ja Herr Tyß, hier bin ich, was befehlen Sie?" — So sprach die Alte und stellte sich breit hin vor Peregrinus, als erwarte sie seine Befehle.

Peregrinus starrte in das kupfrige abscheulich verzerrte Gesicht der Alten, und alle Scheu brach sich an dem tiefen Unwillen, der ihn plötzlich erfüllte.

„Was ist," so fragte er mit ziemlich barschem Tone, „was ist „aus der fremden Dame geworden, die sich gestern Abend hier be„fand? — Hat Sie ihr die Hausthüre aufgeschlossen, hat Sie, wie „ich befohlen, für einen Wagen gesorgt? ist die Dame nach ihrer „Wohnung gebracht worden?" — „Thüre aufgeschlossen?" sprach die Alte mit einem fatalen Grinsen, welches aussehen sollte wie schlaues Lächeln, „Wagen geholt? — Nach Hause gebracht? — War alles nicht „vonnöten! Die schöne Dame, das allerliebste Ding, ist im Hause „geblieben, befindet sich noch hier und wird das Haus auch wohl nicht „vor der Hand verlassen."

Peregrinus fuhr auf im freudigen Schreck; die Alte erzählte ihm nun, wie, als die Dame die Treppe auf eine Art hinabgesprungen, daß ihr Hören und Sehen vergangen, unten der alte Herr Swammer in der Thüre seines Zimmers gestanden mit einem mächtigen Armleuchter in der Hand. Der alte Herr habe unter vielen Verbeugungen, wie es sonst gar nicht seine Art sei, die Dame in sein Zimmer eingeladen, diese sei auch gleich ohne Anstand hineingeschlüpft und Herr Swammer habe dann die Thüre fest verschlossen und verriegelt.

Viel zu sonderbar sei ihr doch des menschenscheuen Herrn Swammer Beginnen vorgekommen, um nicht ein wenig an der Thüre zu lauschen und durch das Schlüsselloch zu kucken. Da habe denn Herr Swammer mitten im Zimmer gestanden und so beweglich und kläglich zu der Dame gesprochen, daß ihr, der Alten, die Thränen in die Augen gekommen, unerachtet sie kein einziges Wort verstehen können, da Herrn Swammers Sprache ausländisch gewesen. Nicht anders habe sie glauben können, als daß Herr Swammer sich gemüht, die Dame auf den Weg der Tugend und Gottesfurcht zurückzubringen, denn er sei immer mehr in Eifer geraten, bis die Dame auf die Kniee gesunken und gar demütig seine Hand geküßt, auch dabei etwas geweint. Sehr freundlich habe aber nun Herr Swammer die Dame aufgehoben, sie auf die Stirn geküßt, wobei er sich sehr bücken müssen und sie dann zu einem Lehnstuhl geführt. Sehr geschäftig habe Herr Swammer ein Feuer im Kamin gemacht, ein Gewürz herbeigetragen und so viel sie wahrnehmen können, einen Glühwein zu kochen begonnen. Unglücklicherweise habe sie, die Alte, jetzt etwas Tabak genommen und stark genießt. Da sei es ihr denn durch alle Glieder gefahren und sie wie vernichtet gewesen, als der Herr Swammer den Arm ausgestreckt nach der Thüre und mit einer furchtbaren Stimme, die Mark und Bein durchdrungen, gerufen: hebe dich hinweg, horchender Satan! —

Sie wisse gar nicht, wie sie herauf und ins Bett gekommen. Am Morgen als sie die Augen aufgeschlossen, habe sie geglaubt ein Gespenst zu sehen. Denn Herrn Swammer habe sie erblickt vor ihrem Bette in einem schönen Zobelpelz mit goldnen Schnüren und Troddeln, Hut auf dem Kopfe, Stock in der Hand.

„Gute Frau Aline, habe Herr Swammer zu ihr gesprochen, ich „muß in wichtigen Geschäften ausgehen und werde vielleicht erst nach „mehreren Stunden wiederkehren. Sorgen Sie dafür, daß auf dem „Flur des Hauses vor meinem Zimmer kein Geräusch entstehe oder „gar jemand es wage in mein Gemach eindringen zu wollen. — „Eine vornehme Dame und daß Sie es nur wissen, eine fremde, „reiche, wunderbar schöne Prinzessin hat sich zu mir geflüchtet. Ich „war in früherer Zeit, am Hofe ihres königlichen Vaters, ihr Informator, deshalb hat sie Zutrauen zu mir und ich werde und muß „sie schützen wider alle böse Angriffe. Ich sage Ihnen das, Frau „Aline, damit Sie der Dame die Ehrfurcht beweisen, die ihrem Range „gebührt. Sie wird, erlaubt es Herr Tyß, Ihre Bedienung in Anspruch nehmen und Sie sollen, gute Frau Aline, dafür königlich „belohnt werden, insofern Sie nämlich schweigen können und niemandem den Aufenthalt der Prinzessin verraten."

Damit sei Herr Swammer dann schnell fortgegangen.

Herr Peregrinus Tyß fragte die Alte, ob es ihr denn nicht gar seltsam vorkomme, daß die Dame, die er, wie er nochmals beteuern könne, bei dem Buchbinder Lämmerhirt in der Kalbächer Straße getroffen, eine Prinzessin sein und zu dem alten Herrn Swammer geflüchtet sein solle. Die Alte meinte indessen, sie traue Herrn Swammers Worten mehr noch, als ihren eigenen Augen und glaube daher, daß alles, was sich bei dem Buchbinder Lämmerhirt und hier im Zimmer zugetragen, entweder nur zauberisches Blendwerk gewesen oder daß die Angst, die Verwirrung auf der Flucht, die Prinzessin zu solchem abenteuerlichen Beginnen vermocht. Übrigens werde sie ja wohl bald alles von der Prinzessin selbst erfahren.

„Aber," sprach Herr Peregrinus weiter, eigentlich nur um das Gespräch über die Dame fortzusetzen, „aber wo ist Ihr Verdacht, „die böse Meinung geblieben, die Sie gestern von der fremden Dame „hegte?"

„Ach," erwiderte die Alte schmunzelnd, „ach das ist alles vorbei. Man darf ja nur die liebe Dame recht ansehen, um zu wissen, „daß es eine vornehme Prinzessin ist und dabei so engelsschön, wie

„nur eine Prinzessin gefunden werden kann. Ich mußte, als Herr „Swammer fortgegangen war, ein wenig nachsehen, was die gute „Dame mache, und kuckte durch das Schlüsselloch. Da lag die Dame „ausgestreckt auf dem Sopha und hatte das Engelsköpfchen auf die „Hand gestützt, so daß die schwarzen Locken durch die lilienweißen „Fingerchen quollen, welches ganz hübsch aussah. Und gekleidet war „die Dame in lauter Silberzindel, der den niedlichen Busen, die „rundlichen Aermchen durchschimmern ließ. An den Füßchen trug „sie goldene Pantoffel. Einer war herabgefallen, so daß man ge„wahrte wie sie keine Strümpfe angezogen; das bloße Füßchen „kuckte unter dem Kleide hervor und sie spielte mit den Zehen, „welches artig anzusehen war. — Doch gewiß liegt die Dame unten „noch ebenso wie vorher auf dem Sopha und wenn es Ihnen „gefällig ist, lieber Herr Tyß, sich an das Schlüsselloch zu be„mühen, so —“

„Was sprichst du,“ unterbrach Peregrinus die Alte mit Heftigkeit, „was sprichst du! — soll ich mich hingeben dem verführerischen Anblick, der mich vielleicht hinreißen könnte zu allerlei Thorheiten?“

„Mut, Peregrinus, widerstehe der Verlockung!“ so lispelte es dicht bei Peregrinus, der die Stimme des Meister Floh erkannte.

Die Alte lächelte geheimnisvoll und sprach, nachdem sie einige Augenblicke geschwiegen: „Ich will Ihnen nur alles sagen, lieber „Herr Tyß, wie mir die ganze Sache vorkommt. — Mag nun die „fremde Dame eine Prinzessin sein oder nicht, so viel bleibt gewiß, „daß sie sehr vornehm ist und reich und daß Herr Swammer sich „ihrer lebhaft annimmt, mithin lange mit ihr bekannt sein muß. „Und warum ist die Dame Ihnen nachgelaufen, lieber Herr Tyß? „Ich sage, weil sie sich sterblich verliebt hat in Sie, und die Liebe „macht ja wohl einen ganz blind und toll, und verführt auch wohl „Prinzessinnen zu den seltsamsten, unüberlegtesten Streichen. — „Eine Zigeunerin hat Ihrer seligen Frau Mutter prophezeit, daß „Sie einmal glücklich werden sollten durch eine Heirat, gerade „wann Sie am wenigsten daran dächten. Das soll nun wahr „werden!“ —

Und damit begann die Alte aufs neue zu schildern, wie allerliebst die Dame aussähe.

Man kann denken, wie sich Peregrinus bestürmt fühlte. „Schweige,“ brach er endlich los, „schweige Sie doch nur, Frau Aline, von solchen Dingen.“

„Verliebt in mich sollte die Dame sein! — wie albern, wie abgeschmackt!“

„Hm,“ sprach die Alte, „wäre das nicht der Fall, so würde die „Dame nicht so gar jämmerlich geseufzt, so würde sie nicht so gar „kläglich gerufen haben: Nein, mein lieber Peregrinus, mein süßer „Freund, du wirst, du kannst nicht grausam gegen mich sein! — „Ich werde dich wiedersehen und alles Glück des Himmels genießen! — „Und unsern alten Herrn Swammer, den hat die fremde Dame ganz „umgekehrt. Habe ich sonst außer dem Kronenthaler zu Weihnachten „auch nur einen einzigen Kreuzer von ihm erhalten? Und diesen „schönen blanken Karolin, den gab er mir heute morgen mit solcher „freundlichen Miene, wie er sie sonst gar nicht im Antlitz hat, als „Douceur im voraus für die Dienste die ich der Dame leisten werde. „Da steckt was dahinter. Was gilt's, Herr Swammer spielt am Ende „den Freiwerber bei Ihnen, Herr Tyß!“ — Wiederum sprach die Alte von der Liebenswürdigkeit und Anmut der Dame mit begeisterten Worten, die in dem Munde eines abgelebten Weibes seltsam genug klangen, bis Peregrinus, ganz Feuer und Flamme, aufsprang und wie rasend ausrief: Mag es gehen wie es will — hinab, hinab, ans Schlüsselloch! — Vergebens warnte Meister Floh, der in das Halstuch des verliebten Peregrinus gesprungen war und sich dort in den Schlupfwinkel einer Falte versteckt hatte. Peregrinus vernahm nicht seine Stimme und Meister Floh erfuhr, was er längst hätte wissen sollen, nämlich daß mit dem störrigsten Menschen etwas anzufangen ist, nur nicht mit einem Verliebten.

Die Dame lag in der That noch ebenso auf dem Sopha, wie die Alte es beschrieben hatte, und Peregrinus fand, daß keine menschliche Sprache hinreiche, den himmlischen Zauber in Worten auszudrücken, der über der ganzen holden Gestalt ausgebreitet lag. Ihr Anzug, wirklich Silberzindel, mit seltsamer bunter Stickerei, war ganz fantastisch und konnte sehr füglich für das Negligé der Prinzessin Gamaheh gelten, das sie in Famagusta vielleicht in dem Augenblick getragen, als der boshafte Egelprinz sie totküßte. Wenigstens war der Anzug so reizend und dabei so über alle Maßen seltsam, daß die Idee dazu weder in dem Kopfe des genialsten Theater-Schneiders entsprossen, noch in dem Geiste der sublimsten Putzhändlerin empfangen zu sein schien. „Ja sie ist es, es ist Prinzessin Gamaheh!“ So murmelte Peregrinus, indem er bebte vor süßer Wonne und dürstendem Verlangen. Als nun aber die Holde auf-

seufzte: „Peregrinus, mein Peregrinus!“ da erfaßte den Herrn Peregrinus der volle Wahnsinn der Leidenschaft und nur eine unnennbare Angst, die ihm alle Kraft des Entschlusses raubte, hielt ihn zurück, nicht die Thüre mit Gewalt einzustoßen und sich dem Engelsbilde zu Füßen zu werfen.

Der geneigte Leser weiß bereits, was es mit den zauberischen Reizen, mit der überirdischen Schönheit der kleinen Dörtje Elverdink für eine Bewandtnis hat. Der Herausgeber kann versichern, daß, nachdem er ebenfalls durch das Schlüsselloch gekuckt und die Kleine in ihrem fantastischen Kleidchen von Silberzindel erblickt hatte, er weiter nichts sagen konnte, als daß Dörtje Elverding ein ganz liebenswürdiges, anmutiges Püppchen sei.

Da aber kein junger Mensch sich zum ersten Mal in ein anderes Wesen verliebt hat, als in ein überirdisches, in einen Engel dem nichts gleich kommt auf Erden, so sei es dem Herrn Peregrinus auch erlaubt, Dörtje Elverdink für ein dergleichen zauberisches überirdisches Wesen zu halten. —

„Nehmt Euch zusammen, denkt an Euer Versprechen, werter „Herr Peregrinus Tyß. — Niemals wolltet Ihr die verführerische „Gamaheh wieder sehen, und nun! — Ich könnte Euch das Mikro„skop ins Auge werfen, aber Ihr müßt ja auch ohne dasselbe ge„wahren, daß die boshafte Kleine Euch längst bemerkt hat, und daß „alles was sie beginnt, trügerische Kunst ist, Euch zu verlocken. „Glaubt mir doch nur, ich meine es gut mit Euch!“ — So lispelte Meister Floh in der Falte des Halstuchs; solch bange Zweifel aber auch in Peregrinus Innerm aufstiegen, doch konnte er sich nicht losreißen von dem bezaubernden Anblick der Kleinen, die den Vorteil, sich unbemerkt glauben zu dürfen, gut zu benutzen und mit verführerischen Stellungen wechselnd den armen Peregrinus ganz außer sich selbst zu setzen verstand.

Herr Peregrinus Tyß stünde vielleicht noch an der Thüre des verhängnisvollen Gemachs, hätte es nicht stark geläutet und hätte die Alte ihm nicht zugerufen, daß der alte Herr Swammer zurückkehre. Peregrinus flog die Treppe hinauf, in sein Zimmer. — Hier überließ er sich ganz seinen Liebesgedanken, mit eben diesen Gedanken kamen aber jene Zweifel zurück, die Meister Flohs Mahnungen in ihm erregt hatten. Es hatte sich recht eigentlich ein Floh in sein Ohr gesetzt und er geriet in allerlei beunruhigende Betrachtungen.

„Muß ich,“ dachte er, „muß ich nicht wirklich daran glauben,

„daß das holde Wesen die Prinzessin Gamaheh, die Tochter eines „mächtigen Königs ist? Bleibt dies aber der Fall, so muß ich es „für Thorheit, für Wahnsinn halten, nach dem Besitz einer so er„habenen Person zu streben. Dann aber hat sie ja auch selbst die „Auslieferung eines Gefangenen verlangt, von dem ihr Leben ab„hinge und stimmt dies genau mit dem überein, was mir Meister „Floh gesagt, so kann ich auch beinahe nicht daran zweifeln, daß alles „was ich auf Liebe zu mir deuten dürfte, vielleicht nur ein Mittel „ist, mich ihrem Willen ganz zu unterwerfen. Und doch! — sie ver„lassen — sie verlieren, das ist Hölle, das ist Tod!" —

Herr Peregrinus Tyß wurde in diesen schmerzlichen Betrachtungen durch ein leises bescheidenes Klopfen an der Thüre gestört.

Wer hereintrat, war niemand anders, als der Mietsmann des Herrn Peregrinus. — Der alte Herr Swammer, sonst ein zusammengeschrumpfter menschenscheuer mürrischer Mann, schien plötzlich um zwanzig Jahre jünger geworden zu sein. Die Stirne war glatt, das Auge belebt, der Mund freundlich; er trug statt der häßlichen schwarzen Perücke natürliches weißes Haar und statt des dunkelgrauen Oberrocks einen schönen Zobelpelz, wie ihn Frau Aline beschrieben.

Mit einer heitern, ja freudigen Miene, die ihm sonst ganz und gar nicht eigen, trat Herr Swammer dem Peregrinus entgegen. Er wünsche nicht, sprach Herr Swammer, seinen lieben Herrn Wirt in irgend einem Geschäft zu stören; seine Pflicht als Mieter erfordere es aber, gleich am Morgen dem Hauswirt anzuzeigen, daß er in der Nacht genötigt worden, ein hülfloses Frauenzimmer bei sich aufzunehmen, das sich der Tyrannei eines bösen Oheims entziehen wolle und daher wohl einige Zeit in dem Hause zubringen werde, wozu es indessen der Erlaubnis des gütigen Wirts bedürfe, um die er hiemit ansuche.

Unwillkürlich fragte Peregrinus, wer denn das hülflose Frauenzimmer sei, ohne daran zu denken, daß dies in der That die zweckmäßigste Frage war, die er thun konnte, um die Spur des seltsamen Geheimnisses zu verfolgen.

„Es ist," erwiderte Herr Swammer, „es ist recht und billig, daß der Hauswirt wisse, wen er in seinem Hause beherbergt. Erfahren Sie also, verehrter Herr Tyß! daß das Mädchen, das sich zu mir geflüchtet, niemand anders ist, als die hübsche Holländerin Dörtje Elverdink, Nichte des berühmten Leuwenhöck, der, wie Sie wissen,

hier die wunderbaren mikroskopischen Kunststücke zeigt. Leuwenhöck ist sonst mein Intimus, aber ich muß bekennen, daß er ein harter Mann ist und die arme Dörtje, die noch dazu mein Patchen, mißhandelt auf arge Weise. Ein stürmischer Auftritt, der sich gestern abend ereignete, zwang das Mädchen zur Flucht, und daß sie bei mir Trost und Hülfe suchte, scheint natürlich."

„Dörtje Elverdink," sprach Peregrinus halb träumend, „Leuwenhöck! — vielleicht ein Abkömmling des Naturforschers Anton von Leuwenhöck, der die berühmten Mikroskope verfertigte?"

„Daß unser Leuwenhöck," erwiderte Herr Swammer lächelnd, „ein Abkömmling jenes berühmten Mannes sei, kann man so eigent„lich nicht sagen, da er der berühmte Mann selbst und es nur eine „Fabel ist, daß er vor beinahe hundert Jahren in Delft begraben „worden. Glauben Sie das, bester Herr Tyß, sonst könnten Sie „wohl noch gar daran zweifeln, daß ich, unerachtet ich mich der „Kürze halber und um nicht über Gegenstände meiner Wissenschaft „jedem neugierigen Thoren Rede stehen zu müssen, jetzt Swammer „nenne, der berühmte Swammerdamm bin. Alle Leute behaupten, „ich sei im Jahre 1680 gestorben, aber Sie bemerken, würdiger Herr „Tyß, daß ich lebendig und gesund vor Ihnen stehe, und daß i ch „wirklich i ch bin, kann ich jedem, auch dem Einfältigsten aus meiner „Biblia naturae demonstrieren. Sie glauben mir doch, werter „Herr Tyß?"

„Mir ist," sprach Peregrinus mit einem Ton, der von seiner innern Verwirrung zeugte, „mir ist seit ganz kurzer Zeit so viel „Wunderbares geschehen, daß ich, wäre nicht alles deutliche Sinnes„wahrnehmung, ewig daran zweifeln würde. Aber nun glaube ich „an alles, sei es auch noch so toll und ungereimt! — Es kann „sein, daß Sie der verstorbene Herr Johann Swammerdamm sind, „und daher als Revenant mehr wissen als andere gewöhnliche Men„schen; was aber die Flucht der Dörtje Elverdink oder der Prin„zessin Gamaheh, oder wie die Dame sonst heißen mag, betrifft, so „sind Sie im gewaltigen Irrtum. — Erfahren Sie, wie es damit „herging."

Peregrinus erzählte nun ganz ruhig das Abenteuer, das er mit der Dame bestanden, vor ihrem Eintritt in Lämmerhirts Stube an, bis zu ihrer Aufnahme in Swammers Zimmer.

„Mir scheint," sprach Herr Swammer, als Peregrinus geendigt, „mir scheint, als wenn das alles was Sie mir zu erzählen beliebt

„haben, nichts sei als ein merkwürdiger, jedoch ganz angenehmer „Traum. Ich will das aber dahin gestellt sein lassen und Sie um „Ihre Freundschaft bitten, deren ich vielleicht gar sehr bedürfen werde. „Vergessen Sie mein mürrisches Betragen und lassen Sie uns ein„ander näher treten. Ihr Vater war ein einsichtsvoller Mann und „mein herzlichster Freund, aber was Wissenschaft, tiefen Verstand, „reife Urteilskraft, geübten richtigen Lebensblick betrifft, so thut es „der Sohn dem Vater zuvor. Sie glauben gar nicht, wie ich Sie „hochschätze, mein bester würdigster Herr Tyß.“ —

„Jetzt ist es Zeit,“ lispelte Meister Floh, und in dem Augenblick fühlte Peregrinus in der Pupille des linken Auges einen geringen schnell vorübergehenden Schmerz. Er wußte, daß Meister Floh ihm das mikroskopische Glas ins Auge gesetzt, doch fürwahr, diese Wirkung des Glases hatte er nicht ahnen können. Hinter der Hornhaut von Swammers Augen gewahrte er seltsame Nerven und Äste, deren wunderlich verkreuzten Gang er bis tief ins Gehirn zu verfolgen und zu erkennen vermochte, daß es Swammers Gedanken waren. Die lauteten aber ungefähr: Hätte ich doch nicht geglaubt, daß ich hier so wohlfeilen Kaufs davon kommen, daß ich nicht besser ausgefragt werden würde. War aber der Herr Papa ein beschränkter Mensch, auf den ich niemals etwas gab, so ist der Sohn noch verwirrteren Sinnes, dem ein großer Besitz kindischer Albernheit zugegeben. Erzählt mir der Einfaltspinsel die ganze Begebenheit mit der Prinzessin und setzt nicht voraus, daß sie mir schon selbst alles erzählt hat, da mein Beginnen mit ihr ein früheres vertrauliches Verhältnis notwendig voraussetzte. — Aber was hilft's, ich muß schön mit ihm thun, weil ich seiner Hülfe bedarf. Er ist unbefangen genug mir alles zu glauben, ja wohl in einfältiger Gutmütigkeit meinem Interesse manches Opfer zu bringen, wofür er keinen andern Dank ernten wird, als daß ich ihn, wenn alles gut abgelaufen und Gamaheh wieder mein ist, hinterm Rücken derb auslache. —

„War es,“ sprach Herr Swammer, indem er dicht herantrat an Herrn Peregrinus, „war es mir doch, als säße ein Floh auf Ihrer Halsbinde, werter Herr Tyß!“ — Die Gedanken lauteten: Alle Wetter, das war doch wirklich Meister Floh! — das wäre ja ein verfluchter Querstrich, wenn Gamaheh sich nicht geirrt hätte.

Schnell trat Peregrinus zurück, indem er versicherte, daß er den Flöhen gar nicht gram sei.

„So,“ sprach Herr Swammer, sich tief verbeugend, weiter, „so

empfehle ich mich dann fürs erste ganz ergebenst, mein lieber wertester Herr Tyß."

Die Gedanken lauteten: Ich wollte daß dich der schwarzgefiederte Satan verschlänge, du verdammter Kerl! —

Meister Floh nahm dem ganz in Erstaunen versunkenen Peregrinus das mikroskopische Glas aus der Pupille und sprach dann: „Ihr habt nun, lieber Herr Peregrinus, die wunderbare Wirkung „des Instruments, das wohl in der ganzen Welt seines Gleichen nicht „findet, erkannt, und werdet einsehen, welche Übermacht es Euch über „die Menschen giebt, wenn Euch ihre innersten Gedanken offen vor „Augen liegen. Trüget Ihr aber beständig dies Glas im Auge, so „würde Euch die stete Erkenntnis der Gedanken zuletzt zu Boden „drücken, denn nur zu oft wiederholte sich die bittre Kränkung, die „Ihr soeben erfahren habt. Stets werde ich, wenn Ihr Euer Haus „verlasset, bei Euch sein, entweder in der Halsbinde, im Jabot, oder „sonst an einem schicklichen bequemen Orte sitzen. Wollt Ihr nun „die Gedanken dessen wissen, der mit Euch spricht, so dürft Ihr nur „mit dem Daumen schnippen und augenblicklich habt Ihr das Glas „im Auge."

Herr Peregrinus Tyß, den unübersehbaren Nutzen dieser Gabe begreifend, wollte sich eben in die heißesten Danksagungen ergießen, als zwei Abgeordnete des hohen Raths eintraten und ihm ankündigten, daß er eines schweren Vergehens angeklagt sei, und daß diese Anklage vorläufige Haft und Beschlagnahme seiner Papiere zur Folge haben müsse.

Herr Peregrinus schwur hoch und teuer, daß er sich auch nicht des geringsten Verbrechens bewußt sei. Einer der Abgeordneten meinte aber lächelnd, daß vielleicht in wenigen Stunden seine völlige Unschuld aufgeklärt sein werde, bis dahin müsse er sich aber den Befehlen der Obrigkeit fügen.

Was blieb dem Herrn Peregrinus Tyß übrig, als in den Wagen zu steigen und sich nach dem Gefängnis transportieren zu lassen.

Man kann denken, mit welchen Empfindungen er an Herrn Swammers Zimmer vorüberging.

Meister Floh saß in der Halsbinde des Gefangenen.

Viertes Abenteuer.

Unerwartetes Zusammentreffen zweier Freunde. Liebesverzweiflung der Distel Zeherit. Optischer Zweikampf zweier Magier. Somnambuler Zustand der Prinzessin Gamaheh. Die Gedanken des Traums. Wie Dörtje Elverdink beinahe die Wahrheit spricht und die Distel Zeherit mit der Prinzessin Gamaheh von dannen rennt.

Sehr bald war der Fehlgriff des Wächters ausgemittelt, der den Herrn Pepusch als einen nächtlichen Dieb, welcher einzubrechen versucht, zur Haft gebracht hatte. Man wollte indessen einige Unrichtigkeiten in seinen Pässen bemerkt haben, und dies war die Ursache, warum man ihn ersuchte, irgend einen angesessenen Bürger in Frankfurt als Gewährsmann aufzustellen, bis dahin sich aber den Aufenthalt auf dem Bürgermeister-Amt gefallen zu lassen.

Da saß nun Herr George Pepusch in einem ganz artigen Zimmer und sann hin und her, wen er wohl in Frankfurt als seinen Gewährsmann aufstellen könne. So lange war er abwesend gewesen, daß er befürchten mußte, selbst von denen vergessen worden zu sein, die ihn vormals recht gut gekannt hatten, und an sonstigen Adressen fehlte es ihm gänzlich.

Ganz mißmutig sah er zum Fenster hinaus und begann laut sein Schicksal zu verwünschen. Da wurde dicht neben ihm ein anderes Fenster geöffnet und eine Stimme rief: „Wie? sehe ich recht? Bist du es, George?“ — Herr Pepusch war nicht wenig erstaunt, als er den Freund erblickte, mit dem er während seines Aufenthaltes in Madras den vertrautesten Umgang gepflogen.

„Wetter,“ sprach Herr Pepusch, „Wetter, wie man so vergeßlich, „ja so ganz vor den Kopf geschlagen sein kann! Ich wußt' es ja, „daß du glücklich in den heimatlichen Stapel eingelaufen bist. „Wunderdinge habe ich in Hamburg von deiner seltsamen Lebens„weise gehört, und nun ich hier angekommen, denke ich nicht daran, „dich aufzusuchen. Doch wer solche Dinge im Kopfe hat, als ich — „Nun, es ist gut, daß der Zufall mir dich zugeführt. Du siehst, ich „bin verhaftet, du kannst mich aber augenblicklich in Freiheit setzen, „wenn du Gewähr leistest, daß ich wirklich der George Pepusch bin, „den du seit langen Jahren kennest, und kein Spitzbube, kein Räuber!“ „Ich bin,“ rief Herr Peregrinus Tyß, „in der That jetzt ein herr„licher tadelsfreier Gewährsmann, da ich selbst verhaftet bin.“

Peregrinus hatte dem Freunde ausführlich erzählt, wie er bei seiner Rückkehr nach Frankfurt sich verwaist gefunden und seitdem in völliger Abgeschiedenheit nur in der Erinnerung an die früheren Tage mitten in der geräuschvollen Stadt ein einsames freudenleeres Leben führe.

„O ja," erwiderte Pepusch mürrisch, „ich habe davon gehört, „mir sind die Narrenspossen erzählt worden, die du treibst, um das „Leben zu verbringen in kindischer Träumerei. Du willst ein Held „der Gemütlichkeit, der Kindlichkeit sein, nur darum verhöhnst du „die gerechten Ansprüche, die das Leben, die menschliche Gesellschaft „an dich macht. Du giebst eingebildete Familienschmäuse und spendest „die köstlichen Speisen, die teuern Weine, die du für Tote auftischen „ließest, den Armen. Du bescherst dir selbst den heiligen Christum „und thust, als seist du noch ein Kind, dann schenkst du aber die „Gaben, welche von der Art sind, wie sie wohl verwöhnten Kindern „in reicher Eltern Hause gespendet zu werden pflegen, armen Kindern. „Aber du bedenkst nicht, daß es den Armen eine schlechte Wohlthat „ist, wenn du einmal ihren Gaumen kitzelst, und sie nachher ihr „Elend doppelt fühlen, wenn sie aus nagendem Hunger kaum ge„nießbare Speise, die mancher leckere Schooßhund verwirft, kauen „müssen — ha, wie mich diese Armenabfütterungen anekeln, wenn „ich bedenke, daß das, was an einem Tage verspendet wird, hin„reichen würde, sie Monate hindurch zu ernähren auf mäßige Weise! „— Du überhäufst die Kinder armer Leute mit glänzenden Spiel„sachen und bedenkst nicht, daß ein hölzerner buntgemalter Säbel, „ein Lumpenpüppchen, ein Kuckuck, ein geringes Naschwerk von Vater „und Mutter einbeschert, sie ebenso, ja vielleicht noch mehr erfreut. „Aber sie fressen sich überdem an deinem verdammten Marzipan matt „und krank und mit der Kenntnis glänzenderer Gaben, die ihnen in „der Folge versagt bleiben, ist der Keim der Unzufriedenheit, des „Mißmuts in ihre Seele gepflanzt. Du bist reich, du bist lebens„kräftig, und doch entziehst du dich jeder Mitteilung und vereitelst „so jedes freundliche Annähern dir wohlwollender Gemüter. Ich „will es glauben, daß der Tod deiner Eltern dich erschüttert hat, „aber wenn jeder, der einen empfindlichen Verlust erlitten hat, in „sein Schneckenhaus kriechen sollte, so würde, beim Teufel, die Welt „einem Leichenhause gleichen und ich wollte nicht darin leben. Aber, „Patron! weißt du wohl, daß dich die störrigste Selbstsucht regiert, „die sich hinter einer albernen Menschenscheue versteckt? — Geh, geh,

„Peregrinus, ich kann dich nicht mehr achten, nicht mehr dein Freund „sein, wenn du dein Leben nicht änderst, die fatale Wirtschaft in „deinem Hause nicht aufgiebst."

Peregrinus schnippte mit dem Daumen und sogleich warf ihm Meister Floh das mikroskopische Glas ins Auge.

Die Gedanken des zürnenden Pepusch lauteten: Ist es nicht ein Jammer, daß ein solcher gemütlicher verständiger Mensch auf solche bedrohliche Abwege geraten konnte, die ihn zuletzt zu völliger Abgespanntheit aller besseren Kräfte bringen können? Aber es ist gewiß, daß sein weiches, zum Trübsinn geneigtes Gemüt den Stoß nicht ertragen konnte, den ihm der Tod der Eltern versetzte und daß er Trost in einem Treiben suchte, das an Wahnsinn grenzt. Er ist verloren, wenn ich ihn nicht rette. Ich will ihm desto härter zusetzen, mit desto grelleren Farben ihm das Bild seiner Thorheit aufstellen, je mehr ich ihn hochschätze, sein wahrer Freund bin und bleibe.

Peregrinus erkannte an diesen Gedanken, daß er in dem mürrischen Pepusch seinen alten wahrhaften Freund unverändert wiedergefunden.

„George," sprach Herr Peregrinus, nachdem ihm Meister Floh wieder das mikroskopische Glas aus der Pupille genommen, „George, „ich mag mit dir gar nicht darüber rechten, was du über das Tadelns„werte meiner Lebensweise sagst, denn ich weiß, daß du es sehr gut „mit mir meinst; doch muß ich dir sagen, daß es meine Brust hoch „erhebt, wenn ich den Armen einen Freudentag bereiten kann, und „ist dies, unerachtet ich dabei an niemanden weniger denke, als an „mich selbst, gehässige Selbstsucht, so fehle ich wenigstens unbewußt. „Das sind die Blumen in meinem Leben, das mir sonst vorkommt, „wie ein trauriges unwirtbares Feld voll Disteln."

„Was," fuhr George Pepusch heftig auf, „was sprichst du von „Disteln? warum verachtest du Disteln und setzest sie den Blumen „entgegen? Bist du so wenig erfahren in der Naturkunde, um nicht „zu wissen, daß die wunderherrlichste Blume, die es nur geben mag, „nichts anderes ist, als die Blüte einer Distel? Ich meine den „Cactus grandiflorus. Und ist die Distel Zeherit nicht eben wieder „der schönste Cactus unter der Sonne? Peregrinus, ich habe dir „es so lange verschwiegen, oder vielmehr verschweigen müssen, weil „ich selbst die klare Erkenntnis davon nicht hatte, aber jetzt erfahre „es, daß ich selbst die Distel Zeherit bin, und meine Ansprüche auf „die Hand der Tochter des würdigen Königs Sekakis, der holden, „himmlischen Prinzessin Gamaheh durchaus nicht aufgeben will und

„werde. — Ich habe sie gefunden, aber in demselben Augenblick er„faßten mich dämonische Wächter und Bürgerwachen und schleppten „mich ins Gefängnis."

„Wie," rief Peregrinus halb erstarrt vor Erstaunen, auch du, „George bist verflochten in die seltsamste aller Geschichten?"

„Was für eine Geschichte?" fragte Pepusch.

Peregrinus nahm gar keinen Anstand, auch seinem Freunde, wie Herrn Swammer, alles zu erzählen, was sich bei dem Buchbinder Lämmerhirt und darauf in seinem Hause begeben. Er verschwieg auch nicht die Erscheinung des Meisters Floh, wiewohl, man mag es wohl denken, den Besitz des geheimnisvollen Glases.

Georges Augen brannten, er biß sich in die Lippen, er schlug sich vor die Stirn, er rief, als Peregrinus geendet, in voller Wut: „Die Verruchte! die Treulose! die Verräterin!" — Um in der Selbstqual verzweifelnder Liebe jeden Tropfen aus dem Giftbecher, den ihm Peregrinus ohne es zu ahnen gereicht, gierig auszukosten, ließ er sich jeden kleinen Zug von Dörtjens Beginnen wiederholen. Dazwischen murmelte er: „In den Armen — an der Brust — glühende Küsse." — Dann sprang er vom Fenster zurück, lief in der Stube umher und gebärdete sich, wie ein Rasender.

Vergebens rief Peregrinus ihm zu, er möge ihn doch nur weiter hören, er habe ihm noch viel Tröstliches zu sagen; Pepusch ließ nicht nach mit Toben.

Das Zimmer wurde aufgeschlossen und ein Abgeordneter des Raths kündigte dem Herrn Peregrinus Tyß an, daß kein gesetzlicher Grund zu seiner längeren Haft gefunden worden und er zurückkehren könne in seine Wohnung.

Der erste Gebrauch den Peregrinus von seiner wieder erlangten Freiheit machte, war, daß er sich als Gewährsmann für den verhafteten George Pepusch stellte, dem er bezeugte, daß er wirklich der George Pepusch sei, mit dem er in innigster Freundschaft verbunden zu Madras gelebt, und der ihm als ein vermögender ganz unbescholtener Mann bekannt sei.

Meister Floh ergoß sich in sehr philosophischen lehrreichen Betrachtungen, die darauf hinausliefen, daß die Distel Zeherit, trotz der rauhen störrigen Außenseite, sehr human und verständig sei, jedoch sich stets ein wenig zu anmaßend zeige. Im Grunde genommen, habe die Distel mit vollem Rechte die Lebensweise des Herrn Peregrinus getadelt, sei auch dies in etwas zu harten Ausdrücken

geschehen. Er seinerseits wolle wirklich dem Herrn Peregrinus raten, sich von nun an in die Welt zu begeben.

„Glaubt mir," so sprach Meister Floh, „glaubt mir, Herr Peregrinus, es wird Euch gar manchen Nutzen bringen, wenn Ihr Eure Einsamkeit verlaßt. Fürs erste dürft Ihr nicht mehr fürchten, scheu und verlegen zu erscheinen, da Ihr, das geheimnisvolle Glas im Auge, die Gedanken der Menschen beherrschet, es daher ganz unmöglich ist, daß Ihr nicht überall den richtigen Takt behaupten solltet. Wie fest, wie ruhig könnt Ihr vor den höchsten Häuptern auftreten, da ihr Innerstes klar vor Euren Augen liegt. Bewegt Ihr Euch frei in der Welt, so wird Euer Blut leichter fließen, jedes trübsinnige Brüten aufhören und, was das beste ist, bunte Ideen und Gedanken werden aufgehen in Euerm Gehirn, das Bild der schönen Gamaheh wird von seinem Glanz verlieren und bald seid Ihr dann besser imstande, mir Wort zu halten."

Herr Peregrinus fühlte, daß beide, George Pepusch und Meister Floh es sehr gut mit ihm meinten und er nahm sich vor, ihren weisen Rat zu befolgen. Doch sowie er die süße Stimme der holden Geliebten vernahm, welche öfters sang und spielte, so glaubte er nicht, wie es möglich sein werde, das Haus zu verlassen, das ihm zum Paradiese geworden.

Endlich gewann er es doch über sich, einen öffentlichen Spaziergang zu besuchen. Meister Floh hatte ihm das Glas ins Auge gesetzt und Platz genommen im Jabot, wo er sich sanft hin und her zu schaukeln wußte.

„Habe ich endlich das seltene Vergnügen, meinen guten lieben „Herrn Tyß wieder zu sehen? Sie machen sich rar, bester Freund, „und alles schmachtet doch nach Ihnen. Lassen Sie uns irgendwo „eintreten, eine Flasche Wein leeren auf Ihr Wohl, mein Herzens„freund. — Wie ich mich freue, Sie zu sehen!" So rief ihm ein junger Mann entgegen, den er kaum zwei, dreimal gesehen. Die Gedanken lauteten: Kömmt der alberne Misanthrop auch einmal zum Vorschein? — Aber ich muß ihm schmeicheln, weil ich nächstens Geld von ihm borgen will. Er wird doch nicht des Teufels sein, und meine Einladung annehmen? Ich habe keinen Groschen Geld und kein Wirt borgt mir mehr.

Zwei sehr zierlich gekleidete junge Mädchen traten dem Peregrinus geradezu in den Weg. Es waren Schwestern, weitläufig mit ihm verwandt.

Ei, rief die eine lachend, ei, Vetterchen, trifft man Sie einmal? Es ist gar nicht hübsch von Ihnen, daß Sie sich so einsperren, daß Sie sich nicht sehen lassen. Sie glauben nicht, wie Mutterchen Ihnen gut ist, weil Sie solch ein verständiger Mensch sind. Versprechen Sie mir, bald zu kommen. Da! Küssen Sie mir die Hand. — Die Gedanken lauteten: Wie, was ist das? Was ist mit dem Vetter vorgegangen? Ich wollte ihn recht in Furcht und Angst setzen. Sonst lief er vor mir, vor jedem Frauenzimmer, und jetzt bleibt er stehen und kuckt mir so ganz sonderbar ins Auge und küßt mir die Hand ohne alle Scheu! Sollte er in mich verliebt sein? Das fehlte noch! Die Mutter sagt, er sei etwas dämisch. Was thut's, ich nehme ihn; ein dämischer Mann ist, wenn er reich ist, wie der Vetter, eben der beste. Die Schwester hatte mit niedergeschlagenen Augen und hochroten Wangen bloß gelispelt: Besuchen Sie uns recht bald, lieber Vetter! — Die Gedanken lauteten: Der Vetter ist ein recht hübscher Mensch und ich begreife nicht, warum ihn die Mutter albern und abgeschmackt nennt und ihn nicht leiden mag. Wenn er in unser Haus kommt, verliebt er sich in mich, denn ich bin das schönste Mädchen in ganz Frankfurt. Ich nehme ihn, weil ich einen reichen Menschen heiraten will, damit ich bis eilf Uhr schlafen und teurere Shawls tragen darf, als die Frau von Carsner. — Ein vorüberfahrender Arzt ließ, als er den Peregrinus erblickte, den Wagen halten und schrie zum Schlage heraus: Guten Morgen, bester Tyß! Sie sehen aus, wie das Leben! der Himmel erhalte Sie bei guter Gesundheit! Aber wenn Ihnen was zustoßen sollte, so denken Sie an mich, an den alten Freund Ihres seligen Herrn Vaters. — Solchen kräftigen Naturen helfe ich auf die Beine in weniger Zeit! Adieu! Die Gedanken lauteten: Ich glaube, der Mensch ist aus purem Geiz beständig gesund? Aber er sieht mir so blaß, so verstört aus, er scheint endlich was am Halse zu haben. Nun! kommt er mir unter die Hände, so soll er nicht wieder so bald vom Lager aufstehen, er soll tüchtig büßen für seine hartnäckige Gesundheit.

Sein Sie schönstens gegrüßt, Wohledler! rief ihm gleich darauf ein alter Kaufmann entgegen; sehen Sie, wie ich laufe und renne, wie ich mich plagen muß der Geschäfte halber. Wie weise ist es, daß Sie sich den Geschäften entzogen; unerachtet es bei Ihren Einsichten Ihnen gar nicht fehlen könnte, den Reichtum Ihres Herrn Vaters zu verdoppeln.

Die Gedanken lauteten: Wenn der Mensch nur Geschäfte machen wollte, der verwirrte Einfaltspinsel würde in kurzer Zeit seinen ganzen Reichtum verspekulieren und das wäre dann ein Gaudium. Der alte Herr Papa, der seine Freude daran hatte, andere ehrliche Leute, die sich durch ein klein Bankerottchen aufhelfen wollten, schonungslos zu ruinieren, würde sich im Grabe umdrehen. —

Noch viel mehr solche schneidende Widersprüche zwischen Worten und Gedanken liefen dem Peregrinus in den Weg. Stets richtete er seine Antworten mehr nach dem ein, was die Leute gedacht, als nach dem, was sie gesprochen, und so konnt' es nicht fehlen, daß, da Peregrinus in der Leute Gedanken eingedrungen, sie selbst gar nicht wußten, was sie von dem Peregrinus denken sollten. Zuletzt fühlte sich Herr Peregrinus ermüdet und betäubt. Er schnippte mit dem Daumen und sogleich verschwand das Glas aus der Pupille des linken Auges.

Als Peregrinus in sein Haus trat, wurde er durch ein seltsames Schauspiel überrascht. Ein Mann stand in der Mitte des Flurs und sah durch ein seltsam geformtes Glas unverwandten Blickes nach Herrn Swammers Stubenthür. Auf dieser Thüre spielten aber sonnenhelle Kreise in Regenbogenfarben, fuhren zusammen in einen feurigglühenden Punkt, der durch die Thüre zu dringen schien. Sowie dies geschehen, vernahm man ein dumpfes Ächzen, von Schmerzenslauten unterbrochen, das aus dem Zimmer zu kommen schien.

Zu seinem Entsetzen glaubte Herr Peregrinus Gamahehs Stimme zu erkennen.

„Was wollen Sie? Was treiben Sie hier?“ So fuhr Peregrinus auf den Mann los, der wirklich Teufelskünste zu treiben schien, indem stets rascher, stets feuriger die Regenbogenkreise spielten, stets glühender der Punkt hineinfuhr, stets schmerzlicher die Jammerlaute aus dem Zimmer ertönten.

Ach! sprach der Mann, indem er seine Gläser zusammenschob und schnell einsteckte, ach sieh da, der Herr Wirt! Verzeihen Sie, bester Herr Tyß, daß ich hier ohne Ihre gütige Erlaubnis operiere. Aber ich war bei Ihnen, um mir diese Erlaubnis zu erbitten. Da sagte mir aber die gute freundliche Aline, daß Sie ausgegangen wären, und die Sache hier unten litt keinen Aufschub.

„Welche Sache?“ fragte Peregrinus ziemlich barsch, „welche Sache hier unten ist's, die keinen Aufschub leidet?“

„Sollten Sie," fuhr der Mann mit widrigem Lächeln fort, „sollten Sie, wertester Herr Tyß, denn nicht wissen, daß mir meine „ungeratene Nichte Dörtje Elverdink entlaufen ist? Sie sind ja, „wiewohl mit großem Unrecht, als ihr Entführer verhaftet worden, „weshalb ich denn auch, sollte es darauf ankommen, mit vielem Ver„gnügen Ihre völlige Unschuld bezeugen werde. Nicht zu Ihnen, „nein zu dem Herrn Swammerdamm, der sonst mein Freund war, „sich aber jetzt in meinen Feind verkehrt hat, ist die treulose Dörtje „geflüchtet. Sie sitzt hier im Zimmer, ich weiß es, und zwar allein, „da Herr Swammerdamm ausgegangen. Eindringen kann ich nicht, „da die Thür fest verschlossen und verriegelt ist, ich aber viel zu gut„mütig bin, um Gewalt anzuwenden. Deshalb nehme ich mir aber „die Freiheit, die Kleine mit meinem optischen Marter-Instrument „etwas zu quälen, damit sie erkenne, daß ich, trotz ihres eingebildeten „Prinzessintums, ihr Herr und Meister bin!"

„Der Teufel," schrie Peregrinus im höchsten Grimme, „der Teufel „sind Sie, Herr! aber nicht Herr und Meister der holden himmlischen „Gamaheh. Fort aus dem Hause, treiben Sie Ihre Satanskünste, wo „Sie wollen, aber hier scheitern Sie damit, dafür werde ich sorgen!" —

„Ereifern," sprach Leuwenhöck, „ereifern Sie sich nur nicht, „bester Herr Tyß, ich bin ein unschuldiger Mann, der nichts will, „als alles Gute. Sie wissen nicht, wessen Sie sich annehmen. Es „ist ein kleiner Unhold, ein kleiner Basilisk, der dort im Zimmer „sitzt, in der Gestalt des holdesten Weibleins. Möchte sie, wenn ihr „der Aufenthalt bei meiner Wenigkeit durchaus mißfiel, doch ge„flohen sein, aber durfte die treulose Verräterin mir mein schönstes „Kleinod, den besten Freund meiner Seele, ohne den ich nicht leben, „nicht bestehen kann, rauben? Durfte sie mir den Meister Floh ent„führen? — Sie werden, Verehrtester, nicht verstehen, was ich „meine, aber" —

Hier konnte Meister Floh, der von dem Jabot des Herrn Peregrinus hinaufgesprungen war und den sicherern und bequemern Platz in der Halsbinde eingenommen hatte, sich nicht enthalten, ein feines höhnisches Gelächter aufzuschlagen.

„Ha," rief Leuwenhöck, wie vom jähen Schreck getroffen, „ha! „was war das! — sollte es möglich sein? — ja hier an diesem „Orte! — erlauben Sie doch, verehrtester Herr Peregrinus!"

Damit streckte Leuwenhöck den Arm aus, trat dicht heran an Herrn Peregrinus und wollte nach seiner Halsbinde greifen.

Peregrinus wich ihm aber geschickt aus, faßte ihn mit starker Faust und schleppte ihn nach der Hausthüre, um ihn ohne weiteres hinauszuwerfen. Eben als Peregrinus sich mit Leuwenhöck, der sich in ohnmächtigen Protestationen erschöpfte, dicht an der Thüre befand, wurde diese von außen geöffnet und hinein stürmte George Pepusch, hinter ihm aber Herr Swammerdamm.

Sowie Leuwenhöck seinen Feind Swammerdamm erblickte, riß er sich los mit der höchsten Anstrengung seiner letzten Kräfte, sprang zurück und stemmte sich mit dem Rücken gegen die Thüre des verhängnisvollen Zimmers, wo die Schöne gefangen saß.

Swammerdamm zog, dies gewahrend, ein kleines Fernglas aus der Tasche, schob es lang aus, und ging dem Feinde zu Leibe, indem er laut rief: Zieh, Verdammter, wenn du Courage hast!

Schnell hatte Leuwenhöck ein ähnliches Instrument in der Hand, schob es ebenfalls auseinander, und schrie: Nur heran, ich stehe dir, bald sollst du meine Macht fühlen! — Beide setzten nun die Ferngläser ans Auge und fielen grimmig gegeneinander aus, mit scharfen mörderischen Streichen, indem sie ihre Waffen durch Aus- und Einschieben bald verlängerten, bald verkürzten. Da gab es Finten, Paraden, Volten, kurz alle nur mögliche Fechterkünste, und immer mehr schienen sich die Gemüter zu erhitzen. Wurde einer getroffen, so schrie er laut auf, sprang in die Höhe, machte die wunderlichsten Kapriolen, die schönsten Entrechats, Pirouetten, wie der beste Solotänzer von der Pariser Bühne, bis der andere ihn mit dem verkürzten Fernglase fest fixierte. Geschah diesem nun Gleiches, so machte er es ebenso. So wechselten sie mit den ausgelassensten Sprüngen, mit den tollsten Gebärden, mit dem wütendsten Geschrei; der Schweiß tropfte ihnen von der Stirn herab, die butroten Augen traten ihnen zum Kopfe heraus, und da man nur ihr wechselseitiges Anblicken durch die Ferngläser, sonst aber keine Ursache ihres Veitstanzes gewahrte, so mußte man sie für Rasende halten, die dem Irrenhause entsprungen. — Die Sache war übrigens ganz artig anzusehen. —

Herrn Swammerdamm gelang es endlich, den bösen Leuwenhöck aus seiner Stellung an der Thüre, die er mit hartnäckiger Tapferkeit behauptet, zu vertreiben und den Kampf in den Hintergrund des Flurs zu spielen.

George Pepusch nahm den Augenblick wahr, drückte die frei gewordene Thüre, die weder verschlossen noch verriegelt war, auf und schlüpfte ins Zimmer hinein. Sogleich stürzte er aber auch wieder

heraus, schrie: Sie ist fort — fort! und eilte mit Blitzesschnelle aus dem Hause von dannen. — Beide, Leuwenhöck und Swammerdamm, hatten sich schwer getroffen, denn beide hüpften, tanzten auf ganz tolle Weise und machten dazu mit Heulen und Schreien eine Musik, die dem Wehgeschrei der Verdammten in der Hölle zu gleichen schien.

Peregrinus wußte in der That nicht recht, was er beginnen sollte, die Wütenden auseinander zu bringen und so einen Auftritt zu endigen, der ebenso lächerlich als entsetzlich war. Endlich gewahrten beide, daß die Thüre des Zimmers weit offen stand, vergaßen Kampf und Schmerz, steckten die verderblichen Waffen ein und stürzten sich ins Zimmer.

Schwer fiel es nun erst dem Herrn Peregrinus Tyß aufs Herz, daß die Schönste aus dem Hause entflohen, er verwünschte den abscheulichen Leuwenhöck in die Hölle. Da ließ sich auf der Treppe Alinens Stimme vernehmen. Sie lachte laut und rief wiederum dazwischen: Was man nicht alles erlebt! Wundersam — unglaublich — wer hätte sich das träumen lassen! —

Was ist, fragte Peregrinus kleinlaut, was ist denn schon wieder Unglaubliches vorgefallen?

O lieber Herr Tyß, rief ihm die Alte entgegen, kommen Sie doch nur schnell herauf, gehen Sie doch nur in Ihr Zimmer.

Die Alte öffnete ihm schalkisch kichernd die Thüre seines Gemachs. Als er hineintrat, da, o Wunder! o Wonne! hüpfte ihm die holde Dörtje Elverdink entgegen, gekleidet in das verführerische Gewand von Silberzindel, wie er sie bei dem Herrn Swammer erblickt. „Endlich sehe ich Sie wieder, mein süßer Freund,“ lispelte die Kleine, und wußte sich dem Peregrinus so anzuschmiegen, daß er nicht umhin konnte, sie, aller guten Vorsätze ungeachtet, auf das zärtlichste zu umarmen. Die Sinne wollten ihm vergehen vor Entzücken und Liebeslust. —

Wohl oft hat es sich aber begeben, daß jemand gerade im höchsten Rausch der überschwenglichsten Wonne sich recht derb die Nase stieß und plötzlich geweckt durch den irdischen Schmerz aus dem seligen Jenseits hinabfiel in das ordinäre Diesseits. Gerade so ging es Herrn Peregrinus. Als er sich nämlich hinabbückte, um Dörtjes süßen Mund zu küssen, stieß er sich ganz entsetzlich die nicht unansehnliche Nase an dem Diadem von funkelnden Brillanten, das die Kleine in den schwarzen Locken trug. Der empfindliche Schmerz des Stoßes

an den eckigt geschliffenen Steinen brachte ihn hinlänglich zu sich selbst, um das Tiadem zu gewahren. Das Tiadem mahnte ihn aber an die Prinzessin Gamaheh, und dabei mußte ihm wieder alles einfallen, was ihm Meister Floh von dem verführerischen Wesen gesagt hatte. Er bedachte, daß einer Prinzessin, der Tochter eines mächtigen Königs, unmöglich an seiner Liebe etwas gelegen sein könne, und daß ihr ganzes liebeatmendes Betragen wohl nur als gleißnerischer Trug gelten dürfe, durch den die Verräterin sich den zauberischen Floh wieder verschaffen wolle. — Dies betrachtend, glitt ein Eisstrom durch sein Inneres, der die Liebesflammen, wenn auch nicht gänzlich auslöschte, so doch wenigstens dämpfte.

Peregrinus wand sich sanft aus den Armen der Kleinen, die ihn liebend umfaßt hatte, und sprach leise mit niedergeschlagenen Augen: Ach du lieber Himmel! Sie sind ja doch die Tochter des mächtigen Königs Sekakis, die schöne, hohe, herrliche Prinzessin Gamaheh! — Verzeihung, Prinzessin, wenn mich ein Gefühl, dem ich nicht widerstehen konnte, hinriß zur Thorheit, zum Wahnsinn. Aber Sie selbst, Durchlauchtige —

„Was," unterbrach Dörtje Elverdink den Peregrinus, „was „sprichst du, mein holder Freund? Ich eines mächtigen Königs „Tochter? ich eine Prinzessin? Ich bin ja deine Aline, die dich „lieben wird bis zum Wahnsinn, wenn du — doch, wie ist mir „denn? Aline, die Königin von Golkonda? die ist ja schon bei dir; „ich habe mit ihr gesprochen. Eine gute, liebe Frau, doch alt ist sie „geworden, und lange nicht mehr so hübsch, als zur Zeit ihrer Ver„heiratung mit einem französischen General! — Weh mir! ich bin „wohl nicht die rechte, ich habe wohl nie in Golkonda geherrscht? — „Weh mir!"

Die Kleine hatte die Augen geschlossen und begann zu wanken. Peregrinus brachte sie auf den Sopha.

„Gamaheh," fuhr sie wie somnambul sprechend fort, „Gamaheh „sagst du? — Gamaheh, die Tochter des Königs Sekakis? Ja, ich „erinnere mich, in Famagusta! — ich war eigentlich eine schöne „Tulpe — doch nein, schon damals fühlte ich Sehnsucht und Liebe „in der Brust. — Still, still davon!"

Die Kleine schwieg, sie schien ganz einschlummern zu wollen. Peregrinus übernahm das gefährliche Wagestück, sie in eine bequemere Stellung zu bringen. Doch sowie er die Holde sanft umschlang, stach ihn eine versteckte Nadel recht derb in den Finger. Seiner Ge=

wohnheit nach schnippte er mit dem Daumen. Meister Floh hielt das aber für das verabredete Zeichen und setzte ihm augenblicklich das mikroskopische Glas in die Pupille.

So wie immer erblickte Peregrinus hinter der Hornhaut der Augen das seltsame Geflecht der Nerven und Adern, die bis in das tiefe Gehirn hineingingen. Aber durch dies Geflecht schlangen sich hell blinkende Silberfaden, wohl hundertmal dünner als die Faden des dünnesten Spinngewebes und eben diese Faden, die endlos zu sein schienen, da sie sich hinausrankten aus dem Gehirn in ein selbst dem mikroskopischen Auge unentdeckbares Etwas, verwirrten, vielleicht Gedanken sublimerer Art, die andern von leichter zu erfassender Gattung. Peregrinus gewahrte bunt durcheinander Blumen, die sich zu Menschen gestalteten, dann wieder Menschen, die in die Erde zerflossen und dann als Steine, Metalle, hervorblickten. Und dazwischen bewegten sich allerlei seltsame Tiere, die sich unzählige Mal verwandelten und wunderbare Sprachen redeten. Keine Erscheinung paßte zu der anderen und in der bangen Klage brustzerreißender Wehmut, die durch die Luft ertönte, schien sich die Dissonanz der Erscheinungen auszusprechen. Doch eben diese Dissonanz verherrlichte nur noch mehr die tiefe Grundharmonie, die siegend hervorbrach und alles, was entzweit geschienen, vereinigte zu ewiger namenloser Lust.

„Verwirrt," zischelte Meister Floh, „verwirrt Euch nicht, guter „Herr Peregrinus, das sind Gedanken des Traums, die Ihr da schaut. „Sollte auch vielleicht noch etwas mehr dahinter stecken, so ist es „wohl jetzt nicht an der Zeit, das weiter zu untersuchen. Ruft nur „die verführerische Kleine bei ihrem rechten Namen und fragt sie „dann aus, wie Ihr Lust habt."

Da die Kleine verschiedene Namen führte, so hätte es, wie man denken sollte, dem Peregrinus schwer fallen müssen, den rechten zu treffen. Peregrinus rief aber, ohne sich im mindesten zu besinnen: Dörtje Elverdink! Holdes, liebes Mädchen! wäre es kein Trug? wäre es möglich, daß du mich wirklich lieben könntest? Sogleich erwachte die Kleine aus ihrem träumerischen Zustande, schlug die Äuglein auf und sprach mit leuchtendem Blick: „Welche Zweifel, „mein Peregrinus? Kann ein Mädchen wohl das beginnen, was ich „begann, wenn nicht die glühendste Liebe ihre Brust erfüllt? Peregrinus, ich liebe dich, wie keinen andern, und willst du mein sein, „so bin ich dein mit ganzer Seele und bleibe bei dir, weil ich nich

„von dir lassen kann und nicht etwa bloß um der Tyrannei des „Onkels zu entfliehen."

Die Silberfaden waren verschwunden und die gehörig geordneten Gedanken lauteten: „Wie ist das zugegangen? Erst heuchelte ich ihm „Liebe, bloß um den Meister Floh mir und dem Leuwenhöck wieder „zu gewinnen und jetzt bin ich ihm in der That gut geworden. „Ich habe mich in meinen eigenen Fallstricken gefangen. Ich denke „kaum mehr an den Meister Floh, ich möchte ewig dem Mann an„gehören, der mir liebenswürdiger vorkömmt, als alle, die ich bis „jetzt gesehen."

Man kann sich vorstellen, wie diese Gedanken alles selige Entzücken in Peregrinus' Brust entflammten. Er fiel vor der Holden nieder, bedeckte ihre Händchen mit tausend glühenden Küssen, nannte sie seine Wonne, seinen Himmel, sein ganzes Glück. —

„Nun," lispelte die Kleine, indem sie ihn sanft an ihre Seite zog, „nun mein Teurer, wirst du gewiß einen Wunsch nicht zurück„weisen, von dessen Erfüllung die Ruhe, ja das ganze Dasein deiner „Geliebten abhängt." —

„Verlange," erwiderte Peregrinus, indem er die Kleine zärtlich umschlang, „verlange alles, mein süßes Leben, alles, was du willst, „dein leisester Wunsch ist mir Gebot. Nichts in der Welt ist mir „so teuer, daß ich es nicht dir, nicht deiner Liebe mit Freuden „opfern sollte."

Weh mir, zischelte Meister Floh. Wer hätte das gedacht, daß die Treulose siegen sollte. Ich bin verloren!

„So höre denn," fuhr die Kleine fort, nachdem sie die glühenden Küsse, die Peregrinus auf ihre Lippen gedrückt, feurig erwidert hatte, „so höre denn, ich weiß, auf welche Art der" —

Die Thür sprang auf und herein trat Herr George Pepusch. „Zeherit!" schrie wie in Verzweiflung die Kleine auf und sank leblos in den Sopha zurück.

Die Distel Zeherit flog aber auf die Prinzessin Gamaheh los, nahm sie in den Arm und rannte mit ihr blitzschnell von dannen.

Meister Floh war für diesmal gerettet. —

Fünftes Abenteuer.

Gedanken junger dichterischer Enthusiasten und schriftstellerischer Damen. Peregrinus' Betrachtungen über sein Leben und Meister Flohs Gelehrsamkeit und Verstand. Seltene Tugend und Standhaftigkeit des Herrn Tyß. Unerwarteter Ausgang eines bedrohlichen tragischen Auftritts.

Mit Blitzesschnelle hatte, wie es der geneigte Leser am Schlusse des vierten Abenteuers erfahren hat, George Pepusch die Kleine aus des verliebten Peregrinus Armen entführt und diesen zurückgelassen, starr vor Erstaunen und Schreck.

Als Peregrinus endlich, zur Besinnung gekommen, aufsprang und dem räuberischen Freunde nachsetzte, war alles öde und still im Hause. Auf wiederholtes starkes Rufen pantoffelte die alte Aline aus dem entferntesten Zimmer heran und versicherte, von dem ganzen Vorfall auch nicht das mindeste bemerkt zu haben.

Peregrinus wollte über Dörtjes Verlust beinahe außer sich geraten. Meister Floh ließ sich aber vernehmen mit tröstenden Worten: „Ihr wißt," sprach er mit einem Ton, der dem Hoffnungslosesten Zutrauen einflößen mußte, „Ihr wißt ja noch gar nicht, teurer „Herr Peregrinus Tyß, ob die schöne Dörtje Elverdink Euer Haus „wirklich verlassen hat. So viel wie ich mich auf solche Dinge ver„stehe, ist sie gar nicht weit; mir ist's als wittere ich ihre Nähe. „Doch, wollt Ihr meinem freundschaftlichen Rat vertrauen und ihn „befolgen, so überlaßt die schöne Dörtje ihrem Schicksal. Glaubt „mir, die Kleine ist ein wetterwendisches Ding; mag es sein, daß sie, „wie Ihr mir gesagt habt, Euch jetzt wirklich gut geworden ist, wie „lange wird es dauern und sie versetzt Euch in solch Trübsal und „Leid, daß Ihr Gefahr lauft, darüber den Verstand zu verlieren, wie „die Distel Zeherit. Noch einmal sage ich es Euch, gebt Euer ein„sames Leben auf. Ihr werdet Euch besser dabei befinden. Was für „Mädchen habt Ihr denn schon kennen gelernt, daß Ihr die Dörtje „für die schönste achtet; welchem Weibe habt Ihr Euch denn schon „genähert mit freundlichen Liebesworten, daß Ihr glaubt, nur Dörtje „könne Euch lieben. Geht, geht, Peregrinus, die Erfahrung wird „Euch eines Besseren überzeugen. Ihr seid ein ganz hübscher statt„licher Mann und ich müßte nicht so verständig und scharfsichtig sein, „als es der Meister Floh wirklich ist, wenn ich nicht voraussehen

„sollte, daß Euch das Glück der Liebe noch lachen wird auf ganz „andere Weise, als Ihr es wohl jetzt vermutet.“ —

Peregrinus hatte dadurch, daß er an öffentliche Orter ging, bereits die Bahn gebrochen und es wurde ihm nun weniger schwer, Gesellschaften zu besuchen, denen er sich sonst entzogen. Meister Floh that ihm dabei mit dem mikroskopischen Glase vortreffliche Dienste, und Peregrinus soll während der Zeit ein Tagebuch gehalten und die wunderlichsten ergötzlichsten Kontraste zwischen Worten und Gedanken, wie sie ihm täglich aufstießen, aufgezeichnet haben. Vielleicht findet der Herausgeber des seltsamen Märchens, Meister Floh geheißen, künftig Gelegenheit, manches weiterer Mitteilung Würdige aus diesem Tagebuch ans Licht zu fördern; hier würde es nur die Geschichte aufhalten und darum dem geneigten Leser eben nicht willkommen sein. So viel kann gesagt werden, daß manche Redensarten mit den dazu gehörenden Gedanken stereotypisch wurden, wie z. B. „Ich erbitte mir Ihren gütigen Rat,“ lautet in Gedanken: Er ist albern genug, zu glauben, daß ich wirklich in einer Sache, die längst beschlossen, seinen Rat verlange, und das kitzelt ihn! — „Ich vertraue Ihnen ganz!“ — Ich weiß ja längst, daß er ein Spitzbube ist u. s. w. Endlich darf auch noch bemerkt werden, daß manche Leute doch den Peregrinus mit seinen mikroskopischen Betrachtungen in große Verlegenheit setzten. Das waren nämlich die jungen Männer, die über alles in den höchsten Enthusiasmus geraten und sich in einen brausenden Strom der prächtigsten Redensarten ergießen konnten. Unter diesen schienen am tiefsten und herrlichsten junge Dichter zu sprechen, die von lauter Fantasie und Genialität strotzten und vorzüglich von Damen viel Anbetung erleiden mußten. Ihnen reihten sich schriftstellerische Frauen an, die alle Tiefen des Seins hienieden, sowie alle echtphilosophische, das Innerste durchdringende Ansichten der Verhältnisse des sozialen Lebens, wie man zu sagen pflegt, recht am Schnürchen hatten und mit prächtigen Worten herzusagen wußten, wie eine Festtagspredigt. — Kam es dem Peregrinus wunderbar vor, daß die Silberfaden aus Gamahehs Gehirn herausrankten in ein unentdeckbares Etwas, so erstaunte er nicht weniger darüber, was er im Gehirn der erwähnten Leute wahrnahm. Er sah zwar das seltsame Geflecht von Adern und Nerven, bemerkte aber zugleich, daß diese gerade, wenn die Leute über Kunst und Wissenschaft, über die Tendenzen des höheren Lebens überhaupt ganz ausnehmend herrlich sprachen, gar nicht eindrangen in die Tiefe des

Gehirns, sondern wieder zurückwuchsen, so daß von deutlicher Erkennung der Gedanken gar nicht die Rede sein konnte. Er teilte seine Bemerkung dem Meister Floh mit, der gewöhnlich in einer Falte des Halstuchs saß. Meister Floh meinte, daß das, was Peregrinus für Gedanken halte, gar keine wären, sondern nur Worte, die sich vergeblich mühten, Gedanken zu werden.

Erlustigte sich nun Herr Peregrinus Tyß in der Gesellschaft auf mannigfache Weise, so ließ auch sein treuer Begleiter, Meister Floh, viel von seinem Ernste nach, und bewies sich als ein kleiner schalkischer Lüstling, als ein aimable roué. Keinen schönen Hals, keinen weißen Nacken eines Frauenzimmers konnte er nämlich sehen, ohne bei der ersten besten Gelegenheit aus seinem Schlupfwinkel hervor und auf den einladenden Sitz zu springen, wo er jeder Nachstellung gespitzter Finger geschickt zu entgehen wußte. Dies Manöver umfaßte ein doppeltes Interesse. Einmal fand er selbst seine Lust daran, dann wollte er aber auch des Peregrinus Blicke auf Schönheiten ziehen, die Dörtjes Bild verdunkeln sollten. Dies schien aber ganz vergebliche Mühe zu sein, denn keine einzige der Damen, denen sich Peregrinus ohne alle Scheu mit voller Unbefangenheit näherte, kam ihm so gar hübsch und anmutig vor, als seine kleine Prinzessin. Weshalb aber auch nun vollends seine Liebe zur Kleinen festhielt, war, daß bei keiner er Worte und Gedanken so zu seinen Gunsten übereinstimmend fand, als bei ihr. Er glaubte sie nimmermehr lassen zu können und erklärte dies unverhohlen. Meister Floh ängstigte sich nicht wenig.

Peregrinus bemerkte eines Tages, daß die alte Aline schalkisch vor sich hinlächelte, öfter als sonst Tabak schnupfte, sich räusperte, undeutliches Zeug murmelte, kurz in ihrem ganzen Wesen that, wie jemand, der etwas auf dem Herzen hat und es gern los sein möchte. Dabei erwiderte sie auf alles: Ja! — man kann das nicht wissen, man muß das abwarten! — mochten nun diese Redensarten passen oder nicht. „Sage," rief Peregrinus endlich voll Ungeduld, „sage „Sie es nur lieber gleich heraus, Aline, was es wieder giebt, ohne „so um mich herumzuschleichen mit geheimnisvollen Mienen."

„Ach," rief die Alte, indem sie die dürren Fäuste zusammenschlug, „ach das herzige allerliebste Zuckerpüppchen, das zarte liebe „Ding!"

„Wen meint Sie denn?" unterbrach Peregrinus die Alte verdrießlich.

„Ei," sprach diese schmunzelnd weiter, „ei, wen sollte ich denn „anders meinen, als unsere liebe Prinzeß hier unten bei Herrn „Swammer, Ihre liebe Braut, Herr Tyß."

„Weib," fuhr Peregrinus auf, „unglückliches Weib, sie ist hier, hier im Hause, und das sagst du mir erst jetzt?"

„Wo sollte," erwiderte die Alte, ohne im mindesten aus ihrer behaglichen Ruhe zu kommen, „wo sollte die Prinzeß auch wohl anders sein, als hier, wo sie ihre Mutter gefunden hat."

„Wie," rief Peregrinus, „was sagt Sie, Aline?"

„Ja," sprach die Alte, indem sie den Kopf erhob, „ja, Aline, „das ist mein rechter Name und wer weiß, was in kurzer Zeit, „vor Ihrer Hochzeit, noch alles an das Tageslicht kommen wird."

Ohne sich an Peregrinus' Ungeduld, der sie bei allen Engeln und Teufeln beschwor, doch nur zu reden, zu erzählen, auch nur im mindesten zu kehren, nahm die Alte gemächlich Platz in einem Lehnstuhl, zog die Dose hervor, nahm eine große Prise und bewies dann dem Peregrinus sehr umständlich mit vielen Worten, daß es keinen größeren schädlichern Fehler gäbe, als die Ungeduld.

„Ruhe," so sprach sie, „Ruhe, mein Söhnchen, ist dir vor allen „Dingen nötig, denn sonst läufst du Gefahr, alles zu verlieren, in „dem Augenblick, als du es gewonnen zu haben glaubst. Ehe du „ein Wörtchen von mir hörst, mußt du dich dort still hinsetzen wie „ein artiges Kind und mich beileibe nicht in meiner Erzählung unter„brechen."

Was blieb dem Peregrinus übrig, als der Alten zu gehorchen, die, sowie Peregrinus Platz genommen, Dinge vorbrachte, die wunderlich und seltsam genug anzuhören waren.

So wie die Alte erzählte, hatten die beiden Herren, nämlich Swammerdamm und Leuwenhöck, sich in dem Zimmer noch recht tüchtig herumgebalgt und dabei entsetzlich gelärmt und getobt. Dann war es zwar stille geworden, ein dumpfes Ächzen hatte indessen die Alte befürchten lassen, daß einer von beiden auf den Tod verwundet. Als nun aber die Alte neugierig durch das Schlüsselloch kuckte, gewahrte sie ganz etwas anderes, als sie geglaubt. Swammerdamm und Leuwenhöck hatten den George Pepusch erfaßt und strichen und drückten ihn mit ihren Fäusten so, daß er immer dünner und dünner wurde, worüber er denn so ächzte, wie es die Alte vernommen. Zuletzt, als Pepusch so dünn geworden wie ein Distelstengel, versuchten sie ihn durch das Schlüsselloch zu drücken. Der arme Pepusch hing

schon mit dem halben Leibe heraus auf den Flur, als die Alte entsetzt von dannen floh. Bald darauf vernahm die Alte ein lautes schallendes Gelächter und gewahrte, wie Pepusch in seiner natürlichen Gestalt von den beiden Magiern ganz friedlich zum Hause hinausgeführt wurde. In der Thüre des Zimmers stand die schöne Dörtje und winkte die Alte hinein. Sie wollte sich putzen und hatte dabei die Hülfe der Alten nötig.

Die Alte konnte gar nicht genug von der großen Menge Kleider reden, die die Kleine aus allerlei alten Schränken herbeigeholt und ihr gezeigt und von denen eins immer reicher und prächtiger gewesen als das andere. Dann versicherte die Alte auch, daß wohl nur eine indische Prinzessin solch Geschmeide besitzen könne, als die Kleine, die Augen thäten ihr noch weh von dem blendenden Gefunkel.

Die Alte erzählte weiter, wie sie mit dem lieben Zuckerkinde während des Ankleidens dies und jenes gesprochen, wie sie an den seligen Herrn Tyß, an das schöne Leben, das sonst im Hause geführt worden, gedacht und wie sie zuletzt auf ihre verstorbenen Verwandten gekommen.

„Sie wissen," so sprach die Alte, „Sie wissen, lieber Herr Tyß, „daß mir nichts über meine selige Frau Muhme, die Kattundruckerfrau geht. Sie war in Mainz und ich glaube gar, auch in Indien „gewesen und konnte französisch beten und singen. Habe ich dieser „Frau Muhme den unchristlichen Namen Aline zu verdanken, so „will ich ihr das gern im Grabe verzeihen, da ich, was die feine „Lebensart, die Manierlichkeit, den Verstand die Worte hübsch zu „setzen, allein von ihr profitiert habe. Als ich nun recht viel von „der Frau Muhme erzählte, fragte die kleine Prinzessin nach meinen „Eltern, Großeltern und immer so weiter und weiter in die Familie „hinein. Ich schüttete mein Herz aus, ich sprach ganz ohne Rück„halt davon, daß meine Mutter beinahe ebenso schön gewesen sei, „als ich, wiewohl ich sie in Ansehung der Nase übertreffe, die vom „Vater abstamme und überhaupt nach der Form in der Familie „gebräuchlich sei, schon seit Menschengedenken. Da kam ich denn „auch auf die Kirchweihe zu reden, als ich den Deutschen tanzte mit „dem Sergeanten Häberpiep und die himmelblauen Strümpfe an„gezogen hatte mit den roten Zwickeln. — Nun! lieber Gott, wir „sind alle schwache, sündige Menschen. — Doch Herr Tyß, Sie sollten „nun selbst gesehen haben, wie die kleine Prinzeß, die erst gekichert

„und gelacht hatte, daß es eine Lust war, immer stiller und stiller „wurde und mich anstarrte mit solchen seltsamen Blicken, daß mir „in der That ganz graulich zu Mute wurde. – Und, denken Sie „sich, Herr Tyß, plötzlich, ehe ich mir's versehen, liegt die kleine „Prinzeß vor mir auf den Knieen und will mir durchaus die Hand „küssen, und ruft: Ja, du bist es, nun erst erkenne ich dich, ja du „bist es selbst! — Und als ich nun ganz erstaunt frage, was das „heißen soll" —

Die Alte stockte, und als Peregrinus in sie drang, doch nur weiter zu reden, nahm sie ganz ernst und bedächtig eine große Prise und sprach: Wirst es zeitig genug erfahren, mein Söhnchen, was sich nun weiter begab. Jedes Ding hat seine Zeit und seine Stunde!

Peregrinus wollte eben noch schärfer in die Alte dringen, ihm mehr zu sagen, als diese in ein gellendes Gelächter ausbrach. Peregrinus mahnte sie mit finstrem Gesicht daran, daß sein Zimmer eben nicht der Ort sei, wo sie mit ihm Narrenspossen treiben dürfe. Doch die Alte schien, beide Fäuste in die Seiten stemmend, ersticken zu wollen. Die brennend rote Farbe des Antlitzes ging über in ein angenehmes Kirschbraun, und Peregrinus stand im Begriff der Alten ein volles Glas Wasser ins Gesicht zu gießen, als sie zu Atem kam und die Sprache wieder gewann. „Soll," sprach sie, „soll man nicht lachen über das kleine närrische Ding. — Nein, solche Liebe giebt es gar nicht mehr auf Erden! — Denken Sie sich, Herr Tyß" — die Alte lachte aufs neue, dem Peregrinus wollte die Geduld ausgehen. Endlich brachte er dann mit Mühe heraus, daß die kleine Prinzeß in dem Wahne stehe, daß er, Herr Peregrinus Tyß, durchaus die Alte heiraten wolle, und daß sie, die Alte, ihr aufs feierlichste versprechen müssen, seine Hand auszuschlagen. —

Dem Peregrinus war es, als sei er in ein böses Hexenwesen verflochten und es wurde ihm so unheimlich zu Mute, daß ihm selbst die alte ehrliche Aline ein gespenstiges Wesen bedünken wollte, dem er nicht schnell genug entfliehen könne.

Die Alte ließ ihn nicht fort, weil sie ihm noch ganz geschwind etwas vertrauen müsse, was die kleine Prinzeß angehe.

„Es ist," sprach die Alte vertraulich, „es ist nun gewiß, daß „Ihnen, lieber Herr Peregrinus, der schöne leuchtende Glücksstern „aufgegangen, aber es bleibt nun Ihre Sache, sich den Stern günstig „zu erhalten. Als ich der Kleinen beteuerte, daß Sie ganz erstaun„lich in sie verliebt und weit entfernt wären, mich heiraten zu

„wollen, meinte sie, daß sie sich nicht eher davon überzeugen und „Ihnen ihre schöne Hand reichen könne, bis Sie ihr einen Wunsch „gewährt, den sie schon lange im tiefsten Herzen trage. Die Kleine „behauptet, Sie hätten einen kleinen allerliebsten Negerknaben bei „sich aufgenommen, der aus ihrem Dienste entlaufen; ich habe dem „zwar widersprochen, sie behauptet aber, der Bube sei so winzig „klein, daß er in einer Nußschale wohnen könne. Diesen Knaben „nun" —

„Daraus wird nichts," fuhr Peregrinus, der längst wußte, wo die Alte hinauswollte, heftig auf und verließ stürmisch Zimmer und Haus.

Es ist eine alte hergebrachte Sitte, daß der Held der Geschichte, ist er von heftiger Gemütsbewegung ergriffen, hinausläuft in den Wald oder wenigstens in das einsam gelegene Gebüsch. Die Sitte ist darum gut, weil sie im Leben wirklich herrscht. Hiernach konnt' es sich aber mit Herrn Peregrinus Tyß nicht anders begeben, als daß er von seinem Hause auf dem Roßmarkt aus so lange in einem Strich fortrannte, bis er die Stadt hinter sich und ein nahegelegenes Gebüsch erreicht hatte. Da es ferner in einer romanhaften Historie keinem Gebüsch an rauschenden Blättern, seufzenden, lispelnden Abend-lüften, murmelnden Quellen, geschwätzigen Bächen u. s. w. fehlen darf, so ist zu denken, daß Peregrinus das alles an seinem Zufluchts-orte fand. Auf einen bemoosten Stein, der zur Hälfte im spiegel-hellen Bache lag, dessen Wellen kräuselnd um ihn her plätscherten, ließ sich Peregrinus nieder, mit dem festen Vorsatz, die seltsamen Abenteuer des Augenblicks überdenkend, den Ariadne-Faden zu suchen und zu finden, der ihm den Rückweg aus dem Labyrinth der wunder-lichsten Rätsel zeigen sollte.

Es mag wohl sein, daß das in abgemessenen Pausen wieder-kehrende Geflüster der Büsche, das eintönige Rauschen der Gewässer, das gleichmäßige Klappern einer entfernten Mühle bald sich als Grundton gestaltet, nach dem sich die Gedanken zügeln und formen, so, daß sie nicht mehr ohne Rhythmus und Takt durcheinander brausen, sondern zu deutlicher Melodie werden. So kam denn auch Peregrinus, nachdem er einige Zeit sich an dem anmutigen Orte befunden, zu ruhiger Betrachtung.

„In der That," sprach Peregrinus zu sich selbst, „ein fantasti-„scher Märchenschreiber könnte nicht tollere, verwirrtere Begeben-„heiten ersinnen, als ich sie in dem geringen Zeitraum von wenigen

„Tagen wirklich erlebt habe. — Die Anmut, das Entzücken, die Liebe „selbst kommt dem einsiedlerischen Misogyn entgegen und ein Blick, „ein Wort reicht hin, Flammen in seiner Brust anzufachen, deren „Marter er scheute, ohne sie zu kennen! Aber Ort, Zeit, die ganze „Erscheinung des fremden verführerischen Wesens ist so geheimnisvoll, „daß ein seltsamer Zauber sichtbarlich einzugreifen scheint und nicht „lange dauert es, so zeigt ein kleines, winziges, sonst verachtetes „Tier Wissenschaft, Verstand, ja eine wunderbare magische Kraft. „Und dieses Tier spricht von Dingen, die allen gewöhnlichen Begriffen „unerfaßlich sind, auf eine Weise, als sei das alles nur das tausend„mal wiederholte Gestern und Heute des gemeinen Lebens hinter der „Bratenschüssel und der Weinflasche.

„Bin ich dem Schwungrad zu nahe gekommen, das finstere un„bekannte Mächte treiben, und hat es mich erfaßt in seinen Schwin„gungen? Sollte man nicht glauben, man müsse über derlei Dinge, „wenn sie das Leben durchschneiden, den Verstand verlieren? -- Und „doch befinde ich mich ganz wohl dabei; ja es fällt mir gar nicht „sonderlich mehr auf, daß ein Flohkönig sich in meinen Schutz be„geben und dafür ein Geheimnis anvertraut hat, das mir das Ge„heimnis der inneren Gedanken erschließt und so mich über allen „Trug des Lebens erhebt. — Wohin wird, kann aber das alles „führen? Wie, wenn hinter dieser wunderlichen Maske eines Flohs „ein böser Dämon stäke, der mich verlocken wollte ins Verderben, „der darauf ausginge, mir alles Liebesglück, das in Törtjes Besitz „mir erblühen könnte, zu rauben auf schnöde Weise? — Wär' es „nicht besser sich des kleinen Ungetüms gleich zu entledigen?"

„Das war," unterbrach Meister Floh das Selbstgespräch des Peregrinus, „das war ein sehr unfeiner Gedanke, Herr Peregrinus „Tyß! Glaubt Ihr, daß das Geheimnis, welches ich Euch anver„traute, ein geringes ist? Kann Euch dies Geschenk nicht als das „entscheidendste Kennzeichen meiner aufrichtigen Freundschaft gelten? „Schämt Euch, daß Ihr so mißtrauisch seid! Ihr verwundert Euch „über den Verstand, über die Geisteskraft eines winzigen sonst ver„achteten Tierchens, und das zeugt, nehmt es mir nicht übel, wenig„stens von der Beschränktheit Eurer wissenschaftlichen Bildung. Ich „wollte, Ihr hättet, was die denkende, sich willkürlich bestimmende „Seele der Tiere betrifft, den griechischen Philo oder wenigstens des „Hieronymi Rorarii Abhandlung: quod animalia bruta ratione „utantur melius homine, oder dessen oratio pro muribus gelesen.

„Oder Ihr wüßtet, was Lipsius und der große Leibnitz über das „geistige Vermögen der Tiere gedacht haben, oder Euch wäre bekannt, „was der gelehrte tiefsinnige Rabbi Maimonides über die Seele der „Tiere gesagt hat. Schwerlich würdet Ihr dann mich meines Ver„standes halber für einen bösen Dämon halten, oder gar die geistige „Vernunftmasse nach der körperlichen Extension abmessen wollen. Ich „glaube, am Ende habt Ihr Euch zur scharfsinnigen Meinung des „spanischen Arztes Gomez Pereira hingeneigt, der in den Tieren „nichts weiter findet, als künstliche Maschinen ohne Denkkraft, ohne „Willensfreiheit, die sich willkürlos, automatisch bewegen. Doch nein, „für so abgeschmackt will ich Euch nicht halten, guter Herr Peregrinus „Tyß, und fest daran glauben, daß Ihr längst durch meine geringe „Person eines Bessern belehrt seid. — Ich weiß ferner nicht recht, „was Ihr Wunder nennt, schätzbarster Herr Peregrinus, oder auf „welche Weise Ihr es vermöget, die Erscheinungen unseres Seins, die „wir eigentlich wieder nur selbst sind, da sie uns und wir sie wechsel„seitig bedingen, in wunderbare und nicht wunderbare zu teilen. „Verwundert Ihr Euch über etwas deshalb, weil es Euch noch nicht „geschehen ist, oder weil Ihr den Zusammenhang von Ursache und „Wirkung nicht einzusehen wähnt, so zeugt das nur von der natür„lichen oder angekränkelten Stumpfheit Eures Blicks, der Eurem „Erkenntnisvermögen schadet. Doch — nehmt es nicht übel, Herr „Tyß — das Drolligste bei der Sache ist, daß Ihr Euch selbst spalten „wollt in zwei Teile, von denen einer die sogenannten Wunder er„kennt und willig glaubt, der andere dagegen sich über diese Er„kenntnis, über diesen Glauben gar höchlich verwundert. Ist es „Euch wohl jemals aufgefallen, daß Ihr an die Bilder des Traums „glaubt?“

„Ich,“ unterbrach Peregrinus den kleinen Redner, „ich bitt' Euch, „bester Mann! wie möget Ihr doch vom Traume reden, der nur als „Resultat [von] irgend einer Unordnung in unserm körperlichen oder „geistigen Organismus herrührt.“

Meister Floh schlug bei diesen Worten des Herrn Peregrinus Tyß ein ebenso feines als höhnisches Gelächter auf.

„Armer,“ sprach er hierauf zu dem etwas bestürzten Peregrinus, „armer Herr Tyß, so wenig erleuchtet ist Euer Verstand, daß Ihr „nicht das Alberne solcher Meinungen einsehet? Seit der Zeit, daß „das Chaos zum bildsamen Stoff zusammengeflossen — es mag „etwas lange her sein — formt der Weltgeist alle Gestaltungen aus

„diesem vorhandenen Stoff und aus diesem geht auch der Traum mit „seinen Gebilden hervor. Skizzen von dem was war oder vielleicht „noch sein wird, sind diese Gebilde, die der Geist schnell hinwirft zu „seiner Lust, wenn ihn der Tyrann, Körper genannt, seines Sklaven„dienstes entlassen. Doch ist es hier weder Ort noch Zeit, Euch zu „widerlegen und eines Besseren überzeugen zu wollen; es würde „vielleicht auch von gar keinem Nutzen sein. Nur eine einzige Sache „möcht' ich Euch noch entdecken."

„Sprecht," rief Peregrinus, „sprecht oder schweigt, lieber Meister, „thut das was Euch am geratensten dünkt: denn ich sehe genugsam „ein, daß Ihr, seid Ihr auch noch so klein, doch unendlich mehr „Verstand und tiefe Kenntnis habt. Ihr zwingt mich zum unbedingten „Vertrauen, unerachtet ich Eure verblümten Redensarten nicht ganz „verstehe."

„So vernehmt," nahm Meister Floh wieder das Wort, „so ver„nehmt denn, daß Ihr in die Geschichte der Prinzessin Gamaheh ver„flochten seid, auf ganz besondere Weise. Swammerdamm und „Leuwenhöck, die Distel Zeherit und der Egelprinz, überdem aber „noch der Genius Thetel, alle streben nach dem Besitz der schönen „Prinzessin und ich selbst muß gestehen, daß leider meine alte Liebe „erwacht und ich Thor genug sein konnte, meine Herrschaft mit der „holden Treulosen zu teilen. Doch Ihr, Ihr, Herr Peregrinus, seid „die Hauptperson, ohne Eure Einwilligung kann die schöne Gamaheh „niemandem angehören. Wollt Ihr den eigentlichen tiefern Zusammen„hang der Sache, den ich selbst nicht weiß, erfahren, so müßt Ihr „mit Leuwenhöck darüber sprechen, der alles herausgebracht hat und „gewiß manches Wort fallen lassen wird, wenn Ihr Euch die Mühe „nehmen wollt und es versteht, ihn gehörig auszuforschen."

Meister Floh wollte in seiner Rede fortfahren, als ein Mensch in voller Furie aus dem Gebüsch hervor und auf den Peregrinus losstürzte.

„Ha!" schrie George Pepusch — das war der Mensch — mit wilden Gebärden: „ha, treuloser verräterischer Freund! — Treffe „ich dich? — treffe ich dich in der verhängnisvollen Stunde? — „Auf denn, durchbohre diese Brust, oder falle von meiner Hand!"

Damit riß Pepusch ein paar Pistolen aus der Tasche, gab ein Pistol dem Peregrinus in die Hand, und stellte sich mit dem andern in Positur, indem er rief: schieße, feige Memme!

Peregrinus stellte sich, versicherte aber, daß nichts ihn zu dem

heillosen Wahnsinn bringen würde, sich mit seinem einzigen Freunde in einen Zweikampf einzulassen ohne die Ursache auch nur zu ahnen. Wenigstens würde er in keinem Falle den Freund zuerst mörderisch angreifen.

Da schlug aber Pepusch ein wildes Gelächter auf und in dem Augenblick schlug auch die Kugel aus dem Pistol, das Pepusch abgedrückt, durch den Hut des Peregrinus. Dieser starrte, ohne den Hut, der zur Erde gefallen, aufzuheben, den Freund an in tiefem Schweigen. Pepusch näherte sich dem Peregrinus bis auf wenige Schritte und murmelte dann dumpf: Schieße!

Da drückte Peregrinus das Pistol schnell ab in die Luft.

Laut aufheulend wie ein Rasender, stürzte George Pepusch nun an die Brust des Freundes und schrie mit herzzerschneidendem Ton: Sie stirbt — sie stirbt aus Liebe zu dir, Unglücklicher — Eile — rette sie — du kannst es! — rette sie für dich, und mich laß untergehen in wilder Verzweiflung! —

Pepusch rannte so schnell von dannen, daß Peregrinus ihn sogleich aus dem Gesicht verloren hatte.

Schwer fiel es aber nun dem Peregrinus aufs Herz, daß des Freundes rasendes Beginnen durch irgend etwas Entsetzliches veranlaßt sein müsse, das sich mit der holden Kleinen begeben. Schnell eilte er nach der Stadt zurück.

Als er in sein Haus trat, kam ihm die Alte entgegen und jammerte laut, daß die arme schöne Prinzeß plötzlich auf das Heftigste erkrankt sei und wohl sterben werde; der alte Herr Swammer sei eben selbst nach dem berühmtesten Arzt gegangen, den es in Frankfurt gebe.

Den Tod im Herzen, schlich Peregrinus in Herrn Swammers Zimmer, das ihm die Alte geöffnet. Da lag die Kleine, blaß, erstarrt wie eine Leiche auf dem Sopha, und Peregrinus spürte erst dann ihren leisen Atem, als er niedergekniet sich über sie hinbeugte. Sowie Peregrinus die eiskalte Hand der Armen faßte, spielte ein schmerzliches Lächeln um ihre bleichen Lippen und sie lispelte: Bist du es, mein süßer Freund? — Kommst du her, noch einmal die zu sehen, die dich so unaussprechlich liebt? — Ach! die eben deshalb stirbt, weil sie ohne dich nicht zu atmen vermag!

Peregrinus, ganz aufgelöst im herbsten Weh, ergoß sich in Beteuerungen seiner zärtlichsten Liebe und wiederholte, daß nichts in der Welt ihm so teuer sei, um es nicht der Holden zu opfern. Aus

den Worten wurden Küsse, aber in diesen Küssen wurden wiederum wie Liebeshauch Worte vernehmbar.

„Du weißt,“ so mochten diese Worte lauten, „du weißt, mein „Peregrinus, wie sehr ich dich liebe. Ich kann dein sein, du mein, „ich kann gesunden auf der Stelle, erblüht wirst du mich sehen in „frischem jugendlichem Glanz wie eine Blume, die der Morgentau „erquickt und die nun freudig das gesenkte Haupt emporhebt — „aber — gieb mir den Gefangenen heraus, mein teurer, geliebter „Peregrinus, sonst siehst du mich vor deinen Augen vergehen in „namenloser Todesqual! — Peregrinus — ich kann nicht mehr — „es ist aus“ —

Damit sank die Kleine, die sich halb aufgerichtet hatte, in die Kissen zurück, ihr Busen wallte wie im Todeskampf stürmisch auf und nieder, blauer wurden die Lippen, die Augen schienen zu brechen. — In wilder Angst griff Peregrinus nach der Halsbinde, doch von selbst sprang Meister Floh auf den weißen Hals der Kleinen, indem er mit dem Ton des tiefsten Schmerzes rief: Ich bin verloren!

Peregrinus streckte die Hand aus, den Meister zu fassen; plötzlich war es aber, als hielte eine unsichtbare Macht seinen Arm zurück und ganz andere Gedanken als die, welche ihn bis jetzt erfüllt, gingen ihm durch den Kopf.

„Wie,“ dachte er, „weil du ein schwacher Mensch bist, der sich „hingiebt in toller Leidenschaft, der im Wahnsinn aufgeregter Begier „das für Wahrheit nimmt, was doch nur lügnerischer Trug sein „kann, darum willst du den treulos verraten, dem du deinen Schutz „zugesagt? Darum willst du ein freies harmloses Völklein in Fesseln „ewiger Sklaverei schmieden, darum den Freund, den du als den „einzigen befunden, dessen Worte mit den Gedanken stimmen, rettungs-„los verderben? — Nein — nein, ermanne dich, Peregrinus! — „lieber den Tod leiden als treulos sein!“ —

„Gieb — den — Gefangenen — ich sterbe!“ — So stammelte die Kleine mit verlöschender Stimme.

„Nein,“ rief Peregrinus, indem er in heller Verzweiflung die Kleine in die Arme faßte, „nein — nimmermehr, aber laß mich mit dir sterben!“

In dem Augenblick ließ sich ein durchdringender harmonischer Laut hören, als würden kleine Silberglöckchen angeschlagen: Dörtje, plötzlich frischen Rosenschimmer auf Lipp' und Wangen, sprang auf

vom Sopha und hüpfte, in ein konvulsivisches Gelächter ausbrechend, im Zimmer umher. Sie schien vom Tarantelstich getroffen.

Entsetzt betrachtete Peregrinus das unheimliche Schauspiel und ein Gleiches that der Arzt, der ganz versteinert in der Thüre stehen blieb und dem Herrn Swammer, der ihm folgen wollte, den Eingang versperrte.

Sechstes Abenteuer.

Seltsames Beginnen reisender Gaukler in einem Weinhause nebst hinlänglichen Prügeln. Tragische Geschichte eines Schneiderleins zu Sachsenhausen. Wie George Pepusch ehrsame Leute in Staunen setzt. Das Horoskop. Vergnüglicher Kampf bekannter Leute im Zimmer Leuwenhöcks.

Alle Vorübergehende blieben stehen, reckten die Hälse lang aus und kuckten durch die Fenster in die Weinstube hinein. Immer dichter wälzte sich der Haufe heran, immer ärger stieß und drängte sich alles durcheinander, immer toller wurde das Gewirre, das Gelächter, das Toben, das Jauchzen. Diesen Rumor verursachten zwei Fremde, die sich in der Weinstube eingefunden, und die, außerdem, daß ihre Gestalt, ihr Anzug, ihr ganzes Wesen etwas ganz Fremdartiges in sich trug, das widerwärtig war und lächerlich zu gleicher Zeit, solche wunderliche Künste trieben, wie man sie noch niemals gesehen hatte. Der eine, ein alter Mensch von abscheulichem schmutzigem Ansehen, war in einen langen sehr engen Überrock von fahlschwarzem glänzendem Zeuge gekleidet. Er wußte sich bald lang und dünn zu machen, bald schrumpfte er zu einem kurzen dicken Kerl zusammen und es war seltsam, daß er sich dabei ringelte wie ein glatter Wurm. Der andere hochfrisiert, im bunten seidnen Rock, ebensolchen Unterkleidern, großen silbernen Schnallen, einem Petit Maitre aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gleichend, flog dagegen ein Mal über das andere hoch hinauf an die Stubendecke und ließ sich sanft wieder herab, indem er mit heiserer Stimme mißtönende Lieder in gänzlich unbekannter Sprache trällerte.

Nach der Aussage des Wirts waren beide, einer kurz auf den andern, als ganz vernünftige bescheidene Leute in die Stube hineingetreten und hatten Wein gefordert. Dann blickten sie sich schärfer und schärfer ins Antlitz und fingen an zu diskurieren. Unerachtet

ihre Sprache allen Gästen unverständlich war, so zeigte doch Ton und Gebärde, daß sie in einem Zank begriffen, der immer heftiger wurde.

Plötzlich standen sie in ihre jetzige Gestalt verwandelt da und begannen das tolle Wesen zu treiben, das immer mehr Zuschauer herbeilockte.

„Der Mensch," rief einer von den Zuschauern, „der Mensch, der „so schön auf und nieder fliegt, das ist ja wohl der Uhrmacher Degen „aus Wien, der die Flugmaschine erfunden hat und damit ein Mal „übers andere aus der Luft hinabpurzelt auf die Nase?" — „Ach „nein," erwiderte ein anderer, „das ist nicht der Vogel Degen. Eher „würd' ich glauben, es wäre das Schneiderlein aus Sachsenhausen, „wüßt' ich nicht, daß das arme Ding verbrannt ist." —

Ich weißt nicht, ob der geneigte Leser die merkwürdige Geschichte von dem Schneiderlein aus Sachsenhausen kennt? — Hier ist sie:

Geschichte des Schneiderleins aus Sachsenhausen.

Es begab sich, daß ein zartes frommes Schneiderlein zu Sachsenhausen, an einem Sonntage gar schön geputzt mit seiner Frau Liebsten aus der Kirche kam. Die Luft war rauh, das Schneiderlein hatte zu Nacht nichts genossen, als ein halbes weichgesottenes Ei und eine Pfeffergurke, morgens aber ein kleines Schälchen Kaffee. Wollte ihm daher flau und erbärmlich zu Mute werden, weil er überdem in der Kirche gar heftig gesungen, und ihm nach einem Magenschnäpschen gelüsten. War die Woche über fleißig gewesen und auch artig gegen die Frau Liebste, der er von den Stücken Zeug, die beim Zuschneiden unter die Bank gefallen, einen propren Unterrock gefertigt. Frau Liebste bewilligte also freundlich, daß das Schneiderlein in die Apotheke treten und ein erwärmendes Schnäpschen genießen möge. Trat auch wirklich in die Apotheke und forderte dergleichen. Der ungeschickte Lehrbursche, der allein in der Apotheke zurückgeblieben, da der Rezeptarius, das Subjekt, kurz alle übrigen klügeren Leute fortgegangen, vergriff sich und holte eine verschlossene Flasche vom Repositorio herab, in der kein Magenelixir befindlich, wohl aber brennbare Luft, womit die Luftbälle gefüllt werden. Davon schenkte der Lehrbursche ein Gläschen voll; das setzte das Schneiderlein stracks an den Mund und schlürfte die Luft begierig hinunter, als ein angenehmes Labsal. Wurde ihm aber alsbald gar possierlich

zu Mute, war ihm als hätte er ein Paar Flügel an den Achseln oder als spiele jemand mit ihm Fangball. Denn ellenhoch und immer höher mußte er in der Apotheke aufsteigen und niedersinken. „Ei Jemine, Jemine, rief er, wie bin ich doch solch ein flinker Tänzer geworden!“ — Aber dem Lehrburschen stand das Maul offen vor lauter Verwunderung. Geschah nun, daß jemand die Thüre rasch aufriß, so daß das Fenster gegenüber aufsprang. Strömte alsbald ein starker Luftzug durch die Apotheke, erfaßte das Schneiderlein und schnell wie der Wind war es fort durch das offene Fenster in die Lüfte; niemand hat es wieder gesehen. Begab sich nach mehrerer Zeit, daß die Sachsenhäuser zur Abendzeit hoch in den Lüften eine Feuerkugel erblickten, die mit blendendem Glanz die ganze Gegend erleuchtete und dann verlöschend zur Erde hinabfiel. Wollten alle wissen, was zur Erde gefallen, liefen hin an den Ort, fanden aber nichts als ein kleines Klümpchen Asche; dabei aber den Dorn einer Schuhschnalle, ein Stückchen eiergelben Atlas mit bunten Blumen und ein schwarzes Ding, das beinahe anzusehen war, wie ein Stockknopf von schwarzem Horn. Haben alle darüber nachgedacht, wie solche Sachen in einer Feuerkugel aus dem Himmel fallen mögen. Da ist aber die Frau Liebste des entfahrenen Schneiderleins dazu gekommen und als diese die gefundenen Sachen erblickt, hat sie die Hände gerungen, gar erbärmlich gethan und geschrien: Ach Jammer, das ist meines Liebsten Schnallendorn, ach Jammer, das ist meines Liebsten Sonntagsweste, ach Jammer, das ist meines Liebsten Stockknopf! Hat aber ein großer Gelehrter erklärt, der Stockknopf sei kein Stockknopf, sondern ein Meteorstein oder ein mißratener Weltkörper. Ist nun aber auf diese Weise den Sachsenhäusern und aller Welt kund worden, daß das arme Schneiderlein, dem der Apothekerbursche brennbare Luft gegeben statt Magenschnaps, in den hohen Lüften verbrannt und heruntergesunken ist zur Erde als Meteorstein oder mißratener Weltkörper.

Ende der Geschichte vom Schneiderlein aus Sachsenhausen.

Der Kellner wurde endlich ungeduldig, daß der wunderliche Fremde nicht aufhörte sich groß und klein zu machen, ohne auf ihn zu achten und hielt ihm die Flasche Burgunder, die er bestellt hatte, dicht unter die Nase. Sogleich sog sich der Fremde an der Flasche fest und ließ nicht nach, bis der letzte Tropfen eingeschlürft war.

Dann fiel er wie ohnmächtig in den Lehnsessel und konnte sich nur ganz schwach regen.

Die Gäste hatten mit Erstaunen gesehen, wie er während des Trinkens immer mehr aufgeschwollen und nun ganz dick und unförmlich erschien. Des andern Flugwerk schien nun auch zu stocken, er wollte sich keuchend und ganz außer Atem niederlassen; als er aber gewahrte, daß sein Gegner halb tot dalag, sprang er schnell auf ihn zu und begann ihn mit geballter Faust derb abzubläuen.

Da riß ihn aber der Hauswirt zurück und erklärte, daß er ihn gleich zum Hause hinauswerfen werde, wenn er nicht Ruhe halte. Wollten sie beide ihre Taschenspielerkünste zeigen, so möchten sie das thun, jedoch ohne sich zu zanken und zu prügeln, wie gemeines Volk. —

Den Flugbegabten schien es etwas zu verschnupfen, daß der Wirt ihn für einen Taschenspieler hielt. Er versicherte, daß er nichts weniger sei, als ein schnöder Gaukler, der lose Künste treibe. Sonst habe er die Ballettmeisterstelle bei dem Theater eines berühmten Königs bekleidet, jetzt privatisiere er als schöner Geist und heiße wie es sein Metier erfordere, nämlich Legénie. Habe er im gerechten Zorn über den fatalen Menschen dort etwas höher gesprungen, als gebührlich, so sei das seine Sache und gehe niemanden etwas an.

Der Wirt meinte, daß das alles noch keine Prügelei rechtfertige; der schöne Geist erwiderte indessen, daß der Wirt den boshaften hinterlistigen Menschen nur nicht kenne, da er ihm sonst einen zerbläuten Rücken recht herzlich gönnen würde. Der Mensch sei nämlich ehemals französischer Douanier gewesen, nähre sich jetzt vom Aderlassen, Schröpfen und Barbieren und heiße Monsieur Egel. Ungeschickt, tölpisch, gefräßig, sei er jedem zur Last. Nicht genug daß der Taugenichts überall wo er mit ihm zusammentreffe, so wie es eben jetzt geschehen, ihm den Wein vor dem Maule wegsaufe, so führe er auch, der Verruchte, jetzt nichts Geringeres im Schilde, als ihm die schöne Braut wegzukapern, die er aus Frankfurt heimzuführen gedenke.

Der Douanier hatte alles gehört, was der schöne Geist vorgebracht; er blitzte ihn an mit den kleinen, giftiges Feuer sprühenden Augen und sprach dann zum Wirt: „Glaubt doch, Herr Wirt, nichts „von dem allen, was der Galgenschwengel, der unnütze Haselant „dort hergeplappert.

„Fürwahr ein schöner Ballettmeister, der mit seinen Elefanten„füßen den zarten Tänzerinnen die Beine zerquetscht und bei der

„Pirouette dem Maitre des Spektakels an der Couliſſe einen Back=„zahn aus dem Kinnbacken, und den Opernkucker vom Auge weg=„ſchlägt! — Und ſeine Verſe, die haben ebenſolche plumpe Füße „wie er ſelbſt und taumeln hin und her wie Betrunkene und treten „die Gedanken zu Brei. Und da denkt der einbildiſche Faſelhans, „weil er zuweilen ſchwerfällig durch die Lüfte flattert, wie ein ver=„droſſener Gänſericht, müßte die Schönſte ſeine Braut ſein.“

Der ſchöne Geiſt ſchrie: Du tückiſcher Satanswurm, ſollſt den Schnabel des Gänſerichts fühlen! und wollte von neuem in voller Furie auf den Douanier los; der Wirt erfaßte ihn aber von hinten mit ſtarken Armen und warf ihn, unter dem unausſprechlichſten Jubel des verſammelten Haufens, zum Fenſter hinaus.

Sowie nun der ſchöne Geiſt von hinnen war, hatte Monſieur Egel ſogleich wieder die ſolide ſchlichte Geſtalt angenommen, in der er hereingetreten war. Die Leute draußen hielten ihn für einen ganz andern, als den, der ſich ſo auseinander zu ſchrauben gewußt hatte, und zerſtreuten ſich. Der Douanier dankte dem Wirt in den verbindlichſten Ausdrücken für die Hülfe, die er ihm gegen den ſchönen Geiſt geleiſtet, und erbot ſich, um dieſe dankbare Geſinnung recht an den Tag zu legen, den Wirt, ohne irgend eine Gratifikation, auf eine ſolche leichte angenehme Weiſe zu raſieren, wie er es in ſeinem Leben noch nicht empfunden. Der Wirt faßte ſich an den Bart und da es in dem Augenblick ihm vorkam, als wüchſen ihm die Haare lang und ſtachelicht heraus, ſo ließ er ſich Monſieur Egels Vorſchlag gefallen. Der Douanier begann auch das Geſchäft mit geſchickter leichter Hand zu beſorgen, doch plötzlich ſchnitt er dem Wirt ſo derb in die Naſe, daß die hellen Blutstropfen hervorquollen. Der Wirt, dies für tückiſche Bosheit haltend, ſprang wütend auf, packte den Douanier und er flog ebenſo ſchnell und behende zur Thüre hinaus, als der ſchöne Geiſt durchs Fenſter. Bald darauf entſtand auf dem Hausflur ein unziemlicher Lärm, der Wirt nahm ſich kaum Zeit, die wunde Naſe ſattſam mit Feuerſchwamm zu mappieren und rannte hinaus, um nachzuſehen, welch ein Satan den neuen Rumor errege.

Da erblickte er zu ſeiner nicht geringen Verwunderung einen jungen Menſchen, der mit einer Fauſt den ſchönen Geiſt, mit der andern aber den Douanier bei der Bruſt gepackt hatte, und indem ſeine glühenden Augen wild rollten, wütend ſchrie: Ha, ſataniſche Brut, du ſollſt mir nicht in den Weg treten, du ſollſt mir meine

Gamaheh nicht rauben! Dazwischen kreischten der schöne Geist und der Douanier: Ein wahnsinniger Mensch — rettet — rettet uns, Herr Wirt! — Er will uns ermorden — er mißkennt uns! — Ei, rief der Wirt, ei lieber Herr Pepusch, was fangen Sie denn an? Sind Sie von diesen wunderlichen Leuten beleidigt worden? Irren Sie sich vielleicht in den Personen? Dies ist der Ballettmeister Herr Legénie und dieser der Douanier, Monsieur Egel. Ballettmeister Legénie? — Douanier Egel? wiederholte Pepusch mit dumpfer Stimme. Er schien aus einem Traum erwachend, sich auf sich selbst besinnen zu müssen. Indessen waren auch zwei ehrsame Bürgersleute aus der Stube getreten, die den Herrn George Pepusch ebenfalls kannten und die ihm auch zuredeten, ruhig zu bleiben und die schnakischen fremden Leute gehen zu lassen.

Noch einmal wiederholte Pepusch: Ballettmeister Legénie? — Douanier Egel? und ließ die Arme kraftlos herabsinken. Mit Windesschnelle waren die Freigelassenen fort und manchem auf der Straße wollt' es auffallen, daß der schöne Geist über das Dach des gegenüberstehenden Hauses hinwegflog, der Bartscherer sich aber in dem Schlammwasser verlor, das gerade vor der Thüre zwischen den Steinen sich gesammelt hatte.

Die Bürgersleute nötigten den ganz verstörten Pepusch in die Stube zu treten und mit ihnen eine Flasche echten Nierensteiner zu trinken. Pepusch ließ sich das gefallen und schien auch den edlen Wein mit Lust und Appetit hinunter zu schlürfen, wiewohl er ganz stumm und starr dasaß und auf alles Zureden kein Wörtchen erwiderte. Endlich erheiterten sich seine Züge und er sprach ganz leutselig: Ihr thatet gut, ihr lieben Leute und freundlichen Kumpane, daß ihr mich abhieltet, diese Elenden, die sich in meiner Gewalt befanden, auf der Stelle zu töten. Aber ihr wißt nicht, was für bedrohliche Geschöpfe sich hinter diesen wunderlichen Masken versteckt hatten. —

Pepusch hielt inne und man kann denken, mit welcher gespannten Neugier die Bürgersleute aufhorchten, was nun Pepusch entdecken würde. Auch der Wirt hatte sich genähert und alle drei, die Bürgersleute und der Wirt steckten nun, indem sie sich mit übereinandergeschlagenen Armen über den Tisch lehnten, die Köpfe dicht zusammen, und hielten den Atem an, daß ja kein Laut aus Pepuschens Munde verloren gehen möge.

Seht, sprach Herr George Pepusch weiter, ganz leise und feier-

lich, seht, ihr guten Männer, der, den ihr den Ballettmeistet Legénie nennt, ist kein anderer, als der böse, ungeschickte Genius Thetel, der, den ihr für den Douanier Egel haltet, ist aber der abscheuliche Blutsauger, der häßliche Egelprinz. Beide sind in die Prinzessin Gamaheh, die, wie es euch bekannt sein wird, die schöne herrliche Tochter des mächtigen Königs Sekakis ist, verliebt und sind hier, um sie der Distel Zeherit abspenstig zu machen. Das ist nun die albernste Thorheit, die nur in einem dummen Gehirn hausen kann, denn außer der Distel Zeherit giebt es in der ganzen Welt nur noch ein einziges Wesen, dem die schöne Gamaheh angehören darf, und dieses Wesen wird vielleicht auch ganz vergeblich in den Kampf treten mit der Distel Zeherit. Denn bald blühet die Distel um Mitternacht auf, in voller Pracht und Kraft, und in dem Liebestod dämmert die Morgenröte des höheren Lebens. — Ich selbst bin aber die Distel Zeherit und ebendaher könnet ihr mir's nicht verdenken, ihr guten Leute, wenn ich ergrimmt bin auf jene Verräter und mir überhaupt die ganze Geschichte gar sehr zu Herzen nehme.

Die Leute rissen die Augen weit auf und glotzten den Pepusch sprachlos an mit offnem Munde. Sie waren, wie man zu sagen pflegt, aus den Wolken gefallen und der Kopf dröhnte ihnen, vom jähen Sturz.

Pepusch stürzte einen großen Römer Wein hinunter, und sprach dann, sich zum Wirt wendend: „Ja ja, Herr Wirt, bald werdet Ihr's erleben, bald blühe ich als Cactus grandiflorus und in der ganzen Gegend wird es unmenschlich nach der schönsten Vanille riechen; Ihr könnet mir das glauben."

Der Wirt konnte nichts herausbringen, als ein dummes: Ei das wäre der Tausend! Die andern beiden Männer warfen sich aber bedenkliche Blicke zu, und einer sprach, indem er Georgs Hand faßte, mit zweideutigem Lächeln: Sie scheinen etwas in Unruhe geraten zu sein, lieber Herr Pepusch, wie wär' es, wenn Sie ein Gläschen Wasser —

Keinen Tropfen, unterbrach Pepusch den gutgemeinten Rat, keinen Tropfen; hat man jemals Wasser in siedendes Öl gegossen, ohne die Wut der Flammen zu reizen? — In Unruhe sei ich, meint Ihr, geraten? In der That, das mag der Fall sein und der Teufel ruhig bleiben, wenn er sich, so wie ich es eben gethan, mit dem Herzensfreunde herumgeschossen und dann sich selbst eine Kugel durchs Gehirn gejagt! — Hier! — in Eure Hände liefere ich die Mordwaffen, da nun alles vorbei ist.

Pepusch riß ein paar Pistolen aus der Tasche, der Wirt prallte zurück, die beiden Bürgersleute griffen darnach und brachen, sowie sie die Mordwaffen in Händen hatten, aus in ein unmäßiges Gelächter. — Die Pistolen waren von Holz, ein Kinderspielzeug vom Christmarkt her.

Pepusch schien gar nicht zu bemerken, was um ihn her vorging; er saß da in tiefen Gedanken und rief dann ein Mal übers andere: Wenn ich ihn nur finden könnte, wenn ich ihn nur finden könnte! —

Der Wirt faßte Herz und fragte bescheiden: Wen meinen Sie eigentlich, bester Herr Pepusch, wen können Sie nicht finden?

Kennt Ihr, sprach Pepusch feierlich, indem er den Wirt scharf ins Auge faßte, kennt Ihr einen, der dem Könige Sekakis zu vergleichen an Macht und wunderbarer Kraft, so nennt seinen Namen und ich küsse Euch die Füße! — Doch wollt' ich übrigens Euch fragen, ob Ihr jemanden wißt, der den Herrn Peregrinus Tyß kennt, und mir sagen kann, wo ich ihn in diesem Augenblick treffen werde? —

Da, erwiderte freundlich schmunzelnd der Wirt, da kann ich dienen, verehrtester Herr Pepusch, und Ihnen berichten, daß der gute Herr Tyß sich erst vor einer Stunde hier befand und ein Schöppchen Würzburger zu sich nahm. Er war sehr in Gedanken, und rief plötzlich, als ich bloß erwähnte, was die Börsenhalle Neues gebracht: Ja süße Gamaheh! — ich habe dir entsagt! — Sei glücklich in meines Georgs Armen! — Dann sprach eine feine kuriose Stimme: Laßt uns jetzt zum Leuwenhöck gehen und ins Horoskop kucken! — Sogleich leerte Herr Tyß eiligst das Glas und machte sich samt der Stimme ohne Körper von dannen; wahrscheinlich sind beide, die Stimme und Herr Tyß, zum Leuwenhöck gegangen, der sich im Lamento befindet, weil ihm sämtliche abgerichtete Flöhe krepiert sind.

Da sprang George in voller Furie auf, packte den Wirt bei der Kehle, und schrie: Hallunkischer Egelsbote, was sprichst du? — Entsagt? — ihr entsagt — Gamaheh — Peregrinus — Sekakis? — —

— Des Wirts Erzählung war ganz der Wahrheit gemäß; den Meister Floh hatte er vernommen, der den Herrn Peregrinus Tyß mit seiner Silberstimme aufforderte, zum Mikroskopisten Leuwenhöck zu gehen, der geneigte Leser weiß bereits, zu welchem Zweck. Peregrinus begab sich auch wirklich auf den Weg dahin.

Leuwenhöck empfing den Peregrinus mit süßlich widerwärtiger Freundlichkeit und mit jenem demütigen Komplimentenwesen, in dem sich das lästige erzwungene Anerkenntnis der Superiorität ausspricht. Da aber Peregrinus das mikroskopische Glas in der Pupille hatte, so half dem Herrn Anton von Leuwenhöck alle Freundlichkeit, alle Demut ganz und gar nichts, vielmehr erkannte Peregrinus alsbald den Mißmut, ja den Haß, der des Mikroskopisten Seele erfüllte.

Während er versicherte, wie sehr ihn des Herrn Tyß Besuch ehre und erfreue, lauteten die Gedanken: „Ich wollte, daß dich der schwarz„gefiederte Satan zehntausend Klafter tief in den Abgrund schleuderte, „aber ich muß freundlich und unterwürfig gegen dich thun, da die „verfluchte Konstellation mich unter deine Herrschaft gestellt hat und „mein ganzes Sein in gewisser Art von dir abhängig ist. — Doch „werde ich dich vielleicht überlisten können, denn trotz deiner vor„nehmen Abkunft, bist du doch ein einfältiger Tropf. — Du glaubst, „daß die schöne Dörtje Elverdink dich liebt und willst sie vielleicht „gar heiraten? — Wende dich nur deshalb an mich, dann fällst du „doch trotz der Macht, die dir inwohnt, ohne daß du es weißt, in „meine Hand und ich werde alles anwenden, dich zu verderben und „der Dörtje sowie des Meisters Floh habhaft zu werden.“

Natürlicherweise richtete Peregrinus sein Betragen nach diesen Gedanken ein und hütete sich wohl der schönen Dörtje Elverdink auch nur mit einem Worte zu erwähnen, vielmehr gab er vor, gekommen zu sein, Herrn von Leuwenhöcks gesammelte naturhistorische Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen.

Während nun Leuwenhöck die großen Schränke öffnete, sagte Meister Floh dem Peregrinus ganz leise ins Ohr, daß auf dem Tische am Fenster sein (des Peregrinus) Horoskop liege. Peregrinus näherte sich behutsam und blickte scharf hin. Da sah er nun zwar allerlei Linien, die sich mystisch durchkreuzten und andere wunderbare Zeichen; da es ihm indessen an astrologischer Kenntnis gänzlich mangelte, so konnte er so scharf hinblicken, als er nur wollte, alles blieb ihm doch undeutlich und verworren. Seltsam schien es ihm nur, daß er den roten glänzenden Punkt in der Mitte der Tafel, auf der das Horoskop entworfen, ganz deutlich für sein Selbst anerkennen mußte. Je länger er den Punkt anschaute, desto mehr gewann er die Gestait eines Herzens, desto brennender rötete er sich; doch funkelte er nur wie durch Gespinnst, womit er umzogen.

Peregrinus merkte wohl, wie Leuwenhöck sich mühte, ihn von

dem Horoskop abzuziehen, und beschloß ganz vernünftig, seinen freundlichen Feind ohne alle weitere Umschweife geradezu um die Bedeutung der geheimnisvollen Tafel zu befragen, da er nicht Gefahr laufe, belogen zu werden.

Leuwenhöck versicherte, hämisch lächelnd, daß ihm nichts größere Freude verursachen könne, als seinem hochverehrtesten Freunde die Zeichen auf der Tafel, die er selbst nach seiner geringen Kenntnis von solchen Sachen entworfen, zu erklären.

Die Gedanken lauteten: „Hoho! willst du da hinaus, mein „kluger Patron? Fürwahr, Meister Floh hat dir gar nicht übel ge„raten! Ich selbst soll die geheimnisvolle Tafel erklärend, dir viel„leicht auf die Sprünge helfen, rücksichts der magischen Macht deiner „werten Person? — Ich könnte dir was vorlügen, doch was könnte „das nützen, da du, wenn ich dir auch die Wahrheit sage, doch kein „Jota von allem verstehst, sondern dumm bleibst, wie vorher. Aus „purer Bequemlichkeit und um mich nicht mit neuer Erfindung in „Unkosten zu setzen, will ich daher von den Zeichen der Tafel so viel „sagen, als mir gerade gut dünkt."

Peregrinus wußte nun, daß er zwar nicht alles erfahren, jedoch wenigstens nicht belogen werden würde.

Leuwenhöck brachte die Tafel auf das einer Staffelei ähnliche Gestell, welches er aus einem Winkel in die Mitte des Zimmers hervorgerückt hatte. Beide, Leuwenhöck und Peregrinus, setzten sich vor die Tafel hin und betrachteten sie stillschweigend.

„Ihr ahnet," begann endlich Leuwenhöck mit einiger Feierlichkeit, „Ihr ahnet vielleicht nicht, Peregrinus Tyß, daß jene Züge, jene „Zeichen auf der Tafel, die Ihr so aufmerksam betrachtet, Euer eignes „Horoskop sind, das ich mit geheimnisvoller astrologischer Kunst, „unter günstigem Einfluß der Gestirne, entworfen. — Wie kommt „Ihr zu solcher Anmaßung, wie mögt Ihr eindringen in die Ver„schlingungen meines Lebens, wie mein Geschick enthüllen wollen? „So könntet Ihr mich fragen, Peregrinus, und hättet vollkommenes „Recht dazu, wenn ich Euch nicht sogleich meinen innern Beruf dazu „nachzuweisen imstande wäre. Ich weiß nicht, ob Ihr vielleicht den „berühmten Rabbi, Isaac Ben Harravad gekannt, oder wenigstens „von ihm gehört habt.*) Unter andern tiefen Kenntnissen besaß

*) Der Rabbi Isaac Ben Harravad lebte zu Ende des zwölften Jahrhunderts. S. Bartolocci, Biblioth. rabbinica. Tom. III p. 888.

„Rabbi Harravad die seltene Gabe, den Menschen es am Gesicht an-
„zusehen, ob ihre Seele schon früher einen andern Körper bewohnt
„oder ob solche für gänzlich frisch und neu zu achten. Ich war noch
„sehr jung, als der alte Rabbi starb, an einer Unverdaulichkeit, die
„er sich durch ein schmackhaftes Knoblauch-Gericht zugezogen. Die
„Juden liefen mit der Leiche so schnell von dannen, daß der Selige
„nicht Zeit hatte, alle seine Kenntnisse und Gaben, die die Krankheit
„auseinander gestreut, zusammenzuraffen und mitzunehmen. Lachende
„Erben teilten sich darin, ich aber hatte jene wunderbare Sehergabe
„in dem Augenblick weggefischt, als sie auf der Spitze des Schwerts
„schwebte, das der Todesengel auf die Brust des alten Rabbi setzte.
„So ist aber jene wunderbare Gabe auf mich übergegangen, und
„auch ich erschaue, wie Rabbi Isaac Ben Harravad, aus dem Gesicht
„des Menschen, ob seine Seele schon einen andern Körper bewohnt
„hat oder nicht. Euer Antlitz, Peregrinus Tyß, erregte mir, als ich
„es zum ersten Male sah, die seltsamsten Bedenken und Zweifel.
„Gewiß wurde mir die lange Vorexistenz Eurer Seele und doch blieb
„jede, Euerm jetzigen Leben vorausgegangene Gestaltung völlig dunkel.
„Ich mußte meine Zuflucht zu den Gestirnen nehmen, und Euer
„Horoskop stellen, um das Geheimnis zu lösen."

Und, unterbrach Peregrinus den Flohbändiger, und habt Ihr etwas herausgebracht, Herr Leuwenhöck?

Allerdings, erwiderte Leuwenhöck, indem er noch einen feierlichern Ton annahm, allerdings! Ich habe erkannt, daß das psychische Prinzip, welches jetzt den angenehmen Körper meines werten Freundes, des Herrn Peregrinus Tyß belebt, schon lange vorher existierte, wiewohl nur als Gedanke ohne Bewußtsein der Gestaltung. Schaut hin, Herr Peregrinus, betrachtet aufmerksam den roten Punkt in der Mitte der Tafel. Das seid Ihr nicht allein selbst, sondern der Punkt ist auch die Gestalt, deren sich Euer psychisches Prinzip einst nicht bewußt werden konnte. Als strahlender Karfunkel lagt Ihr damals im tiefen Schacht der Erde, aber über Euch hingestreckt, auf die grüne Fläche des Bodens, schlummerte die holde Gamaheh und nur in jener Bewußtlosigkeit zerrann auch ihre Gestaltung. Seltsame Linien, fremde Konstellationen durchschneiden nun Euer Leben von dem Zeitpunkt an, als der Gedanke sich gestaltete und zum Herrn Peregrinus Tyß wurde. Ihr seid im Besitz eines Talismans, ohne es zu wissen. Dieser Talisman ist eben der rote Karfunkel; es kann sein, daß der König Sekakis ihn als Edelstein in der Krone trug oder daß er ge-

wissermaßen selbst der Karfunkel war; genug — Ihr besitzt ihn jetzt, aber ein gewisses Ereignis muß hinzutreten, wenn seine schlummernde Kraft erweckt werden soll und mit diesem Erwachen der Kraft Eures Talismans entscheidet sich das Schicksal einer Unglücklichen, die bis jetzt zwischen Furcht und schwankender Hoffnung, ein mühseliges Scheinleben geführt hat. — Ach! nur ein Scheinleben konnte die süße Gamaheh durch die tiefste magische Kunst gewinnen, da der wirkende Talisman uns geraubt war! Ihr allein habt sie getötet, Ihr allein könnet ihr Leben einhauchen, wenn der Karfunkel aufgeglüht ist in Eurer Brust! —

Und, unterbrach Peregrinus den Flohbändiger aufs neue, und jenes Ereignis, wodurch die Kraft des Talismans geweckt werden soll, wißt Ihr mir das zu deuten, Herr Leuwenhöck?

Der Flohbändiger glotzte den Peregrinus an mit weit aufgerissenen Augen, und sah gerade so aus, wie einer, den plötzlich große Verlegenheit überrascht und der nicht weiß, was er sagen soll. Die Gedanken lauteten: „Wetter, wie ist es gekommen, daß ich viel mehr „gesagt habe, als ich eigentlich sagen wollte? Hätte ich wenigstens „nicht von dem Talisman das Maul halten sollen, den der glückselige Schlingel im Leibe trägt, und der ihm so viel Macht geben „kann über uns, daß wir alle nach seiner Pfeife tanzen müssen? — „Und nun soll ich ihm das Ereignis sagen, von dem das Erwachen „der Kraft seines Talismans abhängt! — Darf ich ihm denn gestehen, daß ich es selbst nicht weiß, daß alle meine Kunst daran „scheitert, den Knoten zu lösen, in den sich alle Linien verschlingen, „ja, daß wenn ich dieses siderische Hauptzeichen des Horoskops betrachte, es mir ganz jämmerlich zu Mute wird, und mein ehrwürdiges Haupt mir selbst vorkommt, wie ein bunt bemalter Haubenstock, aus schnöder Pappe gefertigt? — Fern sei von mir solch ein „Geständnis, das mich ja herabwürdigen und ihm Waffen gegen mich „in die Hände geben würde. Ich will dem Pinsel, der sich so klug „dünkt, etwas aufheften, das ihm durch alle Glieder fahren und ihm „alle Lust benehmen soll, weiter in mich zu dringen.“ —

„Allerliebster,“ sprach nun der Flohbändiger, indem er ein sehr bedenkliches Gesicht zog, „allerliebster Herr Tyß, verlangt nicht, daß „ich von diesem Ereignis sprechen soll. Ihr wißt, daß das Horoskop „uns zwar über das Eintreten gewisser Umstände klar und vollständig „belehrt, daß aber, so will es die Weisheit der ewigen Macht, der „Ausgang bedrohlicher Gefahr stets dunkel bleibt und hierüber nur

„zweifelhafte Deutungen möglich und zulässig sind. Viel zu lieb „hab' ich Euch als einen guten vortrefflichen Herzensmann, bester „Herr Tyß, um Euch vor der Zeit in Unruhe und Angst zu setzen; „sonst würde ich Euch wenigstens so viel sagen, daß das Ereignis, „welches Euch das Bewußtsein Eurer Macht geben dürfte, auch in „demselben Augenblick die jetzige Gestaltung Eures Seins unter den „entsetzlichsten Qualen der Hölle zerstören könnte. — Doch nein! — „Auch das will ich Euch verschweigen und nun kein Wort weiter „von dem Horoskop. — Ängstigt Euch nur ja nicht, bester Herr Tyß, „unerachtet die Sache sehr schlimm steht und ich, nach aller meiner „Wissenschaft, kaum einen guten Ausgang des Abenteuers heraus„deuten kann. Vielleicht rettet Euch doch eine ganz unvermutete „Konstellation, die noch jetzt außer dem Bereich der Beobachtung liegt, „aus der bösen Gefahr." —

Peregrinus erstaunte über Leuwenhöcks tückische Falschheit, indessen kam ihm die ganze Lage der Sache, die Stellung, in der Leuwenhöck, ohne es zu wissen, zu ahnen, ihm gegenüber stand, so ungemein ergötzlich vor, daß er sich nicht enthalten konnte in ein schallendes Gelächter auszubrechen.

„Worüber," fragte der Flohbändiger etwas betreten, „worüber lacht Ihr so sehr, mein wertester Herr Tyß?"

„Ihr thut," erwiderte Peregrinus noch immer lachend, „Ihr thut „sehr klug, Herr Leuwenhöck, daß Ihr mir das bedrohliche Ereignis „aus purer Schonung verschweigt. Denn außerdem, daß Ihr viel „zu sehr mein Freund seid, um mich in Angst und Schrecken zu „setzen, so habt Ihr noch einen andern triftigen Grund dazu, der in „nichts anderm besteht, als daß Ihr selbst nicht das Mindeste von „jenem Ereignisse wißt. Vergebens blieb ja all' Euer Mühen, jenen „verschlungenen Knoten zu lösen; mit Eurer ganzen Astrologie ist „es ja nicht weit her; und wäre Euch Meister Floh nicht ohnmächtig „auf die Nase gefallen, so stünde es mit all' Euren Künsten herzlich „schlecht."

Wut entflammte Leuwenhöcks Antlitz, er ballte die Fäuste, er knirschte mit den Zähnen, er zitterte und schwankte so sehr, daß er vom Stuhle gefallen, hätte ihn nicht Peregrinus beim Arm so fest gepackt, als George Pepusch den unglücklichen Weinwirt bei der Kehle. Diesem Wirt gelang es, sich durch einen geschickten Seitensprung zu retten. Alsbald flog Pepusch zur Thüre hinaus und trat in Leuwenhöcks Zimmer, gerade in dem Augenblick, als Peregrinus ihn auf

dem Stuhle festhielt und er grimmig zwischen den Zähnen murmelte: Verruchter Swammerdamm, hättest du mir das gethan!

Sowie Peregrinus seinen Freund Pepusch erblickte, ließ er den Flohbändiger los, trat dem Freunde entgegen und fragte ängstlich, ob denn die entsetzliche Stimmung vorüber, die ihn mit solcher verderblichen Gewalt ergriffen.

Pepusch schien beinahe bis zu Thränen erweicht, er versicherte, daß er Zeit seines Lebens nicht so viel abgeschmackte Thorheiten begangen, als eben heute, wozu er vorzüglich rechne, daß er, nachdem er sich im Walde eine Kugel durch den Kopf geschossen, in einem Weinhause, selbst wisse er nicht mehr, wo es gewesen, ob bei Protzler, im Schwan, im Weidenhof oder sonst irgendwo, zu gutmütigen Leuten von überschwenglichen Dingen gesprochen und den Wirt meuchelmörderischerweise erwürgen wollen, bloß weil er aus seinen abgebrochenen Reden zu entnehmen geglaubt, daß das Glückseligste geschehen, was ihm (dem Pepusch) nur widerfahren könne. Alle seine Unfälle würden nun bald die höchste Spitze erreichen, denn nur zu gewiß hätten die Leute seine Reden, sein ganzes Beginnen, für den stärksten Ausbruch des Wahnsinnes gehalten und er müßte fürchten, statt die Früchte des frohsten Ereignisses zu genießen, in das Irrenhaus gesperrt zu werden. — Pepusch deutete hierauf an, was der Weinwirt über Peregrinus' Betragen und Äußerungen fallen lassen, und fragte hocherrötend mit niedergeschlagenen Augen, ob ein solches Opfer, eine solche Entsagung zu Gunsten eines unglücklichen Freundes, wie er es ahnen wolle, in der jetzigen Zeit, in der der Heroismus von der Erde verschwunden, wohl noch möglich, wohl noch denkbar sein könne.

Peregrinus lebte im Innern ganz auf bei den Äußerungen seines Freundes; er versicherte feurig, daß er seinerseits weit entfernt sei, den bewährten Freund nur im mindesten zu kränken, daß er allen Ansprüchen auf Herz und Hand der schönen Törtje Elverdink feierlichst entsage und gern auf ein Paradies verzichte, das ihm freilich in glänzendem verführerischem Schimmer entgegen gelacht.

„Und dich," rief Pepusch, indem er an die Brust des Freundes stürzte, „und dich wollte ich ermorden, und weil ich nicht an dich „glaubte, darum erschoß ich mich selbst! — O der Raserei, o des „wüsten Treibens eines verstörten Gemüts!" —

„Ich," unterbrach Peregrinus den Freund, „ich bitte dich, „George, komme zur Besinnung. Du sprichst von Totschießen

„und stehest frisch und gesund vor mir! — Wie reimt sich das zu-
„sammen."

„Du hast recht," erwiderte Pepusch, „es scheint als ob ich nicht „mit dir so vernünftig reden könnte, wie es wirklich geschieht, wenn „ich mir in der That eine Kugel durchs Gehirn gejagt hätte. Die „Leute behaupteten auch, meine Pistolen wären keine sonderlich ernste „Mordwaffen, auch gar nicht von Eisen, sondern von Holz, mithin „nur Kinderspielzeug und so könnte vielleicht der Zweikampf, sowie „der Selbstmord nichts gewesen sein, als eine vergnügliche Ironie. „Hätten wir denn nicht unsere Rollen getauscht und ich begänne mit „der Selbstmystifikation und hantierte mit dummen Kindereien in „dem Augenblick, da du aus deiner kindischen Fabelwelt heraustrittst „in das wirkliche rege Leben? — Doch dem sei wie ihm wolle, es „ist nötig, daß ich deines Edelmuts und meines Glücks gewiß werde, „dann zerstreuen sich wohl bald alle Nebel, die meinen Blick trüben „oder die mich vielleicht täuschen mit morganischen Truggebilden. „Komm, mein Peregrinus, begleite mich hin zu der holden Dörtje „Elverdink, aus deiner Hand empfange ich die süße Braut."

Pepusch faßte den Freund unter den Arm und wollte mit ihm schnell davoneilen, doch der Gang, den sie zu thun gedachten, sollte ihnen erspart werden. Die Thüre öffnete sich nämlich, und herein trat Dörtje Elverdink, schön und anmutig wie ein Engelskind, hinter ihr her aber der alte Herr Swammer. Leuwenhöck, der so lange stumm und starr dagestanden und nur bald dem Pepusch, bald dem Peregrinus zornfunkelnde Blicke zugeworfen hatte, schien, als er den alten Swammerdamm erblickte, wie von einem elektrischen Schlage getroffen. Er streckte ihm die geballten Fäuste entgegen und schrie mit vor Wut gellender Stimme: „Ha! kommst du mich zu verhöhnen, „alter betrügerischer Unhold? — Aber es soll dir nicht gelingen. „Verteidige dich, deine letzte Stunde hat geschlagen."

Swammerdamm prallte einige Schritte zurück und zog, da Leuwenhöck mit dem Fernglas bereits gegen ihn ausfiel, die gleiche Waffe zu seiner Verteidigung. Der Zweikampf, der im Hause des Herrn Peregrinus Tyß sich entzündet, schien aufs neue beginnen zu wollen.

George Pepusch warf sich zwischen die Kämpfenden und indem er einen mörderischen Blick Leuwenhöcks, der den Gegner zu Boden gestreckt haben würde, geschickt mit der linken Faust wegschlug, drückte er mit der rechten die Waffe, womit der Swammerdamm sich eben

blickfertig ausgelegt hatte, hinab, so daß sie den Leuwenhöck nicht verwunden konnte.

Pepusch erklärte dann laut, daß er irgend einen Streit, irgend einen gefährlichen Kampf zwischen Leuwenhöck und Swammerdamm nicht eher zulassen werde, bis er die Ursache ihres Zwists von Grund aus erfahren. Peregrinus fand das Beginnen seines Freundes so vernünftig, daß er keinen Anstand nahm, ebenfalls zwischen die Kämpfer zu treten und sich ebenso zu erklären wie Pepusch.

Beide, Leuwenhöck und Swammerdamm, waren genötigt, den Freunden nachzugeben. Swammerdamm versicherte überdem, daß er durchaus nicht in feindlicher Absicht, sondern nur deshalb gekommen sei, um rücksichts der Dörtje Elverdink mit Leuwenhöck in gütlichen Vergleich zu treten und so eine Fehde zu enden, die zwei für einander geschaffene Prinzipe, deren gemeinschaftliches Forschen nur den tiefsten Born der Wissenschaft erschöpfen könne, feindlich entzweit und nur zu lange gedauert habe. Er blickte dabei den Herrn Peregrinus Tyß lächelnd an und meinte, Peregrinus werde, wie er zu hoffen sich unterstehe, da Dörtje doch eigentlich in seine Arme geflohen, den Vermittler machen.

Leuwenhöck versicherte dagegen, daß Dörtjes Besitz freilich der Zankapfel sei, indessen habe er soeben eine neue Tücke seines unwürdigen Kollegen entdeckt. Nicht allein, daß er den Besitz eines gewissen Mikroskops leugne, das er bei einer gewissen Gelegenheit als Abfindung erhalten, um seine unrechtmäßigen Ansprüche auf Dörtjes Besitz zu erneuern, so habe er noch überdem jenes Mikroskop einem andern überlassen, um ihn, den Leuwenhöck, noch mehr zu quälen und zu ängstigen. Swammerdamm schwur dagegen hoch und teuer, daß er das Mikroskop niemals empfangen und große Ursache habe zu glauben, daß es von Leuwenhöck boshafterweise unterschlagen worden.

„Die Narren,“ lispelte Meister Floh dem Peregrinus leise zu, „die Narren, sie sprechen von dem Mikroskop, das Euch im Auge „sitzt. Ihr wißt, daß ich bei dem Friedenstraktat, den Swammer„damm und Leuwenhöck über den Besitz der Prinzessin Gamaheh ab„schlossen, zugegen war. Als nun Swammerdamm das mikroskopische „Glas, das er in der That von Leuwenhöck erhalten, in die Pupille „des linken Auges werfen wollte, schnappte ich es weg, weil es nicht „Leuwenhöcks, sondern mein rechtmäßiges Eigentum war. Sagt „nur gerade heraus, Herr Peregrinus, daß Ihr das Kleinod habt.“

Peregrinus nahm auch gar keinen Anstand, sogleich zu verkündigen, daß er das mikroskopische Glas besitze, welches Swammerdamm von Leuwenhöck erhalten sollen, aber nicht erhalten; mithin sei jener Vergleich noch gar nicht ausgeführt worden und keiner, weder Leuwenhöck noch Swammerdamm, habe zur Zeit das unbedingte Recht, die Dörtje Elverdink für seine Pflegetochter anzusehen.

Nach vielem Hin- und Herreden kamen die beiden Streitenden dahin überein, daß Herr Peregrinus Tyß die Dörtje Elverdink, welche ihn auf das Zärtlichste liebe, zu seiner Frau Gemahlin erkiesen und dann nach sieben Monaten selbst entscheiden solle, wer von beiden Mikroskopisten als wünschenswerter Pflege- und Schwiegervater anzusehen.

So anmutig und allerliebst auch Dörtje Elverdink in dem zierlichsten Anzuge, den Amoretten geschneidert zu haben schienen, aussehen, solche süße, schmachende Liebesblicke sie auch dem Herrn Peregrinus Tyß zuwerfen mochte, doch gedachte Peregrinus seines Schützlings sowie seines Freundes und blieb dem gegebenen Worte getreu, und erklärte von neuem, daß er auf Dörtjes Hand verzichte.

Die Mikroskopisten waren nicht wenig betreten, als Peregrinus den George Pepusch für denjenigen erklärte, der die mehrsten und gerechtesten Ansprüche auf Dörtjes Hand habe und meinten, daß er wenigstens zur Zeit gar keine Macht habe, ihren Willen zu bestimmen.

Dörtje Elverdink wankte, indem ein Thränenstrom ihr aus den Augen stürzte, auf Peregrinus zu, der sie in seinen Armen auffing, als sie eben halb ohnmächtig zu Boden sinken wollte. „Undankbarer,“ seufzte sie, „du brichst mir das Herz, indem du mich von dir stößest! — Doch du willst es! — nimm noch diesen Abschiedskuß und laß mich sterben.“

Peregrinus bückte sich hinab, als aber sein Mund den Mund der Kleinen berührte, biß sie ihn so heftig in die Lippen, daß das Blut hervorsprang. „Unart,“ rief sie dabei ganz lustig, „so muß „man dich züchtigen! — Komm zu Verstande, sei artig und nimm „mich, mag auch der andere schreien wie er will.“ — Die beiden Mikroskopisten waren indessen wieder, der Himmel weiß, worüber, in heftigen Zank geraten. George Pepusch warf sich aber ganz trostlos der schönen Dörtje zu Füßen, und rief mit einer Stimme, die jämmerlich genug klang, um aus der heiseren Kehle des unglücklichsten Liebhabers zu kommen: Gamaheh! so ist denn die Flamme

in deinem Innern ganz erloschen, so gedenkst du nicht mehr der herrlichen Vorzeit in Famagusta, nicht mehr der schönen Tage in Berlin, nicht mehr —

„Du bist,“ fiel die Kleine dem Unglücklichen lachend ins Wort, „du bist ein Hasenfuß, George, mit deiner Gamaheh, mit deiner „Distel Zeherit und all' dem anderen tollen Zeuge, das dir einmal „geträumt hat. Ich war dir gut, mein Freund, und bin es noch und „nehme dich, unerachtet mir der Große dort besser gefällt, wenn du „mir heilig versprichst, ja feierlich schwörst, daß du alle deine Kräfte „anwenden willst“ —

Die Kleine lispelte dem Pepusch etwas ganz leise ins Ohr; Peregrinus glaubte aber zu vernehmen, daß von Meister Floh die Rede.

Immer heftiger war indessen der Zank zwischen den beiden Mikroskopisten geworden, sie hatten aufs neue zu den Waffen gegriffen und Peregrinus mühte sich eben, die erhitzten Gemüter zu besänftigen, als die Gesellschaft sich wiederum vermehrte.

Unter widerwärtigem Kreischen und häßlichem Geschrei wurde die Thüre aufgestoßen und herein stürzten der schöne Geist, Monsieur Legénie, und der Bartscherer Egel. Mit wilder entsetzlicher Gebärde sprangen sie los auf die Kleine und der Bartscherer hatte sie schon bei der Schulter gepackt, als Pepusch den häßlichen Feind mit unwiderstehlicher Gewalt wegdrängte, ihn gleichsam mit dem ganzen biegsamen Körper umwand und dermaßen zusammendrückte, daß er ganz lang und spitz in die Höhe schoß, indem er vor Schmerz laut brüllte.

Während dies dem Bartscherer geschah, hatten die beiden Mikroskopisten bei der Erscheinung der Feinde sich augenblicklich mit einander versöhnt, und den schönen Geist gemeinschaftlich bekämpft mit vielem Glück. Nichts half es nämlich dem schönen Geist, daß er sich, als er unten gehörig abgebläut worden, sich zur Stubendecke erhob. Denn beide, Leuwenhöck und Swammerdamm, hatten kurze dicke Knittel ergriffen und trieben den schönen Geist, sowie er herabschweben wollte, durch denjenigen Teil des Körpers, der es am besten vertragen kann, geschickt applizierte Schläge immer wieder in die Höhe. Es war ein zierliches Ballonspiel, bei dem freilich der schöne Geist notgedrungen die ermüdendste und zugleich die undankbarste Rolle übernommen, nämlich die des Ballons.

Der Krieg mit den dämonischen Fremden schien der Kleinen großes Entsetzen einzujagen; sie schmiegte sich fest an Peregrinus und

flehte ihn an, sie fortzuschaffen aus diesem bedrohlichen Getümmel. Peregrinus konnte das um so weniger ablehnen, als er überzeugt sein mußte, daß es auf dem Kampfplatz seiner Hülfe nicht bedurfte; er brachte daher die Kleine in ihre Wohnung, das heißt, in die Zimmer seines Mietsmanns.

Es genügt zu sagen, daß die Kleine, als sie sich mit Herrn Peregrinus allein befand, aufs neue alle Künste der feinsten Koketterie anwandte, um ihn in ihr Netz zu verlocken. Mocht' er es auch noch so fest im Sinn behalten, daß das alles Falschheit sei und nur dahin ziele, seinen Schützling in Sklaverei zu bringen, so ergriff ihn doch eine solche Verwirrung, daß er sogar nicht an das mikroskopische Glas dachte, welches ihm zum wirksamen Gegengift gedient haben würde.

Meister Floh geriet aufs neue in Gefahr, er wurde jedoch auch diesmal durch Herrn Swammer gerettet, der mit George Pepusch eintrat.

Herr Swammer schien ausnehmend vergnügt, Pepusch hatte dagegen Wut und Eifersucht im glühenden Blick. Peregrinus verließ das Zimmer.

Den tiefsten bittersten Unmut im wunden Herzen, durchstrich er düster und in sich gekehrt, die Straßen von Frankfurt, er ging zum Thore hinaus und weiter, bis er endlich zu dem anmutigen Plätzchen kam, wo das seltsame Abenteuer mit seinem Freunde Pepusch sich zugetragen.

Er bedachte aufs neue sein wunderbares Verhängnis, anmutiger, holder, im höhern Liebreiz als jemals ging ihm das Bild der Kleinen auf, sein Blut wallte stärker in den Adern, heftiger schlugen die Pulse, die Brust wollte ihm zerspringen vor brünstiger Sehnsucht. Nur zu schmerzlich fühlte er die Größe des Opfers, das er gebracht und mit dem er alles Glück des Lebens verloren zu haben glaubte.

Die Nacht war eingebrochen, als er zurückkehrte nach der Stadt. Ohne es zu gewahren, vielleicht aus unbewußter Scheu in sein Haus zurückzukehren, war er in mancherlei Nebenstraßen und zuletzt in die Kalbächer Gasse geraten. Ein Mensch, der ein Felleisen auf dem Rücken trug, fragte ihn, ob hier nicht der Buchbinder Lämmerhirt wohne. Peregrinus schaute auf und gewahrte, daß er wirklich vor dem schmalen hohen Hause stand, in welchem der Buchbinder Lämmerhirt wohnte; er erblickte in luftiger Höhe die hellerleuchteten Fenster des fleißigen Mannes, der die Nacht hindurch arbeitete. Dem Menschen mit dem Felleisen wurde die Thüre geöffnet und er ging ins Haus.

Schwer fiel es dem Peregrinus aufs Herz, daß er in der Verwirrung der letzten Zeit vergessen hatte, dem Buchbinder Lämmerhirt verschiedene Arbeiten zu bezahlen, die er für ihn gefertigt hatte; er beschloß gleich am folgenden Morgen hinzugehen und seine Schuld zu tilgen.

Siebentes Abenteuer.

Feindliche Nachstellungen der verbündeten Mikroskopisten nebst ihrer fortwährenden Dummheit. Neue Prüfungen des Herrn Peregrinus Tuß und neue Gefahren des Meisters Floh. Röschen Lämmerhirt. Der entscheidende Traum und Schluß des Märchens.

Fehlt es auch über den eigentlichen Ausgang des Kampfs in Leuwenhöcks Zimmer gänzlich an bestimmten Nachrichten, so steht doch nichts anders zu vermuten, als daß die beiden Mikroskopisten, mit Hülfe des jungen Herrn George Pepusch einen vollständigen Sieg über die bösen feindlichen Gesellen erfochten haben mußten. Unmöglich hätte sonst der alte Swammer bei seiner Rückkehr so freundlich, so vergnügt sein können, als er es wirklich war. — Mit derselben frohen freudigen Miene trat Swammer, oder vielmehr Herr Johannes Swammerdamm, am andern Morgen hinein zu Herrn Peregrinus, der noch im Bette lag und mit seinem Schützling, dem Meister Floh, in tiefem Gespräch begriffen war.

Peregrinus unterließ nicht, sogleich, als er den Herrn Swammerdamm erblickte, sich das mikroskopische Glas in die Pupille werfen zu lassen.

Nach vielen langen und ebenso langweiligen Entschuldigungen seines zu frühzeitigen Besuchs, nahm endlich Swammerdamm Platz dicht an Peregrinus' Bett. Durchaus wollte der Alte nicht zugeben, daß Peregrinus aufstehe und den Schlafrock umwerfe.

In den wunderlichsten Redensarten dankte der Alte dem Peregrinus für die großen Gefälligkeiten, die er ihm erwiesen und die darin bestehen sollten, daß er ihn nicht allein als Mietsmann in sein Haus aufgenommen, sondern auch erlaubt, daß der Hausstand durch ein junges bisweilen etwas zu lebhaftes und zu lautes Frauenzimmer vermehrt worden. Ferner aber müsse er die größte Gefälligkeit darin finden, daß Pereginus, nicht ohne selbst Opfer zu bringen, seine (des

Alten) Versöhnung mit dem alten Freunde und Kunst-Kollegen Anton von Leuwenhöck bewirkt habe. So wie Swammerdamm erzählte, hatten sich beider Herzen in dem Augenblick zu einander hingeneigt, als sie von dem schönen Geist und dem Bartscherer überfallen wurden und die schöne Dörtje Elverdink retten mußten vor den bösen Unholden. Die förmliche ernstliche Versöhnung der Entzweiten war dann bald darauf erfolgt.

Leuwenhöck hatte den günstigen Einfluß, den Peregrinus auf beide gehabt, ebensogut erkannt, als Swammerdamm, und der erste Gebrauch, den sie von dem wiederhergestellten Freundschaftsbunde machten, bestand darin, daß sie gemeinschaftlich das seltsam und wunderbar verschlungene Horoskop des Herrn Peregrinus Tyß betrachteten und so viel als möglich zu deuten suchten.

„Was,“ so sprach Herr Johannes Swammerdamm, „was meinem „Freunde Anton von Leuwenhöck allein nicht gelang, das brachten „unsere gemeinschaftlichen Kräfte zustande und so war dieses Ex„periment das zweite, welches wir trotz aller Hindernisse, die sich uns „entgegenstemmten, mit dem glänzendsten Erfolg unternahmen.“

„Der alberne kurzsichtige Thor,“ lispelte Meister Floh, der dicht neben Peregrinus' Ohr auf dem Kopfkissen saß, „noch immer glaubt „er, daß durch ihn Prinzessin Gamaheh belebt worden ist. Fürwahr „ein schönes Leben ist das, zu dem die Ungeschicklichkeit der blöden „Mikroskopisten die Ärmste gezwungen!“ —

„Mein bester,“ fuhr Swammerdamm fort, der den Meister Floh um so weniger vernommen, als er gerade stark zu niesen genötigt, „mein bester vortrefflichster Herr Peregrinus Tyß, Sie sind ein von „dem Weltgeist ganz besonders Erkorner, ein Schooßkind der Natur; „denn Sie besitzen den wunderbarsten, mächtigsten Talisman oder um „richtiger und wissenschaftlicher zu sprechen, das herrlichste Tsilmenaja „oder Tilsemoht, das jemals getränkt von dem Tau des Himmels, „aus dem Schooß der Erde hervorgegangen. Es macht meiner Kunst „Ehre, daß ich, und nicht Leuwenhöck es herausgebracht, daß dieses „glückliche Tsilmenaja von dem Könige Nacrao abstammt, der lange „vor der Sündflut in Ägypten herrschte. — Doch die Kraft des „Talismans ruht zur Zeit, bis eine gewisse Konstellation eintritt, die „ihren Mittelpunkt in Ihrer werten Person findet. Mit Ihnen „selbst, bester Herr Tyß, muß und wird sich etwas ereignen, das „Sie in demselben Augenblick, als die Kraft des Talismans erwacht „ist, auch dieses Erwachen erkennen läßt. Mag Ihnen Leuwenhöck

„über diesen schwierigsten Punkt des Horoskops gesagt haben, was er „will, alles ist erlogen, denn er wußte über jenen Punkt so lange „nicht das Mindeste, bis ich ihm die Augen geöffnet. — Vielleicht „hat Ihnen, bester Herr Tyß, mein lieber Herzensfreund sogar bange „machen wollen, vor irgend einer bedrohlichen Katastrophe, denn ich „weiß, er liebt es, Leuten unnützerweise Schrecken einzujagen; doch „— trauen Sie Ihrem, Sie verehrenden Mietsmann, der, Hand aufs „Herz, Ihnen schwört, daß Sie durchaus nichts zu befürchten haben. „— Gern möchte ich aber doch wissen, ob Sie zur Zeit den Besitz „des Talismans gar nicht verspüren und was Sie über die ganze „Sache überhaupt zu denken belieben?"

Swammerdamm sah bei den letzten Worten mit giftigem Lächeln dem Herrn Peregrinus so scharf ins Auge, als wolle er seine tiefsten Gedanken durchschauen; das konnte ihm aber freilich nicht so gelingen, als dem Peregrinus mit seinem mikroskopischen Glase. Mittelst dieses Glases erfuhr Peregrinus, daß nicht sowohl die gemeinschaftliche Bekämpfung des schönen Geistes und des Bartscherers, als eben jenes geheimnisvolle Horoskop, die Versöhnung der beiden Mikroskopisten herbeigeführt. Der Besitz des mächtigen Talismans, das war es nun, wornach beide strebten. Swammerdamm war, was den gewissen geheimnisvoll verschlungenen Knoten im Horoskop des Herrn Peregrinus betrifft, ebenso in verdrießlicher Dummheit verblieben, als Leuwenhöck, doch meinte er, daß in Peregrinus' Innerm durchaus die Spur liegen müsse, die zur Entdeckung jenes Geheimnisses führe. Diese Spur wollte er nun geschickt aus dem Unwissenden herauslocken und ihn dann mit Leuwenhöcks Hülfe um den Besitz des unschätzbaren Kleinods bringen, noch ehe er dessen Wert erkannt. Swammerdamm war überzeugt, daß der Talisman des Herrn Peregrinus Tyß ganz dem Ringe des weisen Salomo gleich zu achten, da er, wie dieser, dem, der ihn besitze, die vollkommene Herrschaft über das Geisterreich verleihe.

Peregrinus vergalt Gleiches mit Gleichem, indem er den alten Herrn Swammerdamm, der ihn zu mystifizieren sich mühte, selbst mystifizierte. Geschickt wußte er in solchen verblümten Redensarten zu antworten, daß Swammerdamm befürchten mußte, die Weihe habe bereits begonnen, und ihm werde sich bald das Geheimnis erschließen, das zu enthüllen keiner von beiden, weder er noch Leuwenhöck, vermocht. —

Swammerdamm schlug die Augen nieder, räusperte sich, und

stotterte unverständliche Worte heraus; der Mann befand sich wirklich in gar übler Lage, seine Gedanken schnurrten beständig durcheinander: Teufel — was ist denn das, ist das der Peregrinus, der zu mir spricht? — Bin ich der gelehrte weise Swammerdamm oder ein Esel! —

Ganz verzweifelt raffte er sich endlich zusammen und begann: „Doch von etwas anderm, verehrtester Herr Tyß, von etwas anderm „und wie es mir vorkommen will, von etwas Schönem und Erfreu„lichem!“ —

Sowie Swammerdamm nun weiter sprach, hatte er sowohl als Leuwenhöck mit großer Freude die innige Zuneigung der schönen Dörtje Elverdink zu dem Herrn Peregrinus Tyß entdeckt. War nun auch sonst jeder anderer Meinung gewesen, indem jeder geglaubt, Dörtje müsse bei ihm bleiben und an Liebe und Heirat sei gar nicht zu denken, so hatten sie sich doch jetzt eines Besseren überzeugt. In Peregrinus' Horoskop meinten sie nämlich zu lesen, daß er durchaus die schöne anmutige Dörtje Elverdink zu seiner Gemahlin erkiesen müsse, um das für alle Konjunkturen seines ganzen Lebens Ersprießlichste zu thun. Beide zweifelten nicht einen Augenblick, daß Peregrinus nicht in gleicher glühender Liebe zur holden Kleinen befangen sein solle und hielten daher die Angelegenheit für völlig abgeschlossen. Swammerdamm meinte noch, daß Herr Peregrinus Tyß überdem der einzige sei, der seine Nebenbuhler ohne alle Mühe aus dem Felde schlagen könne und daß selbst die bedrohlichsten Gegner, wie z. B. der schöne Geist und der Bartscherer, gar nichts gegen ihn ausrichten würden.

Peregrinus erkannte aus Swammerdamms Gedanken, daß die Mikroskopisten wirklich in seinem Horoskop die unabänderliche Notwendigkeit seiner Vermählung mit der kleinen Dörtje Elverdink gefunden zu haben glaubten. Nur dieser Notwendigkeit wollten sie nachgeben, und selbst aus Dörtjes scheinbarem Verlust den größten Gewinn ziehen, nämlich den Herrn Peregrinus Tyß selbst einfangen mitsamt seinem Talisman.

Man kann denken, wie wenig Vertrauen Peregrinus zu der Weisheit und Wissenschaft der beiden Mikroskopisten haben mußte, da beide den Hauptpunkt des Horoskops nicht zu enträtseln vermochten. Gar nichts gab er daher auf jene angebliche Konjunktur, die die Notwendigkeit seiner Vermählung mit der schönen Dörtje bedingen sollte, und es wurde ihm nicht im mindesten schwer, ganz bestimmt und fest zu erklären, daß er auf Dörtjes Hand verzichtet, um seinen

besten innigsten Freund, den jungen George Pepusch, der ältere und bessere Ansprüche auf den Besitz des holden Wesens habe, nicht zu kränken und daß er unter keiner Bedingung der Welt sein gegebenes Wort brechen werde.

Herr Swammerdamm schlug die graugrünen Katzenaugen, die er so lange zu Boden gesenkt, auf, glotzte den Peregrinus mächtig an und lächelte wie die Fuchsschlauheit selbst.

Sei, meinte er dann, der Freundschaftsbund mit George Pepusch der einzige Skrupel, der den Peregrinus abhalte, seinen Gefühlen freien Raum zu gönnen, so sei derselbe in diesem Augenblick gehoben; denn eingesehen habe Pepusch, unerachtet er an einigem Wahnsinn leide, daß seiner Vermählung mit Törtje Elverdink die Konstellation der Gestirne entgegen sei und daß daraus nichts entstehen könne, als nur Unglück und Verderben; deshalb habe Pepusch allen Ansprüchen auf Törtjes Hand entsagt und nur erklärt, daß er mit seinem Leben die Schönste, die niemandem angehören könne, als seinem Herzensfreunde Tyß, verteidigen wolle gegen den ungeschickten Tölpel von schönem Geist und gegen den blutgierigen Bartkratzer.

Den Peregrinus durchfuhren eiskalte Schauer, als er aus Swammerdamms Gedanken erkannte, daß alles wahr, was er gesprochen. Übermannt von den seltsamsten widersprechendsten Gefühlen, sank er zurück in die Kissen und schloß die Augen.

Herr Swammerdamm lud den Peregrinus dringendst ein, sich herabzubegeben und selbst aus Törtjes, aus Georges Munde die jetzige Lage der Dinge zu vernehmen. Dann empfahl sich derselbe auf ebenso weitläuftige und ceremoniöse Weise, wie er gekommen.

Meister Floh, der die ganze Zeit über ruhig auf dem Kopfkissen gesessen, sprang plötzlich hinauf bis zum Zipfel der Nachtmütze des Herrn Peregrinus. Da erhob er sich hoch auf den langen Hinterbeinen, rang die Hände, streckte sie flehend zum Himmel empor und rief, mit von bittern Thränen halberstickter Stimme: Weh mir Ärmsten! Schon glaubte ich geborgen zu sein und erst jetzt kommt die gefährlichste Prüfung! — Was hilft aller Mut, alle Standhaftigkeit meines edlen Beschützers, wenn sich alles, alles gegen mich auflehnt! — Ich gebe mich! — es ist alles aus.

„Was,“ sprach Herr Peregrinus mit matter Stimme, „was „lamentiert Ihr so auf meiner Nachtmütze, lieber Meister? Glaubt „Ihr denn, daß Ihr allein zu klagen habt, daß ich mich selbst nicht „auch in dem miserabelsten Zustande von der Welt befinde, da ich

„in meinem ganzen Wesen ganz zerrüttet und verstört bin und nicht „weiß, was ich anfangen, ja wohin ich meine Gedanken wenden soll. „Glaubt aber nicht, lieber Meister Floh, daß ich thöricht genug sein „werde, mich in die Nähe der Klippe zu wagen, an der ich mit all „meinen schönen Vorsätzen und Entschlüssen scheitern kann. Ich werde „mich hüten Swammerdamms Einladung zu folgen und die ver„führerische Dörtje Elverdink wieder zu sehen."

„In der That," erwiderte Meister Floh, nachdem er wieder den alten Platz auf dem Kopfkissen neben dem Ohr des Herrn Peregrinus Tyß eingenommen, „in der That, ich weiß nicht, ob ich, so sehr es „mir verderblich scheint, Euch doch nicht gerade raten sollte, sogleich „zu Swammerdamm hinunter zu gehen. Es ist mir, als wenn die „Linien Eures Horoskops jetzt immer schneller und schneller zusammen„liefen und Ihr selbst im Begriff ständet in den roten Punkt zu „treten. — Mag nun das dunkle Verhängnis beschlossen haben was „es will, ich sehe ein, daß selbst ein Meister Floh solchem Beschluß „nicht zu entgehen vermag und daß es ebenso albern als unnütz „sein würde, von Euch meine Rettung zu verlangen. — Geht hin, „seht sie, nehmt ihre Hand, überliefert mich der Sklaverei und damit „alles geschehe, wie es die Sterne wollen, ohne daß Fremdes sich „einmische, so macht auch keinen Gebrauch von dem mikroskopischen „Glase." —

„Scheint," sprach Peregrinus, „scheint doch sonst, Meister Floh, „Euer Herz stark, Euer Geist fest und doch seid Ihr jetzt so klein„mütig, so verzagt! Aber möget Ihr sonst auch so weise sein wie „Ihr wollt, ja mag Clemens des siebenten hochberühmter Nuntius „Norar, Euern Verstand weit über den unsrigen setzen, so habt Ihr „doch keinen sonderlichen Begriff von dem festen Willen des Menschen „und schlagt ihn wenigstens viel zu geringe an. Noch einmal! — „ich breche nicht mein Euch gegebenes Wort, und damit Ihr sehet, „wie es mein fester Entschluß ist, die Kleine nicht wieder zu sehen, „werde ich jetzt aufstehen, und mich, wie ich es mir schon gestern „vorgenommen, zum Buchbinder Lämmerhirt begeben."

„O Peregrinus," rief Meister Floh, „des Menschen Wille ist ein „gebrechliches Ding, oft knickt ihn ein daherziehendes Lüftchen. Welch „eine Kluft liegt zwischen dem was man will und dem das geschieht! „— Manches Leben ist nur ein stetes Wollen und mancher weiß vor „lauter Wollen am Ende selbst nicht was er will. — Ihr wollt „Dörtje Elverdink nicht wiedersehen, und wer steht Euch dafür, daß

„es geschieht in dem nächsten Augenblick, da Ihr diesen Entschluß „ausgesprochen?“

Seltsam genug war es wohl, daß wirklich sich begab, was Meister Floh mit prophetischem Geiste vorausgesagt.

Peregrinus stand nämlich auf, kleidete sich an und wollte, seinem Vorsatz getreu, zum Buchbinder Lämmerhirt gehen; als er indessen bei Swammerdamms Zimmer vorbeikam, wurde die Thüre weit geöffnet und Peregrinus wußte selbst gar nicht, wie es geschah, daß er plötzlich an Swammerdamms Arm mitten im Zimmer dicht vor Dörtje Elverdink stand, die ganz fröhlich und unbefangen ihm hundert Küsse zuwarf und mit ihrem silbernen Glockenstimmlein freudig rief: Guten Morgen, mein herzlieber Peregrinus!

Wer sich aber noch in dem Zimmer befand, das war Herr George Pepusch, der zum offnen Fenster hinauskuckte und ein Liedchen pfiff. Jetzt warf er das Fenster heftig zu und drehte sich um. „Ach „sieh da,“ rief er, als gewahre er jetzt erst den Freund Peregrinus, „ach sieh da! — Du besuchst deine Braut, das ist in der Ordnung „und jeder dritte dabei nur lästig. Ich werde mich darum auch gleich „fortpacken, doch zuvor laß es dir sagen, mein guter Freund Peregrinus, daß George Pepusch jede Gabe verschmäht, die der barmherzige Freund ihm gleich dem armen Sünder hinwirft, wie ein „Almosen! — Verwünscht sei deine Aufopferung, ich will dir nichts „zu verdanken haben. Nimm sie hin, die schöne Gamaheh, die dich „so innig liebt, aber hüte dich, daß die Distel Zeherit nicht Wurzel „faßt und die Mauern deines Hauses zersprengt.“

Georges Ton und ganzes Betragen grenzte an renommistische Brutalität, und Peregrinus wurde von dem tiefsten Unmut erfüllt, als er gewahrte, wie sehr ihn Pepusch in seinem ganzen Beginnen mißverstanden. „Nie,“ sprach er, ohne jenen Unmut zu bergen, „nie ist es mir in den Sinn gekommen, dir in den Weg zu treten; der Wahnsinn eifersüchtiger Verliebtheit spricht aus dir, sonst würdest du bedenken wie schuldlos ich an allem bin, was du in deiner eignen Seele ausgebrütet. Verlange nicht, daß ich die Schlange töten soll, die du zu deiner Selbstqual nährst in deiner Brust! Und daß du es nur weißt, dir warf ich keine Gabe hin, dir brachte ich kein Opfer, als ich der Schönsten, vielleicht dem höchsten Glück meines Lebens entsagte. Andere höhere Pflichten, ein unwiderrufliches Wort zwangen mich dazu!“ —

Pepusch ballte in wildem Zorn die Faust und erhob sie gegen

den Freund. Da sprang aber die Kleine zwischen die Freunde und faßte die Hand des Peregrinus, indem sie lachend rief: Laß doch nur die geckische Distel laufen, sie hat nichts als wirres Zeug im Kopfe und ist, wie es Distel-Art ist, starr und störrisch ohne zu wissen was sie eigentlich will; du bist mein und bleibst es auch, mein süßer herzlieber Peregrinus! —

Damit zog die Kleine den Peregrinus auf das Kanapee und setzte sich ohne weitere Umstände auf seinen Schooß. Pepusch rannte, nachdem er sich die Nägel sattsam zerkaut, wild zur Thüre hinaus.

Die Kleine, wiederum in das fabelhafte verführerische Gewand von Silberzindel gekleidet, war ebenso anmutig, ebenso ganz Liebreiz als sonst; Peregrinus fühlte sich durchströmt von der elektrischen Wärme ihres Leibes und doch wehten ihn dazwischen eiskalte unheimliche Schauer an, wie Todeshauch. Zum ersten Mal glaubte er tief in den Augen der Kleinen etwas seltsam Lebloses, Starres zu gewahren und der Ton ihrer Stimme, ja selbst das Rauschen des wunderlichen Silberzindels, schien ein fremdartiges Wesen zu verraten, dem nimmermehr zu trauen. Es fiel ihm schwer aufs Herz, daß damals, als Dörtje gerade so gesprochen, wie sie gedacht, sie auch in Zindel gekleidet gewesen; warum er gerade den Zindel bedrohlich fand, wußte er selbst nicht, aber die Gedanken von Zindel und unheimlicher Wirtschaft verbanden sich von selbst miteinander, so wie ein Traum das Heterogenste vereint, und man alles für aberwitzig erklärt, dessen tiefern Zusammenhang man nicht einzusehen vermag.

Peregrinus, weit entfernt, das kleine süße Ding zu kränken mit etwa falschem Verdacht, unterdrückte mit Gewalt seine Gefühle und wartete nur auf einen günstigen Moment, sich loszuwickeln und der Schlange des Paradieses zu entfliehen.

„Aber," sprach Dörtje endlich, „aber wie kommst du mir heute „vor, mein süßer Freund, so frostig, so unempfindlich! Was liegt „dir im Sinn, mein Leben!"

„Kopfschmerz," erwiderte Peregrinus so gleichmütig als er es nur vermochte, „Kopfschmerz — Grillen — einfältige Gedanken — „nichts anders ist es, das mich etwas verstört, mein holdes Kind. „Laß mich ins Freie, und alles ist vorüber in wenigen Minuten; „mich ruft ohnedies noch ein Geschäft." —

„Es ist," rief die Kleine, indem sie rasch aufsprang, „es ist „alles gelogen, aber du bist ein böser Affe, der erst gezähmt werden „muß!" —

Peregrinus war froh, als er sich auf der Straße befand, doch ganz ausgelassen freudig gebärdete sich Meister Floh, der in Peregrinus' Halsbinde unaufhörlich kicherte und lachte und die Vorderhände zusammenschlug, daß es hell klatschte.

Dem Peregrinus war diese Fröhlichkeit seines kleinen Schützlings etwas lästig, da sie ihn in seinen Gedanken störte. Er bat den Meister Floh ruhig zu sein, denn schon hätten ihn ernsthafte Leute mit Blicken voll Vorwurfs betrachtet, glaubend, er sei es, der so kichere und lache und närrische Streiche treibe auf öffentlicher Straße.

„O ich Thor," rief aber Meister Floh, in den Ausbrüchen seiner unmäßigen Freude beharrend, „o ich blödsinniger Thor, daß ich da „an dem Siege zweifeln konnte, wo gar kein Kampf mehr vonnöten. „Ja, Peregrinus, es ist nicht anders, gesiegt hattet Ihr in dem Augen„blick, als selbst der Tod der Geliebten Euern Entschluß nicht zu er„schüttern vermochte. Laßt mich jauchzen, laßt mich jubeln, denn „alles müßte mich trügen, wenn nicht bald das helle Sonnenlicht „aufgehen sollte, das alle Geheimnisse aufklärt."

Als Peregrinus an Lämmerhirts Thüre pochte, rief eine sanfte weibliche Stimme: Herein! Er öffnete die Thüre, ein Mädchen, die sich allein in der Stube befand, trat ihm entgegen und fragte ihn freundlich, was ihm zu Diensten stehe?

— Mag es dem geneigten Leser genügen, wenn gesagt wird, daß das Mädchen ungefähr achtzehn Jahre alt sein mochte, daß sie mehr groß als klein und schlank im reinsten Ebenmaß der Glieder gewachsen war, daß sie hellbraunes Haar und dunkelblaue Augen und eine Haut hatte, die das zarte Flockengewebe schien von Lilien und Rosen. Mehr als alles dies wollte aber gelten, daß des Mädchens Antlitz jenes zarte Geheimnis jungfräulicher Reinheit, hohen himmlischen Liebreizes aussprach, wie es mancher alte deutsche Maler in seinen Gebilden erfaßt. —

Sowie Peregrinus der holden Jungfrau ins Auge blickte, war es ihm, als habe er in schwerlastenden Banden gelegen, die eine wohlthätige Macht gelöst und der Engel des Lichts stehe vor ihm, an dessen Hand er eingehen werde in das Reich namenloser Liebeswonne und Sehnsucht. — Das Mädchen wiederholte, indem sie vor Peregrinus' starrem Blick errötend, sittsam die Augen niederschlug, die Frage, was dem Herrn beliebe? Mühsam stotterte Peregrinus heraus: ob der Buchbinder Lämmerhirt hier wohne? Als nun das Mädchen erwiderte, daß Lämmerhirt allerdings hier wohne, daß er

aber in Geschäften ausgegangen, da sprach Peregrinus wirr durcheinander von Einbänden die er bestellt, von Büchern die Lämmerhirt ihm verschaffen sollen; zuletzt kam er etwas ins Geleise und gedachte der Prachtausgabe des Ariost, die Lämmerhirt in roten Maroquin binden sollen, mit reicher goldner Verzierung. Da war es aber, als durchführe die holde Jungfrau ein elektrischer Funke; sie schlug die Hände zusammen und rief, Thränen in den Augen: Ach Gott! — Sie sind Herr Tyß! — Sie machte eine Bewegung, als wolle sie Peregrinus' Hand ergreifen, trat aber schnell zurück und ein tiefer Seufzer schien die volle Brust zu entlasten. Dann überstrahlte ein anmutiges Lächeln der Jungfrau Antlitz wie liebliches Morgenrot und sie ergoß sich nun in Dank und Segenswünsche dafür, daß Peregrinus des Vaters, der Mutter Wohlthäter sei, daß nicht dies allein — nein! — seine Milde, seine Freundlichkeit, die Art wie er noch zu vorigen Weihnachten die Kinder beschenkt und Freude und Fröhlichkeit verbreitet, ihnen den Frieden, die Heiterkeit des Himmels gebracht. Sie räumte schnell des Vaters Lehnstuhl ab, der mit Büchern, Skripturen, Heften, ungebundenen Drucken bepackt war, rückte ihn heran und lud mit anmutiger Gastlichkeit den Peregrinus ein, sich niederzulassen. Dann holte sie den sauber gebundenen Ariost hervor, fuhr mit einem leinenen Tuch leise über die Maroquinbände und überreichte das Meisterwerk der Buchbinderkunst dem Peregrinus mit leuchtenden Blicken, wohl wissend, daß Peregrinus der schönen Arbeit des Vaters seinen Beifall nicht versagen werde. —

Peregrinus nahm einige Goldstücke aus der Tasche, die Holde dies gewahrend, versicherte schnell, daß sie den Preis der Arbeit nicht wisse und daher keine Bezahlung annehmen könne, Herr Peregrinus möge es sich aber gefallen lassen, einige Augenblicke zu verweilen, da der Vater gleich zurückkommen müsse. Dem Peregrinus war es, als schmölze das nichtswürdige Metall in seiner Hand in einen Klumpen zusammen, er steckte die Goldstücke schneller wieder ein, als er sie hervorgeholt. Das Mädchen griff jetzt, als Peregrinus sich mechanisch in Lämmerhirts breiten Lehnsessel niedergelassen, nach ihrem Stuhl, aus instinktmäßiger Höflichkeit sprang Herr Peregrinus auf und wollte den Stuhl heranrücken, da geschah es aber, daß er statt der Stuhllehne des Mädchens Hand erfaßte und er glaubte, als er das Kleinod leise zu drücken wagte, einen kaum merkbaren Gegendruck zu fühlen. —

„Kätzchen, Kätzchen, was machst du!“ Mit diesen Worten wandte

sich das Mädchen und hob ein Zwirnknäuel von dem Fußboden auf, das die Katze zwischen den Vorderpfoten hielt, ein mystisches Gewebe beginnend. Dann faßte sie mit kindlicher Unbefangenheit den Arm des in Himmelsentzücken versunkenen Peregrinus, führte ihn zum Lehnsessel und bat ihn nochmals, sich niederzulassen, indem sie selbst sich ihm gegenüber setzte und irgend eine weibliche Arbeit zur Hand nahm.

Peregrinus schwankte im Sturm auf einem wogenden Meer. „O Prinzessin!“ Das Wort entschlüpfte ihm, selbst wußte er nicht, wie es geschah. Das Mädchen schaute ihn ganz erschrocken an, da war es ihm, als habe er gegen die Holde gefrevelt und er rief mit dem weichsten, wehmütigsten Ton: mein liebste teuerste Mademoiselle!

Das Mädchen errötete und sprach mit holder jungfräulicher Verschämtheit: die Eltern nennen mich Röschen, nennen Sie mich auch so, lieber Herr Tyß, denn ich gehöre ja auch zu den Kindern, denen Sie so viel Gutes erzeigt, und von denen Sie so hoch verehrt werden.

Röschen! rief Peregrinus ganz außer sich; er hätte der holden Jungfrau zu Füßen stürzen mögen, kaum hielt er sich zurück.

Röschen erzählte nun, indem sie ruhig fortarbeitete, wie seit der Zeit, als die Eltern durch den Krieg in die bitterste Dürftigkeit geraten, sie von einer Base in einem benachbarten kleinen Städtchen aufgenommen, wie diese Base vor wenigen Wochen gestorben und wie sie dann zu den Eltern zurückgekehrt.

Peregrinus hörte nur Röschens süße Stimme ohne viel von den Worten zu verstehen, und er überzeugte sich erst, daß er nicht selig träume, als Lämmerhirt ins Zimmer trat und ihn mit dem herzlichsten Willkommen begrüßte. Nicht lange dauerte es, so folgte auch die Frau mit den Kindern, und wie denn in des Menschen unergründlichem Gemüt Gedanken, Regungen, Gefühle, in seltsamem bunten Gewirr durcheinander laufen, so geschah es, daß Peregrinus selbst in der Ekstase, die ihn einen niegeahnten Himmel schauen ließ, plötzlich daran dachte, wie der murrköpfische Pepusch sein Beschenken der Lämmerhirtschen Kinder getadelt. Es war ihm sehr lieb, auf Befragen zu vernehmen, daß keins von den Kindern sich den Magen am Naschwerk verdorben, und die freundlich feierliche Art, ja der gewisse Stolz, womit sie nach dem hohen Glasschrank, der das glänzende Spielzeug enthielt, heraufblickten, zeigte, daß sie die letzte Bescherung für etwas Außerordentliches hielten, das wohl niemals wiederkehren dürfte. —

Die übel gelaunte Distel hatte also ganz unrecht.

O Pepusch, sprach Peregrinus zu sich selbst, dein verstörtes zerrissenes Gemüt durchdringt kein reiner Lichtstrahl der wahrhaften Liebe! — Damit meinte Peregrinus nun wieder wohl mehr, als ein beschertes Naschwerk und Spielzeug. — Lämmerhirt, ein sanfter, stiller, frommer Mann, sah mit sichtlicher Freude auf Röschen, die geschäftig aus und eingegangen, Butter und Brot herbeigebracht und nun an einem kleinen Tischchen in der entfernten Ecke des Zimmers dem Geschwister stattliche Butterstollen bereitete. Die muntern Jungen drängten sich dicht an die liebe Schwester und wenn sie in verzeihlicher kindischer Begier das Maul etwas weiter aufsperrten, als gerade nötig, so that das der häuslichen Idylle doch keinen sonderlichen Eintrag.

Den Peregrinus entzückte des holden Mädchens Beginnen, ohne daß ihm dabei Werthers Lotte und ihre Butterbrote in den Sinn kamen.

Lämmerhirt näherte sich dem Peregrinus und begann halb leise von Röschen zu reden, was sie für ein frommes gutes liebes Kind sei, der der Himmel auch die Gabe äußerer Schönheit verliehen, und wie er nur Freude an dem holden Kinde zu erleben hoffe. Was, setzte er hinzu, indem sein Gesicht sich in Wonne verklärte, was ihm aber so recht im innersten Herzen wohl thue, sei, daß Röschen sich auch zur edlen Buchbinderkunst hinneige und seit den wenigen Wochen, während sie sich bei ihm befinde, in feiner zierlicher Arbeit ungemein viel profitiert habe, so, daß sie bereits viel geschickter sei, als mancher Lümmel von Lehrbursche, der Jahre hindurch Maroquin und Gold vergeude und die Buchstaben schief und krumm stelle, daß sie aussähen wie betrunkene Bauern, die aus der Schenke torkeln.

Ganz zutraulich flüsterte der entzückte Vater dem Peregrinus ins Ohr: Es muß heraus, Herr Tyß, es drückt mir sonst das Herz ab, ich kann mir nicht helfen. — Wissen Sie wohl, daß mein Röschen den Schnitt des Ariosto vergoldet hat?

Sowie Peregrinus dies vernahm, griff er hastig nach den saubern Maroquinbänden, als müsse er sich des Heiligtums bemächtigen, ehe ein feindlicher Zufall es ihm raube. Lämmerhirt hielt das für ein Zeichen, daß Peregrinus fort wolle und bat ihn, es sich noch einige Augenblicke in der Familie gefallen zu lassen. Eben dies erinnerte aber den Peregrinus, daß er doch endlich sich losreißen müsse. Er zahlte schnell die Rechnung und Lämmerhirt reichte ihm wie ge=

wöhnlich die Hand zum Abschiede, die Frau that dasselbe und auch Röschen! — Die Jungen standen in der offnen Thüre und damit der Liebesthorheit ihr Recht geschehe, riß Peregrinus im Hinausschreiten dem Jüngsten das Restchen Butterstolle aus der Hand, an dem er eben kaute und rannte wie gehetzt die Treppe hinab.

„Nun nun,“ sprach der Kleine ganz verdutzt, „was ist denn das? „Hätt' es mir ja sagen können, der Herr Tyß, wenn er hungrig war, „hätt' ihm ja gern meine ganze Stolle gegeben!“ —

Schritt vor Schritt ging Herr Peregrinus Tyß nach Hause, die schweren Quartanten mühsam unter dem Arm fortschleppend und mit verklärtem Blick einen Bissen des Butterstollen Restes nach dem andern auf die Lippe nehmend, als genösse er himmlisches Manna.

„Der ist nunmehro auch übergeschnappt!“ sagte ein vorübergehender Bürger. Es war dem Mann nicht zu verdenken, daß er dergleichen von Peregrinus dachte. —

Als Herr Peregrinus Tyß ins Haus trat, kam ihm die alte Aline entgegen und winkte mit Gebärden, die Angst und Besorgnis ausdrückten, nach dem Zimmer des Herrn Swammerdamm. Die Thüre stand offen und Peregrinus gewahrte Dörtje Elverdink, die erstarrt auf einem Lehnstuhl saß und deren zusammengeschrumpftes Gesicht einer Leiche zu gehören schien, die bereits im Grabe gelegen. Ebenso erstarrt, ebenso leichenähnlich saßen vor ihr auf Lehnstühlen, Pepusch, Swammerdamm und Leuwenhöck. „Ist das,“ sprach die Alte, „ist das eine tolle gespenstische Wirtschaft hier unten! So sitzen die drei unseligen Menschen schon den ganzen lieben Tag über, und essen nichts und trinken nichts und reden nichts und holen kaum Atem!“ —

Den Peregrinus wollte zwar, ob des in der That etwas schauerlichen Anblicks halber, einiges Entsetzen anwandeln, indessen wurde, indem er die Treppe hinaufstieg, das gespenstische Bild von dem wogenden Meer der Himmelsträume verschlungen, in dem der entzückte Peregrinus schwamm, seit dem Augenblick, als er Röschen gesehen. — Wünsche, Träume, selige Hoffnungen strömen gern über in das befreundete Gemüt; aber gab es für den armen Peregrinus jetzt ein anderes, als das ehrliche des guten Meisters Floh? — Dem wollte er nun sein ganzes Herz ausschütten, dem wollte er von Röschen alles erzählen, was sich eigentlich gar nicht so recht erzählen ließ. Doch er mochte so viel rufen, so viel locken, als er wollte, kein Meister Floh ließ sich sehen, er war auf und davon. In der Falte der Hals-

binde, wo sonst Meister Floh bei Ausgängen sich beherbergt, fand Peregrinus bei sorgfältigerem Nachsuchen ein kleines Schächtelchen, worauf die Worte standen:

„Hierin befindet sich das mikroskopische Gedankenglas. Seht „Ihr mit dem linken Auge scharf in die Schachtel hinein, so sitzt „Euch das Glas augenblicklich in der Pupille; wollt Ihr es „wieder heraus haben, so dürft Ihr nur, das Auge in die „Schachtel hineinhaltend, die Pupille sanft drücken und das Glas „fällt auf den Boden der Schachtel. — Ich arbeite in Euern „Geschäften, und wage viel dabei, doch für meinen lieben Schutz„herrn thue ich alles, als

Euer dienstwilligster
Meister Floh."

— Hier gäb' es nun für einen tüchtigen handfesten Romanschreiber, der mit starker, kielbewaffneter Hand alles menschliche Thun und Treiben zusammenarbeitet nach Herzens Lust, die erwünschteste Gelegenheit, den heillosen Unterschied zwischen Verliebtsein und Lieben, nachdem solcher theoretisch genugsam abgehandelt, praktisch darzuthun durch Peregrinus' Beispiel. Viel ließe sich da sagen vom sinnlichen Triebe, von dem Fluch der Erbsünde und von dem himmlischen Prometheusfunken, der in der Liebe die wahrhafte Geistergemeinschaft des diversen Geschlechts entzündet, die den eigentlichen notwendigen Dualismus der Natur bildet. Sollte nun auch besagter Prometheusfunken nebenher die Fackel des Ehegottes anstecken, wie ein tüchtiges hellbrennendes Wirtschaftslicht, bei dem es sich gut lesen, schreiben, stricken, nähen läßt, sollte auch eine fröhliche Nachkommenschaft sich ebensogut die Mäulchen gelegentlich mit Kirschmus beschmieren, als jede andere, so ist das hienieden nun einmal nicht anders. Überdem nimmt sich eine solche himmlische Liebe als erhabene Poesie sehr gut aus, und als das Beste darf in der That gerühmt werden, daß diese Liebe kein leeres Hirngespinnst, sondern daß wirklich etwas daran ist, wie viele Leute bezeugen können, denen es mit dieser Liebe bald gut, bald schlimm ergangen. —

Der geneigte Leser hat es aber längst erraten, daß Herr Peregrinus Tyß in die kleine Dörtje sich bloß beträchtlich verliebt hatte, daß aber erst in dem Augenblick, da er Lämmerhirts Röschen, das holde liebe Engelskind erblickte, die wahre himmlische Liebe hell aufloderte in seiner Brust.

Wenigen Dank würde aber gegenwärtiger Referent des tollsten,

wunderlichsten aller Märchen einernten, wenn er, sich steif und fest an den Paradeschritt der daherstolzierenden Romanisten haltend, nicht unterlassen könnte, hier die jedem regelrechten Roman höchst nötige Langeweile sattsam zu erregen. Nämlich dadurch, daß er bei jedem Stadium, das das Liebespaar, nach gewöhnlicher Weise, zu überstehen hat, sich gemächliche Ruh und Rast gönnte. Nein! laß uns, geliebter Leser, wie wackre, rüstige Reiter auf mutigen Rennern daherbrausend, und alles was links und rechts liegt nicht achtend, dem Ziel entgegeneilen. — Wir sind da! — Seufzer, Liebesklagen, Schmerz, Entzücken, Seligkeit, alles einigt sich in dem Brennpunkt des Augenblicks, da das holde Röschen, das reizende Inkarnat holder Jungfräulichkeit auf den Wangen, dem überglücklichen Peregrinus Tyß gesteht, daß sie ihn liebe, ja, daß sie es gar nicht sagen könne, wie so sehr, wie so über alle Maßen sie ihn liebe, wie sie nur in ihm lebe, wie er allein ihr einziger Gedanke, ihr einziges Glück sei.

Der finstere arglistige Dämon pflegt in die hellsten Sonnenblicke des Lebens hineinzugreifen mit seinen schwarzen Krallen; ja! durch den finstern Schatten seines unheilbringenden Wesens jenen Sonnenschein zu verdunkeln ganz und gar. So geschah' es, daß in Peregrinus böse Zweifel aufstiegen, ja, daß ein gar böser Argwohn sich regte in seiner Brust.

Wie? schien eine Stimme ihm zuzuflüstern, wie? auch jene Dörtje Elverdink gestand dir ihre Liebe und doch war es schnöder Eigennutz, von dem beseelt, sie dich verlocken wollte, die Treue zu brechen und Verräter zu werden an dem besten Freunde, an dem armen Meister Floh?

Ich bin reich, man sagt, daß ein gewisses, gutmütiges Betragen, eine gewisse Offenheit, von manchem Einfalt genannt, mir die zweideutige Gunst der Menschen und auch wohl gar der Weiber verschaffen könne; und diese, die dir nun ihre Liebe gesteht —

Schnell griff er nach dem verhängnisvollen Geschenk des Meister Floh, er brachte das Schächtelchen hervor und war im Begriff, es zu öffnen, um sich das mikroskopische Glas in die Pupille des rechten Auges zu setzen, und so Röschens Gedanken zu durchschauen.

Er blickte auf, und das reine Himmelsazur der schönsten Augen leuchtete in seine Seele hinein. Röschen, seine innere Bewegung wohl bemerkend, sah ihn ganz verwundert und beinahe besorglich an.

Da war es ihm, als durchzucke ihn ein jäher Blitz, und das

vernichtende Gefühl der Verderbtheit seines Sinnes zermalmte sein ganzes Wesen.

Wie? sprach er zu sich selbst, in das himmelreine Heiligtum dieses Engels willst du eindringen, in sündhaftem Frevel? Gedanken willst du erspähen, die nichts gemein haben können mit dem verworfenen Treiben gemeiner im Irdischen befangener Seelen? Verhöhnen willst du den Geist der Liebe selbst, ihn mit den verruchten Künsten bedrohlicher unheimlicher Mächte versuchend?

Er hatte mit Hast das Schächtelchen in seine Tasche verborgen, es war ihm, als habe er eine Sünde begangen, die er nie, nie werde abbüßen können.

Ganz aufgelöst in Wehmut und Schmerz, stürzte er dem erschrockenen Röschen zu Füßen, rief: er sei ein Frevler, ein sündiger Mensch, der der Liebe eines engelreinen Wesens, wie Röschen, nicht wert sei, badete sich in Thränen.

Röschen, die nicht begreifen konnte, welcher finstere Geist über Peregrinus gekommen, sank zu ihm nieder, umfaßte ihn, indem sie weinend lispelte: „Um Gott, mein geliebter Peregrinus, was ist dir? was ist dir geschehen? welcher schlimme Feind stellt sich zwischen uns? o komm, o komm, setze dich ruhig zu mir nieder!“

Peregrinus ließ sich schweigend, keiner willkürlichen Bewegung fähig, von Röschen sanft in die Höhe ziehen.

Es war gut, daß das alte etwas zerbrechliche Kanapee wie gewöhnlich, mit broschierten Büchern, fertigen Einbänden und einem nicht geringen Vorrat von allerlei Buchbinderutensilien bepackt war; so daß Röschen manches wegräumen mußte, um Platz für sich und den zerknirschten Herrn Peregrinus Tyß zu gewinnen. Er bekam dadurch Zeit, sich zu erholen und sein großer Schmerz, seine herzzerreißende Wehmut löste sich auf in das mildere Gefühl verübter, jedoch wohl zu sühnender Unbill.

War er zuvor, was seine Gesichtszüge betrifft, dem trostlosen Sünder zu vergleichen, über den das Verdammungsurteil unwiderruflich ausgesprochen, so sah er jetzt nur noch ein wenig einfältig aus. Solches Aussehen ist aber bei derlei Umständen jedesmal ein gutes Prognostikon.

Als nun beide, Röschen und Herr Peregrinus Tyß, zusammen auf besagtem gebrechlichem Kanapee des ehrsamen Buchbindermeisters Lämmerhirt saßen, begann Röschen mit niedergeschlagenen Augen und halb verschämtem Lächeln: ich mag wohl erraten, mein Geliebter,

was dein Gemüt so plötzlich bestürmt. Gestehen will ich es dir, man hat mir allerlei Wunderliches von den seltsamen Bewohnern deines Hauses erzählt. Die Nachbarinnen, — nun du weißt, wie Nachbarinnen sind, die schwatzen und schwatzen gar gern, und wissen oft selbst nicht einmal was; — ja diese bösen Nachbarinnen haben mir erzählt, in deinem Hause sei ein gar wunderbares Frauenzimmer, die manche gar für eine Prinzessin hielten, und die du selbst, in der Christnacht, in dein Haus getragen. Der alte Herr Swammer habe sie freilich als seine entflohene Nichte bei sich aufgenommen, aber die Person stelle dir nach mit seltsamen Verlockungen. Doch das ist beileibe noch nicht das Schlimmste, denke dir, mein geliebter Peregrinus, die alte Muhme geradeüber, — du kennst sie wohl, die alte Frau mit der spitzen Nase, die so freundlich herüber grüßt, wenn sie dich sieht, und von der du einmal sagtest, als du sie Sonntags in ihrem bunten stoffenen Ehrenkleide nach der Kirche ziehen sahst, — ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, — es wolle dich gemahnen, als wandle ein Feuerlilien-Strauch über die Straße, diese mißtrauische Muhme hat mir allerlei Böses in den Kopf setzen wollen.

So freundlich sie dich auch grüßt, so hat sie mich doch stets vor dir gewarnt und nichts Geringeres behauptet, als daß in deinem Hause Satanskünste getrieben würden, und daß die kleine Dörtje gar nichts anders sei, als ein kleines verkapptes Teufelchen, welches, um dich zu verlocken, in Menschengestalt umherwandle, und zwar in gar anmutiger und verführerischer.

Peregrinus! mein holder, geliebter Peregrinus, sieh mir ins Auge, du wirst keine Spur des leisesten Argwohns finden, ich habe dein reines Gemüt erkannt, niemals hat dein Wort, dein Blick, nur einen verfinsternden Hauch auf den hellen klaren Spiegel meiner Seele geworfen.

Ich vertraue dir, ich vertraue dem Gedanken der Seligkeit, die über uns kommen wird, wann ein festes Band uns verknüpft, und die mir süße Träume voll Liebe und Sehnsucht verkündet! Peregrinus! mögen auch finstre Geister über dich beschlossen haben, was sie wollen, ihre Macht scheitert gebrochen an deinem frommen Wesen, das fest und stark ist in Liebe und unwandelbarer Treue.

Was soll, was kann eine Liebe verstören wie die unsrige; verbanne jeden Zweifel, unsre Liebe ist der Talisman, vor dem die nächtigen Gestalten fliehen. —

Dem Peregrinus kam Röschen in diesem Augenblick vor, wie ein

höheres Wesen, jedes ihrer Worte wie Trost des Himmels. Ein unbeschreiblich Gefühl der reinsten Wonne durchströmte sein Innres, wie milder süßer Frühlingshauch. Er war nicht mehr der Sünder, der vermessene Frevler, für den er sich gehalten, er glaubte mit Entzücken zu erkennen, daß er wert sei der Liebe der holdesten, engelreinsten Jungfrau.

Der Buchbindermeister Lämmerhirt kehrte mit seiner Familie von einem Spaziergange zurück.

Dem Peregrinus, sowie dem süßen Röschen, strömte das Herz über, und Herr Peregrinus verließ beim Einbruch der Nacht die enge Wohnung des himmelhoch erfreuten Buchbinders und seiner guten Alten, die vor lauter Wonne und Freude ein wenig mehr schluchzten als gerade nötig, als glücklicher, seliger Bräutigam.

Alle glaubwürdige und sehr authentische Notizen, aus denen diese wundersame Geschichte entnommen, stimmen darin überein, und der hundertjährige Kalender bestätigt es, daß gerade in der Nacht, da Herr Peregrinus Tyß als glücklicher Bräutigam nach Hause kam, der Vollmond sehr hell und freundlich schien, so daß der ganze Roßmarkt sich in seinem Silberglanz gar anmutig geputzt hatte. Natürlich scheint es, daß Herr Peregrinus Tyß, statt die Ruhe zu suchen, sich ins offene Fenster legte, um, wie es Liebenden ziemlich ist und wohl ansteht, in den Mond kuckend, noch ein wenig den Gedanken an seine holde Geliebte nachzuhängen.

Mag es nun aber auch bei dem geneigten Leser, vorzüglich aber bei den geneigten Leserinnen, dem Herrn Peregrinus Tyß zum offenbaren Nachteil gereichen, der Wahrheit muß ihr Recht geschehen, und es darf nicht verschwiegen bleiben, daß Herr Peregrinus, trotz seiner Seligkeit, zweimal so übermäßig und so laut gähnte, daß ein etwas angetrunkener Markthelfer, der gerade über die Straße taumelte, ihm laut zurief: „Na! er da oben mit der weißen Nachtmütze, freſſ' er „mich nur nicht auf!" Dies war nun die genügende Ursache, warum Herr Peregrinus Tyß ganz unwillig das Fenster zuwarf, so daß die Scheiben klirrten. Man will sogar behaupten, daß er während dieses Akts laut genug gerufen: Grober Schlingel!! Doch kann dies durchaus nicht verbürgt werden; da solches mit seiner sanften Gemütsart und Seelenstimmung ganz unverträglich scheint. Genug! Herr Peregrinus Tyß warf das Fenster zu und begab sich zur Ruhe. Das Bedürfnis des Schlafes schien indessen durch jenes unmäßige Gähnen beseitigt zu sein. Gedanken und Gedanken durchkreuzten sein Gehirn

und vorzüglich lebhaft trat ihm die überstandene Gefahr vor Augen, da eine finstere Macht ihn zu einem verruchten Gebrauch des mikroskopischen Glases verlocken wollen, doch nun erst ging es ihm auch deutlich auf, daß Meister Flohs verhängnisvolles Geschenk, habe er es selbst auch gut damit gemeint, doch in jedem Betracht ein Geschenk sei, das der Hölle angehöre.

Wie? sprach er zu sich selbst, ein Mensch, der die geheimsten Gedanken seiner Brüder erforscht, bringt über den diese verhängnisvolle Gabe nicht jenes entsetzliche Verhängnis, welches den ewigen Juden traf, der durch das bunteste Gewühl der Welt ohne Freude, ohne Hoffnung, ohne Schmerz, in dumpfer Gleichgültigkeit, die das Caput mortuum der Verzweiflung ist, wie durch eine unwirtbare trostlose Einöde wandelte?

Immer aufs neue hoffend, immer aufs neue vertrauend und immer wieder bitter getäuscht, wie kann es anders möglich sein, als daß Mißtrauen, böser Argwohn, Haß, Rachsucht in der Seele sich festnisten und jede Spur des wahrhaft menschlichen Prinzips, das sich ausspricht in mildem Vertrauen, in frommer Gutmütigkeit, wegzehren muß? Nein! dein freundliches Gesicht, deine glatten Worte sollen mich nicht täuschen, du, in dessen tiefem Innern vielleicht unverdienter Haß gegen mich verborgen; ich will dich für meinen Freund halten, ich will dir Gutes erzeigen, wie ich nur kann, ich will dir meine Seele erschließen, weil es mir wohl thut, und das bittre Gefühl des Augenblicks, wenn du mich enttäuschest, ist gering zu achten gegen die Freuden eines schönen vergangenen Traumes. Und selbst die wahrhaften Freunde, die es wirklich gut meinen — wie wandelbar ist des Menschen Gemüt! — Kann nicht selbst ein böses Zusammentreffen widerwärtiger Umstände, eine Mißstimmung von der Unbill des launischen Zufalls erzeugt, in der Seele dieser Freunde einen vorübergehenden feindseligen Gedanken hervorbringen?

Und diesen Gedanken — erfaßt das unglückselige Glas, finsteres Mißtrauen erfüllt das Gemüt, und im ungerechtesten Zorn, in wahnsinniger Bethörtheit, stoß' ich auch den wahren Freund von der Brust und immer tiefer und tiefer bis in die Wurzel des Lebens frißt das tötende Gift des bösen Grolls, der mich mit allem Sein hienieden entzweit, mich mir selbst entfremdet.

Nein! Frevel, ruchloser Frevel ist es, sich wie jener gefallene Engel des Lichts, der die Sünde über die Welt brachte, gleich stellen

zu wollen der ewigen Macht, die das Innere des Menschen durchschaut, weil sie es beherrscht.

Fort, fort, mit der unseligen Gabe!

Herr Peregrinus Tyß hatte das kleine Schächtelchen, worin das mikroskopische Glas befindlich, ergriffen, und war im Begriff, es mit aller Gewalt gegen die Stubendecke zu schleudern.

Plötzlich saß Meister Floh in seiner mikroskopischen Gestalt, gar hübsch und anmutig anzuschauen, mit gleißendem Schuppenpanzer und den schönsten polierten goldenen Stiefeln, dicht vor dem Herrn Peregrinus Tyß auf der Bettdecke. Halt! rief er, halt, Verehrtester! beginnt kein unnützes Zeug! Eher würdet Ihr ein Sonnenstäubchen vernichten, als dieses kleine unvertilgbare Glas auch nur einen Fuß breit fortschaffen, so lange ich in der Nähe bin. Übrigens hatte ich mich, ohne daß Ihr es merktet, schon beim ehrlichen Buchbindermeister Lämmerhirt, wie gewöhnlich, in die Falte Eurer Halsbinde versteckt, und war daher Zeuge alles dessen, was sich begeben. Ebenso habe ich Euer jetziges erbauliches Selbstgespräch mit angehört und manche Lehre daraus gezogen.

Zuvörderst habt Ihr jetzt erst Euer, von der wahrhaften Liebe rein beseeltes Gemüt in der glänzendsten Glorie, wie einen mächtigen Strahl aus Euerm Innern hervorblitzen lassen, so daß, wie ich glaube, der höchste entscheidende Moment sich naht.

Dann habe ich auch eingesehen, daß, in Rücksicht des mikroskopischen Glases, ich in großem Irrtum befangen war. Glaubt es mir, verehrtester, geprüftester Freund, ohnerachtet ich nicht das Vergnügen habe, ein Mensch zu sein wie Ihr, sondern nur ein Floh, wiewohl kein simpler, sondern ein graduierter, meiner glorreichen Meisterschaft halber, so verstehe ich mich dennoch sehr gut auf das menschliche Gemüt und auf das Thun und Treiben der Menschen, unter denen ich ja beständig hausiere. Manches Mal kommt mir dies Treiben sehr possierlich, beinahe albern vor; nehmt das nicht übel, Verehrtester, ich sage das nur als Meister Floh. Ihr habt recht, mein Freund, es wäre ein garstiges Ding, und könnte unmöglich zu Gutem führen, wenn ein Mensch dem andern so mir nichts dir nichts durch das Gehirn schaute; dem unbefangenen heitern Floh ist indessen diese Gabe des mikroskopischen Glases durchaus nicht im mindesten bedrohlich.

Ihr wißt es, verehrtester und bald, will es das Geschick, glückseligster Herr Peregrinus, meine Nation ist leichten, ja leichtfertigen,

mutigen Sinnes und man könnte sagen, sie bestehe aus lauter jugendlich kecken Springinsfelden. Dabei kann ich meinesteils mich aber einer gar besondern Lebensklugheit berühmen, die euch weisen Menschenkindern gemeinhin abzugehen pflegt. Das heißt, ich habe nie etwas gethan im unschicklichen Moment. Stechen ist nun einmal das Hauptbedingnis meines Seins; aber stets habe ich zu rechter Zeit und an rechter Stelle gestochen. Laßt Euch das zu Herzen gehen, ehrlicher treuer Freund!

Ich empfange nun das Euch zugedachte Geschenk, welches weder das Präparat von Menschen, Swammerdamm genannt, noch der sich selbst in kleinlicher Mißgunst verzehrende Leuwenhöck, besitzen konnte, aus Euren Händen zurück, und werde es getreu bewahren. Jetzt, mein verehrtester Herr Tyß, überlaßt Euch dem Schlummer. Bald werdet Ihr in ein träumerisches Delirium verfallen, in welchem der große Moment sich kund thut. Zu rechter Zeit bin ich wieder bei Euch.

Meister Floh verschwand, und der Glanz den er verbreitet, verlöschte in der tiefen finstren Nacht des Zimmers, dessen Vorhänge fest zugezogen.

Es geschah, wie Meister Floh gesagt hatte.

Herr Peregrinus Tyß wähnte bald, er liege an dem Ufer eines rauschenden Waldbachs und vernehme das Säuseln des Windes, das Flüstern der Gebüsche, das Sumsen von tausend Insekten, die ihn umschwirrten. Dann war es, als würden seltsame Stimmen vernehmbar, und deutlicher und immer deutlicher, so daß Peregrinus zuletzt Worte zu verstehen glaubte.

Doch nur ein verwirrtes sinnebethörendes Geschwätz drang in sein Ohr.

Endlich begann eine dumpfe feierliche Stimme, die jedoch immer heller und heller erklang, folgende Worte:

„Unglücklicher König Sekakis, der du das Verständnis der Natur verschmähtest, der du, verblendet von dem bösen Zauber des arglistigen Dämons, den falschen Teraphim erschautest, statt des wahrhaften Geistes.

An jenem verhängnisvollen Orte, auf Famagusta, in tiefem Schacht der Erde verborgen, lag der Talisman, doch da du dich selbst vernichtet, gab es kein Prinzip, seine erstarrte Kraft zu entzünden. Vergebens opfertest du deine Tochter, die schöne Gamaheh, vergebens war die Liebesverzweiflung der Distel Zeherit; doch auch ohnmächtig

und wirkungslos blieb der Blutdurst des Egelprinzen. Gezwungen wurde selbst der tölpische Genius Thetel, die süße Beute fahren zu lassen, denn so mächtig war noch, o König Sekakis, dein halberloschener Gedanke, daß du die Verlorne wiedergeben konntest dem Urelement, dem sie entsprossen.

Wahnsinnige Detailhändler der Natur, daß euch die Arme in die Hände fallen mußte, daß ihr sie, in dem Blumenstaub jener verhängnisvollen Harlemer Tulpe entdecktet! Daß ihr sie quälen mußtet mit euren abscheulichen Versuchen, in kindischem Übermut wähnend, ihr vermöchtet durch eure schnöden Künste das zu bewirken, was nur durch die Kraft jenes schlummernden Talismans geschehen kann!

Und auch dir, Meister Floh, mocht' es nicht vergönnt sein, das Geheimnis zu durchschauen, da deinem klaren Blick doch nicht die Kraft inne wohnte, einzudringen in die Tiefe der Erde und den erstarrten Karfunkel zu erspähen.

Die Gestirne zogen daher, durchkreuzten sich auf ihrer Bahn in wunderbaren Schwingungen und furchtbare Konstellationen erzeugten das Staunenswerte, das dem blöden Auge des Menschen Unerforschliche. Doch kein siderischer Konflikt weckte den Karfunkel; denn nicht geboren wurde das menschliche Gemüt, das den Karfunkel hegen und pflegen müßte, damit er in der Erkenntnis des Höchsten in der menschlichen Natur erwache zu freudigem Leben — doch endlich! —

Das Wunder ist erfüllt, der Augenblick ist gekommen." —

Ein heller flackernder Schein fuhr bei Peregrinus' Augen vorüber. Er erwachte halb aus der Betäubung und — gewahrte zu seinem nicht geringen Erstaunen den Meister Floh, der in seiner mikroskopischen Gestalt, jedoch in den schönsten faltenreichen Talar gehüllt, eine hochauflodernde Fackel in den Vorderpfötchen haltend, emsig und geschäftig in dem Zimmer auf und nieder hüpfte und dabei feine gellende Töne ausstieß.

Herr Peregrinus wollte sich ganz aus dem Schlafe ermuntern, doch plötzlich zuckten tausend feurige Blitze durch das Gemach, das bald von einem einzigen glühenden Feuerballe erfüllt schien.

Da durchzog aber ein milder aromatischer Duft das wilde Feuer, das bald wegloderte und zum sanften Mondesschimmer wurde.

Peregrinus fand sich wieder auf einem prächtigen Throne stehend, in den reichen Gewändern eines indischen Königs, das funkelnde Diadem auf dem Haupte, die bedeutungsvolle Lotosblume statt des Scepters in der Hand. Der Thron stand in einem un=

absehbaren Saal errichtet, dessen tausend Säulen schlanke, himmelhohe Cedern waren.

Dazwischen erhoben aus dunklem Gesträuch die schönsten Rosen, sowie wundervolle süßduftende Blumen jeder Art, ihre Häupter empor, wie in dürstender Sehnsucht nach dem reinen Azur, das durch die verschlungenen Zweige der Cedern glänzend, wie mit liebenden Augen hinabblickte.

Peregrinus erkannte sich selbst, er fühlte, daß der zum Leben entzündete Karfunkel glühe in seiner eigenen Brust.

Im fernsten Hintergrunde bemühete sich der Genius Thetel in die Lüfte zu steigen, doch erreichte er nicht die halbe Höhe der Cedernstämme, sondern plumpte schmachvoll zur Erde nieder.

Hier kroch aber der garstige Egelprinz in widerwärtigen Krümmungen hin und her, und suchte sich auf ekelhafte Weise bald dick aufzublasen, bald sich lang zu ziehen, und dabei stöhnte er: Gamaheh — doch mein!

In der Mitte des Saals saßen auf kolossalen Mikroskopen Leuwenhöck und Swammerdamm und schnitten gar klägliche, jämmerliche Gesichter, indem sie sich vorwurfsvoll wechselsweise zuriefen: Seht Ihr, das war der Punkt im Horoskop, dessen Bedeutung Ihr nicht herausbringen konntet. Auf ewig ist uns der Talisman verloren!

Dicht an den Stufen des Thrones schienen aber Dörtje Elverdink und George Pepusch nicht sowohl zu schlummern, als in tiefe Ohnmacht versunken.

Peregrinus oder — wir können ihn jetzt allenfalls so nennen — König Sekakis, schlug den Königsmantel, dessen Falten seine Brust bedeckten, zurück, und aus seinem Innern schoß der Karfunkel, wie Himmelsfeuer, blendende Strahlen durch den weiten Saal.

Mit einem dumpfen Geächze zerstäubte der Genius Thetel, indem er sich eben aufs neue in die Höhe schwingen wollte, in unzählige farblose Flocken, die, wie vom Sturme gejagt, sich im Gebüsche verloren.

Mit dem entsetzlichen Tone herzzerschneidendsten Jammers krümmte sich der Egelprinz zusammen, verschwand in der Erde und man vernahm ein unwilliges Brausen, als nehme sie den häßlichen unwillkommenen Flüchtling nur ungern auf in ihren Schooß. Leuwenhöck und Swammerdamm waren von den Mikroskopen herab in sich selbst zusammengesunken und man vernahm aus ihrem angstvollen

Stöhnen und Achzen, aus ihren bangen Todesseufzern, daß eine harte Qual sie erfaßt.

Aber Dörtje Elverdink und George Pepusch, oder wie sie hier besser zu benennen, die Prinzessin Gamaheh und die Distel Zeherit, waren aus ihrer Ohnmacht erwacht und hingekniet vor dem Könige, zu dem sie in sehnsüchtigen Seufzern zu flehen schienen. Doch senkten sie den Blick zur Erde, als vermöchten sie nicht den Glanz des strahlenden Karfunkels zu ertragen.

Sehr feierlich sprach nun Peregrinus:

Aus schnödem Thon und den Federflocken, die ein einfältiger, schwerfälliger Strauß verloren, hatte dich der böse Dämon zusammengeknetet, dich, der du die Menschen täuschen solltest als Genius Thetel, deshalb vernichtete dich der Strahl der Liebe, dich leeres, wirres Phantom, und du mußtest zerstäuben in das gehaltlose Nichts.

Und auch du, blutdürstiges Ungetüm der Nacht, verhaßter Egelprinz, mußtest vor dem Strahl des glühenden Karfunkels entfliehen in den Schooß der Erde.

Aber ihr arme Bethörte, unglücklicher Swammerdamm, beklagenswerter Leuwenhöck, euer ganzes Leben war ein unaufhörlicher ununterbrochener Irrtum. Ihr trachtetet die Natur zu erforschen, ohne die Bedeutung ihres innersten Wesens zu ahnen.

Ihr wagtet es, einzudringen in ihre Werkstatt und ihre geheimnisvolle Arbeit belauschen zu wollen, wähnend, daß es euch gelingen werde, ungestraft die furchtbaren Geheimnisse jener Untiefen, die dem menschlichen Auge unerforschlich, zu erschauen. Euer Herz blieb tot und starr, niemals hat die wahrhafte Liebe euer Wesen entzündet, niemals haben die Blumen, die bunten leichtgeflügelten Insekten zu euch gesprochen mit süßen Worten. Ihr glaubtet die hohen heiligen Wunder der Natur in frommer Bewunderung und Andacht anzuschauen, aber indem ihr in freveligem Beginnen die Bedingnisse jener Wunder bis in den innersten Keim zu erforschen euch abmühtet, vernichtetet ihr selbst jene Andacht, und die Erkenntnis, nach der ihr strebtet, war nur ein Phantom, von dem ihr getäuscht wurdet, wie neugierige, vorwitzige Kinder.

Thoren! euch giebt der Strahl des Karfunkels keinen Trost, keine Hoffnung mehr.

„Ha, ha! noch ist wohl Trost, noch ist wohl Hoffnung, die Alte begiebt sich zu den Alten, das ist 'ne Liebe, das ist 'ne Treue, das ist 'ne Zärtlichkeit. Und die Alte ist nun wirklich eine Königin und

führt ihr Swammerdämmchen, ihr Leuwenhöckchen in ihr Reich und da sind sie schöne Prinzen und zupfen Silberfäden und Goldfäden und Seidenflickchen aus, und verrichten andere gescheute und sehr nützliche Dinge."

So sprach die alte Aline, die plötzlich in wunderlichen Kleidern angethan, welche beinahe dem Anzuge der Königin von Golkonda in der Oper glichen, zwischen beiden Mikroskopisten stand. Diese waren aber auf solche Weise zusammengeschrumpft, daß sie kaum noch eine Spanne hoch zu sein schienen. Die Königin von Golkonda nahm die Kleinen, welche merklich ächzten und stöhnten, an ihre Brust, und liebkoste und hätschelte sie wie kleine Bübchen, indem sie ihnen mit tändelnden Worten freundlich zusprach. Darauf legte die Königin von Golkonda ihre niedlichen Püppchen in zwei kleine sehr zierlich aus dem schönsten Elfenbein geschnitzte Wiegen, und wiegte sie, indem sie dabei sang:

Schlaf mein Kindchen schlaf,
Im Garten gehn zwei Schaf,
Ein schwarzes und ein weißes u. s. w.

Während dies geschah, knieten die Prinzessin Gamaheh und die Distel Zeherit noch immer auf den Stufen des Throns.

Da sprach Peregrinus: Nein! Verstoben ist der Irrtum, der dein Leben verstörte, du geliebtes Paar. Kommt an meine Brust, Geliebte! „Der Strahl des Karfunkels wird euer Herz durchdringen, „und ihr werdet die Seligkeit des Himmels genießen." Mit einem Laut freudiger Hoffnung erhoben sich beide, die Prinzessin Gamaheh und die Distel Zeherit, und Peregrinus drückte sie fest an sein flammendes Herz.

Sowie er sie ließ, fielen sie sich in hohem Entzücken in die Arme; — verschwunden war die Leichenblässe von ihrem Antlitz und frisches jugendliches Leben blühte auf ihren Wangen, leuchtete aus ihren Augen.

Meister Floh, der so lange wie ein zierlicher Trabant an der Seite des Thrones gestanden, nahm plötzlich seine natürliche Gestalt an, und sprang, indem er laut gellend rief: „Alte Liebe rostet nicht!" mit einem tüchtigen Satz hinein in Dörtjens Nacken.

Doch o Wunder, in demselben Augenblick lag auch Röschen in hoher unbeschreiblicher Anmut holder Jungfräulichkeit prangend, überstrahlt von dem Glanz der reinsten Liebe, wie ein Cherub des Himmels, an Peregrinus' Busen.

Da rauschten die Zweige der Cedern, und höher und freudiger erhoben die Blumen ihre Häupter und gleißende Paradiesvögel schwangen sich durch den Saal, und süße Melodien strömten aus den dunklen Büschen, und wie aus weiter Ferne hallte jauchzender Jubel, und ein tausendstimmiger Hymnus der überschwenglichsten Lust erfüllte die Lüfte, und in der heiligen Weihe der Liebe regten sich die höchsten Wonnen des Lebens und sprühten und loderten empor, reines Ätherfeuer des Himmels! —

Herr Peregrinus Tyß hatte in der Nähe der Stadt ein gar schönes Landhaus gekauft, und hier sollte an Einem Tage seine, sowie die Hochzeit seines Freundes George Pepusch mit der kleinen Dörtje Elverdink, gefeiert werden.

Der geneigte Leser erläßt es mir wohl, den Hochzeitschmaus zu beschreiben, sowie genau zu sagen, wie sich übrigens alles an dem festlichen Tage begeben.

Gern überlasse ich es auch den schönen Leserinnen, den Anzug der beiden Bräute so zu ordnen, wie das Bild davon ihrer Fantasie gerade vorschwebt. Zu bemerken ist nur, daß Peregrinus und sein holdes Röschen die heitre kindliche Unbefangenheit selbst, George und Dörtje dagegen tief in sich gekehrt waren und Blick in Blick gesenkt, nur sich zu schauen, zu fühlen, zu denken schienen.

Es war Mitternacht, als plötzlich der balsamische Geruch der großblumigen Fackel-Distel den ganzen weiten Garten, das ganze Landhaus durchdrang.

Peregrinus erwachte aus dem Schlaf, er glaubte tief klagende Melodien einer hoffnungslosen Sehnsucht zu vernehmen und ein seltsames ahnendes Gefühl bemeisterte sich seiner.

Es war ihm, als reiße sich ein Freund gewaltsam von seinem Busen.

Am andern Morgen wurde das zweite Brautpaar, nämlich George Pepusch und Dörtje Elverdink vermißt, und man erstaunte nicht wenig, als man wahrnahm, daß sie das Brautgemach gar nicht betreten.

Der Gärtner kam in diesem Augenblick ganz außer sich herbei

und rief: er wisse gar nicht, was er davon denken solle, aber ein seltsames Wunder sei im Garten aufgegangen.

Die ganze Nacht habe er vom blühenden Cactus grandiflorus geträumt und nun erst die Ursache davon erfahren. Man solle nur kommen und schauen.

Peregrinus und Röschen gingen herab in den Garten. In der Mitte eines schönen Bosketts war eine hohe Fackeldistel emporgeschossen, die ihre, im Morgenstrahl verwelkte Blüte hinabsenkte, und um diese Blüte schlang sich liebend eine lila- und gelbgestreiste Tulpe, die auch den Pflanzentod gestorben. —

O meine Ahnung, rief Peregrinus, indem ihm die Stimme vor tiefer Wehmut bebte, o meine Ahnung, sie hat mich nicht getäuscht! Der Strahl des Karfunkels, der mich zum höchsten Leben entzündete, gab dir den Tod, du durch seltsame Verschlingungen eines geheimnisvollen Zwiespalts dunkler Mächte verbundenes Paar.

Das Mysterium ist erschlossen, der höchste Augenblick alles erfüllten Sehnens war auch der Augenblick deines Todes.

Auch Röschen schien die Bedeutung des Wunders zu ahnen, sie bückte sich zu der armen gestorbenen Tulpe herab, und vergoß häufige Thränen.

„Ihr habt ganz recht," sprach Meister Floh, (der plötzlich in seiner anmutigen mikroskopischen Gestalt auf der Fackel-Distel saß) „ja, Ihr habt ganz recht, wertester Herr Peregrinus; es verhält sich „alles so, wie Ihr da eben gesprochen habt, und ich verlor nun meine „Geliebte auf immer."

Röschen hatte sich beinahe über das kleine Ungetüm entsetzt, da Meister Floh sie aber mit solchen klugen freundlichen Augen anblickte, und Herr Peregrinus so vertraulich mit ihm that, so faßte sie ein Herz, schaute ihm dreist ins kleine niedliche Antlitz, und gewann um so mehr Zutrauen zu der kleinen sonderbaren Kreatur, als Peregrinus ihr zuflüsterte: das ist mein guter lieber Meister Floh.

„Mein bester Peregrinus," sprach nun Meister Floh sehr zärtlich, „meine holde liebe Frau, ich muß euch jetzt verlassen und zurückkehren zu meinem Volk, doch werde ich euch treu und freundlich gewogen bleiben immerdar und ihr sollt meine Gegenwart auf euch ergötzliche Weise verspüren. Lebt wohl, lebt beide herzlich wohl! Alles Glück mit euch!"

Meister Floh hatte während dieser Zeit seine natürliche Gestalt angenommen und war spurlos verschwunden. —

Wirklich soll sich auch Meister Floh in der Familie des Herrn Peregrinus Tyß stets als ein guter Hausgeist bewiesen haben, und vorzüglich thätig gewesen sein, als nach Jahresfrist ein kleiner Peregrinus das holde Paar erfreute. Da hat Meister Floh am Bette der holden Frau gesessen und der Wärterin in die Nase gestochen, wenn sie eingeschlafen, ist in die mißratene Krankensuppe hinein und wieder herausgesprungen u. s. w.

Gar hübsch war es aber von dem Meister Floh, daß er der Tyßischen Nachkommenschaft am Christtage es nie an den zierlichsten, von den geschicktesten Künstlern seines Volks ausgearbeiteten Spielsächelchen fehlen ließ, so aber den Herrn Peregrinus Tyß auf gar angenehme Weise an jene verhängnisvolle Weihnachtsbescherung erinnerte, die gleichsam das Nest der wunderbarsten, tollsten Ereignisse zu nennen.

Hier brachen plötzlich alle weitere Notizen ab, und die wundersame Geschichte von dem Meister Floh nimmt ein fröhliches und erwünschtes

Ende.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

E. T. A. Hoffmann's
sämtliche Werke

in fünfzehn Bänden.

Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung

von

Eduard Grisebach.

Mit drei Selbst-Porträts Hoffmanns, einem Faksimile seiner Handschrift und zwölf die Originale der ersten Ausgaben wiederholenden Illustrationen.

Dreizehnter Band:

Letzte Erzählungen. Erster Teil.

Mit zwei Illustrationen von L. Wolf.



Leipzig.
Max Hesse's Verlag.
1900.

Inhaltsverzeichnis.

Letzte Erzählungen. Erster Teil.

Haimatochare.

Vorwort.

Nachfolgende Briefe, welche über das unglückliche Schicksal zweier Naturforscher Auskunft geben, wurden mir von meinem Freunde Adalbert von Chamisso mitgeteilt, als er eben von der merkwürdigen Reise zurückgekommen, in der er den Erdball anderthalbmal umkreist hatte. Sie scheinen wohl öffentlicher Bekanntmachung würdig. — Mit Trauer, ja mit Entsetzen gewahrt man, wie oft ein harmlos scheinendes Ereignis die engsten Bande der innigsten Freundschaft gewaltsam zu zerreißen und da verderbliches Unheil zu verbreiten vermag, wo man das Beste, das Ersprießlichste zu erwarten sich berechtigt glaubte.

E. T. A. Hoffmann.

1.

An Se. Excellenz den Generalkapitän und Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Port Jackson, den 21. Juni 18..

Ew. Excellenz haben zu befehlen geruht, daß mein Freund, Herr Brougthon, mit der Expedition, die nach O-Wahu ausgerüstet wird, als Naturforscher mitgehe. Längst war es mein innigster Wunsch, O-Wahu noch einmal zu besuchen, da die Kürze meines letzten Aufenthalts mir nicht mehr gestattete, manche höchst merkwürdige naturhistorische Beobachtungen bis zu bestimmten Resultaten zu steigern. Doppelt lebhaft erneuert sich jetzt dieser Wunsch, da wir, ich und Herr Brougthon, durch die Wissenschaft, durch gleiches Forschen auf das engste verkettet, schon seit langer Zeit gewohnt sind, unsere Beobachtungen gemeinschaftlich anzustellen, und durch augenblickliches Mitteilen der-

selben uns an die Hand zu gehen. Ew. Excellenz bitte ich daher, es genehmigen zu wollen, daß ich meinen Freund Brougthon auf der Expedition nach O-Wahu begleite.

Mit tiefem Respekt rc. rc. J. Menzies.

N. S. Mit den Bitten und Wünschen meines Freundes Menzies vereinigen sich die meinigen, daß Ew. Excellenz geruhen möchten, ihm zu erlauben, mit mir nach O=Wahu zu gehen. Nur mit ihm, nur wenn er mit gewohnter Liebe meine Bestrebungen teilt, vermag ich das zu leisten, was man von mir erwartet. A. Brougthon.

2.

Antwort des Gouverneurs.

Mit innigem Vergnügen bemerke ich, wie Sie, meine Herren, die Wissenschaft so innig miteinander befreundet hat, daß aus diesem schönen Bunde, aus diesem vereinten Streben sich nur die reichsten, herrlichsten Resultate erwarten lassen. Aus diesem Grunde will ich auch, unerachtet die Bemannung der Diskovery vollständig ist und das Schiff wenig Raum hat, dennoch erlauben, daß Herr Menzies der Expedition nach O=Wahu folge, und erteile in diesem Augenblick deshalb dem Kapitän Bligh die nötigen Befehle.

(Gez.) Der Gouverneur.

3.

J. Menzies an E. Johnstone in London.

Am Bord der Diskovery, den 2. Juli 18..

Du hast recht, mein lieber Freund, als ich Dir das letzte Mal schrieb, war ich wirklich heimgesucht von einigen spleenischen Anfällen. Das Leben auf Port Jackson machte mir die höchste Langeweile, mit schmerzlicher Sehnsucht dachte ich an mein herrliches Paradies, an das reizende O=Wahu, das ich erst vor kurzem verlassen. Mein Freund Brougthon, ein gelehrter und dabei gemütlicher Mensch, war der einzige, der mich aufzuheitern und empfänglich für die Wissenschaft zu erhalten vermochte, aber auch er sehnte sich, wie ich, hinweg von Port Jackson, das unserm Forschungstrieb wenig Nahrung darbieten konnte. Irre ich nicht, so schrieb ich Dir schon, daß dem Könige von O=Wahu, Namens Teimotu, ein schönes Schiff versprochen worden, das zu Port Jackson gebaut und ausgerüstet werden sollte.

Dies war geschehen, Kapitän Bligh erhielt den Befehl, das Schiff hinzuführen nach O-Wahu, und sich dort einige Zeit aufzuhalten, um das Freundschaftsbündnis mit Teimotu fester zu knüpfen. Wie klopfte mein Herz vor Freude, da ich glaubte, daß ich unfehlbar mitgehen würde; wie ein Blitz aus heiterer Luft traf mich aber der Ausspruch des Gouverneurs, daß Brougthon sich einschiffen solle. Die Diskovery, zur Expedition nach O-Wahu bestimmt, ist ein mittelmäßiges Schiff, nicht geeignet, mehr Personen aufzunehmen, als die nötige Bemannung; um so weniger hoffte ich mit dem Wunsch, Brougthon begleiten zu dürfen, durchzudringen. Der edle Mensch, mir mit Herz und Gemüt auf das innigste zugethan, unterstützte indessen diesen Wunsch so kräftig, daß der Gouverneur ihn bewilligte. Aus der Überschrift des Briefs siehst Du, daß wir, Brougthon und ich, bereits die Reise angetreten.

O des herrlichen Lebens, das mir bevorsteht! — Mir schwillt die Brust von Hoffnung und sehnsüchtigem Verlangen, wenn ich daran denke, wie täglich, ja stündlich die Natur mir ihre reiche Schatzkammer aufschließen wird, damit ich dieses, jenes nie erforschte Kleinod mir zueignen, mein nennen kann, das nie gesehene Wunder!

Ich sehe Dich ironisch lächeln über meinen Enthusiasmus, ich höre Dich sprechen: „Nun ja, einen ganzen neuen Swammerdamm in der Tasche, wird er zurückkehren; frage ich ihn aber nach Neigungen, Sitten, Gebräuchen, nach der Lebensweise jener fremden Völker, die er gesehen, will ich recht einzelne Details wissen, wie sie in keiner Reisebeschreibung stehen, wie sie nur von Mund zu Mund nacherzählt werden können, so zeigt er mir ein paar Mäntel und ein paar Korallenschnüre und vermag sonst nicht viel zu sagen. Er vergißt über seine Milben, seine Käfer, seine Schmetterlinge, die Menschen!" —

Ich weiß, Du findest es sonderbar, daß mein Forschungstrieb gerade zu dem Reiche der Insekten sich hingeneigt, und ich kann Dir in der That nichts anders darauf antworten, als daß die ewige Macht nun gerade diese Neigung so in mein Innerstes hineingewebt hat, daß mein ganzes Ich sich nur in dieser Neigung zu gestalten vermag. Nicht vorwerfen darfst Du mir aber, daß ich über diesen Trieb, der Dir seltsam erscheint, die Menschen, oder gar Verwandte, Freunde vernachlässige, vergesse. — Niemals werde ich es dahin bringen, es jenem alten holländischen Obristlieutenant gleich zu thun, der — doch um Dich durch den Vergleich, den Du dann zwischen diesem Alten und mir anstellen mußt, zu entwaffnen, erzähle ich Dir

die merkwürdige Historie, die mir eben in den Sinn kam, ausführlich. Der alte Obristlieutenant (ich machte in Königsberg seine Bekanntschaft) war, was Insekten betrifft, der eifrigste, unermüdetste Naturforscher, den es jemals gegeben haben mag. Die ganze übrige Welt war für ihn tot, und wodurch er sich der menschlichen Gesellschaft allein nur kund that, das war der unausstehlichste, lächerlichste Geiz und die fixe Idee, daß er einmal mittelst eines Weißbrots vergiftet werden würde. Irre ich nicht, so heißt dies Weißbrot im Deutschen Semmel. Ein solches Brot backte er sich jeden Morgen selbst, nahm es, war er zu Tische gebeten, mit, und war nicht dahin zu bringen, ein anderes Brot zu genießen. Als Beweis seines tollen Geizes mag Dir der Umstand genügen, daß er, seines Alters unerachtet, ein rüstiger Mann, Schritt für Schritt mit weit von dem Leibe weggestreckten Armen auf den Straßen einherging, damit — die alte Uniform sich nicht abscheure, sondern fein konserviere! — Doch zur Sache! — Der Alte hatte keinen Verwandten auf der ganzen Erde, als einen jüngern Bruder, der in Amsterdam lebte. Dreißig Jahre hatten die Brüder sich nicht gesehen; da machte der Amsterdamer, von dem Verlangen getrieben, den Bruder noch einmal wiederzusehen, sich auf den Weg nach Königsberg. Er tritt ein in das Zimmer des Alten. Der Alte sitzt an dem Tische, und betrachtet, das Haupt hinübergebeugt, durch eine Lupe einen kleinen, schwarzen Punkt auf einem weißen Blatt Papier. Der Bruder erhebt ein lautes Freudengeschrei, er will dem Alten in die Arme stürzen, der aber, ohne das Auge von dem Punkt zu verwenden, winkt ihm mit der Hand zurück, gebietet ihm mit einem wiederholten: St — St — St — Stillschweigen. „Bruder," ruft der Amsterdamer, „Bruder, was hast du vor! — Georg ist da, dein Bruder ist da, aus Amsterdam hergereist, um dich, den er seit dreißig Jahren nicht sah, noch wiederzusehen in diesem Leben!" Aber unbeweglich bleibt der Alte und lispelt: St — St — St — Tierchen stirbt! — Nun bemerkt der Amsterdamer erst, daß der schwarze Punkt ein kleines Würmchen ist, das sich in den Konvulsionen des Todes krümmt und windet. Der Amsterdamer ehrt die Leidenschaft des Bruders, setzt sich still neben ihn hin. Als nun aber eine Stunde vergeht, während der Alte auch nicht mit einem Blicke sich um den Bruder kümmert, springt dieser ungeduldig auf, verläßt mit einem derben holländischen Fluch das Zimmer, setzt sich auf zur Stelle und kehrt zurück nach Amsterdam, ohne daß der Alte auch von allem nur die mindeste Notiz nimmt! —

Frage Dich selbst, Eduard, ob ich, trätest Du plötzlich hinein in meine Kajütte, und fändest mich vertieft in die Betrachtung irgend eines merkwürdigen Insekts, ob ich dann das Insekt unbeweglich anschauen, oder Dir in die Arme stürzen würde?

Du magst, mein lieber Freund, denn auch daran denken, daß das Reich der Insekten gerade das wunderbarste, geheimnisvollste in der Natur ist. Hat es mein Freund Brougthon mit der Pflanzen- und mit der vollkommen ausgebildeten Tierwelt zu thun, so bin ich angesiedelt in der Heimat der seltsamen, oft unerforschlichen Wesen, die den Übergang, die Verknüpfung zwischen beiden bilden. — Doch! — ich höre auf, um Dich nicht zu ermüden, und setze nur noch, um Dich, um Dein poetisches Gemüt ganz zu beschwichtigen, ganz mit mir auszusöhnen, hinzu, daß ein deutscher geistreicher Dichter die in den schönsten Farbenschmelz geputzten Insekten freigewordene Blumen nennt. Erlabe dich an diesem schönen Bilde!

Und eigentlich, warum sag' ich so viel, um meine Neigung zu rechtfertigen? Geschah es nicht, um mich selbst zu überreden, daß mich bloß der allgemeine Drang des Forschens unwiderstehlich nach O-Wahu treibt, daß es nicht vielmehr eine sonderbare Ahnung irgend eines unerhörten Ereignisses ist, dem ich entgegengehe? Ja, Eduard, eben in diesem Augenblick erfaßt mich diese Ahnung mit solcher Gewalt, daß ich nicht vermögend bin, weiter zu schreiben! Du wirst mich für einen närrischen Träumer halten, aber es ist nicht anders; deutlich steht es in meiner Seele, daß mich in O-Wahu das größte Glück oder unvermeidliches Verderben erwartet!

Dein treuester 2c. 2c.

4.

Derselbe an denselben.

Hanaruru auf O-Wahu, den 12. Dezember 18..

Nein! ich bin kein Träumer, aber es giebt Ahnungen — Ahnungen, die nicht trügen! — Eduard, ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne, auf den höchsten Punkt des Lebens gestellt. Aber wie soll ich Dir alles erzählen, damit Du meine Wonne, mein unaussprechliches Entzücken ganz fühlst? — ich will mich fassen, ich will versuchen, ob ich imstande bin, Dir das alles, wie es sich zutrug, ruhig zu beschreiben.

Unfern Hanaruru, König Teimotus Residenz, wo er uns freundlich aufgenommen, liegt eine anmutige Waldung. Dorthin begab ich mich

gestern, als schon die Sonne zu sinken begann. Ich hatte vor, wo möglich einen sehr seltenen Schmetterling (der Name wird Dich nicht interessieren) einzufangen, der nach Sonnenuntergang seinen irren Kreislauf beginnt. Die Luft war schwül, von wollüstigem Aroma duftender Kräuter erfüllt. Als ich in den Wald trat, fühlte ich ein seltsam süßes Bangen, mich durchbebten geheimnisvolle Schauer, die sich auflösten in sehnsüchtige Seufzer. Der Nachtvogel, nach dem ich ausgegangen, erhob sich dicht vor mir, aber kraftlos hingen die Arme herab, wie starrsüchtig vermochte ich nicht von der Stelle zu gehen, nicht den Nachtvogel zu verfolgen, der sich fortschwang in den Wald. Da wurde ich hineingezogen, wie von unsichtbaren Händen, in ein Gebüsch, das mich im Säuseln und Rauschen wie mit zärtlichen Liebesworten ansprach. Kaum hinein getreten, erblicke ich — o Himmel! — auf dem bunten Teppiche glänzender Taubenflügel liegt die niedlichste, schönste, lieblichste Insulanerin, die ich jemals gesehen! Nein, nur die äußern Konture zeigten, daß das holde Wesen zu dem Geschlechte der hiesigen Insulanerinnen gehörte. Farbe, Haltung, Aussehen, alles war sonst anders. Der Atem stockte mir vor wonnevollem Schreck. Behutsam näherte ich mich der Kleinen. Sie schien zu schlafen; ich faßte sie, ich trug sie mit mir fort; das herrlichste Kleinod der Insel war mein! Ich nannte sie Haimatochare, klebte ihr ganz kleines Zimmer mit schönem Goldpapier aus, bereitete ihr ein Lager von eben den bunten, glänzenden Taubenfedern, auf denen ich sie gefunden. Sie scheint mich zu verstehen, zu ahnen, was sie mir ist! Verzeih mir, Eduard, ich nehme Abschied von Dir, ich muß sehen, was mein liebliches Wesen, meine Haimatochare macht, — ich öffne ihr kleines Zimmer, — sie liegt auf ihrem Lager, sie spielt mit den bunten Federchen. O Haimatochare! — Lebe wohl, Eduard! Dein treuester xc. xc.

5.

Brougthon an den Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Hanaruru, den 20. Dezember 18..

Kapitän Bligh hat Ew. Excellenz über unsere glückliche Fahrt bereits ausführlichen Bericht erstattet, und auch gewiß nicht unterlassen, die freundliche Art zu rühmen, mit der unser Freund Teimotu uns aufgenommen. Teimotu ist entzückt über Ew. Excellenz reiches Geschenk, und wiederholt ein Mal über das andere, daß wir alles, was O-Wahu nur für uns Nützliches und Wertes erzeugt, als unser

Eigentum betrachten sollen. Auf die Königin Kahumanu hat der goldgestickte rote Mantel einen tiefen Eindruck gemacht, so daß sie ihre vorige unbefangene Heiterkeit verloren, und in allerlei fanatische Schwärmereien geraten ist. Sie geht am frühen Morgen in das tiefste, einsamste Dickicht des Waldes und übt sich, indem sie den Mantel bald auf diese, bald auf jene Art über die Schultern wirft, in mimischen Darstellungen, die sie abends dem versammelten Hofe zum besten giebt. Dabei wird sie oft von einer seltsamen Trostlosigkeit befallen, die dem guten Teimotu nicht wenigen Kummer verursacht. Mir ist es indessen doch schon oft gelungen, die jammervolle Königin aufzuheitern durch ein Frühstück von gerösteten Fischen, die sie sehr gern ißt, und dann ein tüchtiges Glas Gin oder Rum daraufsetzt, welches ihren sehnsüchtigen Schmerz merklich lindert. Sonderbar ist es, daß Kahumanu unserm Menzies nachläuft auf Steg und Weg, ihn, glaubt sie sich unbemerkt, in ihre Arme schließt, und mit den süßesten Namen nennt. Ich möchte beinahe glauben, daß sie ihn heimlich liebt.

Sehr leid thut es mir übrigens, Ew. Excellenz melden zu müssen, daß Menzies, von dem ich alles Gute hoffte, in meinen Forschungen mich mehr hindert, als fördert. Kahumanus Liebe scheint er nicht erwidern zu wollen, dagegen ist er von einer andern thörichten, ja frevelhaften Leidenschaft ergriffen, die ihn verleitet hat, mir einen sehr argen Streich zu spielen, der, kommt Menzies nicht von seinem Wahn zurück, uns auf immer entzweien kann. Ich bereue selbst, Ew. Excellenz gebeten zu haben, ihm zu gestatten, daß er der Expedition nach O=Wahu folge, doch wie konnte ich glauben, daß ein Mann, den ich so viele Jahre hindurch bewährt gefunden, sich plötzlich in seltsamer Verblendung auf solche Weise ändern sollte. Ich werde mir erlauben, Ew. Excellenz von den näheren Umständen des mich tief kränkenden Vorfalls ausführlichen Bericht zu erstatten, und sollte Menzies nicht, was er that, wieder gut machen, Ew. Excellenz Schutz gegen einen Mann zu erbitten, der sich erlaubt, feindselig zu handeln, da wo er mit unbefangener Freundschaft aufgenommen wurde. Mit tiefem Respekt 2c. 2c.

6.

Menzies an Broughton.

Nein, nicht länger kann ich es ertragen! Du weichst mir aus, Du wirfst mir Blicke zu, in denen ich Zorn und Verachtung lese,

Du sprichst von Treulosigkeit, von Verrat, so daß ich es auf mich beziehen muß! Und doch suche ich im ganzen Reiche der Möglichkeit vergebens eine Ursache aufzufinden, die Dein Benehmen gegen Deinen treuesten Freund auf irgend eine Art rechtfertigen könnte. Was that ich Dir, was unternahm ich, das Dich kränkte? Gewiß ist es nur ein Mißverständnis, das Dich an meiner Liebe, an meiner Treue einen Augenblick zweifeln läßt. Ich bitte Dich, Brougthon, kläre das unglückliche Geheimnis auf, werde wieder mein, wie Du es warst.

Davis, der Dir dies Blatt überreicht, hat Befehl, Dich zu bitten, daß Du auf der Stelle antwortest. Meine Ungeduld wird mir zur qualvollsten Pein.

7.

Brougthon an Menzies.

Du frägst noch, wodurch Du mich beleidigt? In der That, diese Unbefangenheit steht dem wohl an, der gegen Freundschaft, nein, gegen die allgemeinen Rechte, wie sie in der bürgerlichen Verfassung bestehen, frevelte auf empörende Art! — Du willst mich nicht verstehen? Nun, so rufe ich Dir denn, daß es höre die Welt, und sich entsetze über Deine Unthat; ja, so rufe ich Dir denn den Namen ins Ohr, der Deinen Frevel ausspricht! — Haimatochare! — Ja, Haimatochare hast Du die genannt, die Du mir geraubt, die Du verborgen hältst vor aller Welt, die mein war, ja, die ich mit süßem Stolz mein nennen wollte in ewig fortdauernden Annalen! Aber nein, noch will ich nicht verzweifeln an Deiner Tugend, noch will ich glauben, daß Dein treues Herz die unglückliche Leidenschaft besiegen wird, die Dich fortriß im jähen Taumel. Menzies, gieb mir Haimatochare heraus, und ich drücke dich als meinen treuesten Freund, als meinen Herzensbruder an meine Brust! Vergessen ist dann aller Schmerz der Wunde, die Du mir schlugst durch Deine — unbesonnene That. Ja, nur unbesonnen, nicht treulos, nicht frevelhaft will ich Haimatochares Raub nennen. Gieb mir Haimatochare heraus!

8.

Menzies an Brougthon.

Freund! welch ein seltsamer Wahnsinn hat Dich ergriffen? — Dir — Dir sollte ich Haimatochare geraubt haben? Haimatochare, die, sowie ihr ganzes Geschlecht, Dich auch nicht im mindesten etwas

angeht, Haimatochare, die ich frei, in der freien Natur auf dem schönsten Teppiche schlafend fand, der erste, der sie betrachtete mit liebenden Augen, der erste, der ihr Namen gab und Stand! — In Wahrheit, nennst Du mich treulos, so muß ich Dich verrückt schelten, daß Du von einer schnöden Eifersucht verblendet in Anspruch nimmst, was mein eigen geworden und bleiben wird immerdar. Mein ist Haimatochare, und mein werde ich sie nennen in jenen Annalen, wo du prahlerisch zu prunken gedenkest mit dem Eigentum des andern. Nie werde ich meine geliebte Haimatochare von mir lassen, alles, ja mein Leben, das nur durch sie sich zu gestalten vermag, geb' ich freudig hin für Haimatochare!

9.

Brougthon an Menzies.

Schamloser Räuber! Haimatochare soll mich nichts angehen? In der Freiheit hast Du sie gefunden? — Lügner! war der Teppich, auf dem Haimatochare schlief, nicht mein Eigentum; mußtest Du nicht daran erkennen, daß Haimatochare mir — mir allein angehörte? Gieb mir Haimatochare heraus, oder kund mache ich der Welt Deinen Frevel. Nicht ich, Du — Du allein bist von der schnödesten Eifersucht verblendet, Du willst prunken mit fremdem Eigentume, aber das soll Dir nicht gelingen. Gieb mir Haimatochare heraus, oder ich erkläre Dich für den niedrigsten Schurken!

10.

Menzies an Brougthon.

Dreifacher Schurke Du selbst! Nur mit meinem Leben lasse ich Haimatochare!

11.

Brougthon an Menzies.

Nur mit Deinem Leben läßt Du, Schurke, Haimatochare? — Gut, so mögen denn morgen abends um sechs Uhr, auf dem öden Platze vor Hanaruru, unfern des Vulkans, die Waffen über Haimatochares Besitz entscheiden, ich hoffe, daß Deine Pistolen im Stande sind.

12.

Menzies an Brougthon.

Ich werde mich zur bestimmten Stunde am bestimmten Platze einfinden. Haimatochare soll Zeugin des Kampfes sein um ihren Besitz.

13.

Kapitän Bligh an den Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Hanaruru, auf O-Wahu, den 26. Dezember 18..

Ew. Excellenz den entsetzlichen Vorfall, der uns zwei der schätzbarsten Männer geraubt, zu berichten, ist mir traurige Pflicht. Längst hatte ich bemerkt, daß die Herren Menzies und Brougthon, welche sonst, in innigster Freundschaft verbunden, ein Herz, eine Seele schienen, die sonst sich nicht zu trennen vermochten, miteinander entzweit waren, ohne daß ich auch nur im mindesten erraten konnte, was wohl die Ursache davon sein könne. Zuletzt vermieden sie mit Sorgfalt sich zu nähern, und wechselten Briefe, die unser Steuermann Davis hin und her tragen mußte. Davis erzählte mir, daß beide bei dem Empfang der Briefe immer in die höchste Bewegung geraten waren, und daß vorzüglich Brougthon zuletzt ganz Feuer und Flamme gewesen. Gestern hatte Davis bemerkt, daß Brougthon seine Pistolen lud und hinauseilte aus Hanaruru. Er konnte mich nicht gleich auffinden. Auf der Stelle, als er mir endlich den Verdacht mitteilte, daß Menzies mit Brougthon wohl ein Duell vorhaben könnte, begab ich mich mit dem Lieutenant Collnet und dem Schiffschirurgus Herrn Whidby hinaus nach dem öden Platz, unfern des vor Hanaruru liegenden Vulkans. Denn dort, schien mir, war wirklich von einem Duell die Rede, die schicklichste Gegend dazu zu sein. Ich hatte mich nicht getäuscht. Noch ehe wir den Platz erreicht, hörten wir einen Schuß, und unmittelbar darauf den zweiten. Wir beschleunigten unsere Schritte so gut wir es vermochten, und doch kamen wir zu spät. Wir fanden Menzies und Brougthon in ihrem Blute auf der Erde liegen, dieser durch den Kopf, jener durch die Brust getroffen, tödlich, beide ohne die mindeste Spur des Lebens. Kaum zehn Schritte hatten sie auseinander gestanden, und zwischen ihnen lag der unglückliche Gegenstand, den mir Menzies' Papiere als die Ursache, die Brougthons Haß und Eifersucht entzündete, bezeichnen. In einer kleinen, mit schönem Goldpapier ausgeklebten Schachtel fand ich unter glänzenden Federn ein sehr seltsam geformtes, schön gefärbtes kleines Insekt, das der naturkundige Davis für ein Läuschen erklären wollte, welches jedoch, was vorzüglich Farbe und die ganz sonderbare Form des Hinterleibs und der Füßchen anlange, von allen bis jetzt aufgefundenen Tierchen der Art merklich abweiche. Auf dem Deckel stand der Name: Haimatochare.

Menzies hatte dieses seltsame, bis jetzt ganz unbekannte Tierchen auf dem Rücken einer schönen Taube, die Brougthon herabgeschossen, gefunden, und wollte dasselbe, als dessen erster Finder, unter dem eigenen Namen: Haimatochare, in der naturkundigen Welt einführen, Brougthon behauptete dagegen, daß er der erste Finder sei, da das Insekt auf dem Körper der Taube gesessen, die er herabgeschossen, und wollte die Haimatochare sich aneignen. Darüber entstand der verhängnisvolle Streit zwischen den beiden edlen Männern, der ihnen den Tod gab.

Vorläufig bemerke ich, daß Herr Menzies das Tierchen für eine ganz neue Gattung erklärt, und es in die Mitte stellt zwischen: Pediculus pubescens, thorace trapezoideo, abdomine ovali posterius emarginato ab latere undulato etc. habitans in homine, Hottentottis, Groenlandisque escam dilectam praebens, und zwischen: Nirmus crassicornis, capite ovato oblongo, scutello thorace majore, abdomine lineari lanceolato, habitans in anate, ansere et boschade.

Aus diesen Andeutungen des Herrn Menzies werden Ew. Excellenz schon zu ermessen geruhen, wie einzig in seiner Art das Tierchen ist, und ich darf, unerachtet ich kein eigentlicher Naturforscher bin, wohl hinzusetzen, daß das Insekt, aufmerksam durch die Lupe betrachtet, etwas ganz ungemein Anziehendes hat, das vorzüglich den blanken Augen, dem schön gefärbten Rücken und einer gewissen anmutigen, solchen Tierchen sonst gar nicht eigenen Leichtigkeit der Bewegung, zuzuschreiben ist.

Ich erwarte Ew. Excellenz Befehl, ob ich das unglückselige Tierchen wohlverpackt für das Museum einsenden, oder als die Ursache des Todes zweier vortrefflichen Menschen in die Tiefe des Meeres versenken soll.

Bis zu Ew. Excellenz hohen Entscheidung bewahrt Davis die Haimatochare in seiner baumwollenen Mütze. Ich habe ihn für ihr Leben, für ihre Gesundheit verantwortlich gemacht. Genehmigen Ew. Excellenz die Versicherung 2c.

14.

Antwort des Gouverneurs.

Port Jackson, den 1. Mai 18..

Mit dem tiefsten Schmerz hat mich, Kapitän, Ihr Bericht von dem unglückseligen Tode unserer beiden wackern Naturforscher erfüllt.

Ist es möglich, daß der Eifer für die Wissenschaft den Menschen so weit treiben kann, daß er vergißt, was er der Freundschaft, ja dem Leben in der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt schuldig ist? Ich hoffe, daß die Herren Menzies und Brougthon auf die anständigste Weise begraben worden sind.

Was die Haimatochare betrifft, so haben Sie, Kapitän, dieselbe den unglücklichen Naturforschern zur Ehre mit den gewöhnlichen Honneurs in die Tiefe des Meeres zu versenken. Verbleibend 2c. 2c.

15.

Kapitän Bligh an den Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Am Bord der Diskovery, den 5. Oktober 18..

Ew. Excellenz Befehle in Ansehung der Haimatochare sind befolgt. In Gegenwart der festlich gekleideten Mannschaft, sowie des Königes Teimotu und der Königin Kahumanu, die mit mehreren Großen des Reichs an Bord gekommen waren, wurde gestern Abend Punkt sechs Uhr von dem Lieutenant Collnet Haimatochare aus der baumwollenen Mütze des Davis genommen und in die mit Goldpapier ausgeklebte Schachtel gethan, die sonst ihre Wohnung gewesen und nun ihr Sarg sein sollte, diese Schachtel aber dann an einen großen Stein befestigt, und von mir selbst unter dreimaliger Abfeuerung des Geschützes in das Meer geworfen. Hierauf stimmte die Königin Kahumanu einen Gesang an, in den sämtliche O-wahuer einstimmten und der so abscheulich klang, als es die erhabene Würde des Augenblicks erforderte. Hierauf wurde das Geschütz noch dreimal abgefeuert, und Fleisch und Rum unter die Mannschaft verteilt. Teimotu, Kahumanu, sowie die übrigen O-wahuer wurden mit Grog und andern Erfrischungen bedient. Die gute Königin kann sich noch gar nicht zufrieden geben über den Tod ihres lieben Menzies. Sie hat sich, um das Andenken des geliebten Mannes zu ehren, einen großen Haifischzahn in den Hintern gebohrt und leidet von der Wunde noch große Schmerzen.

Noch muß ich erwähnen, daß Davis, der treue Pfleger der Haimatochare, eine sehr rührende Rede hielt, worin er, nachdem er Haimatochares Lebenslauf in der Kürze beschrieben, von der Vergänglichkeit alles Irdischen handelte. Die härtesten Matrosen konnten sich der Thränen nicht enthalten, und dadurch, daß er in abgesetzten Pausen ein zweckmäßiges Geheul ausstieß, brachte Davis es auch

dahin, daß die O-wahuer entsetzlich heulten, welches die Würde und Feierlichkeit der Handlung nicht wenig erhöhte.

Genehmigen Ew. Excellenz ꝛc. ꝛc.

Die Marquise de la Pivardiere.

(Nach Richers Causes célèbres.)

Von E. T. A. Hoffmann.

Ein Mensch gemeinen Standes, Namens Barré, hatte seine Braut zu später Abendzeit in das Boulogner Holz gelockt, und sie dort, da er ihrer überdrüssig, um eine andere buhlte, mit vielen Messerstichen ermordet.

Das Mädchen, die Gartenfrüchte feil hielt, war ihrer ausnehmenden Schönheit, ihres sittlichen Betragens halber, allgemein bekannt unter dem Namen der schönen Antoinette. So kam es, daß ganz Paris erfüllt war von Barrés Unthat, und daß auch in der Abendgesellschaft, die sich bei der Duchesse d'Aiguillon zu versammeln pflegte, von nichts anderm gesprochen wurde, als von der entsetzlichen Ermordung der armen Antoinette.

Die Duchesse verlor sich gern in moralische Betrachtungen, und so entwickelte sie auch jetzt mit vieler Beredtsamkeit, daß nur heillose Vernachlässigung des Unterrichts und der Religiosität bei dem gemeinen Volk Verbrechen erzeuge, die den höhern in Geist und Gemüt gebildeten Ständen fremd bleiben müßten.

Der Graf von St. Hermine, sonst das rege Leben jeder Gesellschaft, war an dem Abend tief in sich gekehrt, und die Blässe seines Gesichts verriet, daß irgend ein feindliches Ereignis ihn verstört haben mußte. Er hatte noch kein Wort gesprochen; jetzt, da die Duchesse ihre moralische Abhandlung geschlossen, begann er: Verzeiht, gnädigste Frau! Barré liest vortrefflich, schreibt eine schöne Hand, kann sogar rechnen, spielt überdies nicht übel die Geige; und was seine Religion betrifft, so hat er Freitags in seinem Leben niemals auch nur eine Unze Fleisch genossen, regelmäßig seine Messe gehört und noch an dem Morgen, als er abends darauf den Mord beging, gebeichtet. Was könnt Ihr gegen seine Bildung, gegen seine Religiosität einwenden?

Die Duchesse meinte, daß der Graf durch seine bittre Bemerkung ihr und der Gesellschaft den unausstehlichen Unmut entgelten lassen wolle, der ihm heute seine ganze Liebenswürdigkeit raube. Man setzte das vorige Gespräch fort, und ein junger Mann stand im Begriff, noch einmal alle Umstände der That Barrés auf das genaueste zu beschreiben, als der Graf von Saint Hermine sich ungeduldig von seinem Sitze erhob und auf das heftigste erklärte, man würde ihn augenblicklich verjagen, wenn man nicht ein Gespräch ende, das mit scharfen Krallen in seine Brust greife und eine Wunde aufreiße, deren Schmerz er wenigstens auf Augenblicke in der Gesellschaft zu verwinden gehofft.

Alle drangen in ihn, nun nicht länger mit der Ursache seines Unmuts zurückzuhalten. Da sprach er: „Man wird es nicht mehr „Unmut nennen, was mich heute langweilig, unausstehlich erscheinen „läßt; man wird es mir, meinem gerechten Schmerz verzeihen, daß „ich das Gespräch über Barrés Unthat nicht zu ertragen vermag, „wenn ich offenbare, was mein ganzes Inneres tief erschüttert. Ein „Mann, den ich hochschätzte, der sich in meinem Regiment stets brav, „tapfer, mir innig ergeben bewies, der Marquis de la Pivardiere ist „vor drei Nächten auf die grausamste Weise in seinem Bette ermordet worden."

„Himmel," rief die Duchesse, „welche neue entsetzliche Unthat! „wie konnte das geschehen! Die arme unglückliche Marquise!"

Auf dies Wort der Duchesse vergaß man den ermordeten Marquis, bedauerte nur die Marquise und erschöpfte sich in Lobeserhebungen der anmutigen geistreichen Frau, deren strenge Tugend, deren edler Sinn als Muster gegolten und die schon als Demoiselle du Chauvelin die Zierde der ersten Zirkel in Paris gewesen sei.

„Und," sprach der Graf mit dem ins Innere dringenden Ton der tiefsten Erbitterung, „und diese geistreiche tugendhafte Frau, die Zierde der ersten Zirkel in Paris, diese war es, die ihren Gemahl erschlug, mit Hülfe ihres Beichtvaters, des verruchten Charost!"

Stumm, von Entsetzen erfaßt, starrte alles den Grafen an, der sich vor der Duchesse, die der Ohnmacht nahe, tief verbeugte und dann den Saal verließ. —

Franziska Margarete Chauvelin hatte in früher Kindheit ihre Mutter verloren, und so war ihre Erziehung ganz das Werk ihres Vaters geblieben, eines geistreichen, aber strengen, ernsten Mannes. Der Ritter Chauvelin glaubte daran, daß es möglich sei, das weibliche

Gemüt zur Erkenntnis seiner eignen Schwächen zu bringen, und daß diese eben dadurch weggetilgt werden könnten. Sein starrer Sinn verschmähte jene hohe Liebenswürdigkeit der Weiber, die sich aus der subjektiven Ansicht des Lebens von dem Standpunkte aus, auf den sie die Natur gestellt hat, erzeugt; und eben in dieser Ansicht liegt ja der Ursprung aller der Äußerungen einer innern Gemütsstimmung, die in demselben Augenblick, da sie uns launisch, beschränkt, kleinartig bedünken will, uns unwiderstehlich hinreißt. Der Ritter meinte ferner, daß, um zu jenem Zweck zu gelangen, es vorzüglich nötig sei, jeden weiblichen Einfluß auf das junge Gemüt zu verhindern; auf das sorglichste entfernte er daher von seiner Tochter alles, was nur Gouvernante heißen mag, und wußte es auch geschickt anzufangen, daß keine Gespielin es dahin brachte, sich mit Franziska in gleiche Farbe zu kleiden und ihr die kleinen Geheimnisse eines durchtanzten Balls o. s. zu vertrauen. Nebenher sorgte er dafür, daß Franziskas notwendigste weibliche Bedienung aus geckenhaften Dingern bestand, die er dann als Scheubilder des verkehrten weiblichen Sinns aufstellte. Vorzüglich richtete er auch, als Franziska in die Jahre gekommen, daß davon die Rede sein konnte, die vernichtenden Pfeile seiner Ironie gegen die süße Schwärmerei der Liebe, die den weiblichen Sinn erst recht nach seiner innersten Bedeutung gestaltet, und die wohl nur bei einem Jünglinge oft ins Fratzenhafte abarten mag.

Glück für Franziska, daß des Ritters Glaube ein arger Irrtum war. So sehr er sich mühte, dem tief weiblichen Gemüt Franziskas die Rauhigkeit eines männlichen Geistes, der das Spiel des Lebens verachtet, weil er es zu verstehen, es durchzuschauen vermeint, anzuerziehen; es gelang ihm nicht, die hohe Anmut und Liebenswürdigkeit, der Mutter Erbteil, zu zerstören, die immer mehr herausstrahlte aus Franziskas Innern, und die er in seltsamer Selbsttäuschung für die Frucht seiner weisen Erziehung hielt, ohne daran zu denken, daß er ja eben dagegen seine gefährlichsten Waffen gerichtet.

Franziska konnte nicht schön genannt werden, dazu waren die Züge ihres Antlitzes nicht regelmäßig genug; der geistreiche Feuerblick der schönsten Augen, das holde Lächeln, das um Mund und Wangen spielte, eine edle Gestalt im reinsten Ebenmaß der Glieder, die hohe Anmut jeder Bewegung, alles dieses gab indessen Franziskas äußerer Erscheinung einen unnennbaren Reiz. Kam nun noch hinzu, daß die viel zu gelehrte Bildung, die ihr der Vater gegeben, und die sonst nur zu leicht das innerste, eigentliche Wesen des Weibes zerstört,

ohne daß ein Ersatz möglich, ihr nur diente, richtig zu verstehen, aber nicht abzusprechen, daß die Ironie, die ihr vielleicht von des Vaters Geist zugekommen, sich in ihrem Sinn und Wesen zum gemütlichen lebensvollen Scherz umgestaltete: so konnt' es nicht fehlen, daß sie, als der Vater, den Ansprüchen des Lebens nachgebend, sie einführte in die sogenannte große Welt, bald der Abgott aller Zirkel wurde.

Man kann denken, mit welchem Eifer sich Jünglinge und Männer um die holde, geistreiche Franziska bemühten. Diesen Bemühungen stellten sich nun aber die Grundsätze entgegen, die der Ritter du Chauvelin seiner Tochter eingeflößt. Hatte sich auch irgend ein Mann, dem die Natur alles verliehen, um den Weibern zu gefallen, Franziska'n mehr und mehr genähert, wollte ihr Herz sich ihm hinneigen, dann trat ihr plötzlich der fratzenhafte Popanz eines verliebten Weibes vor Augen, den der Vater herbeigezaubert, und der Schreck, die Furcht vor dem Scheubilde, tötete jedes Gefühl der Liebe im ersten Aufkeimen. Da es unmöglich war, Franziska stolz, spröde, kalt zu nennen, so geriet man auf den Gedanken eines geheimen Liebesverständnisses, auf dessen Entwicklung man begierig wartete, wiewohl vergebens. Franziska blieb unverheiratet bis in ihr fünfundzwanzigstes Jahr. Da starb der Ritter, und Franziska, seine einzige Erbin, kam in den Besitz des Ritterguts Nerbonne.

Die Duchesse d'Aiguillon (wir haben sie in dem Eingange der Geschichte kennen gelernt) fand es nun nötig, sich um Franziskas Wohl und Weh, um ihre Verhältnisse zu kümmern, da sie es nicht für möglich hielt, daß ein Mädchen, sei sie auch fünfundzwanzig Jahre alt geworden, sich selbst beraten könne. Gewohnt, alles auf gewisse feierliche Weise zu betreiben, versammelte sie eine Anzahl Frauen, die über Franziskas Thun und Lassen Rat hielten und endlich darin übereinkamen, daß ihre jetzige Lage es durchaus erfordere, sich zu vermählen.

Die Duchesse übernahm selbst die schwierige Aufgabe, das ehescheue Mädchen zur Befolgung dieses Beschlusses zu bewegen, und freute sich im voraus über den Triumph ihrer Überredungskunst. Sie begab sich zu der Chauvelin und bewies ihr in einer wohlgesetzten Rede, die ihr nicht wenig Kopfbrechens gekostet, daß sie endlich den Bedingnissen des Lebens nachgeben, ihren Starrsinn, ihre Sprödigkeit ablegen, rücksichtslos dem Gefühl der Liebe Raum lassen, und einen Mann, der ihrer wert, mit ihrer Hand beglücken müsse.

Franziska hatte die Duchesse mit ruhigem Lächeln angehört, ohne sie ein einziges Mal zu unterbrechen. Nicht wenig erstaunte die Duchesse aber jetzt, als Franziska erklärte, daß sie ganz ihrer Meinung sei, daß ihre Lage, der Besitz der weitläufigen Güter, die Verwaltung des Vermögens durchaus erfordere, sich durch die Vermählung mit einem ehrenwerten Manne ihres Standes im Leben festzustellen. Sie sprach dann von dieser Vermählung wie von einem Geschäft, das von ihrem Verhältnis herbeigeführt, notwendig abgeschlossen werden müsse, und meinte, daß sie vielleicht bald imstande sein werde, unter ihren Bewerbern den zu wählen, der sich als den vernünftigsten, ruhigsten bewährt.

Fräulein, rief die Duchesse, Fräulein, sollte Euer reiches Gemüt, Euer empfänglicher Sinn denn ganz verschlossen sein dem schönsten Gefühl, das die Sterblichen beglückt? — Habt Ihr denn niemals, niemals geliebt?

Franziska versicherte, daß dies niemals der Fall gewesen sei, und entwickelte dann die Theorie ihres Vaters über ein Gefühl, das ein böses Prinzip in der Natur mit heilloser Ironie in die menschliche Brust gelegt, da es die Urkraft des menschlichen Geistes breche, und nichts herbeiführe, als ein durch Demütigungen, durch lächerliche Narrheiten aller Art verstörtes Leben.

Die Duchesse geriet ganz außer sich über die abscheulichen Grundsätze, und begann Franziska tüchtig auszuschelten, daß sie einer Lehre gefolgt, die sie geradezu ruchlos und teuflisch nannte, da sie der innersten Natur des Weibes zuwider sei und eben das bewirken müsse, was sie dem höchsten Gefühle schuld gebe, nämlich ein armseliges verstörtes Leben. Zuletzt faßte sie des Fräuleins Hand und sprach, indem ihr die Thränen in die Augen traten: Nein, mein gutes teures Kind, nein, es ist nicht möglich; du täuschest dich selbst, du giebst dich uns schlechter, als du wirklich bist; fremd sind dir jene Grundsätze eines strengen, starren Mannes, der dem Leben feindlich entgegentrat! — Du hast geliebt, und widerstrebtest nur im angekünstelten Eigensinn deiner innern Regung! — Sei aufrichtig, erwäge jeden Augenblick deines Lebens! — Es ist nicht möglich, daß es keinen geben sollte, in dem nicht das Gefühl der Liebe plötzlich eindrang in dein eisumpanzertes Herz!

Franziska stand im Begriff, der Duchesse zu antworten, als plötzlich ein Gedanke wie ein Blitz sie zu durchzucken schien. Über und über errötend, dann zum Tode erbleichend, starrte sie zur Erde

nieder; ein tiefer Seufzer stieg aus der Brust empor, dann begann sie: Ja, ich will aufrichtig sein. — Ja, es gab in meinem Leben einen Moment, in dem mich mit zerstörender Gewalt ein Gefühl überraschte, das ich verabscheuen lernte und noch verabscheue!

Weh dir! rief die Duchesse, weh dir, aber sprich!

Ich hatte, erzählte Franziska, eben mein sechzehntes Jahr zurückgelegt, als mein Vater mich in Eure Zirkel, gnädigste Frau, einführte. Ihr verstandet meine Befangenheit zu besiegen, mich dahin zu bringen, meiner Laune mich ganz hinzugeben. Man fand das, was ich jetzt als ausgelassen verwerfen würde, damals über die Maßen liebenswürdig, und ich hätte eitel genug sein können, mich für die gefeierte Königin der Gesellschaft zu halten.

Das wart Ihr, das wart Ihr! unterbrach die Duchesse das Fräulein.

Ich weiß nicht mehr, fuhr das Fräulein fort, was ich eben sprach, aber es erregte die Teilnahme der ganzen Gesellschaft so sehr, daß in dem tiefsten Stillschweigen aller Blicke starr auf mich gerichtet waren und ich beschämt die Augen niederschlug.

Es war mir, als vernähme ich ganz in meiner Nähe den Namen, Franziska! wie einen leisen Seufzer. — Unwillkürlich schaue ich auf — mein Blick fällt auf einen Jüngling, den ich so lange noch gar nicht bemerkt; — aber ein unbekanntes Feuer strahlt aus seinen dunklen Augen und durchdringt mein Innerstes wie ein glühender Dolch, — mich erfaßt ein namenloser Schmerz, — es ist mir, als müsse ich sterbend niedersinken, aber der Tod sei das höchste seligste Entzücken des Himmels. — Keines Wortes mächtig, vermag ich nur von süßer Qual gepeinigt tief aufzuseufzen — Thränen strömen mir aus den Augen — Man hält mich für plötzlich erkrankt, man bringt mich in ein Nebenzimmer, man schnürt mich auf, man braucht alle Mittel, die zur Hand sind, mich aus dem entsetzlichen Zustande zu reißen. — In tötender Angst, ja in Verzweiflung versichere ich endlich, daß alles vorüber, daß mir wieder wohl sei. — Ich verlange zurück in die Gesellschaft. — Meine Augen suchen, finden ihn — ich sehe nichts als ihn — ihn! — Ich erbebe vor dem Gedanken, daß er sich mir nähern könne, und doch ist es eben dieser Gedanke, der mich mit dem süßesten, nie gefühlten, nie geahneten Entzücken durchströmt! — — Mein Vater mußte meinen überreizten Zustand bemerken, konnte er auch vielleicht dessen Ursache nicht erforschen; er führte mich schnell fort aus der Gesellschaft.

So jung ich war, mußte ich doch wohl erkennen, daß das böse verstörende Prinzip auf mich eingedrungen, vor dem mich der Vater so sehr gewarnt, und eben die Gewalt, der ich beinahe erlegen, ließ mich die Wahrheit alles dessen, was er darüber gesagt, vollkommen einsehen. Ich kämpfte einen schweren Kampf; aber ich siegte; das Bild des Jünglings verschwand, ich fühlte mich froh und frei, ich wagte mich wieder in Eure Gesellschaft, gnädigste Frau; aber ich fand den Gefürchteten nicht wieder. Dem Schicksal, oder vielmehr jenem bösen Prinzip des Lebens genügte aber nicht mein Sieg; ein schwererer Kampf stand mir bevor. — Mehrere Wochen waren vergangen, als ich, da eben die Abenddämmerung einzubrechen beginnt, im Fenster liege und hinaussehe auf die Straße. Da erblicke ich jenen Jüngling, der zu mir hinaufschaut, mich grüßt, und dann geradezu losschreitet auf die Thür des Hauses. — Weh mir! — mit verdoppelter Kraft ergreift mich jene entsetzliche Macht! — Er kommt, er sucht dich auf! — Dieser Gedanke, — Entzücken, — Verzweiflung — raubt mir die Sinne! — Als ich aus tiefer Ohnmacht erwachte, lag ich ausgekleidet auf dem Sofa; mein Vater stand bei mir, ein Naphthafläschchen in der Hand. Er fragte, ob mir etwas besonderes begegnet. Er habe die Thüre meines Zimmers öffnen, wieder verschließen und dann Tritte die Treppe herabgehen gehört, die ihm männliche hätten bedünken wollen, mich aber zu seinem nicht geringen Schreck ohnmächtig auf der Erde liegend gefunden. Ich konnte, ich durfte ihm nichts sagen; doch schien er das Geheimnis zu ahnen, denn des Nervenfiebers, das mich an den Rand des Grabes brachte, unerachtet, traf mich seine bittre Ironie, die er gegen verfängliche Ohnmachten eines verdrießlichen Liebesfiebers richtete. Ich danke ihm das; denn er verhalf mir zum zweiten Siege, der mir glorreicher schien, als der erste.

Die Duchesse umarmte, küßte und herzte voller Freude das Fräulein. Sie versicherte, daß nun alles sich gar herrlich fügen werde; auf den erfochtenen Sieg gebe sie ganz und gar nichts; vielmehr werde sie, da sie ein Tagebuch führe, in dem jede Person, die ihre Abendgesellschaft besucht und was dabei vorgefallen, genau aufgezeichnet stehe, sehr leicht den Jüngling ausfindig machen, der Franziskas Liebe errungen, und so ein Liebespaar vereinen, das abscheuliche Grundsätze eines starrsinnigen Vaters getrennt.

Franziska versicherte dagegen, daß wenn der Jüngling, der nun nach beinahe zehn Jahren wohl ein Mann worden, wirklich noch

unverheiratet sei, und sich um ihre Hand bewerben wolle, sie sich doch nimmermehr mit ihm vermählen werde, da die Erinnerung an jene verhängnisvollen Augenblicke ihr Leben durchaus verstören müsse.

Die Duchesse schalt sie ein eigensinniges Ding und meinte sogar, daß die Stunde der Erkenntnis vielleicht zu spät, und dann unwiderbringliches Verderben über Franziska kommen könne.

Das Fräulein meinte, daß, da sie sich zehn Jahre hindurch bewährt, wohl eine Änderung ihres Sinns unmöglich gedacht werden könne. Auch übereilte sie sich eben nicht mit der ihr selbst so notwendig dünkenden Wahl eines Gatten, denn beinahe drei Jahre vergingen und noch war sie unverheiratet.

„Seltsam wie sie ist, wird sie das Seltsame unerwartet thun,“ sprach die Duchesse d'Aiguillon, und hatte recht; denn niemand hatte geahnet, daß Franziska dem Marquis de la Pivardiere ihre Hand reichen würde, wie es wirklich geschah.

Der Marquis de la Pivardiere war unter Franziskas Bewerbern derjenige, dessen Ansprüche auf ihre Hand gerade die geringsten schienen. Von mittelmäßiger Gestalt, trocknem Wesen, etwas unbehülflichem Geiste, stellte er sich in der Gesellschaft eben nicht glänzend dar. Er war gleichgültig gegen das Leben, weil er es in früherer Zeit vergeudet, und diese Gleichgültigkeit, die bisweilen überging in Verachtung, ließ sich oft aus in beißenden Spott. Dabei gehörte er zu den unentschiedenen Charakteren, die niemals Böses thun ohne dringenden Anlaß, und Gutes, wenn es sich gerade so fügen will und sie nicht besonders daran denken dürfen.

Franziska glaubte in der Art, wie sich der Marquis gab, in seinen Meinungen und Grundsätzen viel Ähnliches mit ihrem Vater zu finden, und dies veranlaßte sie, sich ihm mehr anzunähern. Der Marquis, schlau genug, einzusehen, worauf es ankomme, um sie für sich zu gewinnen, hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als auf das sorglichste alles zu studieren und sich einzuprägen, was Franziska aus dem Innersten heraus vorzüglich über das Verhältnis der Ehe äußerte, und es dann als seine eigne Überzeugung vorzutragen.

Diese scheinbare Einigkeit der Gesinnung, der Gedanke, daß der Marquis unter allen denen, die um sie warben, der einzige sei, der das Leben aus dem richtigen Standpunkt betrachte, und niemals Ansprüche machen werde, die sie nicht erfüllen könne, ja selbst der Umstand, daß es ihm nie eingekommen, den feurigen Liebhaber zu machen, daß er stets kalt und trocken geblieben, bestimmte Franziskas

Wahl und machte den von Gläubigern verfolgten Marquis zum Herrn des Ritterguts Nerbonne.

So sehr man Ursache hatte, zu glauben, daß ein böses Mißverhältnis sich gleich in dieser Ehe offenbaren werde, so mußte man sich doch vom Gegenteil überzeugen.

Der Marquis, umstrahlt von dem Glanze der Liebenswürdigkeit seiner Gattin, schien ganz ein anderer. Das Eis, zu dem sein Inneres erstarrt, schien aufgetaut, und trotz alles Sträubens mußte man zuletzt gestehen, der Marquis de la Pivardiere sei ein ganz angenehmer Mann, mit dem die Marquise, bleibe sie ihren Grundsätzen treu, wohl glücklich sein könne.

Der Marquis begab sich mit seiner Gattin, nachdem er einige Monate in Paris gelebt, nach dem Rittergute Nerbonne, und beide führten in der That ein ruhiges, glückliches Leben, will man eine völlige Gleichgültigkeit gegeneinander, die gar keine Ansprüche zuläßt, dafür annehmen. Diese Stimmung änderte sich auch nicht im mindesten, als die Marquise dem Gatten eine Tochter gebar.

Mehrere Jahre waren vergangen, als der ausbrechende Krieg (1688) den Aufruf des sogenannten Arrièrebans veranlaßte, so daß der Marquis im Dienste dieses Arrièrebans von Zeit zu Zeit vom Schlosse Nerbonne sich zu entfernen genötigt ward.

Mag es sein, daß dieser Dienst ihm zu lästig war, mag es sein, daß er sich hinwegsehnte aus dem einförmigen Leben, und daß selbst das Verhältnis mit der Marquise ihm langweilig, verdrießlich geworden; genug, er suchte Dienste in der Armee, es gelang ihm, eine Eskadron in dem Dragonerregiment des Grafen Saint Hermine zu erhalten und er blieb so vom Hause ganz entfernt. —

Eine Viertelstunde von dem Schlosse Nerbonne war die Abtei zu Miseray gelegen, welche regulierte Augustiner im Besitz hatten. Einer dieser Geistlichen verwaltete zugleich die Kapelle im Schlosse Nerbonne, welcher Dienst ihn verpflichtete, jeden Sonnabend in der Kapelle Messe zu lesen. Dieser Geistliche war denn auch altem Herkommen nach, der Beichtvater der Herrschaft zu Nerbonne. So geschah es denn, daß die Marquise, statt in der Kirche zu Jeu, der eigentlichen Parochialkirche von Nerbonne, in der Kirche der Abtei Messe zu hören und zu beichten pflegte.

Da die Abtei nur eine Viertelstunde von dem Schlosse entfernt lag, so machte die Marquise den Weg dahin gewöhnlich zu Fuß.

Eines Morgens an einem Heiligentage, als die Marquise sich

gerade in dem Garten des Schlosses befand, tönten die Glocken der Abtei dumpf und feierlich herüber. Die Marquise fühlte sich von einer Wehmut durchdrungen, die ihr lange fremd geblieben. Es war, als stiege die Vergangenheit vor ihr auf, wie ein Traumbild, und manche liebe Gestalt, mancher schnell entflohene Moment mahne sie daran, daß sie das Leben nicht zu erfassen vermocht, als es noch grün und blühend sie umgab. Ein seltsamer Schmerz, den sie selbst nicht verstand, beengte ihre Brust, und unwillkürlich rannen ihre Thränen. In der Andacht glaubte sie Erleichterung der Qual zu finden, die ihr Inneres zerriß. Sie begab sich nach der Abtei, und während des Hochamts, das soeben begann, näherte sie sich, von unbekannter, unwiderstehlicher Gewalt getrieben, dem Beichtstuhl, den der Kaplan des Schlosses Nerbonne einzunehmen pflegte.

Als nun aber der Priester die Absolution sprach, bebte sie zusammen vor seiner Stimme, und der Ohnmacht nahe, wankte sie fort, als sie durch das Gitter das totenbleiche Antlitz des Geistlichen erblickte, aus dessen düsteren Augen ein Feuerstrahl sie durchfuhr.

„Nein, es war kein Mensch, es war ein Geist aus grauenvoller Tiefe heraufgebannt, mich, mein Leben zu zerstören!“ — So sprach die Marquise, als sie ganz erschöpft auf ihr Schloß zurückgekommen. Aber von tiefem Entsetzen wurde sie erfaßt, als sie sich deutlich erinnerte, dem gespenstischen Priester gebeichtet zu haben, daß sie einst in früher Jugend, wiewohl schuldlos, einen Jüngling ermordet, dann aber Untreue an ihrem Gemahl verübt; Verbrechen, von denen auch nie die Ahnung in ihre Seele gekommen. Ebenso erinnerte sie sich, daß, als sie den Mord gebeichtet, der Geistliche einen seltsamen, herzzerschneidenden Laut des Jammers von sich gegeben, bei der Absolution aber gesagt habe, daß der Himmel ihr den Mord längst verziehen, daß aber, was die an ihrem Gemahl verübte Untreue betreffe, aufrichtige Reue und strenge Buße zwar die That sühnen könne, daß sie aber dafür die weltliche Rache des Gesetzes treffen werde. — Das ganze geheimnisvolle Ereignis erschien ihr wie der fürchterliche angstvolle Traum einer Wahnsinnigen; sie schickte nach der Abtei, sie wollte wissen, wer an jenem Morgen statt des Kaplans Beichte gehört.

Man benachrichtigte sie, daß der Kaplan nach einem Krankenlager von zwei Tagen soeben verschieden sei: daß aber derselbe Geistliche, der am Morgen Beichte gehört, indessen den Dienst der Kapelle im Schloß Nerbonne verwalten und den nächsten Sonnabend Messe

lesen werde. „Ist es möglich,“ sprach die Marquise zu sich selbst, „daß eine aufgeregte Stimmung, ich möchte sagen, der Anfall eines die Nerven erschütternden Krampfs solche Thorheiten erzeugen kann? Mein Gespenst verkörpert sich; ich werde es schauen und — mich meiner Albernheit schämen.“ — Als am Sonnabend in der Frühe der Geistliche, der den Dienst des Kaplans verwalten sollte, in das Zimmer der Marquise trat, als er sie, sich sanft neigend, mit einem Gelobt sei Jesus Christus! begrüßte, da starrte sie ihn an, sank dann nieder zu seinen Füßen und schrie ganz außer sich: Weh mir! — ja du bist es, du bist der Jüngling, den ich in früher Jugend ermordet.

„Faßt Euch, Frau Marquise,“ sprach der Geistliche ruhig, indem er die Marquise aufhob und zum Lehnstuhl führte, „ich bitte Euch, überwindet den Schmerz, der — ach vielleicht nur zu tötend Eure Brust zerreißt, da keine Reue das ersetzt, was unwiderbringlich verloren!“

Haltet, begann die Marquise mit bebender Stimme, haltet mich nicht für wahnsinnig, ehrwürdiger Herr! — Euer bleiches Antlitz, Euer ergrautes Haar — und doch seid Ihr es, ja Ihr seid der Jüngling, den ich einst bei der Duchesse d'Aiguillon erblickte, der in meiner Brust alles tötende Entzücken, alle brünstige Qual eines Gefühls erweckte, das mir ewig fremd bleiben sollte! — Weh' mir! — was ist es, das noch jetzt, da ich Euch wieder sehe, mein Inneres zerreißt? — Doch nein! — alles ist Einbildung — Thorheit — Ihr könnt nicht jener Jüngling sein — es ist nicht möglich!“

Wohl, unterbrach der Geistliche die Marquise, wohl bin ich jener Jüngling, jener unglückliche Charost, den Ihr in Verzweiflung stürztet! — Ich erkannte Euch, als Ihr an den Beichtstuhl tratet; ich verstand das, wozu Ihr Euch in seltsamer Verstörtheit bekanntet, und die Seufzer, die unwillkürlich meiner Brust entflohen, die heißen Thränen, die meinen Augen entströmten, waren der letzte Tribut, den ich dem Andenken an irdisches Weh zollen mußte. Bis dahin hatte ich den Brief aufbewahrt, den Ihr mir schriebt, der mein Herz durchschnitt, mich in trostloses Elend stürzte; ich vernichtete ihn, als ich Euch wieder gesehen, als ich die Überzeugung gewonnen hatte, daß nun die letzte Prüfung vorüber sei.

Wie, begann die Marquise, wie? Ihr sprecht von einem Briefe, den Ihr empfingt? — Nie habe ich Euch geschrieben. Ich hatte

Euch bei der Duchesse d'Aiguillon gesehen und es unterblieb ja jede weitere Annäherung — was für Geheimnisse!

Vielleicht, erwiderte der Geistliche mit ruhigem Lächeln, vielleicht verlöschte ein Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren mit dem Andenken an die tiefe Kränkung, die mich zur Verzweiflung brachte, auch die Erinnerung der Art, wie sie mir widerfuhr. — Ich hatte noch nicht geliebt; erst als ich das Fräulein von Chauvelin sah, erfaßte mich dies Gefühl mit aller, das ganze Gemüt erschütternden Stärke, die es über einen reizbaren Jüngling zu üben vermag. — Von Wonne und Lust durchbebt, bemerkte ich die Unruhe des Fräuleins, sah, wie ihre Blicke mich in scheuer Liebe suchten und mieden. Ja! — es war kein Zweifel — ich konnte glauben an das höchste Glück meines Lebens! — Die Abreise meines Vaters, des Präsidenten Charost nach seinem Wohnsitz Chatillon sur Indre, entfernte mich von Paris. Aber wie konnte ich fern bleiben von meiner Liebe? — Mit Mühe erhielt ich von meinem Vater die Erlaubnis, zurückzukehren nach der Hauptstadt. Ich hatte die Wohnung des Fräuleins erforscht; mein erster Gang, da ich angekommen, war dahin, ich hoffte die Geliebte wenigstens am Fenster zu schauen. Welch Entzücken, welche Himmelswonne, als ich sie erblickte, als sie wie im jähen Schreck zurückfuhr. — Hinauf — hinauf zu ihr — zu ihren Füßen mein ganzes Selbst aushauchen in der höchsten Inbrunst der Liebe! — der Gedanke ließ keine Rücksicht aufkommen. Niemand auf der Hausflur; ich fand mich zurecht, ich trat in des Fräuleins Zimmer. Da rief die, von der ich geliebt zu sein glaubte, mit einer Stimme, die tötend mein Innerstes durchfuhr: Fort — fort — Unglückseliger! — streckte mir die Hände abwehrend entgegen mit allen Zeichen des tiefsten Abscheus! — Ich hörte Tritte sich nahen; aber erst in meiner Wohnung, in die ich mechanisch zurückgekehrt, fand ich mich wieder. Zur Stunde weiß ich nicht, wie ich aus dem Hause des Ritters du Chauvelin gekommen, ob ich jemanden begegnet, ob jemand mit mir gesprochen, oder was sich sonst begeben. — Ruhiger geworden, konnte ich nicht anders glauben, als daß irgend ein unseliges Mißverständnis über mich walten müsse. Ich schrieb an Franziska, schilderte ihr mit aller Glut der heftigsten Leidenschaft meine Liebe, meinen trostlosen Zustand, beschwor sie in den rührendsten Ausdrücken, mir zu sagen, welches böse Verhängnis den Haß, ja den tiefen Abscheu verursacht, den sie mir bewiesen. Gleich andern Tages erhielt ich die Antwort, jenen Brief, der mir alle Hoffnung

des Lebens raubte. Franziska verwarf mich mit dem bittersten Hohn. Sie versicherte, daß sie weit entfernt sei, irgend einen Haß oder Abscheu gegen mich, den zu kennen sie kaum das Vergnügen habe, in sich zu tragen; vor Wahnsinnigen habe sie aber große Furcht, weshalb sie mich bitte, ihr meinen Anblick zu ersparen. An einem seltsamen Wahnsinn müsse ich nämlich wohl leiden, und der Ausbruch jener Furcht sei es vielleicht gewesen, was ich für Haß oder Abscheu gehalten. Jedes Wort des unseligen Briefes spaltete mein Herz. — Ich verließ Paris, und schweifte umher, ohne nach Chatillon zurückzukehren. Wo ich Ruhe suchte und fand, zeigt Euch das Kleid, das ich trage!

Die Marquise beteuerte bei allem, was ihr heilig, daß sie niemals einen Brief von Charost erhalten, also auch keinen habe beantworten können. Nur zu gewiß war es, daß jener Brief dem Ritter in die Hände gefallen, der ihn statt seiner Tochter beantwortet.

Die Marquise wurde von einem Gedanken ergriffen, dessen Ahnung sonst nicht in ihrer Seele gelegen; es ging ihr auf, daß der Vater, dessen ganzes Sein und Wesen ihr stets die tiefste Ehrfurcht eingeflößt, dessen Lebensweisheit ihr die einzige Norm ihres Denkens, ihres Handelns gegeben, daß eben dieser Vater das böse Prinzip gewesen sei, das sie um ihr schönstes Glück betrogen. Ihr ganzes mißverstandenes Leben schien ihr eine finstere, freudenleere Gruft, in die sie rettungslos begraben; ein vernichtender Schmerz durchbohrte ihre Brust.

Charost begriff die Marquise ganz und gar, und mühte sich, sie aufzurichten durch den Trost der Kirche, den er aussprach in salbungsvollen Worten. Er versicherte, daß er nun erst den ewigen Ratschluß des Himmels erkenne und preise, nachdem sein irdisches Glück zertrümmert worden, um seinen Sinn ganz zu reinigen, zu heiligen, empfänglich zu machen für ein Verhältnis, das auf Erden schon die Seligkeit des Himmels erschließe. Ihn habe die ewige Macht ausersehen, sie, die er einst mit der höchsten Inbrunst geliebt, auf den wahren, einzigen Himmelsweg zu leiten.

Wie, unterbrach ihn die Marquise heftig, wie, Ihr wolltet —

Euer, sprach Charost mit ruhiger Würde, Euer Beichtvater sein, und ich glaube, Frau Marquise — oder laßt mich Euch Franziska nennen — daß es mir gelingen wird, allen irdischen Schmerz zu besiegen, der Euer Leben hienieden stört. Euer Gemahl wird mir gern die Kaplanstelle in Eurem Schlosse anvertrauen; er wird sich

des Silvain François Charost wohl erinnern, dessen Jugendfreund er war. —

Charost hatte recht; sein trostreicher Zuspruch erleichterte das Gemüt der Marquise, und es kam bald eine Heiterkeit in ihr Leben, die sie sonst nicht gekannt. Öfter, als es gerade der Kaplansdienst erforderte, kam Charost nach dem Schloß Nerbonne, und war, da sein lebhafter Geist sich gern einer Fröhlichkeit überließ, die die engsten Schranken der Würde nicht überschreitet, die Seele des kleinen Zirkels, der sich auf dem Schlosse zu versammeln pflegte. Diesen Zirkel bildeten vorzüglich der Ritter Preville mit seiner Gemahlin, ein Herr de Cangh, die Dame Dumée mit ihrem Sohn und ein Herr Dupin, alle Nachbarn der Marquise. —

Die Marquise unterließ nicht, ihrem Gemahl zu schreiben, daß der Kaplan des Schlosses gestorben, daß der Augustiner Charost indessen den Dienst verwalte, und daß er nun bestimmen möge, ob Charost, der, wie er behaupte, sein Jugendfreund sei, den Dienst behalten sollte.

Der Marquise ging es indessen mit diesem Briefe, wie mit allen übrigen, die sie dem Marquis schrieb. Regelmäßig erhielt sie nämlich von dem Marquis Briefe aus dem Ort datiert, wo das Regiment des Grafen de Saint Hermine stand; keiner dieser Briefe enthielt aber jemals eine Antwort auf das, was sie ihm geschrieben, und so mußte sie glauben, daß sich der Marquis, der ihre Briefe offenbar erhalten mußte, da er nie über ihr Stillschweigen klagte, jedes Gedankens an häusliche Angelegenheiten, an die Heimat entschlagen wolle. Der Marquis schrieb auch nun wieder kein einziges Wort von Charost und der Kaplanstelle. —

Anders sollte sich die Sache aufklären, als die Marquise es geglaubt, ja nur geahnet. Vignan, Parlamentsprokurator zu Paris, schrieb ihr, daß sich ein Polizeilieutenant aus Auxerre an ihn gewandt, um zu erfahren, wo der Marquis de la Pivardiere, der sich lange dort aufgehalten, und an den ein dortiges Frauenzimmer aus gewissen Verhältnissen entstandene Ansprüche habe, sich jetzt befinde.

Die Marquise hatte bis jetzt nicht das mindeste von ihres Gemahls Aufenthalt zu Auxerre gewußt; kein einziger seiner Briefe war von diesem Ort datiert gewesen. Dieser Umstand, sowie das gewisse Verhältnis, in dem er dort mit einem Frauenzimmer gestanden haben sollte, beunruhigte die Marquise. Sie forschte weiter nach, und erfuhr bald, daß der Marquis schon seit langer Zeit den

Kriegsdienst verlassen und sich in Auxerre aufgehalten. Dort hatte er sich mit einer Gastwirtstochter, Namens Pillard, in einen Liebeshandel eingelassen, der ihm so wohlgefallen, daß er sich entschlossen, eine doppelte Rolle zu spielen, die des Marquis de la Pivardiere und die des Huissier Bouchet. Diesen Namen und Posten hatte er wirklich angenommen, sich einlogiert in den Gasthof des Vaters seiner Geliebten, dieser die Ehe versprochen und sie dann verführt. Erst später war es der Pillard gelungen, den richtigen Namen ihres Verführers zu erforschen. —

Das Gefühl des tiefsten Schmerzes, der kränkendsten Verbitterung, das die Marquise übermannte, als der verschmähte Charost ihr vor Augen trat, und das erst den Vater anklagte, hatte sich immer mehr und mehr gegen den Marquis gerichtet. Ihn sah sie für den an, der bestimmt gewesen, das zu vollenden, was der Vater begonnen, nämlich ihr Lebensglück zu zerstören. Sie vergaß, daß es nur ihr eigner verkehrter Sinn gewesen, der sie dem Marquis in die Arme führte. —

Jene Verbitterung ging aber in den entschiedensten Haß über, als die Marquise sich überzeugte, daß sie ihr Lebensglück einem Elenden geopfert. Weniger lebhaft hätte die Marquise vielleicht das ihr geschehene Unrecht gefühlt, wäre Charost nicht aus der Verborgenheit hervorgetreten. — Kann ein Weib ihre erste einzige Liebe wegbannen aus dem Herzen? — Kann der Geliebte sich jemals umgestalten, ein anderer sein, als eben der Geliebte? — So kam es denn wohl auch, daß durch das Verhältnis mit Charost, war bei seiner anerkannten Frömmigkeit an die mindeste Überschreitung des strengsten Anstandes, viel weniger an ein Verbrechen nicht einmal zu denken, wenigstens in der Marquise ganz andere Ansprüche an das Leben im Bunde mit einem geliebten Manne erweckt wurden, als die sie sonst im Innern getragen. Aber die Ansprüche an ein nicht geahntes Lebensglück sah sie in dem Augenblicke der Erkenntnis vereitelt, und die Trostlosigkeit über diesen unwiederbringlichen Verlust mußte den Haß gegen den Marquis vermehren. Diesen Haß sprach sie bei jeder Gelegenheit auf das lebhafteste aus; sie versicherte, daß sie weit entfernt sei, ihre Rechte gegen den entarteten Gemahl auf irgend eine Weise geltend zu machen, daß ihr kein größeres Unheil geschehen könne, als wenn es dem Marquis einfallen sollte, zurückzukehren, daß sie dann jedes Mittel ergreifen würde, ihn aus dem Schlosse Nerbonne zu entfernen. Charost bemühte sich vergebens,

das durch Liebe und Haß aufgeregte Gemüt der Marquise zu beruhigen, oder es wenigstens dahin zu bringen, daß sie sich in den Ausbrüchen des heftigsten leidenschaftlichsten Zorns mäßige. —

Der Marquis de la Pivardiere hatte sich heimlich aus Auxerre entfernt, teils weil er des Verhältnisses mit der Pillard überdrüssig, teils weil es ihm an Mitteln fehlte, das Leben dort auf die Weise fortzusetzen, wie er es gewohnt war. Er sah sich von seinen Gläubigern hart verfolgt; deshalb hielt er es für nötig, zurückzukehren nach dem Schlosse Nerbonne, und sich Geld zu verschaffen.

Auf dieser Reise, die er zu Pferde zurücklegte, kam er nach Bourdieux, einem von dem Schlosse Nerbonne sieben Stunden entfernten Dorfe. Dort traf ihn, als er eben im Gasthofe frühstückte, ein Mensch aus dem Dorfe Jeu, Namens Marsau, der den Marquis kannte, und sich wunderte, ihn hier zu finden, da doch die Heimat so nahe. Der Marquis meinte, daß er in der Abenddämmerung seine Gemahlin zu überraschen gedenke. Marsau verzog bei dieser Äußerung des Marquis das Gesicht auf eine so seltsame Weise, daß es dem Marquis auffiel und er Böses ahnte. Marsau, ein hämischer boshafter Mensch, erzählte dann auf weiteres Befragen ohne Rückhalt, daß ein neuer Kaplan, der Augustiner Franziskus Charost, sich indessen auf dem Schlosse Nerbonne eingefunden, dem die Marquise täglich, stündlich zu beichten habe, und daß daher die Marquise wirklich von dem Marquis gerade in der Andacht überrascht werden könne. Den Marquis traf es wie ein Blitz, als er den Namen des Beichtvaters hörte. Charost hatte gewiß niemals geahnet, daß de la Pivardiere, der ihm Freundschaft heuchelte, mit seinem Geheimnis bekannt, daß er es war, dem der Ritter du Chauvelin vertraute, wie er den vernichtet, der sich zum Liebhaber seiner Tochter aufdringen wollen; daß de la Pivardiere, der schon damals im Sinn trug, solle es auch noch so lange währen, die Hand der Marquise zu erkämpfen, das Seinige dazu beitrug, die Verzweiflung des armen verschmähten Jünglings bis zu dem Grade zu steigern, daß er, jedem Hoffen entsagend, in ein Kloster flüchtete. —

Der Marquis, selbst im verbrecherischen Bündnis lebend, glaubte an das Verbrechen der Marquise um so leichter, als er wußte, welchen Eindruck damals der junge Charost auf sie gemacht. Er fühlte sich beschimpft durch denselben, der ihn in Gefahr gesetzt, seine Zwecke zu verfehlen. Im höchsten Unmut rief er aus: Ha! — ich werde diesen heuchlerischen Pfaffen zu finden wissen; und dann mein Leben gegen das seine!

Der Zufall wollt' es, daß gerade, als der Marquis diese Worte ausstieß, eine Magd von dem Schlosse Nerbonne in die Wirtsstube trat. Diese Magd, die schon als Kind den Marquis gekannt, und die Marquise oft äußern gehört hatte, daß die Rückkunft ihres Gemahls ihr größtes Unglück sein würde, erschrak heftig, rannte nach dem Schloß und erzählte der Marquise, wen sie gesehen, was sie gehört.

Es war gerade Mariä-Himmelfahrtstag, das Weihfest der Kapelle zu Nerbonne; Charost hatte am Morgen ein feierliches Hochamt, nachmittags die Vesper gehalten, und da jener kleine Zirkel der Nachbarn, deren schon vorhin namentlich gedacht wurde, bei der Marquise versammelt war, bat sie den Kapellan, den Abend bei ihr zu bleiben.

So sehr die Marquise durch jene Nachricht erschüttert wurde, behielt sie doch Fassung genug, keinem von der Gesellschaft, am wenigsten aber dem Geistlichen etwas davon merken zu lassen, ungeachtet sie sein Leben bedroht glaubte, und daher in aller Stille zwei Männer herbeirufen ließ, auf deren Mut und Treue sie sich verlassen konnte. Sie erschienen, der eine mit einer Flinte, der andere mit einem Säbel bewaffnet, und wurden von der Marquise in ein Kabinett gebracht, welches an den Speisesaal stieß.

Man hatte beinahe abgegessen, und die Marquise glaubte schon, daß der Marquis seine Drohung unerfüllt lassen würde, als er plötzlich eintrat in den Saal.

Alle standen auf und bezeigten ihre Freude über die unverhoffte Rückkehr des Marquis. Vorzüglich war es Charost, der dem Marquis nicht genug versichern konnte, wie sehr er das Geschick preise, das den alten, niemals vergessenen Freund ihm endlich zurückführe. Nur die Marquise blieb ruhig auf ihrem Platze sitzen und würdigte den Marquis keines Blicks.

„Aber," sprach endlich die Frau von Preville zu ihr, „aber mein Gott, Frau Marquise, ist das eine Art, den Gatten zu bewillkommen, den man seit so langer Zeit nicht gesehen?"

Ich, nahm der Marquis das Wort, indem er einen stechenden Blick auf den Geistlichen warf, ich bin ihr Gatte, das ist wahr; aber wie es mir bedünken will, nicht mehr ihr F r e u n d! —

Darauf setzte sich der Marquis stillschweigend an die Tafel.

Man kann denken, daß die Gesellschaft nach diesem Auftritt sich vergebens mühte, die heitere Unterhaltung fortzusetzen, die vorher stattgefunden. Vorzüglich schien Charost in großer Bewegung, da eine ungewöhnliche Röte ihm ins Gesicht stieg. Er betrachtete den

Marquis mit seltsamen Blicken; der Marquis schien das nicht zu bemerken, er aß und trank sehr eifrig. Die Verstimmung stieg von Minute zu Minute, und man trennte sich, als es eben zehn Uhr geschlagen. Der Herr von Preville bat den Marquis, drei Tage darauf bei ihm zu speisen, welches er zusagte. —

Die Marquise beharrte, als sie mit dem Marquis allein geblieben, im düstern, feindlichen Stillschweigen. Der Marquis fragte sie, indem er einen stolzen, gebieterischen Ton annahm, wodurch er ein so kaltes, verächtliches Betragen verdient habe.

Geh, erwiderte die Marquise, geh nach Auxerre, und frage die buhlerische Dirne, mit der du lebst seit langer Zeit, alle Ehre und Treue schändend, nach der Ursache meines Unwillens! —

Der Marquis war im Innern zerschmettert, als er, was er nicht geahnt, die Marquise von seinem verbotenen Verhältnis unterrichtet fand, da er befürchten mußte, ließ die Marquise ihren Zorn nicht fahren, kam es zur Trennung, den Besitz des Schlosses Nerbonne, seine einzige Hülfsquelle, zu verlieren. Er bemühte sich, der Marquise darzuthun, daß er nie in Auxerre gewesen, daß alles, was man ihr hinterbracht haben könne, boshafte, hämische Verleumdung sei; da erhob sie sich aber von ihrem Sitz, und sprach, indem sie ihn mit einem entsetzlichen Blicke durchbohrte: Elender Heuchler, bald wirst du erfahren, was eine Frau meiner Art bei solcher Schmach zu beginnen vermag! —

Diese drohenden Worte gesprochen, entfernte sie sich in das Zimmer, wo ihre neunjährige Tochter schlief, und schloß sich ein. Der Marquis begab sich nach dem Zimmer, in dem er sonst mit seiner Gemahlin schlief, ließ sich von einem Bedienten des Hauses, Namens Hybert, auskleiden, und legte sich ins Bette. Am andern Morgen war er spurlos verschwunden.

Alle Nachbarn waren in das tiefste Erstaunen versetzt über dies ganz unbegreifliche Verschwinden des Marquis. Die Marquise zeigte durchaus keine Veränderung in ihrem Betragen, und versicherte, daß es sie sehr wenig kümmere, auf welche Weise der Marquis sich entfernt, den sie hoffe in ihrem ganzen Leben nicht wieder zu sehen. Man erfuhr, daß der Marquis sein Pferd, seinen Mantel, seine Reitstiefeln zurückgelassen; unmöglich konnte er sich daher weit entfernt haben. Das Kammermädchen der Marquise, Margarete Mercier, hatte sich über das Verschwinden des Marquis in jener Nacht geäußert auf zweideutige Weise; das dumpfe Gerücht einer geschehenen

Unthat wurde lauter und lauter, und klagte zuletzt die Marquise geradezu des Mordes ihres Gatten an, als jener Hybert, der, vor der Saalthür lauschend, das letzte Gespräch des Marquis mit seiner Gemahlin gehört hatte, die drohenden Worte der Marquise diesem und jenem ins Ohr sagte, und hinzufügte, daß der Marquis wahrscheinlich tot sei.

Jedem, der an jenem verhängnisvollen Abend bei der Marquise gewesen, war ihr Betragen nur zu sehr aufgefallen, und was man sonst für boshafte, hämische Verleumdung gehalten, nämlich daß die Marquise mit dem Augustiner Charost in verbrecherischen Verhältnissen lebe, fand nun Glauben. Diesem Verhältnis schrieb man die Unthat zu.

Nur der Herr von Preville und seine Gattin konnten sich von der Möglichkeit, daß die Marquise zu solch einer entsetzlichen That fähig sein solle, nicht überzeugen. Sie benutzten den Augenblick, als die kleine neunjährige Pivardiere in ihr Haus gekommen, wie es öfters zu geschehen pflegte, da die Tochter des Herrn von Preville mit jenem Kinde in gleichem Alter und dessen Gespielin war, um womöglich in das Dunkel zu schauen, in welches die Ereignisse jener Nacht gehüllt waren.

Sie nahmen das Kind beiseite, und fragten es behutsam, ob ihm in der Nacht, als der Vater verschwunden, nicht etwas Besonderes begegnet sei?

Die Kleine erzählte ohne allen Rückhalt, daß die Mutter sie an dem Abend in ein ganz entlegenes Zimmer geführt, und ihr geheißen, dort zu schlafen, welches sonst niemals geschehen. In der Nacht sei sie durch ein starkes Geräusch aufgeweckt worden, und habe eine klägliche Stimme rufen gehört: Gerechter Gott! — habt Mitleid — erbarmt euch meiner! — Sie habe in großer Angst aus dem Zimmer laufen wollen, indessen die Thüre verschlossen gefunden. Dann sei alles still geworden. Des andern Tages habe sie in dem Zimmer, wo der Vater geschlafen, Blutspuren am Boden bemerkt, und die Mutter selbst blutige Tücher waschen gesehen.

War es denkbar, daß ein unschuldiges, unbefangenes Kind nicht die Wahrheit sagen, Umstände der Art erdichten sollte? Der Herr von Preville ließ das Kind seine Aussage vor mehreren glaubwürdigen, unverdächtigen Personen wiederholen, und beide, er und seine Gattin, waren, je mehr sie sonst sich geneigt gefühlt, die Unschuld der Marquise zu behaupten, jetzt desto erbitterter auf

ein Wesen, von dem sie sich auf die empörendste Weise getäuscht glauben mußten.

Der königliche Generalprokurator zu Chatillon sur Indre von allem diesem unterrichtet, klagte die Marquise des Mordes an. Eine Gerichtsperson, Namens Bonnet, erhielt den Auftrag der Untersuchung, und begab sich zu dem Ende mit einem Gerichtsschreiber, Namens Breton, nach dem Dorfe Jeu.

Der Marquise konnte nicht verschwiegen bleiben, was ihr drohte; sie nahm mit ihrer Zofe, Margarete Mercier geheißen, die Flucht, und bestätigte so den entsetzlichen Verdacht, den man gegen sie hegte. Eine andere Magd der Marquise, Namens Katharine Lemoine, sollte geradezu geäußert haben, daß sie bei dem Morde ihres Herrn zugegen gewesen. Sie wurde verhaftet, und bald darauf auch Margarete Mercier, die man zu Romorantin traf, wo sie von der Marquise zurückgelassen worden war.

Beide erzählten auf beinahe völlig gleiche Weise die gräßliche That mit allen Umständen, so daß an der Wahrheit ihrer Aussage nicht zu zweifeln war.

Als die Marquise (so lautete jene Aussage) sich überzeugt hatte, daß der Marquis eingeschlafen, entfernte sie soviel möglich alles Hausgesinde, und brachte ihre neunjährige Tochter auf ein Zimmer des obern Stocks, wo sie dieselbe einschloß. Mit dem Glockenschlag zwölf wurde an das Schloßthor gepocht. Die Marquise befahl der Mercier, Licht anzuzünden und zu öffnen. Sie that es, und der Augustiner Charost trat ein, begleitet von zwei Männern, von denen der eine mit einem Gewehr, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. „Es ist nun Zeit,“ rief die Marquise dem Charost entgegen, und alle begaben sich leisen Trittes nach dem Zimmer des Marquis. Einer von den Männern zog den Vorhang des Bettes auf. Der Marquis hatte sich bis an das Kinn in die Bettdecke eingehüllt, und schlief fest. Als ihm aber der Mann die Decke wegziehen wollte, fuhr er erwachend in die Höhe; in demselben Augenblick drückte der andere sein Gewehr auf den Marquis ab und traf ihn, jedoch nicht zum Tode.

Blutbesudelt warf er sich hinaus in die Mitte des Zimmers und flehte um sein Leben, jedoch vergebens. „Vollendet!“ rief die Marquise den Männern zu. Da schrie der Marquis in voller Verzweiflung: Grausames Weib, kann dich denn nichts rühren? Kann deinen Haß denn nichts versöhnen, als mein Blut? — Nie sollst du

mich wiedersehen, alle Ansprüche gebe ich auf, nur schenke mir mein Leben! — „Vollendet!“ rief die Marquise noch einmal, indem die Wut der Hölle aus ihren Augen blitzte. Nun warfen sich alle drei, Charost und die beiden Männer über den Marquis her, und versetzten ihm mehrere Stiche. Als sie endlich von ihm abließen, röchelte er noch; da riß die Marquise dem einen der Mörder den Säbel aus der Hand, stieß ihn dem Marquis in die Brust und endete seinen Todeskampf. — Eben in diesem Augenblicke trat Katharine Lemoine, die von der Marquise nach der nahe gelegenen Meierei geschickt worden, hinein, so daß sie die That der Marquise mit ansah. Sie wollte aufschreien vor Entsetzen; die Marquise rief den Männern zu, sie sollten dem Mädchen ein Tuch in den Mund stecken; diese erwiderten indessen, das sei gar nicht nötig, da sie das Mädchen beim ersten Laut niederstoßen würden. Darauf trugen die beiden Männer den Leichnam fort. Während ihrer Abwesenheit ließ die Marquise das Zimmer sorglich reinigen, indem sie selbst Asche herbeibrachte, und die blutbefleckten Betten und Bettücher nach dem Keller tragen. Zwei Stunden darauf kehrten die Männer zurück. Die Marquise bewirtete sie, aß und trank selbst mit ihnen, und dann entfernten sie sich mit Charost.

Eben jener Hybert, von dem auch das Gerücht der Ermordung des Marquis ausgegangen, sollte ebenfalls in das Zimmer eingedrungen sein. Er gestand, daß er durch einen Schuß geweckt worden, und geglaubt, daß der Marquis von Räubern überfallen worden sei. Deshalb sei er nach des Marquis Zimmer gelaufen. Kaum habe er indessen die Thüre geöffnet, als die Marquise ihm entgegen gesprungen und gedroht, ihn auf der Stelle niedermachen zu lassen, wenn er sich nicht entferne. Später habe er dem Charost einen schweren Eid ablegen müssen über alles, was er in jener Nacht gesehen oder sonst bemerkt habe, zu schweigen. Auch Hybert sollte verhaftet werden; er entfloh indessen und war nicht wieder aufzufinden.

Charost hienach der Teilnahme an der gräßlichen Ermordung des Marquis de la Pivardiere angeklagt, wurde mit Zustimmung des bischöflichen Vikars zu Bourges verhaftet. Kaum war indessen diese Verhaftung erfolgt, als die Marquise de la Pivardiere aus ihrem Schlupfwinkel hervortrat und sich freiwillig zur Haft stellte.

Nur eine augenblickliche Schwäche, erklärte sie, nur die Furcht vor Mißhandlungen habe sie vermocht, nicht zu fliehen, sondern sich

bei ihrer Freundin, der Marquise d'Auneuil, zu verbergen. Sie glaube ihre Unschuld gar nicht einmal beteuern zu dürfen, denn betrachte man ihr ganzes Leben, ihre Sinnesart, so sei es Wahnsinn, sie solch einer gräßlichen That für fähig zu achten. Von der strengsten Untersuchung habe sie daher nichts zu fürchten, sondern nur zu hoffen gehabt, daß das Gewebe der verächtlichsten Bosheit oder unbegreiflicher Irrungen zerrissen werden, und sie frei dastehen müsse, von der Schuld gereinigt, ohne daß ihre Gegenwart bei dem Verfahren notig. Anders stehe nun aber die Sache, da ihr Beichtvater, der Augustiner Charost, der Mitschuld angeklagt worden. Jetzt müsse sie gleiches Schicksal mit dem teilen, dessen Tugend und Frömmigkeit die beste Schutzwehr sei gegen jeden verruchten Frevel. In der Glorie seiner Schuldlosigkeit werde sie erst die Wonne wiedererlangter Freiheit fühlen und darum scheue sie nicht mehr den Kerker.

Charost erhob mild lächelnd den Blick gen Himmel, als man ihn mit der wider ihn gerichteten Anklage bekannt machte. Ohne sich auf viele Beteuerungen seiner Unschuld einzulassen, begnügte er sich zu sagen, daß er die Anklage, die der Lügengeist der Hölle selbst erfunden, für eine neue Prüfung halte, die ihm der Himmel auferlegt, und der er sich in Demut unterwerfen müsse.

Unerachtet durch jene Aussagen der Mägde, die mit allen ausgemittelten Nebenumständen in vollem Zusammenhange standen, das Verbrechen so gut als erwiesen schien, blieben beide, die Marquise und Charost, bei der Versicherung ihrer Unschuld stehen. Diese Festigkeit, das ruhige, gleichmütige Betragen bei allen unzähligen Verhören, das sonst für die Schuldlosigkeit der Angeklagten spricht, diente den Richtern nur dazu, die Marquise und Charost der tiefsten, abscheulichsten Heuchelei zu zeihen.

Diese Stimmung der Richter teilte sich allen, die sonst die Marquise hoch verehrt hatten, ja selbst dem Volke, mit. Als die Gerichtsdiener sich im Schloß Nerbonne befanden, um alles dort in Beschlag zu nehmen, drangen eine Menge Menschen, die herbeigelaufen, ein, zerschlugen Fenster, Thüren, Gerätschaften, verwüsteten das ganze Schloß, das einer Ruine glich. —

Vergebens blieb alles Mühen, den Leichnam des Marquis de la Pivardiere aufzufinden, und auf diesen Umstand beriefen sich die Verteidiger der Angeklagten, um darzuthun, daß der Zeugen-Aussagen ungeachtet, der Beweis der That gegen die Marquise und Charost nicht vollständig geführt sei. Dies gab nun den Gerichtspersonen,

die mit ungewöhnlichem Eifer die Spur des Verbrechens verfolgten, Anlaß, noch einmal in der Nähe des Schlosses überall, wo es nur denkbar schien, daß der Leichnam verscharrt sein könnte, die Erde durchwühlen zu lassen. Bonnet hatte sich nämlich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß die Mörder den Leichnam des Marquis ganz nahe dem Schlosse vergraben haben müßten.

Ein seltsames Gerücht verbreitete sich. Man sagte nämlich, daß, als Bonnet eben im Begriff gewesen, irgendwo nachgraben zu lassen, um den Leichnam aufzufinden, ihm der Marquis leibhaftig erschienen sei und mit fürchterlicher Stimme zugerufen habe, er solle sich nicht unterfangen, den unter der Erde zu suchen, dem der Himmel die Gunst solcher Ruhe nicht verliehen. Dann (so fügte man hinzu) habe der Geist des Marquis mit schrecklichen Worten die Marquise und Charost des Mordes angeklagt. Voll Entsetzen sei Bonnet entflohen. —

Mochte es nun mit der Erscheinung des Marquis eine Bewandtnis haben, welche es wollte, soviel war gewiß, daß Bonnet in eine schwere Krankheit verfiel und in kurzer Zeit starb.

Das Gericht zu Chatillon hielt die Zusammenstellung der Marquise mit Charost für nötig. Die Marquise erschien vor den Schranken, mit der Ruhe und Fassung, die sie stets behauptet; als aber Charost hineingeführt wurde, da stürzte sie ganz jammer- und verzweiflungsvoll ihm zu Füßen und schrie mit einer Stimme, die das Herz zerschnitt: Mein Vater — mein Vater! — warum straft mich der Himmel so schrecklich? — Giebt es droben eine Seligkeit, die diese Qualen wegtilgt? — Ihr meinethalben des scheußlichsten Verbrechens angeklagt? — Ihr meinethalben zum schmachvollen Tode geführt? — Aber nein, nein! — Es wird, es muß ein Wunder geschehen! — Auf der Richtstätte öffnet sich über Euch die Glorie des Himmels — verklärt steigt Ihr empor, alles Volk sinkt anbetend nieder. — Beruhigt Euch, sprach Charost, indem er sich bemühte, die Marquise aufzurichten, beruhigt Euch, Frau Marquise! Es ist eine harte Prüfung, die der Himmel über uns verhängt. Sagt nicht, daß ich Eurethalben sterbe, nein, nur ein gleiches Geschick bringt uns vielleicht beiden den Tod. Seid Ihr denn nicht ebenso frei von Schuld, als ich?

Nein nein, rief die Marquise heftig, nein, nein, ich sterbe schuldig. O mein Vater! Ihr hattet recht, weltliche Rache ergreift die Verbrecherin!

Das Gericht glaubte in diesen Worten der Marquise ein Geständnis der That zu finden und drang aufs neue in sie, nun nicht länger mit der Wahrheit zurückzuhalten, die ihr sonst die Marter der Tortur entreißen müsse.

Da wiederholte die Marquise, indem sie plötzlich Fassung und Ruhe gewonnen, daß sie an der That unschuldig sei, daß sie auch keine Ahnung davon habe, auf welche Weise der Marquis spurlos verschwunden.

Charost beteuerte ebenfalls in den rührendsten Ausdrücken, daß die Marquise ebenso frei von Schuld sei, als er selbst, und daß, wenn sie sich vielleicht in anderer Hinsicht schuldig fühle, er ein Vergehen ahne, daß keiner weltlichen Rüge unterliegen könne.

Auch diese Äußerung des Geistlichen fand das Gericht sehr zweideutig und verdächtig. Man beschloß, zur Tortur zu schreiten.

Die Marquise im Entsetzen verstummt, schien ein lebloses Bild; Charost erklärte, daß, wenn irdische Schwachheit so viel über ihn vermögen könne, daß er irgend eine Unthat gestehen sollte, er im voraus dies Geständnis, welches ihm die Qual entrissen, als falsch widerrufen müsse.

Beide, die Marquise und Charost, sollten abgeführt werden: da entstand draußen ein Geräusch, die Thüren des Gerichtssaals öffneten sich, und herein trat — der ermordet geglaubte Marquis de la Pivardiere!

Nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Marquise und Charost geworfen, trat er vor die Schranken und erklärte den Richtern, wie er glaube, nicht besser darthun zu können, daß er nicht ermordet, als indem er sich dem Gericht persönlich darstelle.

Zu gleicher Zeit überreichte er einen von dem Richter zu Romorantin aufgenommenen Akt, nach welchem er von mehr als zweihundert Personen wirklich für den Marquis de la Pivardiere anerkannt worden war. Am Fest des heiligen Antonius war er, gerade während der Vesper, in die Kirche zu Jeu getreten, und seine Erscheinung hatte die ganze Gemeinde in Schrecken gesetzt, da alle auf den ersten Blick den ermordet geglaubten Marquis de la Pivardiere erkannten und ein Gespenst zu sehen meinten. Außerdem hatten die Augustiner zu Miserau, sowie die Amme seiner Tochter, bezeugt, daß er wirklich kein anderer sei, als der Marquis.

Von den Richtern dazu aufgefordert, erzählte er die Art, wie er aus dem Schlosse verschwunden, auf das genaueste.

Vor Unruhe und Bestürzung konnte der Marquis in jener verhängnisvollen Nacht nicht einschlafen. Auf den Glockenschlag zwölf Uhr hörte er an das Thor des Schlosses pochen und eine bekannte Stimme rufen: Herr Marquis — Herr Marquis — öffnet, wir kommen Euch zu retten, aus einer Gefahr, die Euch droht! Er stand auf und fand vor der Thüre den François Marsau aus Jeu, mit zwei Männern, von denen der eine mit einer Flinte, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. Marsau sagte dem Marquis, daß bei ihm Gerichtsdiener eingekehrt wären, die den Befehl hätten, ihn auf Anlaß einer von der Pillard wegen Eheversprechens erhobenen Klage zu verhaften, und daß nur schleunige Flucht ihn retten könne.

Der Marquis, aufgeregt durch den Vorfall am Abend, sah sich verloren; er mußte strenge Strafe befürchten wegen des Attentats doppelter Ehe; er sah sich verlassen, ausgestoßen von der Marquise, und entschloß sich, auf der Stelle zu fliehen. Sein Pferd war lahm; der Mantel, die Reitstiefeln, seine Pistolen, alles dies konnte seine schnelle Flucht nur hindern. Zu Fuße folgte er dem Marsau und den beiden Männern, die ihn gegen jeden Angriff zu schützen versprachen. Er kam glücklich durch Jeu und in Sicherheit. Noch in dem Zimmer, als der Marquis beschäftigt war, das Notwendigste einzupacken, ging dem einen der Männer das Gewehr los; der Marquis hörte Tritte nahen und die Thüre des Zimmers wurde geöffnet. Der Marquis schlug sie aber wieder zu, und floh, als es im Schlosse wieder ruhig geworden. Rastlos schwärmte der Marquis im Lande umher, ohne einen Aufenthalt finden zu können, wo er sich sicher glaubte. Auf diesen Streifereien kam er nach Flavigny, und hier erst erfuhr er, daß die Marquise und Charost angeklagt worden, ihn ermordet zu haben. Von dieser Nachricht erschüttert, beschloß er, zurückzukehren in die Heimat, und so, die eigne Gefahr nicht achtend, die abscheuliche Anklage zu widerlegen. Auch konnte er wohl glauben, daß sich nun sein Verhältnis mit der Marquise, wenn sie durch ihn der Schmach und dem Tode entronnen, ganz anders gestalten werde. Nicht fern von dem Schlosse Nerbonne traf er auf Bonnet, wie er nach dem Leichnam des Marquis nachgraben ließ. Der Marquis rief ihm zu, daß er nicht nötig habe, den unter der Erde zu suchen, der noch über der Erde wandle, und forderte ihn auf, einen Akt aufzunehmen über sein Erscheinen. Statt dessen warf sich aber Bonnet aufs Pferd und floh, so schnell er konnte.

Der Gerichtsschreiber folgte seinem Beispiel, und nur die beiden Bauern aus Nerbonne, die Bonnet mitgenommen, um zu graben, hielten Stich und erkannten ihren Herrn. Als der Marquis zu seinem Schreck, zu seinem Entsetzen, statt des Schlosses Nerbonne eine Ruine fand, begab er sich nach Jeu, besorgte zu Romorantin den Akt seines Anerkenntnisses und kam dann nach Chatillon, um sich dem Gerichte darzustellen.

Man hätte denken sollen, daß die Rückkehr des Marquis der ganzen Anklage der Marquise und ihres Beichtvaters hätte ein Ende machen müssen; dies war aber nicht der Fall, und konnte nicht der Fall sein. Außerdem, daß die Aussagen der beiden Mädchen noch in ihrer Kraft blieben, so trug auch die Erzählung des Marquis viel Unwahrscheinliches in sich; vorzüglich schien aber das Benehmen der Marquise gar befremdend. Ohne Überraschung, oder Erstaunen zu zeigen, betrachtete sie den angeblichen Marquis mit durchdringendem Blick, und ein bitteres, verhöhnendes Lächeln ließ besondere Dinge ahnen, die in ihrer Seele vorgingen. Man konnte glauben, daß sie das Erscheinen einer Person, die den Marquis de la Pivardiere spielen sollte, vorher gewußt, und daß sie nur gespannt war, wie die Figur, die freilich, was Ansehen, Sprache, Gang, Stellung betrifft, ganz der Marquis schien, ihre Rolle spielen würde.

Anders hatte sich Charost benommen, der, sowie der angebliche Marquis eintrat, mit gefalteten Händen den Blick gen Himmel erhob, und zu beten schien.

Das Gericht ließ die Marquise nebst Charost ins Gefängnis zurückführen, und beschloß durch die strengste, genaueste Untersuchung rücksichts des angeblichen Marquis de la Pivardiere die Wahrheit zu erforschen, unerachtet jener Akt des Richters zu Romorantin die Sache zu entscheiden schien.

Noch in frischem Andenken war ein Betrüger, der, die auffallende Ähnlichkeit mit einem gewissen Martin Guere nutzend, sich für diesen ausgab, und drei Jahre hindurch eine ganze Stadt, ja selbst Frau und Kinder des Guere täuschte, bis dieser selbst zurückkam und so sich der Betrug offenbarte, den der Verbrecher mit dem Tode büßte.

Man fing damit an, den angeblichen Marquis den beiden verhafteten Mägden, der Mercier und der Lemoine vorzustellen, die beide einstimmig behaupteten, daß die ihnen vorgestellte Person keineswegs der Marquis de la Pivardiere sei, wiewohl er große Ähnlichkeit mit demselben habe. Neuer Verdachtsgrund wider die Marquise und Charost! —

Es würde ermüdend sein, alle die Maßregeln zu erwähnen, die das Gericht nun noch nahm, um zu erforschen, inwiefern die Person, die so unerwartet als Marquis de la Pivardiere aufgetreten, wirklich derselbe sei. Es genügt, die entscheidende Ausmittelung zu erwähnen, welche zu Valence erfolgte. Hier lebten in dem Kloster der Ursuliner-Nonnen zwei Schwestern des Marquis, und auch die Äbtissin des Klosters hatten ihn von frühester Jugend auf gekannt. Diese drei Personen hegten auch nicht den mindesten Zweifel gegen die Person des Marquis, nachdem sie drei Wochen mit ihm zusammen gewesen, und er selbst sie auf die kleinsten, unbedeutendsten Züge aus ihrem Jugendleben gebracht hatte.

Daß die völlige Gleichheit der Handschrift des angeblichen Marquis mit dem wirklichen, daß gewisse eigentümliche Gewohnheiten, nur von den vertrautesten Freunden bemerkt, jenen Anerkenntnissen von mehr als dreihundert Personen noch mehr Gewicht gaben, ist gewiß.

Genug! — nach allen Regeln des Rechts mußte das Gericht annehmen, daß der Beweis über die Person des Marquis de la Pivardiere auf das Vollständigste geführt sei.

Nicht des Mordes irgend einer Person im allgemeinen, sondern der Ermordung des Marquis de la Pivardiere waren aber die Marquise und Charost angeklagt; wurde daher das Leben des Marquis vollkommen nachgewiesen, so mußte jene Anklage falsch sein. Auf diesen bündigen Schluß stützten die Gerichte die völlige Freisprechung der angeklagten Personen.

War aber ferner jene Anklage falsch, so mußten die Personen, auf deren Aussage sich dieselbe bezog, falsch Zeugnis abgelegt haben. Dies gab Anlaß zum Verfahren gegen die Katharine Lemoine und die Marguerite Mercier.

Wer hätte beide nicht der Arglist und Bosheit anklagen sollen, und doch waren sie unschuldig!

Die Mercier wurde in jener Nacht durch das Klopfen am Schloßthor geweckt. Sie stand auf, weckte die Lemoine und beide sahen durchs Fenster, wie eben drei Personen in die Thüre des Schlosses traten, wovon zwei mit einer Flinte und mit einem Säbel bewaffnet waren. Sie konnten dies im Schimmer eines Lichts, der aus der geöffneten Thüre hervorbrach, deutlich erkennen. Bald darauf hörten sie ein Geräusch im Zimmer des Marquis, eine klagende Stimme, und dann einen Schuß; darauf wurde es still. Nun wagten sie sich

heraus auf den Gang; hier begegneten sie dem Hybert, der ganz verstört und außer sich schien und sie zurücktrieb in ihre Kammer, da sie sonst ermordet werden könnten. Am andern Morgen, als der Marquis verschwunden, vertraute ihnen Hybert, daß er, als der Schuß gefallen, nach dem Zimmer des Marquis gelaufen und eindringen wollen. Er sei aber hinausgedrängt und die Thüre zugeschlagen worden. Er habe indessen in der Stube die Marquise und Charost sehr deutlich bemerkt, und der Marquis habe in seinem Blute schwimmend auf der Erde gelegen. Gewiß sei es, daß der Marquis ermordet, und sein Leichnam von den beiden fremden Männern weggebracht worden sei. Nur eine Silbe davon zu sprechen, bringe sie aber alle in Gefahr, da sie ganz gewiß als Mitschuldige des Mordes angesehen werden würden. Die Lemoine hatte bemerkt, wie die Marquise an jenem Abend mit zwei bewaffneten Männern gesprochen, und erwägten nun alle drei den von der Marquise geäußerten Haß gegen den Marquis, ihre drohenden Worte, und dann das unerklärliche Verschwinden des Marquis: so war es wohl natürlich, daß das, was Hybert wirklich gesehen haben wollte, den Ausschlag gab, und alle drei fest in ihrer Seele überzeugt waren, daß die Marquise und Charost den Marquis habe ermorden und den Leichnam fortbringen lassen.

Nur dem, der als geübter Schauspieler im Leben auftritt, möchte es wohl gelingen, den Eindruck irgend einer entsetzlichen That ganz im Innern zu verschließen; Leuten, wie Hybert, die Lemoine, die Mercier, bleibt es unmöglich; daher kamen jene zweideutigen, verdächtigen Äußerungen, die das böse Gerücht wider die Marquise und Charost erzeugten und zuletzt die Anklage veranlaßten.

Bonnet war (wie es kein Richter sein soll) leidenschaftlich im höchsten Grade, voller Vorurteile, befangen in jeder Art, und noch dazu mit der Familie des Augustiners Charost verfeindet.

Er ging von der festen Überzeugung aus: die Marquise lebte mit Charost im verbotenen Liebesverständnis; ganz unerwartet und sehr zu unrechter Zeit kommt der Marquis zurück, und sein Benehmen entflammt noch mehr den Haß der Marquise und läßt sie jedes Mittel ergreifen, ihn fortzuschaffen: Der Mord wird beschlossen und ausgeführt. Es ist unmöglich, daß ohne Wissenschaft und Mitwirkung der Dienerschaft die That geschehen konnte; diese müssen von allen Umständen unterrichtet sein.

Bonnet nahm hiernach keinen Anstand, die Mercier und die

Lemoine mit dem Tode zu bedrohen, wenn sie nicht alles gestehen würden, und fragte alles aus ihnen heraus, was er nur wollte. Die Methode dabei ist sehr leicht.

„Hast du,“ fragte z. B. Bonnet, „hast du nicht selbst gesehen, wie Charost über den Marquis herfiel?“ — „Nein, mein Herr,“ antwortete die Befragte, „das habe ich nicht gesehen.“

„Gestehe,“ donnerte Bonnet heraus, „oder du wirst augenblicklich gehängt!“ — „Ja ja,“ spricht jetzt das arme Ding in der entsetzlichsten Angst, „Charost fiel her über den Marquis ꝛc.“

Mehrere Personen, welche beide, die Lemoine und die Mercier im Gefängnisse gesprochen hatten, beurkundeten, daß die Mädchen über Bonnets Verfahren bitter geklagt und gewünscht, vor einen andern Richter gestellt zu werden, damit sie die Wahrheit sagen könnten, nämlich daß sie den Mord nur vermutet. Was aber wichtiger einwirkte, Breton, der Gerichtsschreiber, mußte zugestehen, daß Bonnet ganz so, wie es die beiden Mädchen behaupteten, verfahren; ja daß er einmal, als die Mercier irgend einen Umstand, den er im Kopfe ausgebrütet, nicht gestehen wollen, ein Messer aus der Tasche gezogen und gedroht, ihr augenblicklich die Finger abzuschneiden, wenn sie nicht gestehen werde. Noch mehr! — Schließer und Schließerin des Gefängnisses, wo die Mädchen saßen, mußten ihnen, so hatte es Bonnet verordnet, den ganzen Tag über wiederholen, daß sie gehängt werden würden, wenn sie das mindeste von dem, was sie ausgesagt, zurücknehmen. Dies veranlaßte auch, daß sie anfangs den zurückgekehrten Marquis nicht anerkennen wollten.

Merkwürdig genug war es auch, daß die kleine Pivardiere, die ihren Vater augenblicklich wieder erkannte, versicherte, sie wisse nicht, wie sie dazu gekommen, das alles dem Herrn von Preville sozusagen, wie er es ihr nachgesprochen. Aber sie sei so scharf befragt worden, so in Angst geraten, und in der That habe sie auch jene Nacht in einem andern Zimmer geschlafen ꝛc.

Ganz Paris, das von der Unthat der Marquise erfüllt gewesen, feierte jetzt ihren Triumph, und gerade diejenigen, die sie am schonungslosesten verdammt hatten, ohne an die Möglichkeit ihrer Unschuld zu denken, erschöpften sich jetzt in dem übertriebensten Lob. Der Graf von Saint Hermine, der den ermordeten Marquis de la Pivardiere als einen rechtschaffenen, tapfern Mann bedauert, erklärte jetzt, da er lebte, daß er ein großer Taugenichts sei, der der gerechten Strafe nicht entgehen werde.

Die thätige Duchesse d'Aiguissean übernahm es, der Marquise die Glückwünsche der pariser Welt zu überbringen, und sie dorthin einzuladen, um aufs neue die Zirkel zu beleben, in denen sie sonst geglänzt.

Sie fand die Marquise von tiefem Gram entstellt, und in jener teilnahmlosen Ruhe, die von gänzlicher Entsagung zeugt. „Was sprecht Ihr!" rief die Duchesse ganz bestürzt, als die Marquise versicherte, sie wäre nicht schuldlos gestorben, sondern hätte ein Verbrechen mit dem Tode gebüßt. „Ich halte es," erwiderte die Marquise, indem ein düsteres Feuer in ihren Augen aufflammte, „ich halte es nicht für möglich, daß Ihr, Frau Duchesse, an ein Verbrechen denken könnt, das nur sündigt gegen irdisches Gesetz? — Ach ich liebte ihn, — ich liebte ihn noch, als er zu mir trat, ein Bote des Himmels mich zu versöhnen mit der ewigen Macht; und diese Liebe, nur diese Liebe war mein Verbrechen!"

Viele, sehr viele hätten die Marquise nicht verstanden. Auch die Duchesse verstand sie nicht, und war nicht wenig betreten, den Parisern keine andere Nachricht von der Marquise mitbringen zu können, als daß sie weit entfernt, in das bunte Gewühl der Welt zurückzukehren, ihre Tage in einem Kloster zubringen wolle.

Diesen Entschluß führte die Marquise auch wirklich aus, ohne daß sie zu bewegen gewesen, den Marquis wiederzusehen. Auch Charost sprach sie nicht mehr, der im Glanze seiner Unschuld und Frömmigkeit zurückkehrte in die Abtei zu Miseray.

Der Marquis de la Pivardiere nahm wieder Kriegsdienste und fand bald in einem Gefecht mit Schleichhändlern seinen Tod.

Die Irrungen.

Fragment aus dem Leben eines Fantasten.

Verloren und Gefunden.

In dem zweiundachtzigsten Stück der Haude- und Spenerschen Zeitung vom Jahre 18— befand sich folgende Aufforderung:

Derjenige junge schwarz gekleidete Mann mit braunen Augen, braunem Haar, und etwas schief verschnittenem Backenbart, welcher

vor einiger Zeit im Tiergarten auf einer Bank unfern der Statue des Apollo eine kleine himmelblaue Brieftasche mit goldnem Schloß gefunden, und wahrscheinlich geöffnet hat, wird, da man weiß, daß er in Berlin nicht heimisch ist, ersucht, sich am vierundzwanzigsten Julius des künftigen Jahres in Berlin und zwar in dem Hotel, die Sonne geheißen, bei der Madame Obermann einzufinden, um das nähere über den Inhalt jener Brieftasche, der ihm vielleicht interessant geworden, zu erfahren. Sollte jedoch der besagte junge Mann den Entschluß, den er einmal gefaßt, jetzt auszuführen gedenken, und jetzt nach Griechenland reisen wollen, so wird er sehr gebeten, sich in Patras auf Morea an den preußischen Konsul Herrn Andreas Condoguri zu wenden, und ihm die gedachte Brieftasche vorzuzeigen. Dem geschätzten Finder wird sich dann ein anmutiges Geheimnis erschließen.

Der Baron Theodor von S. geriet, als er dies auf dem Kasino las, in eine freudige Bestürzung. Niemand anders konnte in jener Aufforderung gemeint sein, als er selbst, denn eben er hatte, es mochte wohl schon ein Jahr her sein, im Tiergarten an der bezeichneten Stelle eine kleine himmelblaue Brieftasche mit einem goldenen Schloß gefunden und zu sich gesteckt. Der Baron gehörte zu den Leuten, denen nicht eben viel Besonderes im Leben begegnet, die aber alles, was ihnen in den Weg tritt, für etwas ganz Außerordentliches und sich selbst von dem Schicksal dazu bestimmt halten, das Außerordentliche, Unerhörte zu erfahren. Gleich damals als der Baron die Brieftasche fand, die ihrer Form nach einer Dame angehören mußte, war er überzeugt, daß ihm irgend ein seltsames Abenteuer aufgehen würde. Wichtigere Dinge (wir werden erfahren welche) brachten ihm indessen die Brieftasche aus den Gedanken und um so größer war die Überraschung, daß nun erst das erwartete Abenteuer eintreffen sollte.

Fürs Erste mußte sich aber der Baron über zwei Dinge in jener Aufforderung ärgern, nämlich daß seine Augen braun sein sollten, die er immer für blau gehalten, und daß sein Backenbart für schief verschnitten angegeben wurde. Letzteres griff ihm umsomehr an die Seele, als er selbst vor dem schärfsten Pariser Toiletten-Spiegel das schwierige Geschäft des Zustutzens seines Backenbartes besorgte, und sich darin, wie der Kennerblick des Theater-Friseurs Warnicke längst entschieden, als Meister bewährte.

Nachdem der Baron sich sattsam geärgert, stellte er folgende Betrachtungen an.

Erstlich, warum hat man mit jener Aufforderung beinahe ein Jahr gezögert? — Hat man mich unter der Zeit zu erforschen gesucht? — Aber, durfte zweitens dies wohl geschehen, da man mich näher kennen mußte, um zu wissen, was für Geheimnisse mich es einmal aussprechen ließen, daß einer besondern Konstellation halber ich nach Griechenland reisen wolle? — Kann drittens das anmutige Geheimnis wohl anderer Natur sein als weiblicher? — O Gott! es ist viertens gar nicht zu zweifeln, daß zwischen mir und dem Engelsbilde, das jene Brieftasche auf der Bank unweit der Statue des Apollo liegen ließ, gewiß geheime Beziehungen obwalten, die sich bei der Madame Obermann in der Sonne oder in Patras auf Morea entwickeln werden. Wer weiß, welche herrliche Träume, welche süße Ahnungen dann plötzlich in reges, glühendes Leben treten, welches zarte Geheimnis wie ein wundervolles Märchen mit aller Lust, allem seligen Entzücken in mir aufgehen wird! — Aber, wo ist, fünftens, um tausend Himmelswillen die verhängnisvolle Brieftasche geblieben?

Dieser fünfte Punkt war ein sehr böser, da er mit einem Schlage alle geträumte Hoffnungen, das außerordentlichste aller Abenteuer zu bestehen, vernichten mußte. Vergebens blieb alles Nachsuchen und dem Baron war es in der That unbegreiflich, wie er sich gar nicht darauf zu besinnen vermochte, ob er die Brieftasche noch später in Händen gehabt. Zuletzt kam er darauf, daß ein großer Verdruß, den er an jenem Abende hatte, da er die Brieftasche fand, ihn so sehr außer Fassung gebracht, daß er alles übrige und auch die Brieftasche darüber vergessen.

Gerade an dem Tage trug er zum ersten Mal eine der saubersten, zierlichsten, wohlpassendsten Kleidungen, die jemals der Kleiderkünstler Freitag verfertigen lassen und mit weisem Überblick redigiert hatte. Neun Barone, fünf Grafen und mehrere simple Edelleute hatten auf Ehre und Seligkeit geschworen: der Frack sei göttlich und die Pantalons delizios, aber freilich, Graf E. der Rhadamanthus der modernen Welt hatte sein Urteil noch nicht gesprochen. Das Schicksal wollte, daß der Baron von S., gerade als er, nachdem er die Brieftasche gefunden, aus dem Tiergarten zurückkehrte, unter den Linden dem Grafen v. E. begegnete. „Guten Abend, Baron!“ rief der Graf ihm zu, lorgnierte ihn einen Augenblick, sprach dann mit entscheidendem Tone: „Die Taille beinahe um einen Achtelzoll zu breit!“ und ließ den Baron stehen.

Der Baron hielt, was den Anzug betrifft, zu sehr auf Sitte und Ordnung, um nicht über den abscheulichen Verstoß dagegen, den er am Ende sich selbst beizumessen, in großen Zorn zu geraten. Der Gedanke, einen ganzen Tag in Berlin mit einer zu breiten Taille umhergegangen zu sein, hatte für ihn etwas Entsetzliches. Er rannte wild nach Hause, ließ sich auskleiden und befahl dem Kammerdiener, das unselige Kleid ihm aus den Augen zu bringen. Erst dann kam Trost in seine Seele, als nach ein paar Tagen ein schwarzes Kleid aus dem Atelier des Künstlers Freitag hervorgegangen, das selbst Graf E. für makellos erklärte. Genug — die zu breite Taille war Schuld an dem Verlust der Brieftasche, über den der Baron in völlige Trostlosigkeit geriet.

Mehrere Tage waren vergangen, als es dem Baron einfiel, seine Garderobe zu mustern. Der Kammerdiener schloß den Schrank auf, in dem der Baron die Kleider, die er nicht mehr trug, aufhängen zu lassen pflegte. Aus dem Schrank strömte dem Baron ein starker Geruch von Rosenöl entgegen. Auf Befragen versicherte der Kammerdiener, daß dieser Geruch von jenem schwarzen Frack mit der breiten Taille herrühre, den er vor einiger Zeit hineingehängt, da ihn der Herr Baron nicht mehr tragen wollen.

Sowie der Kammerdiener diese Worte aussprach, leuchtete in dem Baron wie ein Blitz ein Gedanke auf, der, wie man meinen sollte, eben nicht so sehr entfernt gelegen, nämlich, daß er das gefundene Kleinod in die Busentasche des Rocks gesteckt und im Verdruß wieder herauszunehmen vergessen.

Er erinnerte sich in dem Augenblick, daß die Brieftasche stark nach Rosenöl gerochen.

Der Rock wurde hervorgeholt, es traf ein, was der Baron geahnt.

Man kann denken, mit welcher Ungeduld der Baron das kleine goldne Schlößlein öffnete, um den Inhalt der Brieftasche zu erfahren, der seltsam genug war.

Zuerst fiel dem Baron ein sehr kleines Messerchen von sonderbarer Form, beinahe anzusehen wie ein chirurgisches Instrument, in die Hände. Dann erregte seine Aufmerksamkeit ein seidenes strohgelbes Band, in dem allerlei fremdartige Charaktere, beinahe chinesischer Schrift ähnlich, in schwarzer Farbe eingewirkt waren. Ferner fand sich in einem seidenpapiernen Umschlage eine verdorrte unbekannte Blume. Wichtiger als alles schienen aber dem Baron zwei

beschriebene Blätterchen. Auf dem einen standen Verse, die indessen der Baron leider nicht zu verstehen vermochte, da sie in einer Sprache abgefaßt waren, die selbst manchem vortrefflichen Diplomatiker fremd blieb, nämlich in der neugriechischen. Die Handschrift auf dem andern Blatte schien ohne Vergrößerungsglas kaum lesbar, doch überzeugte sich der Baron bald zu seiner großen Freude, daß italiänische Worte darauf standen. Der italiänischen Sprache war der Baron vollkommen mächtig.

In einen kleinen winzigen Täschchen steckte endlich noch die Ursache des Dufts, den Brieftasche und Rock verbreitet, nämlich ein in ein feines Papier gewickeltes, wie gewöhnlich hermetisch verschlossenes Fläschlein Rosenöl.

Auf dem Papier stand ein griechisches Wort, und zwar: *Σχνυεσπελπολδ*.

Es kann hier gleich bemerkt werden, daß der Baron Tags darauf bei einem Mittagsmahl in der Jagorschen Restauration mit dem Herrn Geheimen Rath Wolff zusammentraf und ihn um die Deutung des griechischen Worts befragte, das auf dem Zettel stand. Der Geh. Rath Wolff hatte aber kaum einen flüchtigen Blick auf den Zettel geworfen, als er dem Baron ins Gesicht lachte und erklärte, daß das ja gar kein griechisches Wort, sondern nicht anders zu lesen als: Schnüspelpold, mithin ein Name sei, und zwar ein deutscher, kein griechischer, da im ganzen Homer dergleichen nicht vorkomme und auch billiger Weise nicht vorkommen könne.

So gut, wie gesagt, sich der Baron auf das Italiänische verstand, so wollte ihm doch die Entzifferung des Blättleins nicht recht gelingen. Denn außerdem daß die Schrift ein wahres Augenpulver zu nennen, so waren auch manche Stellen beinahe ganz verwischt. Es schien übrigens, als habe die Besitzerin der Brieftasche (daß diese einem Frauenzimmer angehört, war wohl außer allem Zweifel) einzelne Gedanken aufgeschrieben, um sie zu einem Briefe an eine vertraute Freundin zu nutzen, das Blättlein konnte aber auch eine Art von Tagebuch vorstellen. — Genug, der Baron zerbrach sich den Kopf und verdarb sich die Augen! —

Das Blättlein aus der Brieftasche.

— Die Stadt ist im ganzen schön gebaut mit schnurgeraden Straßen und großen Plätzen, hin und wieder trifft man Alleen von

halbverdorrten Bäumen, die, wenn der unheimlich sausende Wind dichte Staubwolken vor sich hertreibt, ihr fahlgraues Laub traurig schütteln. Kein einziger Springbrunnen sprudelt lebendiges Wasser empor und verbreitet Kühle und Labung, deshalb sind die Märkte öde und leer. Der Bazar, bei klappernden tosenden Mühlen gelegen, klein und versteckt, ist mit dem in Konstantinopel gar nicht zu vergleichen. Auch fehlt es ihm an prächtigen Stoffen und Juwelen, die in einzelnen Häusern feil geboten werden. Manche dieser Kaufleute bestreuen ihr Haupt mit weißem Puder, um ein ehrwürdiges Ansehen und mehr Vertrauen zu gewinnen, sind aber eben deshalb sehr teuer. Es giebt mehrere Paläste, die aber nicht aus Marmor gebaut sind, da es in der Gegend rings umher an Marmorbrüchen gänzlich fehlen soll. Das Baumaterial besteht in kleinen, im länglichen Viereck geformten Backsteinen, die häßlich rot und unter dem Namen: Ziegel, bekannt sind. Doch habe ich auch Quadersteine gesehen, sie jedoch kaum für Granit oder Porphyr halten können. — Ich wünschte aber wohl, daß du, geliebte Chariton, das schöne Thor, welches eine Quadriga mit der Siegesgöttin schmückt, sehen könntest. Es erinnert an den großen erhaben einfachen Stil unserer Vorfahren. — Warum spreche ich aber so viel von den toten kalten Steinmassen, die auf diesem glühenden Herzen lasten und es zu erdrücken drohen? — Hinaus — hinaus aus dieser Öde! — ich will dir, Geliebte, nicht — — Mein Magus war heute boshafter und ärgerlicher als je. Er hatte bei dem Mittagsessen zu viel getanzt und sich den Fuß verstaucht. Konnte ich dafür, war es recht, mich zu quälen mit hundert abscheulichen Vorwürfen? — Wann werde ich die Ketten abstreifen des häßlichen Unholds, der mich zur Verzweiflung bringen wird, der mich — — Ich rieb ihm den Fuß mit Balsam von Mekka ein und legte ihn ins Bette, da wurde er still und ruhig. Nachher stand er auf, machte Schokolade und bot mir eine Tasse an: ich trank aber nicht, aus Furcht, er möge Opium hinein gethan haben, um mich einzuschläfern und dann zu verwandeln, wie er es schon oft gethan hat! —

Häßliches, widerwärtiges Mißtrauen! Unseliges feindliches Vorurteil! — Mein Magus war heute die Milde, die Freundlichkeit selbst! Ich fuhr leise mit den Fingern über das Kahlköpfchen hin, da leuchteten seine großen, schönen, schwarzen Augen mich an und er sprach ganz entzückt: Gleich! gleich! In der That holte er auch auf der Stelle sein Handwerkszeug hervor und druckte auf einen

dunkelroten Shawl den prächtigsten Goldrand, den ich nur wünschen konnte. Ich warf ihn um und wir gingen, nachdem mein Magus wie gewöhnlich den Elektrophor an sein Hinterhaupt geschroben, nach dem freundlichen Walde, der dicht vor dem Thore mit der Siegesgöttin gelegen ist, so daß es nur weniger Schritte bedarf, um in schöne finstre Laubgänge zu treten. — Im Walde befiel meinen Magus seine mürrische Laune. Als ich den Spaziergang rühmte, fuhr er mich hart an, ich solle mir nicht thörichter Weise einbilden, daß das wirkliche Bäume, Büsche wären, daß das wirklich gewachsenes Gras, Feld, Wasser sei. Ich könne ja das schon an den stumpfen Farben sehen, daß alles nur in spaßhafter Kunst fabriziertes Zeug wäre. Im Winter, behauptete mein Magus, würde alles eingepackt, nach der Stadt gebracht und zum Teil an die Zuckerbäcker vermietet, die es zu ihren sogenannten Ausstellungen brauchten. Wollte ich einmal ein bißchen wahrhafte Natur schauen, so würd' er mich in das Theater führen, wo hier zu Lande allein was ordentliches von dergleichen Dingen zu schauen. Beim Theater wären nämlich grundgeschickte Naturmeister angestellt, die Berg und Thal, Baum und Gebüsch, Wasser und Feuer keck zu handhaben wüßten. — O, wie mich das verdroß! — Ich sehnte mich nach jenem Platz, der mich an die schöne Zeit erinnert, als du, meine süße Chariton, noch meine Gespielin warst! — Ein runder mit dichtem Gebüsch umgebener Platz, in dessen Mitte die Statue des Apollo aufgerichtet steht. Wir kamen dahin! — Ich verlangte mich niederzulassen; da stieg aber der Unwille meines Magus. Er meinte, die vermaledeite Puppe errege ihm Angst und Entsetzen und er müsse ihr die Nase abschlagen, damit sie nicht lebendig würde und ihn prügle. Er hob auch wirklich sein langes starkes Rohr auf gegen das Bild! — Du kannst dir denken, was ich empfand, als mein Magus verfahren wollte nach dem Grundsatz des mir verhaßten Volks, das wirklich in tollem abergläubischen Wahnsinn den Statuen die Nasen abschlägt, damit sie nicht lebendig werden! — Ich sprang hinzu, nahm meinem Magus den Stock aus der Hand, erfaßte ihn dann selbst und setzte ihn auf eine Bank. Da lächelte er mich höhnisch an und sprach, daß ich mir nur nicht einbilden solle, eine wirklich aus Stein gehauene Statue vor mir zu sehen, ich könne das an dem unförmlichen wulstigen Körper bemerken, der nach Benvenuto Cellinis Ausdruck einem mit Melonen gefüllten Sack gliche. Hier zu Lande würden dergleichen Statuen in der Art verfertigt, daß man einen hohen

Sandhaufen aufschütte und dann solange geschickt hineinblase, bis sich das Bild forme. Dann bat mein Magus, ich möchte ihm erlauben an das Wasser unfern des Platzes, wo wir uns befanden, zu gehen, um ein wenig den Fröschen zuzuhorchen. Ich ließ das gern zu und als er —

Das Abendrot stieg auf und glühende Funken hüpften im dunklen Laube von Blatt zu Blatt. — Es rauschte über mir im Gebüsch und eine Nachtigall schlug einzelne klagende Laute an. Ein süßes Weh erfüllte meine Brust und von unwiderstehlichem sehnsüchtigem Verlangen getrieben, that ich, was ich nicht thun sollen! — Du kennst, o meine Chariton, das magische Band, das verführerische Geschenk unsers Alten. — Ich zog es hervor und schlang es um die Pulsader meines linken Arms. — Alsbald flatterte die Nachtigall herab und sang zu mir in der Sprache meines Landes:

„Ärmste, warum flohst du hieher? Kannst du entrinnen der „Wehmut, der dürstenden Sehnsucht, die auch hier dich umfängt? „Und tiefer verwundend faßt dich hier fern von der wirklichen „Heimat der Schmerz getäuschter Hoffnungen! — Der Verfolger „ist hinter dir! — flieh! — flieh! — du Ärmste! — Aber du „willst ihn sterben, den Tod in Liebe! — gieb ihn mir, gieb ihn „mir und lebe in seliger Ahnung, die mein Herzblut in deiner „Brust entzündet."

Die Nachtigall flatterte in meinen Schooß, ich holte in zauberischer Bethörung mein kleines Mordinstrument hervor, aber wohl mir! — mein Magus erschien, die Nachtigall schwang sich auf, ich riß das Band vom Arm herab und — —

— Ich fühlte mein ganzes Selbst erbeben! — Dasselbe Haar — dieselben Augen — derselbe freie stolze Gang — Nur entstellt durch die häßliche abenteuerliche Kleidung, die hier zu Lande üblich, und von welcher dir, meine geliebte Chariton! einen deutlichen Begriff zu machen, ich mich vergebens mühen würde. Soviel sage ich dir, daß das Oberkleid, bei uns die Zierde der Männer, gewöhnlich von dunkler, häufig von schwarzer Farbe und nach der Form der Flügel und des Schweifs der Bachstelze zugeschnitten ist. Diese Form wird vorzüglich durch den Teil des Kleides erreicht, den man hier: Rockschöße nennt und in denen Taschen angebracht sind, zur Aufbewahrung kleiner Bedürfnisse, des Schnupftuchs u. s. w. Merkwürdig scheint auch, daß es hier zu Lande für junge Männer von Stande und Bildung unanständig ist, Backen und Kinnladen unbedeckt sehen

zu lassen. Beides wird durch Haare, die sie stehen lassen, sowie durch ein Stücklein gesteiften Battistes, das aus der Halsbinde auf beiden Seiten emporsteigt, bedeckt. Am seltsamsten scheint mir aber die Kopfbedeckung, die aus einer cylinderförmigen Mütze aus steifem Filz mit einem Rande besteht und die man „Hut“ nennt. — Ach, Chariton! — trotz dieser abscheulichen Kleidung kannte ich ihn wieder! — welche dämonische Macht hat ihn mir geraubt! — Wie, wenn er mich erblickt hätte! — Schnell schlang ich das magische Band um meinen Hals, er ging dicht bei mir vorüber, ich blieb ihm unsichtbar, doch schien er das Dasein irgend eines ihm befreundeten Wesens zu ahnen. Denn unfern von mir warf er sich auf eine Bank, nahm den Hut ab und trillerte eine Melodie, deren Worte ungefähr hießen: Laß dich erblicken, oder: Laß dich am Fenster sehen! Dann zog er ein Futteral hervor, aus dem er jenes seltsame Instrument nahm, das man hier eine Brille nennt. Er setzte dies Instrument auf die Nase, befestigte es hinter den Ohren und schaute durch die hell und glänzend geschliffenen Gläser, die vor den Augen standen, unverwandt hin nach dem Orte, wo ich saß. — Ich erschrak, daß der magische Blick durch jene Gläser, ein mächtiger Talisman, meinen Zauber zerstören werde, ich hielt mich für verloren, doch begab es sich, daß — — — verhängnisvollste meines Lebens! — Wie soll ich es dir denn sagen, meine geliebte Chariton, wie dir beschreiben das unnennbare Gefühl, das mich durchdrang! — Doch laß mich zu Worten kommen. — Maria ist ein gutes liebes Kind und obschon nicht unserer Religion zugethan, ehrt sie doch unsere Gebräuche und ist überzeugt von der Wahrheit unseres Glaubens. In der Vornacht des heiligen Johannistages entschlüpfte ich der Aufsicht meines Magus. Maria hatte sich des Hausschlüssels bemächtigt, sie wartete meiner mit einem zierlichen Gefäß, und wir gingen beide in tiefem Schweigen hinaus in den Wald und holten aus einer dort befindlichen Cisterne das heimliche Wasser, in das wir geweihte Äpfel warfen. Am andern Morgen, nachdem wir mit inbrünstiger Andacht zu dem heiligen Johannes gefleht, hielten wir das Gefäß auf unsern vier ausgestreckten Daumen empor. — Es drehte sich rechts, es drehte sich links — zitternd und schwankend! — Vergebens unser Hoffen! — Allein, nachdem ich Kopf, Hals und Brust mit dem heimlichen Wasser, in dem der geweihte Apfel lag, gewaschen, begab ich mich tief verschleiert, ohne daß [es] mein Magus, der seinen langen Traum träumte, zu bemerken schien, nach dem in der Stadt belegenen

Baumgange, die Linden geheißen. — Da rief eine alte Frau mehrmals hintereinander mit starker Stimme: Theodor — Theodor! —

— O meine Chariton! — durchbebt von Schreck und Wonne wäre ich beinahe ohnmächtig niedergesunken! — Ja, er ist es! — er ist es! — O all' ihr Heiligen! — ein Prinz sonst, reich, groß, mächtig, jetzt heimatlos umherstreifend im Bachstelzenhabit und steifer Filzmütze — Könnt' ich nur —

Mein Magus hält in seiner üblen Laune wie gewöhnlich alles für närrische Einbildungen und ist zu weiterer Nachforschung nicht zu bewegen, die ihm doch so leicht werden würde, da er sich nur an die Stelle im Walde wo ich Theodor erblickte begeben, dort aber ein Schnittchen von meinem geweihten Apfel essen und einen Schluck von dem geheimen Wasser trinken dürfte. Aber er will nicht, er will durchaus nicht und ist überhaupt mürrischer als je, so daß ich zuweilen genötigt bin, ihn zu züchtigen, welches denn leider seine Macht über mich nur verstärkt, doch wenn mein geliebter Theodor —

— mit Mühe eingelehrt. Jetzt tanzt aber meine Maria den Romeca so schön, wie man ihn bei uns nur sehen mag. — Es war eine schöne Nacht, warm und duftig glänzend im Mondesschimmer. Der Wald horchte in staunendem Schweigen unserm Gesange zu und nur dann und wann flüsterte und rauschte es in den Blättern, als hüpften Elflein vorüber, und wenn wir einhielten, dann tönten wohl die seltsamen Stimmen der Geister der Nacht durch die Stille und regten uns auf zum neuen Liede. Mein Magus hatte in seinem Elektrophor eine Theorbe mitgenommen und wußte die Accorde des Romeca recht schön und feierlich anzuschlagen, wofür ich ihm auch weißen Honig versprach zum Frühstück andern Tages —

Endlich, Mitternacht war längst vorüber, nahten sich Gestalten durch das Gebüsch unserm einsamen Rasenplatz. Wir schlugen die Schleier über, nahmen den Magus auf die Schultern und entflohen so schnell, als wir nur vermochten. — Übereilte unselige Flucht! — Der Vogel war zum ersten Mal unwillig, aber er sprach nur verwirrtes Zeug und wies meine Fragen zurück, weil er doch nur ein Papagei wäre und kein Professor. — Ja, übereilte unselige Flucht, denn gewiß war es Theodor, der sich uns nahte und — Mein Magus war so erschrocken, daß ich ihm zur Ader lassen mußte —

— herrlicher Gedanke! — Ich schnitt heute mit meinem Messerchen in den Stamm des Baumes, unter dem ich saß, als Theodor mir gegenüber war und meine Verhüllung nicht zu durchblicken vermochte,

ja in diesen Stamm schnitt ich die Worte ein: Theodor! vernimmst du meine Stimme? — es ist — ruft die dich — ewig — furchtbarer Tod — nimmer — ermordet — Konstantinopel — unabänderlicher Entschluß — Oheim — wohl —

Die Reise nach Griechenland.

Den Baron Theodor von S. setzte der Inhalt des Blättleins, dessen letzte Worte leider völlig verwischt und unleserlich waren, ganz außer sich selbst.

Freilich möchte aber auch wohl jeder andere, trug er auch nicht, so wie Theodor, beständig chimärische Abenteuer im Sinn, bei den Umständen, wie sie hier zutrafen, in große Verwunderung, ja in tiefes Erstaunen geraten sein. Außerdem daß schon das Geheimnisvolle des Ganzen, das Hindeuten auf ein seltsames weibliches Wesen, das Zauberkünste übte, das im steten Umgange lebte mit einem magischen Prinzip, ihm Herr und Diener zugleich, den Baron im höchsten Grade spannte, so mußte diese Spannung bis zum halben Wahnsinn steigen, als er sich selbst in den Zauberkreisen gefangen sah, die das Blättlein, oder vielmehr jenes unbekannte Wesen, der es angehörte, um ihn gezogen.

Der Baron erinnerte sich nämlich sogleich, daß er vor langer Zeit durch den Tiergarten wandelnd sich auf eine Bank geworfen, der gegenüber, wo er die Brieftasche fand. Daß es ihm gewesen, als höre er leise Seufzer. Daß er durchaus geglaubt, ihm gegenüber sitze ein in lange Schleier gehülltes Frauenzimmer, und daß er, unerachtet er seine Brille aufgesetzt, nichts, gar nichts habe entdecken können. Dem Baron fiel ferner ein, daß, als er einst mit mehreren Freunden in später Nacht vom Hofjäger heimkehrte, ihnen aus dem fernen Gebüsch ein ganz seltsamer Gesang und eben solch sonderbare Accorde eines unbekannten Instruments entgegenklangen, und daß sie, endlich der Stelle, wo die Musik herzukommen schien, genaht, zwei weiße Gestalten schnell fliehen sahen, die etwas Rotglänzendes auf den Schultern zu tragen schienen. — Der Name Theodor entschied nun vollends die Sache.

In voller Hast lief nun der Baron nach dem Tiergarten, um jene Inschrift, die die Unbekannte in einen Baum geschnitten haben wollte, und mit ihr vielleicht näheren Aufschluß des Rätsels zu finden. Seine Ahnung hatte ihn richtig geleitet! In die Rinde des

Baumes, an den sich die Bank lehnte, wo er die Brieftasche gefunden, waren jene Worte eingeschnitten, aber das besondere Spiel des Zufalls hatte es gefügt, daß gerade diejenigen Worte, welche auf dem Blättlein verlöscht, auch in dem Baum verwachsen und unleserlich geworden waren. „Wunderbare," rief der Baron in höchster Extase aus, „wunderbare Sympathie der Natur!" — Er erinnerte sich aus dem Goethe jener Zwillingskommoden, die aus einem Stamme gefertigt waren und von denen die eine rettungslos zerplatzte, als die andere in einem weit davon entfernten Schlosse ein Raub der Fammen wurde!

Unbekanntes herrliches Wesen! rief der Baron ferner aus in höchster Extase, Himmelskind aus dem fernen Götterlande, ja! — längst glühte die Sehnsucht nach dir, du einzig Geliebte, in meiner Brust! Aber ich habe mich selbst nicht verstanden, die blaue Brieftasche mit dem goldenen Schloß war erst der magische Spiegel, in dem ich mein Ich in Liebe zu dir erblickte! — Fort! — dir nach — fort nach jenem Lande, wo unter mildem Himmel die Rose blüht meiner ewigen Liebe! —

Der Baron machte sofort ernsthafte Anstalten zur Reise nach Griechenland. Er las den Sonnini, den Bartholdy und was er sonst an Reisen nach Griechenland auftreiben konnte, bestellte sich einen bequemen Reisewagen, zog so viel von seinem Gelde ein, als er zu brauchen glaubte, begann sogar griechisch zu lernen und ließ sich auch, da er von irgend einem Reisenden hörte, der, um sicherer zu reisen, die Landestracht trug, von dem Theaterschneider einige saubre neugriechische Anzüge fertigen.

Man kann denken, daß er während dieser Zeit nichts im Sinne trug als die unbekannte Besitzerin der blauen Brieftasche, deren lebendiges Bild ihm bald vor Augen stand. — Sie war hoch, schlank im höchsten Ebenmaß der Glieder gewachsen, ihr Anstand ganz Anmut und Majestät — ihr Gesicht ganz das Abbild, der Ausdruck jenes unnennbaren Zaubers, der uns in den Antiken hinreißt — die schönsten Augen — die schönsten schwarzen seidnen Haare! — Genug ganz so, wie der begeisterte Sonnini nur die Griechinnen schildern kann. Und dabei, wie schon das Blättlein bewies, ein in Liebe glühendes Herz im Busen, ganz Hingebung — Treue für den Geliebten; konnte der Seligkeit Theodors etwas fehlen? — Ja wohl! — er wußte den Namen der Holden nicht, welches den Exklamationen merklich schadete. Doch hier halfen Wielands sämtliche Werke

aus. Er nannte die Geliebte bis auf weitere nähere Bestimmung Musarion und dies setzte ihn auch in den Stand, die gehörigen schlechten Verse auf das unbekannte Zauberbild zusammenzukneten.

Ganz besonders bemühte sich der Baron, auch die Zauberkraft des magischen Bandes zu versuchen, das unstreitig in seine Hände geraten war. Er ging in den Wald, schlang das Band um die Pulsader seines linken Arms und horchte auf den Gesang der Vögel. Er konnte aber nicht das Mindeste davon verstehen. Und als endlich ein Zeisig dicht neben ihm im Busche zu zwitschern begann, klang es ihm beinahe so, als sänge der unverschämte Vogel: Hasenfüßchen, Hasenfüßchen, geh zu Haus — zu Haus! — pfeif dich aus — pfeif dich aus! — Der Baron sprang schnell auf und eilte, ohne weitere Versuche zu machen, von dannen.

War es ihm mit dem Verständnis des Vogelgesanges schlecht ergangen, so gelang es ihm noch schlechter mit der Unsichtbarkeit. Denn unerachtet er das magische Band um den Hals geschlungen, so bog doch der Hauptmann von R., der unter den Linden spazierte, sogleich in die Seitenallee ein, in der der Baron unsichtbar zu wandeln glaubte, und bat ihn dringend, sich doch vor seiner Abreise gütigst der funfzig Friedrichsdor zu erinnern, die er ihm noch aus dem letzten Spiel schulde. —

Der Theaterschneider war mit den griechischen Kleidern fertig. Der Baron fand, daß sie ihm ganz ungemein kleideten und daß vorzüglich der Turban seinem Gesicht einen Ausdruck gab, der ihm ein freudiges Staunen abnötigte. Denn selbst hatte er bisher nicht geglaubt, daß seine Augen, seine Nase und seine übrigen angenehmen Gesichtszüge überhaupt dergleichen fähig.

Er empfand eine tiefe Verachtung gegen seinen Bachstelzen-Rock, gegen seine Mütze aus steifem Filz u. s. w. und wäre, hätte er nicht das Aufsehn und den Spott anglomanischer Grafen und Barone gefürchtet, von Stund' an nicht anders als neugriechisch gekleidet einhergegangen.

Hatte aber sein Negligé, ein seidener orientalischer Schlafrock, eine turbanähnliche Mütze und dazu eine lange türkische Pfeife im Munde, schon etwas getürkt, so war hier der Übergang zum neugriechischen Kostüm leicht und natürlich. —

Also neugriechisch gekleidet saß der Baron mit untergeschlagenen Beinen, welches ihm eigentlich blutsauer wurde, auf dem Sofa und blies, die schönste Bernsteinspitze an den Mund gedrückt, Rauchwolken

türkischen Tabaks vor sich her, als die Thür aufging und der alte Baron Achatius von F., sein Oheim, hereintrat.

Als der aber den neugriechischen Neffen erblickte, prallte er zurück, schlug die Hände zusammen und rief überlaut: So ist's denn doch wahr, was die Leute mir sagten! — So ist doch das bißchen Verstand meines Herrn Neffen wackeligt geworden!

Der Baron, der alle Ursache hatte, den alten steinreichen unverheirateten Oheim zu ehren, wollte schnell vom Sofa herab und ihm entgegen. Da ihm aber die Beine, der unbequemen ungewohnten Stellung halber, erstarrt, eingeschlafen, wie man zu sagen pflegt, waren, so kugelte er dem Oheim vor die Füße, verlor den Turban und die Pfeife, die ihren glühenden Inhalt ausströmte auf den reichen türkischen Teppich. Der Oheim lachte übermäßig, trat schnell die glimmenden Funken aus, half dem bestürzten Neugriechen auf den Sofa und fragte dann: „So sage mir nur, was du für Narrheiten treibst. Ist es wahr, daß du fortwillst nach Griechenland?"

Der Baron bat den Oheim um ein gütiges ruhiges Gehör, und als dieser es zugesagt, erzählte er von Anfang bis zu Ende, wie sich alles begeben mit dem Auffinden der Brieftasche im Tiergarten, mit der Aufforderung in der Haude- und Spenerschen Zeitung, mit dem Inhalte des Blättleins, und wie eben der Entschluß in ihm entstanden, geradezu nach Patras zu gehen, dem Herrn Andreas Condoguri die blaue Brieftasche zu übergeben und dann das weitere zu erfahren.

„Mir ist, erwiderte der Oheim, nachdem der Neffe geendet, mir ist die Aufforderung in der Haude- und Spenerschen Zeitung entgangen, indessen zweifle ich gar nicht, daß sie darin enthalten und daß sie ganz dazu geeignet ist, die Fantasie des Finders der Brieftasche, ist er zumal jung und fantastisch, wie du es bist, gar sehr aufzuregen. Ebenso stelle ich gar nicht in Abrede, daß du nach allem, was du mir erzähltest, Grund hast zu glauben, in dem Blättlein sei von dir die Rede. — Ich würde übrigens die Person, die das schrieb, was du mir vorlasest, für wahnsinnig halten, wäre sie nicht offenbar eine Griechin. Hast du aber dir gehörige Notiz von Neugriechenland verschafft, so wirst du wissen, daß die Bewohner an allerlei Magie und Zaubereien steif und fest glauben und von den tollsten Einbildungen geplagt sind, wie du manchmal." —

Neuer Beweis für meine Überzeugung, murmelte der Baron dazwischen.

„Ich weiß, fuhr der Oheim fort, ich weiß auch recht gut, was es mit dem heimlichen Wasser für eine Bewandtnis hat, das die Mädchen in der Johannis-Nacht schweigend holen, um zu erfahren, ob sie den geträumten Geliebten haben werden, und eben deshalb kommt mir im allgemeinen alles nicht so gar sonderbar vor und nur in Beziehung auf dich erscheint mir manches sehr zweideutig. — Es ist nämlich sehr die Frage, ob du, mag es auch den Anschein haben, der gemeinte Theodor bist, ja ob der, der die Aufforderung einrücken ließ, sich nicht in der Person des Finders irrte. — Genug! da die Sache durchaus problematisch, so würde es ein sehr übereilter Streich sein, deshalb eine weite gefährliche Reise zu unternehmen. Daß du Aufklärung wünschest und wünschen mußt, ist billig und natürlich, warte daher den vierundzwanzigsten Julius des künftigen Jahres ab und begieb dich dann in die Sonne zur Madame Obermann, wo dich ja auch die Aufforderung hinbescheidet, um das Nähere zu erfahren."

Nein, rief der Baron, indem seine Augen blitzten, nein, mein geliebter Oheim! nicht in der Sonne, nein, in Patras geht das Glück meines Lebens auf, nur in Griechenland reicht das holde Engelsbild, die edle Jungfrau, mir Glücklichen, der so wie sie aus griechischem fürstlichem Stamm entsprossen, die Hand!

„Was, schrie der Alte ganz außer sich, bist du ganz und gar von Sinnen? bist du rasend? du aus griechischem fürstlichem Stamm entsprossen? — Narr in Folio, war deine Mutter nicht meine Schwester? — War ich nicht zugegen bei ihrer Entbindung? Hab' ich dich nicht aus der Taufe gehoben? — Kenn' ich nicht unsern Stammbaum? ist er nicht klar und deutlich seit Jahrhunderten?"

Sie vergessen, sprach der Baron, indem er so mild und anmutig lächelte, wie nur irgend ein griechischer Prinz zu lächeln vermag, Sie vergessen, teuerster Oheim, daß mein Großvater, der die merkwürdigsten Reisen unternahm, eine Frau von der Insel Cypern mitbrachte, die von ganz ausnehmender Schönheit gewesen sein soll und deren Bildnis noch auf unserm Stammschlosse befindlich.

„Nun ja, erwiderte der Oheim, man mag es wohl meinem Vater verzeihen, daß er als ein junger rascher feuriger Mann sich in ein schönes griechisches Mädchen verliebte und die Thorheit beging, sie, unerachtet sie nur gemeinen Standes, und wie mir oft erzählt worden, Blumen und Früchte feilhielt, zu heiraten. Doch sie starb sehr bald kinderlos." —

Nein, nein, rief Theodor heftig, eine Prinzessin war dies Blumenmädchen und meine Mutter die Frucht der glücklichsten Ehe, die, ach! nur zu kurz dauerte.

Der Oheim prallte erschrocken zwei Schritte zurück. „Theodor, begann er dann, Theodor! sprichst du im Traum, im Fieber, im Wahnsinn? — Beinahe zwei Jahr war die Griechin tot, als dein Großvater meine Mutter heiratete, vier Jahre war ich alt, als meine Schwester geboren wurde. Wie um tausend Himmelswillen kann denn deine Mutter die Tochter jener Griechin sein?“

Gestehen, fuhr Theodor ganz ruhig und gelassen fort, gestehen will ich, daß, betrachtet man die Sache aus dem gewöhnlichen Gesichtspunkt, die höchste Unwahrscheinlichkeit gegen meine Behauptung spricht. Aber das schöne unerforschliche Geheimnis, die sublime Mystik des Lebens tritt uns ja überall in den Weg, und das Unwahrscheinlichste ist oft das eigentlich Wahre. Sie glauben, bester Oheim, daß Sie vier Jahre alt waren, als meine Mutter geboren wurde, aber kann das nicht auf seltsamer Täuschung beruhen? — Doch ohne mich weiter auf die mysteriösen Kombinationen einzulassen, die unser Leben oft hineinziehen in ein Zauberreich, setze ich Ihnen, bester Oheim, ein Zeugnis entgegen, das alles, was Sie gegen mich aufbringen können, mit Einem Schlage vernichtet! — Das Zeugnis meiner Mutter! — Sie staunen? — Sie blicken mich an, Zweifel im Auge? — Vernehmen Sie dann! — Meine Mutter, so erzählte sie mir, mochte ungefähr sieben Jahre alt sein, als sie sich, da schon die Abenddämmerung eingebrochen, in dem Saale befand, wo das lebensgroße Bild der Griechin hing, zu dem sie sich mit unsichtbarer Gewalt hingezogen fühlte. Als sie es aber innig liebend betrachtete, belebten sich die schönen Züge des hohen Antlitzes immer mehr und mehr, bis endlich die herrliche fürstliche Frau, die teuerste der Großmütter, aus dem Bilde heraustrat und meine Mutter als ihr einziges liebes Kind begrüßte. Seit dieser Zeit wurde meine Mutter von dem teuern Bilde gehegt und gepflegt auf das zärtlichste, ja das Bild besorgte ihre ganze höhere Erziehung. Unter andern unterrichtete das Bild meine Mutter auch in der neugriechischen Sprache, und meine Mutter mochte, da sie noch Kind, keine andere reden. Da aber aus sonderbaren nichtigen Gründen die Mutterschaft des Bildes ein Geheimnis bleiben sollte, geschah es, daß alle Leute das Neugriechische, das meine Mutter sprach, für französisch, ja selbst das Bild, erschien es manchmal plötzlich beim Kaffee, für eine französische Gouvernante halten mußten.

Als meine Mutter heiratete, zog sich das Bild zurück in den Rahmen und verließ ihn nicht eher, bis meine Mutter sich in guter Hoffnung befand. Da entdeckte das teure hohe Bild meiner Mutter die fürstliche Abkunft und daß der Sohn, von dem sie genesen würde, bestimmt sei, im schönen Griechenland Rechte geltend zu machen, die verloren geschienen. Eine anmutige Gunst des Schicksals, oder nach gemeinem Sprachgebrauch, der Zufall werde ihn dort hinleiten. Dann ermahnte das Bild meine Mutter, bei meiner Geburt ja keins der heiligen Mittel, wie sie im Vaterlande gebräuchlich, zu verabsäumen, um mich für jeden Schaden zu bewahren. Daher wurde ich, sowie ich geboren, von Kopf bis zu den Füßen mit Salz überschüttet, daher lag auf beiden Seiten meiner Wiege ein Stück Brot und ein hölzerner Stößel, daher wurde in dem Zimmer, wo ich mich befand, eine gute Partie Knoblauch aufgehängt, daher trug ich ein kleines Säckchen um den Hals, worin drei Stückchen Kohle und drei Salzkörner befindlich. — Sie wissen, bester Oheim, aus dem Sonnini, daß diese vortrefflichen Gebräuche auf den Inseln im Archipelagus stattfinden. — O es war ein hehrer heiliger Moment, als meine Mutter mir das alles entdeckte. — Zum ersten Mal in ihrem Leben war sie über mich in lebhaften Zorn geraten. — Es hatte sich nämlich eine Wiesel in unser Zimmer eingefunden, die ich zu verfolgen im Begriff stand, als meine Mutter hinzukam und mich auf das heftigste ausschalt. Dann lockte sie das Tierchen, das sich unter den Schrank geflüchtet hatte, hervor und sprach zu ihm also: „Beste Dame, seien Sie uns auf das schönste „willkommen! — Niemand soll Ihnen Leid zufügen, Sie sind hier „zu Hause, alles steht zu Ihren Diensten!“ — Meiner Mutter Worte kamen mir so spaßhaft vor, daß ich überlaut lachte, das Tier entfloh, aber in demselben Augenblick gab mir die Mutter eine tüchtige Ohrfeige, daß mir der Kopf summte. Ich erhob ein Gebrüll, dessen ich mich noch schäme, doch die gute Mutter wurde davon tief gerührt, schloß mich unter tausend Thränen in ihre Arme und entdeckte mir, daß sie neugriechischer Abkunft sei, rücksichts der Wiesel also nicht anders handeln könne. Dann erfuhr ich die Geschichte vom Bilde. — Sie sind, bester Oheim, gewiß ebensosehr überzeugt als ich, daß das Auffinden der blauen Brieftasche eben der günstige anmutige Zufall ist, den das Bild, die teure Großmutter, geweissagt. Nicht wie ein unbesonnener fantastischer Jüngling, sondern als ein Mann von Mut und Konsequenz handle ich daher, wenn ich mich stracks in den Wagen setze und in Einem Strich fortreise bis nach Patras zum

Herrn Andreas Condoguri, der mich, als ein artiger Mann, gewiß weiter bescheiden wird. Da sehen Sie gewiß ein, bester Oheim, und trauen mir auch zu, daß ich das hohe, das höchste Glück meines Lebens zu erringen imstande sein werde.

Der Oheim hatte den Neffen ruhig angehört, jetzt brach er los: „Gott tröste dich, Theodor, aber du bist ein großer Narr. — Deine Mutter, sanft ruhe ihre Asche! war ein wenig fantastisch und dein Vater hat es mir oft geklagt, daß sie mit dir, als du geboren, allerlei Seltsames vornehmen lassen, das ist wahr. Aber was du da vorbringst von griechischen Prinzessinnen, lebendigen Bildern, eingesalzenen Kindern und Wieseln, das hast du, nimm mir's nicht übel, ausgebrütet in deinem Gehirn, dem wahren orbis pictus aller Tollheiten und Narrereien! — Nun! — ich will dir und deinem konsequenten Beginnen gar nicht in den Weg treten, fahre ab nach Patras und grüße den Herrn Condoguri. Vielleicht ist dir die Reise recht gesund, vielleicht kommst du, schlagen dich nicht etwa die Türken tot, vernünftig wieder? Vergiß nicht, wenn du auf die Insel kommst, wo der gute Niesewurz wächst, davon tüchtigen und fleißigen Gebrauch zu machen. — Glückliche Reise!" —

Damit verließ der prosaische Oheim den exaltierten Neffen.

Als nun der Tag der Abreise sich immer mehr nahte, überfiel den Baron doch ein gewisses Bangen, da jeder von den Gefahren sprach, in die er bei dieser Reise wohl geraten könne.

In einem Anfall von Schwermut, der Folge seines Bangens, setzte er seinen letzten Willen auf, in dem er seine sämtlichen geschriebenen und gedruckten Gedichte der Besitzerin der blauen Brieftasche, seine neugriechischen Kleider aber der Theatergarderobe vermachte. Dann beschloß er außer seinem Jäger und einem jungen Italiäner, der einige neugriechische Wörter aufgeschnappt und der ihm zum Dolmetscher dienen sollte, noch einen tüchtigen Märker mit einem Rücken von ungefähr fünftehalb Fuß im Durchmesser mitzunehmen, weshalb der Kutschenbock beträchtlich erweitert werden mußte.

Drei Tage brachte der Baron hin, die nötigen Abschiedsbesuche zu machen. — Eine Reise nach dem romantischen Griechenland — ein geheimnisvolles Abenteuer — ein Abschied auf vielleicht nie Wiedersehen — war das nicht genug, die zartesten Fräuleins in Extase zu setzen? — stahlen sich nicht Seufzer aus der Brust der Schönsten, wenn der Baron die schönen Bildchen der holden Insulanerinnen hervorzog, die er bei Gaspare Weiß gekauft, um interessanter von dem

Griechenland sprechen zu können, das er nun schauen würde? — Konnte eine einzige das Adieu, mon cher Baron! herausbringen ohne merkliches Schluchzen? — Schüttelten die ernsthaftesten, sowie die leichtsinnigsten Männer dem Baron nicht wehmütig die Hand und sprachen: Möge ich Sie gesund, froh und glücklich wiedersehen, bester Baron! — Sie machen eine schöne Reise!

Überall fiel der Abschied rührend und herzerhebend aus. — Viele zweifelten in der That, den jungen Abenteurer jemals wiederzusehen, und Trübsinn verbreitete sich in den Zirkeln, deren Zierde er gewesen. — Der Wagen stand hochbepackt vor der Thüre. Der Baron unter dem Reisemantel neugriechisch gekleidet setzte sich ein, der Jäger und der breite Märker mit Büchsen, Pistolen und Säbeln bewaffnet, bestiegen den Bock, der Postillon stieß lustig ins Horn und fort ging's im vollen Trabe durch das Leipziger Thor nach Patras!

In Zehlendorf steckte der Baron den Kopf zum Fenster heraus und rief in barschem Ton, man solle nicht lange trödeln beim Umspannen, er sei in größter Eil. Da fiel ihm der junge Professor ins Auge, den er erst vor wenigen Tagen kennen gelernt und der den größten Enthusiasmus für die Reise nach Griechenland bewiesen.

Der Professor kam eben von Potsdam zurück; sowie er den Baron gewahrte, sprang er an den Wagen und rief: Glückseligster aller Barone, ich merk' es, fort geht's nach Griechenland, aber gönnen Sie mir einige Augenblicke, um Ihnen noch einige wichtige Notizen, wie ich sie aus der Bartholdyschen Reise entnommen, aufzuschreiben zu weiterer Nachforschung. Auch füge ich noch manches hinzu zu gütiger Erinnerung, z. B. wegen der türkischen Pantoffeln. — Den Bartholdy, fiel der Baron dem Professor in die Rede, habe ich selber im Wagen und was die versprochenen Pantoffeln betrifft, so erhalten Sie die schönsten, die es giebt, und sollte ich sie diesem oder jenem Pascha von den Füßen ziehen. Denn, o Professor! Sie haben mich bestärkt in meinem Glauben, in meiner Überzeugung und fleißig werd' ich auf klassischem Boden in den Taschen-Homer kucken, der mir ein teures wertes Geschenk ist. Zwar verstehe ich kein Griechisch, aber das findet sich, denk' ich, von selbst, wenn ich erst im Lande bin. — Man sagt ja so im Sprichwort: das giebt sich wie das Griechische. — Doch schreiben Sie, Bester, schreiben Sie, denn noch läßt sich kein Pferdekopf blicken.

Der Professor zog eine Schreibtafel hervor und begann die Notizen, wie sie ihm eben zu Sinn kamen, aufzuschreiben. Während

dessen öffnete der Baron die Mappe, um nachzusehen, ob auch seine Briefschaften in gehöriger Ordnung. Da fiel ihm jenes Haude- und Spenersche Zeitungsblatt in die Hände, das er auf dem Kasino fand und das der Anlaß seines ganzen Beginnens, seiner weiten gefahrvollen Reise.

„Verhängnisvolles Blatt, sprach er mit Pathos, verhängnisvolles, jedoch teures liebes Blatt, du erschlossest mir das schönste Geheimnis meines Lebens! — Dir danke ich all' mein Hoffen — Sehnen, mein ganzes Glück! — Anspruchslos — grau — löschpapieren — ja ein wenig schmutzig, wie du dich gestaltest, trägst du doch den Edelstein in dir, der mich so reich machte! — O Blatt, wie bist du doch ein Schatz, den ich ewig bewahren werde, o Blatt der Blätter!“ —

„Welches Blatt, unterbrach der Professor den Baron, indem er ihm die fertigen Notizen hinreichte, welches Blatt setzt Sie in solche Extase, bester Baron?“

Der Baron erwiderte, daß es jenes verhängnisvolle Haude- und Spenersche Zeitungsblatt sei, in dem die Aufforderung an den Finder der blauen Brieftasche stehe, und reichte es dem Professor hin. Der Professor nahm es, warf einen Blick darauf — fuhr zurück, wie plötzlich erstaunend — sah schärfer hinein, als wenn er seinen Augen nicht trauen wollte — rief dann mit starker Stimme: Baron! — Baron! — bester Baron! — Sie wollen nach Griechenland? nach Patras — zum Herrn Condoguri? — O Baron! — bester Baron! —

Der Baron sah hinein in das Blatt, das der Professor ihm dicht vor die Augen hielt, und sank dann wie vernichtet zurück in den Wagen.

In dem Augenblick kamen die Pferde, der Wagenmeister trat höflich an den Schlag und entschuldigte, daß die Pferde etwas länger ausgeblieben als recht, doch solle nun der Herr Baron in längstens anderthalb Stündchen in Potsdam sein.

Da schrie der Baron mit entsetzlicher Stimme: „Fort! — zurück nach Berlin — zurück nach Berlin!“ — Der Jäger und der Märker sahen sich erschrocken um, der Postillon sperrte das Maul auf. Aber immer heftiger schrie der Baron: „Nach Berlin — hast du Ohren, Schurke! — einen Dukaten Trinkgeld, Bestie, einen Dukaten — aber fahre — fahre, wie der Sturmwind — galoppiere, Canaille — galoppiere, Unglückskind — einen Dukaten bekömmst du.“ —

Der Postillon lenkte um und jagte im brausenden Galopp fort nach Berlin. —

Der Baron hatte nämlich, als ihm das Haude und Spenersche Zeitungsblatt in die Hände fiel, eine Kleinigkeit übersehen, d. h. die Jahreszahl. — Ein Stück der vorjährigen Zeitung, ein Makulaturblatt, worin vielleicht etwas eingeschlagen, oder das sonst ein Zufall auf einen Tisch ins Kasino gebracht, hatte er gelesen, und so war eben heute, am vierundzwanzigsten Julius, als der Baron nach Patras abreisen wollte, das Jahr verflossen, das in jener Aufforderung zur Frist bestimmt, nach Griechenland zu reisen, oder bei der Madame Obermann in der Sonne sich einzufinden und die Entwickelung des Abenteuers abzuwarten.

Was konnte der Baron nun wohl anders thun, als so schnell als möglich nach Berlin zurück und einkehren in der Sonne, welches er denn auch wirklich that.

Traum und Wahrheit.

„Welch ein Verhängnis, sprach der Baron, als er sich in der Sonne, und zwar in Nr. 14, auf dem Sofa lang ausstreckte, welch ein geheimnisvolles Verhängnis treibt sein Spiel mit mir? — War das Patras, wo ich mich befand? — War das Herr Andreas Condoguri, der mir den weitern Weg wies? — Nein! — Zehlendorf war das Ziel meiner Reise — es war der Wagenmeister, der mich hieher wies, und auch der Professor konnte nur der tote Hebel sein, der unbekannte Kräfte in Bewegung setzte!“ —

Der Jäger trat hinein und berichtete, daß selbigen Tages durchaus weiter keine fremde Herrschaft eingetroffen sei. Das schlug den Baron, dem die Entwickelung des Abenteuers, der Aufgang des Geheimnisses die Brust spannte, nicht wenig nieder. Er bedachte indessen, daß der Tag ja bis nach Mitternacht fortdauere und man erst, nachdem es zwölf geschlagen, mit gutem Gewissen schreiben könne: am fünfundzwanzigsten Julius, ja daß strenge Leute dies erst nach dem Schlage eins thäten, und dies gab ihm Trost.

Er beschloß mit erzwungener Ruhe auf dem Zimmer bleibend abzuwarten, was sich ereignen werde, und sah es, unerachtet er an nichts denken wollte als an das schöne Geheimnis, an das holde Zauberbild, das ja sein ganzes Innre erfüllen mußte, doch nicht ungern, als auf den Punkt zehn Uhr der Kellner erschien und einen

kleinen Tisch deckte, auf dem bald ein feines Ragout dampfte. Der Baron fand es nötig und seiner innern Stimmung gemäß, ätherisches Getränk zu genießen, und befahl Champagner. — Als er den letzten Bissen eines gebratenen Huhns verzehrt, rief er aus: was ist irdisches Bedürfnis, wenn der Geist das Göttliche ahnet! —

Damit setzte er sich, Beine untergeschlagen, auf das Sofa, nahm die Chitarre zur Hand und begann neugriechische Romanzen zu singen, deren Worte er mit Mühe aussprechen gelernt, und die nach den selbst komponierten Melodien abscheulich genug klangen, um für etwas sehr Absonderliches und Charakteristisches zu gelten, und weshalb er sie auch den Fräuleins A. bis Z. niemals vorgesungen, ohne das tiefste Erstaunen, ja einiges angenehme Entsetzen zu erregen. — Der Begeisterung halber ließ der Baron, nachdem er eine Flasche Champagner geleert, noch eine zweite kommen. Plötzlich war es dem Baron, als machten sich die Accorde, die er anschlug, ganz los von dem Instrument und schwämmen voller und herrlicher tönend frei in den Lüften. Dazu sang eine Stimme in seltsamen unbekannten Weisen, und der Baron vermeinte, sein Geist sei es, der entfesselt sich erhebe im himmlischen Melos. Bald wurde ein geheimnisvolles Flüstern vernehmbar. — Es rauschte an der Thüre, sie sprang auf, herein trat eine hohe herrliche Frauengestalt in dichte Schleier gehüllt. — Sie ist es — sie ist es, rief der Baron im Übermaß des Entzückens, stürzte nieder auf die Knie und reichte der Gestalt die blaue Brieftasche dar. Da schlug die Frau die dichten Schleier zurück, und durchbebt von aller Lust des Himmels konnte Theodor kaum den Glanz überirdischer Schönheit ertragen! Die holde Jungfrau nahm die Brieftasche und musterte sorglich den Inhalt. Dann beugte sie sich herab zu Theodor, der noch immer anbetend auf den Knieen lag, hob ihn auf und sprach mit dem süßesten Wohllaut: Ja, du bist es, du bist mein Theodor! — ich habe dich gefunden! — „Ja er ist es, Signor Theodoro, den du fandest!“ — So sprach eine tiefe Stimme, und der Baron merkte nun erst eine kleine sehr seltsame Gestalt, die hinter der Jungfrau stand, in einen roten Talar gehüllt und eine feurig glänzende Krone auf dem Haupte. — Des Kleinen Worte wurden, sowie sie ausgesprochen, zu Bleikugeln, die an Theodors Gehirn anprallten, und so konnt' es nicht fehlen, daß dieser etwas erschrocken zurückwich.

Erschrick nicht, sprach die Jungfrau, erschrick nicht, Hochgeborner! der Kleine dort ist mein Oheim, der König von Candia, er thut

niemandem etwas zu Leide. Hörst du denn nicht, Bester! daß die Steinamsel singt und kann denn Böses geschehen?

Erst jetzt war es dem Baron möglich, Worte herauszupressen aus der beengten Brust. „So ist es denn wahr, sprach er, was mir Träume, was mir süße Ahnungen sagten? — so bist du denn mein, du der Frauen herrlichste und hehrste? — doch erschließe mir das herrliche Geheimnis deines — meines Lebens!“

Nur, erwiderte die Jungfrau, nur dem Geweihten erschließt sich mein Geheimnis, nur der heilige Schwur giebt die Weihe! — Schwöre, daß du mich liebst!

Von neuem stürzte der Baron nieder auf die Knie und sprach: Ich schwöre bei dem heiligen Mond, der herabschimmert auf Paphos Fluren! — O schwöre, fiel die Jungfrau ihm mit Julias Worten in die Rede, o schwöre nicht beim Mond, dem Wandelbaren, der immerfort die Scheibe wechselt, damit nicht wandelbar dein Lieben sei! — Doch du gedachtest, süßer Romeo! der heiligen Stätte, wo die schauerliche Stimme des Orakels forttönt aus alter grauer Zeit und der Menschen düsteres verschleiertes Schicksal enthüllt! — Der Ober-Konsistorialrat wird uns den Eintritt in den Tempel nicht verwehren! — Eine andere Weihe soll dich fähig machen, mit mir hinzueilen und den König von Candia abzufertigen mit schnöder Rede, sollt' es ihm einfallen, grob gegen dich zu sein, wie es ihm manchmal zu Sinne kommt. Zum zweiten Mal richtete die Jungfrau den Baron in die Höhe, nahm aus der blauen Brieftasche das Messerchen, entblößte dem Baron den linken Arm und öffnete ihm, ehe er sich's versah, eine Ader. Das Blut spritzte empor und der Baron fühlte den Schwindel der Ohnmacht. — Doch alsbald schlang die Jungfrau das magische Band um den Arm des Barons und zugleich um den ihrigen. Da stieg ein bläulicher Duft aus der Brieftasche, verbreitete sich im Zimmer, stieg durch die Decke, welche verschwand. Die Mauern schoben sich fort, der Fußboden versank, der Baron schwebte, von der Jungfrau umschlungen, im weiten lichten Himmelsraume. „Halt, kreischte der König von Candia, indem er den Baron beim Arm festpackte, halt, das leid' ich nicht, ich muß auch dabei sein!“ Doch der Baron fuhr ihn an, sich mit Gewalt losmachend: „Sie sind ein naseweiser Patron und kein König, denn ich müßte weniger Statistiker sein, als ich es wirklich bin, um nicht zu wissen, daß es gar keinen König von Candia giebt. Sie stehen ja in keinem Staatskalender und könnten, wär' es der Fall, höchstens

als Druckfehler passieren! — Fort, sag' ich, scheren Sie sich fort hier aus der Luft!" — Der Kleine fing an auf sehr unangenehme Weise zu grunzen, da berührte die Jungfrau sein Haupt, er kroch zusammen und schlüpfte in die Brieftasche, die die Jungfrau an einer goldenen Kette um den Hals gehängt, wie ein Amulett. —

O Baron, sprach die Jungfrau, du hast Mut, und nicht fremd blieb dir die göttliche Grobheit! — doch sieh, schon naht sich das Geschwader aus Paphos! —

Der Blumenthron aus Armida ließ sich herab aus der Höhe, von hundert Genien umgeben. Der Baron stieg hinein mit der Jungfrau und nun ging's fort sausend und brausend durch die Lüfte. O Gott, rief der Baron, als er immer schwindlichter und schwindlichter wurde, o Gott, hätte ich doch nur nach dem anmutigen Beispiel geschätzter gräflicher Freunde eine einzige Luftfahrt mit Herrn oder Madame Reichardt gemacht, so wär' ich ein Baron von Erfahrung und verstände mich auf solche Luftsegelei — aber nun — Was hilft es mir, daß ich auf Rosen sitze neben dem himmlischen Zauberbilde, bei dem verfluchten Schwindel, der mir das Innerste umdreht.

In dem Augenblick schlüpfte der König von Candia aus der Brieftasche und hing sich, indem er wieder schrecklich pfiff und grunzte, an die Füße des Barons, so daß dieser vom Throne hinabrutschend und nur mit Mühe immer wieder hinaufrutschend, sich kaum oben erhalten konnte. Immer schwerer und schwerer wurde der fatale candiasche König, bis er den armen Baron ganz hinabzog. — Die Rosenkette, an der er sich festhalten wollte, zerriß, er stürzte mit einem Schrei des Entsetzens hinunter und — erwachte! — Die Morgensonne schien hell ins Zimmer! — Der Baron konnte kaum zu sich selbst kommen, er rieb sich die Augen, er fühlte einen lebhaften Schmerz in den Beinen und im Rücken. — Wo bin ich! rief er, welche Töne! — Das Pfeifen, Brummen und Grunzen des Königs von Candia dauert fort. Endlich raffte sich der Baron auf vom Fußboden, wo er neben dem Sofa gelegen, und entdeckte bald die Ursache des seltsamen Tönens. Im Lehnstuhl lag nämlich der Italiäner und schnarchte fürchterlich. Die Chitarre, die neben ihm auf der Erde lag, schien seinen Händen entsunken. — „Luigi — Luigi, erwachen Sie!" rief der Baron, indem er den Italiäner rüttelte. Der konnte sich aber schwer von völliger Schlaftrunkenheit erholen. Endlich erzählte er auf dringendes Befragen, daß der Herr Baron —

mit gütiger Erlaubnis — gestern Abend, vermutlich wegen großer Müdigkeit von der Reise, nicht recht bei Stimme gewesen und, wie es manchmal dem besten Sänger geschähe, wirklich etwas gräßliche Töne von sich gegeben hätte. Dadurch wäre er veranlaßt worden, dem Herrn Baron leise — leise die Chitarre aus der Hand zu nehmen, und ihnen hübsche italiänische Kanzonetten vorzusingen, worüber der Herr Baron in der etwas unbequemen orientalischen Stellung mit untergeschlagenen Beinen fest eingeschlafen. Er — sonst eben kein Liebhaber vom Wein, habe sich die Erlaubnis genommen, den kleinen Rest des Champagners auszutrinken, den der Herr Baron übrig gelassen, und sei dann ebenfalls in tiefen Schlaf gesunken. In der Nacht sei es ihm gewesen, als höre er dumpfe Stimmen, ja als würde er gerüttelt mit Gewalt. Zwar sei er halb und halb erwacht und es habe ihm geschienen, als erblicke er fremde Personen im Zimmer und höre ein Frauenzimmer griechisch sprechen, aber wie verhext habe er die Augen nicht offen behalten können und sei ganz betäubt wieder eingeschlafen, bis der Herr Baron ihn jetzt erst aufgeweckt.

Was ist das, rief der Baron, war es Traum, war es Wahrheit? — Befand ich mich wirklich mit ihr, mit dem Leben meiner Seele auf der Reise nach Paphos und riß mich eine dämonische Gewalt herab? — Ha! — soll ich untergehen in diesen Geheimnissen? Hat mich eine grausame Sphinx erfaßt und will mich hinunterschleudern in den bodenlosen Abgrund? — Bin ich —

Der Jäger, der mit dem Portier des Hauses eintrat, unterbrach den Monolog des Barons. Beide erzählten ein seltsames Ereignis, das sich in der Nacht begeben.

Auf den Schlag zwölf Uhr (so sagten sie) sei ein schöner schwerbepackter Reisewagen vorgefahren und eine große verschleierte Dame ausgestiegen, die in gebrochenem Deutsch sich sehr eifrig erkundigt, ob nicht den Tag ein fremder Herr angekommen. Er, der Portier, der damals noch nicht den Namen des Herrn Barons gewußt, habe nichts anders sagen können, als daß allerdings ein junger hübscher Herr eingekehrt sei, den er seiner Kleidung nach für einen reisenden Armenier oder Griechen von Stande halten müsse. Da habe die Dame sehr vergnügt gethan, ja wie außer sich mehrmals hintereinander gerufen: Eccolo — eccolo — eccolo! — welches nach dem bißchen Italiänisch, das er verstehe, soviel heiße, als: da ist er — da ist er! — Die Dame habe dringend verlangt, sogleich in das Zimmer des Herrn

Barons geführt zu werden, und behauptet, daß der eingekehrte Herr ihr Gemahl sei, den sie schon seit einem Jahre suche. Eben deshalb habe er aber großes Bedenken getragen, ihrem Verlangen nachzugeben, da man doch nicht wissen könne — Genug, er habe den Jäger geweckt und erst als dieser den Herrn Baron namentlich genannt und auf sein heiliges Wort versichert, daß Hochdieselben unverheiratet, wären sie getrost hinaufgestiegen nach dem Zimmer des Herrn Barons, das sie unverriegelt gefunden. Der Dame auf dem Fuße sei etwas gefolgt, woraus sie nicht recht klug werden können, da es aber aufrecht auf zwei Beinen gegangen, so habe es ihnen beinahe scheinen wollen, als sei es ein kleiner kurioser Mann. Die Dame sei auf den Herrn Baron, der auf dem Sofa sitzend fest eingeschlafen, zugeschritten, habe sich über ihn hingebeugt, ihm ins Gesicht geleuchtet, dann sei sie aber wie im jähen Schreck zurückgefahren und habe mit einem Ton, der ihnen recht ins Herz geschnitten, mehrere unverständliche Worte gesprochen, wozu das was ihr nachgefolgt recht hämisch gelacht. Nun habe sie den Schleier zurückgeworfen, ihn, den Portier mit zornfunkelnden Augen angeblickt und etwas gesagt, was dem Herrn Baron wieder zu sagen ihm die Ehrfurcht verbiete.

Heraus damit, sprach der Baron, ich will, ich muß alles wissen!

Wenn der Herr Baron, erzählte der Portier weiter, es nicht ungnädig aufnehmen wollten, so habe ihn die fremde Dame mit den Worten angefahren: Unglücksvogel, es ist nicht mein Gemahl, es ist der schwarze Hasenfuß aus dem Tiergarten! — Herrn Luigi, der sehr geschnarcht, hätten sie indes aus dem Schlafe aufrütteln wollen, um mit der Dame zu reden, er sei aber durchaus nicht zu erwecken gewesen. — Die Dame habe nun fort wollen, in dem Augenblick aber eine kleine blaue Brieftasche gewahrt, die auf dem Tische gelegen. Diese Brieftasche habe die Dame mit Heftigkeit ergriffen, sie dem Herrn Baron in die Hand gegeben und sei hingekniest neben dem Sofa. Sehr seltsam sei es nun anzusehen gewesen, wie der Herr Baron im Schlafe gelächelt und die Brieftasche der Dame dargereicht, die sie schnell in den Busen gesteckt. — Nun habe die Dame das Ding, was ihr gefolgt, auf den Arm genommen, sei mit unglaublicher Schnelligkeit die Treppe hinab in den Wagen geeilt und davon gefahren. — Der Portier setzte insbesondere hinzu, daß die Dame ihn zwar dadurch tief gekränkt, daß sie ihn, der seit dreißig Jahren sein Bandelier und seinen Degen mit Ruhm und Ehre getragen,

einen Vogel geheißen, indessen wolle er gern noch viel mehr als das ertragen, wenn es ihm vergönnt sein könne, die Dame nur noch ein einziges Mal zu schauen, denn eine ausnehmendere Schönheit habe er in seinem ganzen Leben nicht geschaut. —

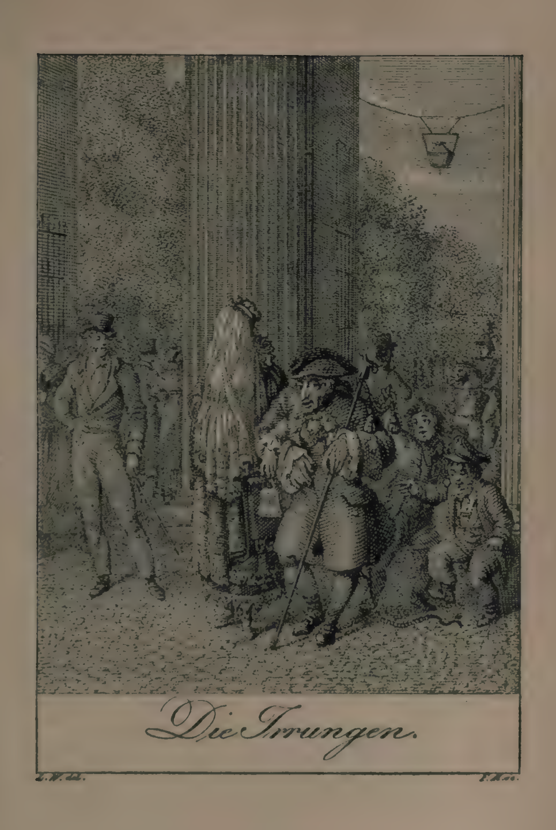
Dem Baron zerriß die ganze Erzählung das Herz. Es war gar nicht daran zu zweifeln, daß die fremde Dame die Griechin, die Besitzerin der blauen Brieftasche, daß der kleine unförmliche Mann der Magus gewesen von dem in dem Blättlein der Unbekannten die Rede. — Und den wichtigsten Moment seines Lebens hatte er verschlafen! — Das bitterste Gefühl erweckte ihm aber der schwarze Hasenfuß aus dem Tiergarten, den er nicht wohl auf jemanden anders als auf sich selbst beziehen konnte, und der alles Günstige und Glückliche, das er aus dem Blättlein rücksichts seines Ichs herausbuchstabiert, zu vernichten schien. Nächstdem war ihm die Art, wie er um das teuere Besitztum der Brieftasche nebst ihrem geheimnisvollen Inhalt gekommen, nur zu empfindlich.

„Unglücklicher, fuhr er den Jäger an, Unglücklicher, sie war es, sie war es selbst, und du wecktest mich nicht — sie! — mein Abgott! mein Leben! — sie, der ich nachreisen wollte nach dem fernen Griechenland!" — Der Jäger erwiderte mit pfiffiger Miene, daß, wenn sie, die Dame, auch die rechte gewesen, es ihm doch geschienen, als sei der Herr Baron nicht der rechte gewesen, und da habe es des Aufweckens wohl nicht erst bedurft! —

Gar peinlich war es für den Baron, täglich, ja stündlich mit kaum unterdrücktem Lachen gefragt zu werden, wie er so schnell habe aus Griechenland zurückkehren können? — Er schützte, da er, rückte er mit der Wahrheit heraus, sich offenbar noch größerem Gelächter preisgegeben, Krankheit vor und wurde aus Ärger und Sehnsucht wirklich so krank, daß sein Arzt nur in dem Gebrauch des stärksten, oft fürchterlich wirkenden Mineral-Bades, dessen Kraft die stärksten Naturen niederwirft, Rettung für sein Leben fand. — Er mußte nach Freienwalde reisen! —

Der Zauber der Musik.

Eigentlich wollte der Baron von Freienwalde sogleich nach Mecklenburg gehen zu seinem alten Oheim, indessen fühlte er doch, als das Mineralwasser seine Wirkung gethan, eine unüberwindliche Sehnsucht nach der Residenz und langte in den letzten Tagen des



Die Irrungen.

Septembers glücklich wieder in Berlin an. — Da er nun wirklich eine Reise gemacht, zwar nicht nach Patras, aber doch nach Freienwalde, so konnte er schon mit mehrerer Festigkeit auftreten und den hämischen Lachern dreist ins Gesicht blicken. Kam noch hinzu, daß er von der Reise nach Griechenland, die er hatte unternehmen wollen, allerliebst und sogar tiefsinnig und gelehrt zu sprechen wußte, so konnt' es gar nicht fehlen, daß er seine ganze Liebenswürdigkeit wieder gewinnend, jeden Spott niederschlug und der Abgott mehrerer Fräuleins wurde, wie er es sonst gewesen. —

Eines Tages, als schon die Sonne zu sinken begann, war er im Begriff hinauszugehen in den Tiergarten, als auf dem Pariser Platz dicht vor dem Brandenburger Thor ihm ein Paar ins Auge fiel, das ihn festwurzelte an den Boden. — Ein sehr kleiner verwachsener krummbeinigter alter Mann, auf groteske Weise altmodisch gekleidet, mit einem großen Blumenstrauß vor der Brust, ein sehr hohes spanisches Rohr in der Hand, führte eine fremdartig gekleidete verschleierte Dame von edlem Wuchs und majestätischer Haltung. Das Seltsamste war wohl gewiß der Haarzopf des Alten, der unter dem kleinen Hut sich hervorschlängelte bis auf die Erde. Zwei muntere Gassenbüblein von der angenehmen Rasse die im Tiergarten Glimmstengel avec du feu auszubieten pflegt, mühten sich dem Alten auf den Zopf zu treten, das war aber unmöglich, denn in aalartigen Krümmungen und Windungen entschlüpfte er ihren Fußtritten. Der Alte schien nichts davon zu bemerken. — Gut ist es, daß Herr Wolff gerade vorüberging, ebenfalls so wie der Baron von S. das wunderliche Paar scharf ins Auge faßte und dadurch in den Stand gesetzt wurde, den kleinen Alten und seine Dame mit der vollendetsten Porträtähnlichkeit zu zeichnen. Der geneigte Leser darf nur beistehendes Blättlein anzuschauen belieben und jede weitere Schilderung wird ganz überflüssig. — Das Herz bebte dem Baron, geheimnisvolle Ahnungen stiegen in ihm auf, aber niedersinken hätte er mögen in den schnöden Staub des Pariser Platzes, als die Dame sich nach ihm umschaute, als ihn wie ein Blitz, der durch finstere Wolken zuckt, durch den dichten Schleier der zündende Blick der schönsten schwarzen Augen traf. —

Endlich faßte sich der Baron und begriff schnell, daß der Mutwille der Gassenbuben ihm sogleich die Bekanntschaft des Alten und der Dame verschaffen könne. Mit vielem Geräusch verjagte er die Jungen, näherte sich dann dem Alten und sprach, den Hut höflich

abziehend: Mein Herr, Sie bemerken nicht, daß kleine Bestien von Straßenbuben es darauf angelegt haben, Ihren schönen Haarzopf zu ruinieren durch Fußtritte.

Der Alte sah dem Baron, ohne im mindesten seine Höflichkeit zu erwidern, starr ins Gesicht und schlug dann eine schallende Lache auf, worin die Gassenbuben nebst dem Succurs, den sie vom Brandenburger Thor herbeigeholt, einstimmten, so daß der Baron ganz beschämt dastand und nicht recht wußte, was er nun beginnen sollte.

Indessen schritt das Abenteuer langsam fort durch die Linden, der Baron warf einige Münzen unter die Eleven der Pflanzschule für Spandau und folgte dann dem Paar, das zu seiner großen Freude einkehrte in den Konditorladen bei Fuchs.

Als der Baron eintrat, hatte der Alte mit der Dame schon Platz genommen in dem heimlichen mit Weinlaub dekorierten Spiegelkabinett. Der Baron setzte sich in das anstoßende Zimmer und zwar so, daß er das Paar in den Spiegeln genau erblicken konnte.

Der Alte sah sehr mürrisch vor sich nieder, die Dame sprach ihm heftig, jedoch so leise ins Ohr, daß der Baron kein einziges Wort vernehmen konnte. Jetzt kam, was sie bestellt, Eis, Kuchen, Likör. Die Dame faßte den Alten ans Hinterhaupt und der Baron gewahrte zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß sie den Haarzopf abschraubte, den sie dann öffnete wie ein Etui, und Serviette, Messer, Löffel herausnahm. Die Serviette band sie dem Alten um den Hals, wie man es bei Kindern zu thun pflegt, damit sie sich nicht beschmutzen. Der Alte blickte, plötzlich heiter geworden, mit seinen kohlschwarzen Augen die Dame sehr freundlich an und aß mit widrigem Appetit Eis und Kuchen. Jetzt schlug endlich die Dame den Schleier zurück und in der That, man durfte weniger reizbar sein als der Baron, um doch wie dieser ganz hingerissen zu werden von der ausnehmenden Schönheit der Fremden. Mancher hätte vielleicht, nachdem er den ersten Turandotsblick ertragen, behauptet, es fehle dem Gesicht, der ganzen Gestaltung der Fremden jene Anmut, die alle strenge Regel der Form verspottend unwiderstehlich siegt, und ein anderer vielleicht vorgeben können, daß der seltsame Isis-Schnitt der Augen und der Stirn ihm etwas unheimlich bedünken wolle — Genug! — die Fremde mußte jedem für eine gar wunderbare Erscheinung gelten! — Der Baron quälte sich damit, wie er es anfangen solle, sich auf schickliche Weise mit dem fremden Paare in Rapport

zu setzen. — Wie, dacht' er endlich, wenn du den Zauber der Musik ausströmen ließest, um das Gefühl der Schönsten aufzuregen! — Gedacht, gethan, er setzte sich an das schöne Kistingsche Instrument, das bekanntlich in dem Zimmer des Fuchsischen Konditorladens steht, und begann auf eine Weise zu fantasieren, die wenigstens ihm, wenn auch nicht andern, göttlich, sublim vorkam. — Gerade bei einem säuselnden Pianissimo rauschte es im Kabinett, er blickte ein wenig seitwärts und gewahrte, daß die Dame aufgestanden. Dagegen lag oder sprang und hüpfte vielmehr auf dem Platz, wo sie gesessen, der Haarzopf des Alten, bis dieser ihn mit der flachen Hand niederklatschte und laut rief: Kusch — kusch, Fripon! — Etwas erschrocken über die seltsame Natur des Zopf-Fripons fiel der Baron sogleich in ein Fortissimo und ging dann über in schmelzende Melodien. Da vernahm er, wie die Dame, verlockt von süßer Töne Gewalt, sich leisen Trittes ihm nahte und hinter seinen Stuhl trat. — Alles was er bis jetzt Schmachtendes und Zärtliches von allen italiänischen Maestros, von allen inis — anis — ellis und ichis gehört, kam an die Reihe. — Er wollte schließen im rauschenden Entzücken, da hörte er dicht hinter sich tief aufseufzen. — Nun ist es Zeit, dacht' er, sprang auf und — blickte dem Rittmeister von B. ins Auge, der sich indessen hinter seinen Stuhl gestellt und nun versicherte, daß der Baron sehr unrecht thue, dem Herrn Fuchs die Gäste zu verscheuchen durch sein entsetzliches Lamentieren und Wirtschaften auf dem Piano. Soeben habe wieder eine fremde Dame alle mögliche Zeichen der Ungeduld blicken lassen und sei endlich mit ihrem Begleiter, einem kleinen possierlichen Mann, schnell entflohen. —

Was? — entflohen! — rief der Baron ganz bestürzt, entflohen aufs neue? Der Rittmeister erfuhr nun von dem Baron in aller Eil genug, um einzusehen, welches interessante Abenteuer unterbrochen. — „Sie ist es — Sie ist es! Ha, meine Ahnung hat mich nicht getäuscht!“ So schrie der Baron, da der Rittmeister als etwas Absonderliches bemerkte, daß die Dame eine kleine himmelblaue Brieftasche an einer goldnen Kette um den Hals gehängt gehabt. Herr Fuchs, der gerade in der Thüre des Ladens gestanden, hatte gesehen, wie der kleine Alte einen herbeieilenden Halbwagen heranwinkte, mit der Dame hineinstieg und dann wegfuhr mit Blitzesschnelle. Man erblickte noch den Wagen ganz am Ende der Linden nach dem Schlosse zu. —

„Ihr nach — ihr nach!“ rief der Baron; — „nimm mein Pferd!“ der Rittmeister.

Der Baron schwang sich auf und setzte dem mutigen Roß die Hacken in die Rippen, das aber bäumte sich und brauste dann, freie Kraft und freien Willen übend, wie der Sturmwind fort durch das Brandenburger Thor geraden Strichs nach Charlottenburg, wo der Baron wohlbehalten und eben zu rechter Zeit ankam, um bei der Madame Pauli mit mehreren Bekannten ein Abendessen einzunehmen. Man hatte ihn kommen sehen und rühmte allgemein den scharfen und mutigen Ritt umsomehr, da man gar nicht gewußt, daß der Baron sicher und gewandt genug reite, um es mit einer solchen scheuen wilden Bestie aufzunehmen, als des Rittmeisters Pferd es sei. —

Dem Baron war im Innern zu Mute, als müsse er sein Dasein verfluchen. —

Der griechische Heerführer. Das Rätsel.

Vielen Trost gab dem Baron die Überzeugung, daß der Gegenstand seines Sehnens und Hoffens doch nun gewiß in den Mauern von Berlin sich befinde und daß jeden Augenblick ein günstiger Zufall ihm das seltsame Paar wieder zuführen könne. Unerachtet der Baron aber mehrere Tage unablässig vom frühen Morgen bis in den späten Abend die Linden durchstrich, so ließ sich doch keine Spur sehen, weder von dem Alten noch von der Dame.

Sehr vernünftig und geraten schien es daher, sich auf das Fremden-Bureau zu begeben und dort nachzuforschen, wo das seltsame Paar, das am vierundzwanzigsten Julius in der Nacht einpassiert, hingekommen.

Dies that der Baron und entwarf zugleich dem Beamten ein sehr treues Bild des wunderlichen Kleinen und der griechischen Dame. Der Beamte meinte indessen: da von den einpassierten Fremden keine Steckbriefe entworfen würden, so könne ihm jede Schilderung wenig helfen, nachsehen wolle er jedoch, was für Fremde überhaupt in jener Nacht angelangt. Außer dem griechischen Kaufmann Prosocarchi von Smyrna fand sich indessen kein Ankömmling von fremdartiger Natur, lauter Amtsräte, Justizaktuarien u. s. w. aus der Provinz waren am vier- und fünfundzwanzigsten Julius durch die Thore von Berlin hineingefahren. Besagter Kaufmann Prosocarchi war aber ohne alle Begleitung angekommen, schon deshalb konnte es nicht der kleine Alte sein, zum Überfluß begab sich aber der Baron zu ihm hin und

fand einen schönen großen Mann von angenehmer Bildung, dem er mit Vergnügen einige Pastilles du serail und auch Balsam von Mekka, der das verstauchte Bein des Magus kuriert, abkaufte. Prosocarchi meinte übrigens auf Befragen, ob er nichts von einer griechischen Fürstin wisse, die sich in Berlin aufhalte, daß dies wohl nicht der Fall sein werde, da er sonst schon gewiß einen Besuch von ihr erhalten. Übrigens aber sei es gewiß, daß sich ein vertriebener Primat von Naxos aus einer uralten fürstlichen Familie mit seiner Tochter in Deutschland umhertreibe, den er indessen niemals gesehen.

Was blieb dem Baron übrig, als jeden Tag, wenn die Witterung günstig, nach jener verhängnisvollen Stelle im Tiergarten zu wallfahrten, wo er die Brieftasche gefunden, und die, wie es aus dem darin befindlichen Blättlein zu entnehmen, der Lieblingsplatz der Griechin geworden.

„Es ist, sprach der Baron, als er auf der Bank saß bei der Statue des Apollo, zu sich selbst, es ist gewiß, daß sie, die Herrliche, Göttliche, mit ihrem krummen Magus diesen Platz öfters besucht, aber wie ist es möglich, hilft nicht ein glücklicher Zufall, daß ich den Augenblick treffe, wenn sie zugegen? — Nimmer — nimmer sollt' ich diesen Ort verlassen, ewig hier weilen, bis ich sie gefunden!"

Aus diesem Gedanken entstand der Entschluß, gleich hinter der verhängnisvollen Bank, neben dem Baume mit der Inschrift, eine Einsiedelei anzulegen und fern von dem Geräusch der Welt in wilder Einöde ganz dem Schmerz der sehnsuchtsvollen Liebe zu leben. Der Baron überlegte, auf welche Weise er bei der Regierung zu Berlin um die Erlaubnis nachsuchen müsse zum beschlossenen Bau und ob er nicht zu dem Eremitenkleid auch einen falschen Bart tragen solle, den er dann, wenn er sie gefunden, mit vieler Wirkung herabreißen könne vom Kinn. Während dieser Betrachtungen war es aber ziemlich finster geworden und der rauhe Herbstwind, der durch die Bäume strich, mahnte den Baron, daß es, da die Einsiedelei noch nicht stehe, geraten sein würde, anderswo Dach und Fach zu suchen. — Wie bebte ihm aber das Herz, als er, aus dem dichten Laubgange herausgetreten, den Alten mit der verschleierten Dame vor sich herschreiten sah. Beinahe besinnungslos stürzte er dem Paare nach und rief ganz außer sich: O mein Gott — endlich — endlich — ich bin's — Theodor — die blaue Brieftasche! — „Wo ist sie, die Brieftasche — haben Sie sie gefunden? — Gott sei gedankt!" —

So rief der Kleine, indem er sich umwandte. Und dann: „Ha, sind Sie es, bester Baron? — Nun, das ist ein wahres Glück, ich gab mein Geld schon verloren."

Niemand anders aber war der Kleine, als der Bankier Nathanael Simson, der mit seiner Tochter eben von einem Spaziergange zurückkehrte nach seiner im Tiergarten belegenen Wohnung. Man kann denken, daß der Baron nicht wenig betreten war über seinen Irrtum, und das umsomehr, als er sonst der ganz hübschen, aber ein wenig alternden Amalia (so hieß des Bankiers Tochter) sehr stark den Hof gemacht, sie aber dann verlassen. Mit beißendem Spott hatte Amalia über des Barons verfehlte Reise nach Griechenland gesprochen, und eben deshalb der Baron sie vermieden, wie er nur konnte. „Sieht man sie endlich wieder, lieber Baron!" So begann Amalia, doch Simson ließ sie nicht zu Worte kommen, sondern fragte unaufhörlich nach der Brieftasche. Es fand sich, daß er vor einigen Tagen, was ihm sonst nie geschehen, in den Gängen des Tiergartens eine Brieftasche, worin ein Funfzigthaler-Tresorschein befindlich, verloren und diese, glaubt' er, hätte der Baron gefunden. Der Baron war ganz verwirrt über das Mißverständnis und wünschte sich hundert Meilen fort. Indem er aber sich loszumachen strebte, hing Amalia ohne Umstände ihren Arm in den seinen und meinte, daß man einen werten Freund, den man so lange nicht gesehen, festhalten müsse. — Der Baron fand keine Entschuldigung, er mußte sich bequemen, mit der Familie Thee zu trinken. Amalia hatte sich in den Kopf gesetzt, den Baron aufs neue an sich zu fesseln. Sie forderte ihn auf, soviel von dem Abenteuer, das er in Griechenland zu bestehen gedacht, zu erzählen, als er dürfe, ohne vielleicht tiefe Geheimnisse zu verraten, in die sie nicht eindringen wolle, und da sie alles, was der Baron vorbrachte, himmlisch, göttlich, sublim fand, so ging diesem immer mehr das Herz auf. Er konnt' es nicht unterlassen, alles herauszusagen, wie es sich in der Nacht vom vier- zum fünfundzwanzigsten Julius, sowie im Fuchsischen Laden begeben. Amalia bezwang sehr geschickt das Lachen, zu dem sich ein paar Mal die Mundwinkel verzogen, beschwor den Baron, doch einmal zur Abendzeit sie im neugriechischen Kostüm zu besuchen, da er darin ganz allerliebst aussehen müsse, und schien zuletzt plötzlich in einen halbträumerischen Zustand zu versinken. „Es ist vorüber!" sprach sie dann. Natürlicherweise fragte der Baron, was denn vorüber sei, und nun vertraute Amalia, daß sie soeben von dem Andenken an einen äußerst merkwürdigen Traum ergriffen

worden, den sie vor einiger Zeit, und zwar, wie es ihr jetzt bestimmt beifalle, in der Nacht vom vier- zum fünfundzwanzigsten Julius geträumet. — Da sie in Friedrich Richters Werken wohlbelesen, so gelang es ihr in dem Augenblick einen Traum zu improvisieren, der fantastisch genug klang und dessen Tendenz in nichts Geringerem bestand, als des Barons Erscheinung in neugriechischer Tracht, wie alle ihre innerste Liebe entzündend, darzustellen. — Der Baron war hin! — Die Griechin, die Einsiedelei, die blaue Brieftasche vergessen! —

Aber nicht anders geht es in der Welt, das was man eifrig verfolgt, erreicht man am letzten, das was man nicht zu erreichen strebt, kommt von selbst herbei. Der Zufall ist ein neckischer und neckender Spuk Geist! —

Genug, der Baron hatte beschlossen. hauptsächlich Amalias halber, Berlin vor der Hand nicht zu verlassen und fand es daher nötig, die Sonne mit einer bequemern Wohnung zu vertauschen.

Als er nun die Stadt durchwanderte, fiel ihm über der Thür des schönen großen Hauses in der Friedrichsstraße Nr. — ein großer Zettel mit der Inschrift ins Auge: Hier sind möblierte Zimmer zu vermieten!

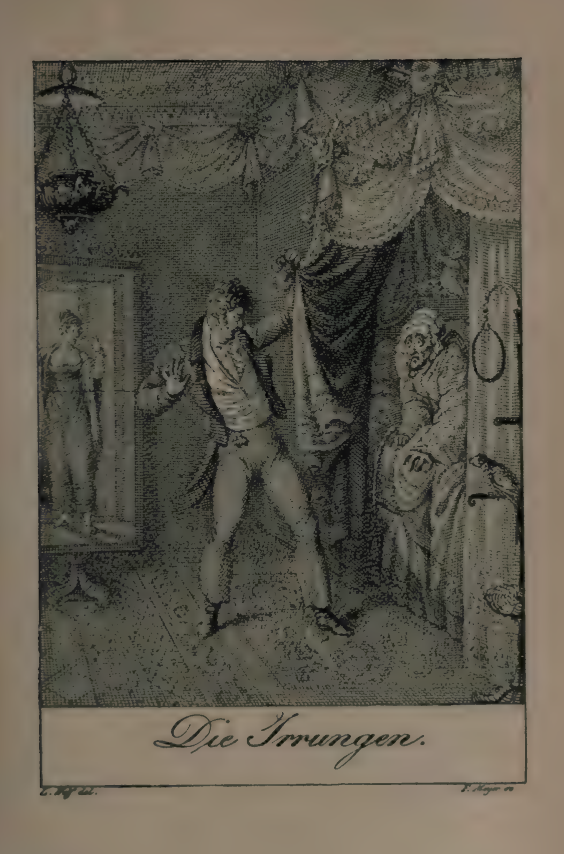
Der Baron stieg ohne weiteres die Treppe hinauf. Vergebens sucht' er eine Klingelschnur und mochte er an diese, jene Thüre im Vorsaal klopfen, wie er wollte, alles blieb mäuschenstill. Endlich war's ihm, als höre er von innen heraus ein seltsames Plappern und Schwatzen. Er drückte die Thüre des Gemachs, aus dem der Ton zu kommen schien, auf und befand sich in einem mit auserlesenem Geschmack und großer Pracht ausstaffierten Zimmer. Vorzüglich merkwürdig schien ihm das große Bett mit reicher seidener Draperie, Blumengewinden und vergoldetem Schnitzwerk, das in der Mitte stand.

Lagos pipèrin étrive, kakon tys kefalis tu!*)

So rief es dem Baron mit schnatternder Stimme entgegen, ohne daß er irgend jemanden gewahrte. Er schaute um sich und — o Himmel! — auf einem zierlichen Pfeilertisch lag die verhängnisvolle Brieftasche! Er sprang hinzu, wollte sich des ihm geraubten Kleinods bemächtigen, da schrie es ihm in die Ohren:

---

*) Da der Baron nicht Neugriechisch verstand, so wußte er nicht, daß diese Worte heißen: Der Hase stieß den Pfeffer zum Verderben seines Haupts.



Die Irrungen.

O diavolos jidia den yche, ke tyri epoulie.*)

Entsetzt prallte er zurück! — Aber in dem Augenblick vernahm er leise Seufzer, die offenbar aus dem großen Bette kamen. „Sie ist es! — Sie ist es!“ so dachte er und das Blut stockte ihm in den Adern vor Wonne und süßer Ahnung. — Er näherte sich bebend, erblickte durch eine Spalte der Gardine eine Spitzenhaube mit bunten Bändern. „Mut — Mut,“ flüsterte er sich zu, faßte die Gardine, zog sie zurück. — Da fuhr aus den Kissen mit einem gellenden Schrei in die Höhe — jener wunderliche kleine Alte, dem er mit der Dame begegnet. Er war es, der die weibliche Spitzenhaube auf dem Kopfe trug, und deshalb sah der Kleine so höchst possierlich aus, daß jeder andere, der weniger gespannt auf ein Liebesabenteuer, wie der Baron, in lautes Lachen ausgebrochen wäre.

Der Alte glotzte den Baron an mit seinen großen schwarzen Augen, und begann endlich mit leiser wimmernder Stimme: Sind Sie es, Hochgeborner? — Ach Gott, Sie führen doch nicht etwa Böses im Schilde gegen mich, weil ich Sie neulich ausgelacht auf dem Pariser Platz, als Sie meinen muntern Jungen von Haarzopf in Schutz nehmen wollten? Starren Sie mich nicht so entsetzlich an — ich muß mich sonst fürchten. —

Der Baron schien nichts von dem, was der Alte sprach zu vernehmen, denn ohne den stieren Blick von ihm abzuwenden, murmelte er dumpf vor sich hin: König von Candia — König von Candia! — Da lächelte der Alte sehr anmutig, setzte sich auf die Kissen und begann: Ei, ei, bester Baron Theodor von S., sollten Sie auch von dem seltsamen Wahnsinn befangen sein, mich geringen Mann für den König von Candia zu halten? — Sollten Sie mich denn nicht kennen? — Sollten Sie denn nicht wissen, daß ich niemand anders bin als der Kanzlei-Assistent Schnüspelpold aus Brandenburg?

Schnüspelpold? wiederholte der Baron. — Ja, so heiße ich, fuhr der Kleine fort, aber Kanzlei-Assistent in officio schon seit langen Jahren nicht mehr. Die verdammte Sucht zu reisen hat mich um Amt und Brot gebracht. Mein Vater — Gott habe ihn selig, er war ein Knopfmacher in Brandenburg — war auch solch ein Reisenarr und sprach so viel von der Türkei, wo er einmal gewesen, daß ich nicht länger ruhig sitzen konnte. Vielmehr stand ich eines Tages auf, ging über Genthin nach Tangermünde, setzte mich dort in einen

*) Der Teufel hatte keine Ziegen und verkaufte dennoch Käse!

Elbkahn und fuhr nach der Ottomanischen Pforte. Die wurde aber, als ich ankam, gerade zugeworfen, und da ich mit der rechten Hand hingreifen wollte in die Türkei, quetschte mir die Pforte zwei Finger weg, wie Sie, Hochgeborner hier an den wächsernen Fingern sehen können, die mir die abgequetschten ersetzen sollten. Da dieses schnöde Wachs aber immer wegschmolz, beim Schreiben —

Lassen Sie, unterbrach der Baron den Alten, lassen Sie das und sagen Sie mir lieber alles von der fremden Dame, von dem Himmelsbilde, das ich mit Ihnen erblickte im Fuchsischen Laden.

Der Baron erzählte nun, wie es gekommen mit dem Fund der Brieftasche, der Reise nach Griechenland, dem Traum in der Sonne, und schloß damit, den Alten zu beschwören, seiner Liebe nicht entgegen zu sein, da seiner seltsamen Ausreden unerachtet, und wenn er auch nichts Höheres vorstellen wolle, als der Kanzlei-Assistent Schnüspelpold aus Brandenburg, er doch als Vater oder Oheim der holden Griechin über ihr Schicksal gebiete. „Ei, sprach Schnüspelpold vor Freude schmunzelnd, ei, es ist mir ja über alle Maßen lieb, daß Sie vermöge der blauen Brieftasche in Liebe gekommen zu der griechischen Fürstin, deren Vormund ich zu sein die lästige Ehre habe. Das Oberlandesgericht auf Paphos hat mich dazu erkoren, weil sie keinen Menschen finden konnte, der gewisse geheime magische Eigenschaften — nun, nun, Schnüspelpoldchen, schwatze nicht aus der Schule! — still, still, mein Söhnlein! — Ich zweifle gar nicht, Hochgeborner, daß sie bei meinem Mündel reüssieren werden! — So viel kann ich Ihnen sagen, daß sie einen jungen Prinzen, Namens Teodoros Capitanaki sucht, den eigentlichen Finder der blauen Brieftasche, sind Sie denn nun auch derselbe nicht" — Was, unterbrach der Baron den Alten, was? ich sollte die Brieftasche nicht gefunden haben? „Nein, erwiderte der Alte fest und stark, Sie haben die Brieftasche nicht gefunden und sind überhaupt von allerlei tollen Einbildungen befangen." — Vergebens hängst du dich mir an die Füße, grober bleischwerer König, rief der Baron, aber die gellende Stimme schrie:

Allu ta kas karismata, kai allu genun y kotés.*)

Still, still kleiner Schreihals, sprach der Alte sanft, und der graue Papagei hüpfte auf die oberste Sprosse seines Gestells. Dann wandte der Alte sich zum Baron und sprach eben so sanft: „Sie

*) Die Henne gackert an einer Stelle und legt an der andern ihr Ei.

heißen Theodor, Hochgeborner, und wer weiß, welche geheime Beziehungen noch stattfinden und Sie zu dem rechten Teodoros Capitanaki machen können. — Eigentlich kommt es nur auf eine Kleinigkeit an, wodurch Sie Herz und Hand meiner fürstlichen Mündel auf der Stelle gewinnen können. Ich weiß, Sie haben hübsche Konnektionen im Departement der auswärtigen Affairen. Können Sie es durch diese dahinbringen, daß der Großsultan die griechischen Inseln für einen Freistaat erklärt, so ist Ihr Glück gemacht! — Aber — was erblicke ich" —

Mit diesem Ausruf sank der Alte tief in die Kissen zurück und zog die Bettdecke über den Kopf.

Der Baron folgte dem Blick des Alten und schaute im Spiegel die Gestalt der Griechin, die ihm zuwinkte.

Sie stand in der offenen Thüre, die dem Spiegel gegenüber befindlich. Er wollte ihr entgegen, verwickelte sich aber in den Fußteppich und fiel der Länge nach hin. Der Papagei lachte sehr. Als aber nun die Griechin, in das Zimmer hineingeschritten, dicht neben dem Baron stand, suchte er, wie ein geschickter Tänzer, seinem Fall den Anschein des Niederstürzens auf die Knie zu geben. „Endlich, o süßer Abgott meiner Seele," so begann er auf italiänisch, doch die Griechin sprach mit leiser Stimme: Still, wecke den Alten nicht, indem du mir wiederholst, was ich längst weiß — stehe auf! — Sie reichte ihm die Lilienhand, er erhob sich ganz Wonne und Entzücken, und nahm Platz an ihrer Seite auf dem üppigen Divan, der in dem Hintergrunde des Zimmers angebracht.

Ich weiß alles, wiederholte die Griechin, indem sie ihre Hand in der des Barons ruhen ließ, mag auch mein Magus behaupten, was er will, du fandest die Brieftasche — du bist aus griechischem fürstlichem Stamm entsprossen, und bist du auch nicht der, dem meine Seele, mein Ich nacheilte, so kannst du doch Herr meines Lebens werden, wenn du willst! —

Der Baron erschöpfte sich in Beteuerungen. Die Griechin, sinnend den Kopf in die Hand gestützt, schien nicht darauf zu achten, endlich fragte sie den Baron leise ins Ohr: Hast du Mut? Der Baron beteuerte, daß er Mut besitze wie ein Löwe.

Könntest du wohl, fuhr die Griechin fort, dem alten Ungetüm dort im Bette, während er fest schläft, mit diesem Messerchen —

Der Baron, das bekannte chirurgische Messerchen aus der Brieftasche in der Hand der Griechin gewahrend, schauerte entsetzt zurück —

— mit diesem Messerchen, sprach die Griechin weiter, den Zopf in der Mitte durchschneiden? — doch es ist nicht nötig, der Papagei bewacht ihn, und wir können ruhig sprechen. — Also aus fürstlichem Stamm? — Der Baron erzählte nun von dem Bilde der Großmutter, seiner Mutter, genug alles das, was der geneigte Leser aus dem Gespräch des Barons mit seinem Oheim bereits erfahren.

Die schönen Augen der Griechin leuchteten vor Freude, durch ihr ganzes Wesen schien der Feuerstrom neuen Lebens zu glühen, sie war in diesem Augenblick so über die Maßen schön und herrlich, daß der Baron sich in den höchsten Himmel verzückt fühlte. Selbst wußte er nicht, wie es geschah, daß sie plötzlich in seinen Armen lag, daß brünstige Küsse auf seinen Lippen brannten.

„Ja, sprach die Griechin endlich, ja, du bist es — du bist es, der erkoren mein zu sein. Eile mit mir nach dem Vaterlande zurück, nach jener heiligen Stätte, wo schon die entschlossenen Häupter des Volks gewappnet und deiner gewärtig stehen, um das schnöde schändliche Joch abzuschütteln, unter dem wir ein elendes mühseliges Leben hinseufzen. Ich weiß es, dir fehlt nicht mehr Kleid und Rüstung, dir fehlen nicht Waffen. Alles hast du vorbereitet. Du stellst dich an die Spitze, du schlägst, ein tapferer Heerführer, den Pascha aufs Haupt, du befreiest die Inseln, und genießest, mit mir verbunden durch ein heiliges Band, alles Glück, das dir die Liebe und die schöne segensreiche Heimat gewähren kann. — Was hast du auch zu befürchten bei dem kühnen Unternehmen? — Schlägt es fehl, so stirbst du entweder den Heldentod des tapfern Kriegers, oder bekommt dich der Pascha gefangen, so wirst du höchstens gespießt, oder man streut dir Pulver in die Ohren und zündet es an, oder wählt eine andere dem wahren Helden anständige Todesart. Mich bringt man, da ich jung bin und schön, in den Harem des Pascha, aus dem mich dann, bist du wirklich doch nicht der junge Fürst Teodoros Capitanaki, sondern, wie mein Magus behauptet, nur der schwarze Hasenfuß aus dem Tiergarten gewesen, mein wahrhaftiger Prinz befreien wird.“ —

In dem Innern des Barons ging bei diesen Reden der Griechin eine seltsame Veränderung vor. Denn auf glühende Hitze folgte eine Eiskälte und es wollte den Baron gar eine Fieber-Angst überwältigen.

Doch nun blitzte es aus den Augen der Griechin, ihr ganzes Antlitz wurde furchtbar ernst, sie erhob sich, stand in voller hoher Majestät vor dem Baron und sprach mit dumpfer feierlicher Stimme:

Wärst du aber weder Teodoros noch der schwarze Hasenfuß? — Wärst du nichts als ein täuschendes Schattenbild? — das Schattenbild jenes unglücklichen Jünglings, dem die böse Enzuse, schmerzhaft berührt von seinem Violinbogen, das Blut aussog?*) — Ha! — deine Pulsader muß ich öffnen — dein Blut sehen, dann schwindet jede dämonische Täuschung!

Damit schwingt die Griechin das blanke blitzende Messerchen hoch empor, aber der Baron springt schnell auf, rennt entsetzt nach der Thüre. Der Papagei schreit gellend:

Alla paschy o gaïdaros ké alla evryskusi.)**

Schnüspelpold ist mit einem gewagten Satz aus dem Bette heraus, ruft: „Halt — halt, Hochgeborner — die Fürstin ist Ihre Braut — Ihre Braut!“ — Doch pfeilschnell ist der Baron die Treppe hinab, hinaus aus dem Hause — fort — fort — —

— Amalia Simson wollte herausgebracht haben, daß der angebliche Kanzlei-Assistent Schnüspelpold niemand anders gewesen, als ein gelehrter Jude aus Smyrna, der nach Berlin gekommen, um sich von dem Geheimerath Diez über eine zweifelhafte Stelle im Koran belehren zu lassen, den er unglücklicherweise nicht mehr am Leben gefunden. Die griechische Fürstin machte Amalia Simson zu der Tochter des Juden, die über den Verlust ihres Geliebten wahnsinnig geworden.

Alles verhält sich wohl aber ganz anders. Der geneigte Leser möge nur an das Blättlein denken und an so manchen andern vorgekommenen Umstand, um sich zu überzeugen, daß das Rätsel keineswegs gelöset.

Merkwürdig genug ist es, daß der Baron Theodor von S. nun wirklich nach Griechenland gereiset sein soll. Kommt er bald zurück, so wird man Näheres erfahren von Schnüspelpold und der Griechin, die Schreiber dieses aller Mühe unerachtet in Berlin nicht hat auffinden können. — Weiß derselbe künftig mehr von dem Baron und

---

*) Bartholdy erzählt in seiner Reise nach Griechenland von einem Jüngling, der zu Athen starb und dessen Tod man folgendem zuschrieb: Eines Abends saß er mit einem Freunde im Freien auf einer Bank und spielte die Geige. Dadurch herbeigelockt, setzt sich eine Larve (Enzuse) neben ihm hin. Er fährt aber fort zu spielen und berührt mit dem Bogen die Larve schmerzhaft, die sich zu rächen beschließt. Von dem Augenblick schwindet sein Körper hin. Er wird zum Schattenbilde, bis er stirbt.

**) Der Esel findet was anders, als wornach er trachtet!

seinen geheimnisvollen Verhältnissen, so wird er nicht unterlassen, im folgenden Jahre dem geneigten Leser auf dem einmal eingeschlagenen Wege davon getreuen Bericht zu erstatten. E. T. A. Hoffmann.

Die Geheimnisse.

Fortsetzung des Fragments aus dem Leben eines Fantasten: Die Irrungen.

Merkwürdige Korrespondenz des Autors mit verschiedenen Personen

(als Einleitung).

Mein Herr!

Unerachtet gewisse Schriftsteller und sogenannte Dichter wegen ihres nicht leicht zu unterdrückenden Hanges zur groben Lüge und anderer der gesundesten Vernunft schädlicher Fantasterei nicht in dem besten Rufe stehen, so habe ich doch Sie, der Sie ein öffentliches Amt bekleiden, mithin wirklich etwas sind, ausnahmsweise für einen wackern gutmütigen Mann gehalten. Kaum in Berlin angekommen, mußte ich mich aber leider vom Gegenteil überzeugen. Womit habe ich alter schlichter, einfacher Mann, ich ruhmvoll entlassener Kanzlei-Assistent, ich Mann von feinem Verstande, humanen Sitten, großer Wissenschaft, ich Ausbund von gutem Herzen und schöner Denkungsart, womit, sage ich, habe ich es um Sie verdient, daß Sie mich dem verehrungswürdigen Publikum in Berlin zur Schau stellen und in dem Taschenkalender von diesem Jahr nicht allein alles erzählen, was sich mit dem Herrn Baron Theodor von S., meiner fürstlichen Pflegebefohlnen und mir begeben, sondern mich noch dazu (ich habe alles erfahren) abkonterfeien lassen nach dem natürlichen Leben und in Kupfer stechen, wie ich lustwandle mit meinem Herzenskinde über den Pariser Platz durch die Linden, und wie ich dann im Bette liege in zierlichen Nachtkleidern und mich erschrecke über des Herrn Barons unvermuteten Besuch. Ist Ihnen vielleicht mein elektrophorischer Haarzopf, worin zugleich mein Reisebesteck befindlich, in die Quere gekommen? Hat Ihnen mein Blumenstrauß mißfallen? Haben Sie

etwas dagegen, daß das Pupillen=Kollegium auf Cypern mich zum Vormunde der — Ja! nun denken Sie, ich werde den Namen der Schönsten geradezu hinschreiben, damit Sie ihn auch ausschreien können in Taschenbüchern und Journalen. Das lasse ich aber bleiben, sondern frage bloß im allgemeinen, ob Sie vielleicht mit der Verfügung jenes Cyprischen Kollegiums unzufrieden sind? Sein Sie überzeugt, mein Herr, daß bei Ihrem unnützen Treiben in Schriftstellerei und Musik weder der Präsident noch irgend ein Rath des hiesigen oder irgend eines andern Pupillen-Kollegii Ihnen das Vertrauen geschenkt und Sie zum Vormunde eines zum Entzücken schönen, geistreichen Frauenzimmers bestellt haben würde, wie es jenes ehrwürdige Kollegium gethan hat. Und überhaupt wollen Sie auch hier in der Stadt was vorstellen, und mögen Sie auch manches ganz artig zu verfügen verstehen, vermöge Ihres Amts, so haben Sie Sich doch darum, was in Cypern verfügt worden, ebensowenig zu bekümmern, als um meine wächserne Finger und um meine Spitzenhaube, die Sie wahrscheinlich auf Herrn Wolffs Kupfertafel betrachten mit neidischen Blicken. Danken Sie Gott, mein Herr! daß Sie nicht, so wie ich, eintreten wollten in die Ottomanische Pforte, gerade als sie zugeschlagen wurde. Wahrscheinlich hätten Sie, vermöge des gewöhnlichen Schriftstellervorwitzes, nicht die Finger hineingesteckt, sondern die Nase, und müßten jetzt, statt daß Sie andern honnetten Leuten wächserne Nasen zu drehen unternehmen, selbst eine dergleichen tragen. Daß Sie einer zierlichen Morgenkleidung von weißem mit Rosaschleifen besetzten Mussselin und einer Spitzenhaube einen Warschauer Schlafrock und ein rotes Käppchen vorziehen, ist Sache des Geschmacks, und will ich nicht mit Ihnen darüber rechten. — Und wissen Sie wohl, mein Herr! daß mir Ihre leichtsinnige Ausplauderei im Taschenkalender, gleich nachdem in den Intelligenzblättern unter den angekommenen Fremden mein Name gestanden hatte, die allergrößten Unannehmlichkeiten zuzog? Die Polizei hielt mich, mußte mich nach Ihrem Gewäsche, oder vielmehr, da Sie die Geheimnisse meines Herzenskindes austrompetet, für denjenigen Frevler halten, der den Melonenleibigten Apollo im Tiergarten und auch wohl andere Statuen verunstaltet hat, und es kostete viel Mühe, mich zu rechtfertigen und darzuthun, daß ich ein enthusiastischer Kunstfreund sei und nichts weniger als ein verstellter abergläubischer Türke. Sie sind selbst ein Rechtskundiger und haben nicht einmal bedacht, daß mich die verwünschte Apollos=Nase hätte als Staatsverbrecher nach

Spandau bringen, oder mir gar eine Tracht der unbilligsten Prügel zuziehen können, wenn nicht, was letzteres betrifft, von der gütigen Natur mein Rücken durch ein geschickt angelegtes Bollwerk auf ewig gegen alle Prügel bewahrt wäre. Lesen Sie im zwanzigsten Titel des zweiten Teils vom Allgemeinen Landrecht die §§ 210, 211 nach und schämen Sie Sich, daß ein verabschiedeter Kanzlei-Assistent aus Brandenburg Sie daran erinnern muß. Kaum der Untersuchung und Strafe entronnen, wurde ich in meiner Wohnung, die man unglücklicherweise erfahren, auf eine solch entsetzliche Art bestürmt, daß ich wahnsinnig werden, verzweifeln müssen, wäre ich nicht ein fester gesetzter Mann und durch meine vielfachen gefahrvollen Reisen hinlänglich gewöhnt an bedrohliches Ungemach. Da kamen Frauenzimmer und verlangten, gewohnt, alles prompt und wohlfeil zu haben, eben daher aber eifrige und stetige Käuferinnen der prächtigen Modewaren in Auktionen ihre Laden räumender Kaufleute, ich solle ihnen auf der Stelle türkische Shawls drucken. Am ärgsten unter ihnen trieb es Mademoiselle Amalie Simson, welche nicht nachließ mit Bitten und Flehen, ich möge ihr doch auf den Brustteil eines Spencers von rotem Kasimir ein hebräisches Sonnet, das sie selbst gedichtet, hinsetzen mit Goldtinktur. Andere Leute aus den verschiedensten Ständen wollten bald meine Wachsfinger anschauen, bald mit meinem Haarzopf spielen, bald meinen Papagei griechisch sprechen hören.

Junge Herren mit Wespentaillen, turmhohen Hüten, Kosakenhosen und goldnen Sporen lorgnettierten umher, kuckten durch Ferngläser, als wollten sie die Wände durchschauen. Ich weiß, wen sie suchten, und manche hatten auch dessen gar kein Hehl, sondern fragten kecker unverschämterweise geradezu nach der schönen Griechin, als sei mein himmlisches Fürstenkind ein wunderbares Naturspiel, das ich der gaffenden Menge ausstelle. Widerlich, gar widerlich erschienen mir diese jungen Leute, aber noch viel abscheulicher war es mir, wenn manche sich mir geheimnisvoll nahten und mystische Worte sprachen von Magnetismus, Siderismus, magischen Verknüpfungen durch Sympathie und Antipathie u. s. w., und dabei wunderliche Gebärden und Zeichen machten, um sich mir als Eingeweihte zu zeigen, ob ich gleich gar nicht verstand, was sie wollten. Lieber waren mir die, welche ganz treuherzig verlangten, ich solle ihnen ein bißchen wahrsagen aus der Hand oder aus dem Kaffeegrunde. — Es war ein heilloses Treiben, ein wahrer Teufelssabbath in dem Hause. — Endlich

gelang es mir, bei Nacht und Nebel mich davon zu machen und eine Wohnung zu beziehen, die bequemer, besser eingerichtet ist und auch den Wünschen meiner Fürstin mehr entspricht — entsprechen würde, wollt' ich sagen, denn ich befinde mich jetzt allein. — Mein jetziges Logis erfährt niemand und am allerwenigsten Sie, da ich Ihnen durchaus nichts Gutes zutraue.

Und wer ist einzig und allein an dem ganzen Spektakel schuld als Sie? Wie kommen Sie dazu, mich dem Publikum so zweideutig darzustellen, daß ich für einen unheimlichen Kabbalisten gelten muß, der mit irgend einem geheimnisvollen Wesen in seltsamer Verbindung lebt.

Ein ehrlicher verabschiedeter Kanzlei-Assistent soll ein Hexenmeister sein, welch ein Unsinn! — Was geht Ihnen, mein Herr! überhaupt das magische Verhältnis an, in dem ich mit meinem Herzenskinde stehe, mag es nun wirklich stattfinden oder nicht? — Mögen Sie auch Talent genug besitzen, zur Not eine Erzählung oder einen Roman mit angestrengter Mühe zusammen zu drechseln, so fehlt es Ihnen doch so gänzlich an gehörigem tiefem Verstande und sublimer Wissenschaft, um auch nur eine Silbe zu verstehen, wenn ich mich herablassen sollte, Sie über die Geheimnisse eines Bundes zu belehren, der dem Ersten aller Magier, dem weisen Zoroaster selbst, nicht unwürdig erscheinen möchte. Es ist nichts leichtes, mein Herr! so wie ich einzudringen in die tiefsten Tiefen der göttlichen Kabbala, aus denen sich schon hienieden ein höheres Sein emporschwingt, so wie aus der Puppe sich der schöne Schmetterling entwickelt und mutig flatternd emporsteigt. Es ist aber meine erste Pflicht, niemandem meine kabbalistischen Kenntnisse und Verbindungen zu verraten, und daher schweige ich auch gegen Sie davon, so daß Sie mich von nun an lediglich für einen schlichten verabschiedeten Kanzlei-Assistenten und wackern Vormund eines liebenswürdigen vornehmen Frauenzimmers halten müssen. Sehr unlieb und schmerzhaft würd' es mir auch sein, wenn Sie oder jemand anders erfahren sollte, daß ich jetzt in der Friedrichsstraße unweit der Weidendammer Brücke Nr. 9 — wohne. Habe ich Ihnen, mein Herr! gebührend vorgehalten, wie Sie Sich, wenn auch gerade nicht boshafter, so doch leichtsinnigerweise vergangen, so füge ich nur noch die Versicherung hinzu, daß ich das Gegenteil von Ihnen bin, nämlich ein besonnener gutmütiger, alles was zu unternehmen vorher wohlüberlegender Mann. Sie sind daher für jetzt vor meiner Rache völlig

sicher, und das umsomehr, weil mir eben keine Mittel zu Gebote stehen. Wäre ich ein Recensent, so würde ich Ihre Schriften weidlich herunterhunzen und dem Publikum so klar darthun, wie es Ihnen an allen Eigenschaften eines guten Schriftstellers mangle, daß kein Leser etwas von Ihnen mehr lesen, kein Verleger es mehr verlegen sollte. Aber da wär's denn doch nötig, erst Ihre Schriften zu lesen, und davor soll mich der Himmel behüten, da nichts als bare Ungereimtheiten, die gröbsten Lügen darin enthalten sein sollen. Überdem wüßte ich auch nicht, wie ich, die ehrlichste Taubenseele von der Welt, zu der gehörigen Masse von Galle kommen sollte, die jeder tüchtige Recensent zum Verbrauch stets vorrätig haben muß. — Wäre ich, wie Sie es haben dem Publikum andeuten wollen, wirklich eine Art von Magus, so sollt' es freilich anders stehen mit meiner Rache. Darum für jetzt Verzeihung, Vergessen des zu Tage geförderten Unsinns über mich und meine Pflegebefohlne. Sollten Sie Sich aber unterfangen, etwa in dem künftigen Taschenkalender auch nur ein Wörtchen von dem zu erwähnen, was sich weiter mit dem Baron Theodor von S. und uns begeben, so bin ich fest entschlossen, mich, mag ich nun sein, wo ich will, augenblicklich umzusetzen in das kleine spanisch kostümierte Teufelspüppchen, das auf Ihrem Schreibtische steht, und Ihnen, kommt Ihnen der Gedanke zu schreiben, nicht einen Augenblick Ruhe zu lassen. Bald springe ich Ihnen auf die Schulter und sause und zische Ihnen in die Ohren, daß Sie keines Gedankens mächtig bleiben, sei er auch noch so einfältig. Bald springe ich ins Tintenfaß und bespritze das fertige Manuskript, so daß der geschickteste Setzer nicht den gesprenkelten Marmor zu entziffern vermag. Dann spalte ich die appetitlich gespitzten Federposen, werfe das Federmesser in dem Augenblick, als Sie darnach greifen, vom Tische herab, so daß die Klinge abspringt, dann verstöre ich die Papiere durcheinander, bringe die mit allerlei Notizen beschriebenen kleinen Blättchen in gehörigen Luftzug, daß sie, wird nur die Thüre geöffnet, lustig emporwirbeln, dann klappe ich die aufgeschlagenen Bücher zu und reiße aus andern die hineingelegten Zeichen heraus, dann ziehe ich Ihnen das Papier, während Sie schreiben, unter dem Arme weg, so daß ein schnöder Circumflex die Handschrift verdirbt, dann stülpe ich schnell das Glas Wasser um, als Sie eben trinken wollen, so daß alles unterzugehen droht in der Wasserflut, und alle Ihre wässerigen Gedanken zurückkehren in das Element, dem sie angehören. — Genug, ich will all' meine Weisheit aufbieten, Sie als

Teufelspüppchen recht sinnreich zu quälen, und dann wollen wir sehen, ob es Ihnen möglich sein wird, noch mehr aberwitziges Zeug zu schreiben, als bereits geschehen. — Wie gesagt, ich bin ein stiller, gutmütiger friedliebender Kanzlei-Assistent, dem schnöde Teufelskünste fremd sind, aber Sie wissen, mein Herr! wenn kleine, nach hinten zu über die Regel heraus geformte Leute mit langen Zöpfen in Zorn geraten, so ist von Schonung nicht weiter die Rede. Nehmen Sie meine wohlgemeinte Warnung wohl zu Herzen und unterlassen Sie jeden ferneren Bericht in Taschenbüchern, sonst bleibt es beim Teufel und seinen Streichen.

Aus allem, mein Herr! werden Sie übrigens hinlänglich ersehen haben, wie gut, sowie viel besser ich Sie kenne als Sie mich. Angenehm kann jetzt unsere nähere Bekanntschaft nicht sein, darum wollen wir uns sorgfältig vermeiden, und eben deshalb habe ich auch alle Anstalten getroffen, daß Sie meine Wohnung niemals erfahren werden. — Adieu pour jamais!

Noch eins! — Nicht wahr, die Neugierde quält Sie zu wissen, ob mein Herzenskind bei mir ist oder nicht? — Ha! ha! ha! das glaub' ich! Aber kein Jota erfahren Sie davon, und diese kleine Kränkung sei die einzige Strafe für das, was Sie an mir begangen.

Mit aller Achtung, die Ihnen, mein Herr! sonst gebührt, zeichne ich mich als

Berlin, den 25. Mai 1821.

Ihren ganz ergebensten
Irenäus Schnüspelpold,
vormals Kanzlei-Assistent zu Brandenburg.

N. S. Apropos — Sie wissen vermutlich oder können es leicht erfahren, wo man jetzt hier den reichsten und geschmackvollsten Damenputz kauft. Wollen Sie mir das noch heute gefälligst sagen lassen, so bin ich zwischen neun und zehn Uhr abends in meiner Wohnung anzutreffen.

Adresse.

Sr. Wohlgeb. Herrn 2c. E. T. A. Hoffmann,
dermalen im Tiergarten bei Kempfer.

Wirklich erhielt der, an den dieses Schreiben gerichtet und den wir der Kürze halber mit Hff. bezeichnen wollen, dasselbe gerade zur Zeit, als er in der sogenannten spanischen Gesellschaft, die sich bekanntlich alle vierzehn Tage bei Kempfer im Tiergarten versammelt,

und keine andere Tendenz hat, als auf gute deutsche Art Mittag zu essen, zu Tische saß.

Man kann denken, wie sehr Hff. überrascht wurde, als er seiner Gewohnheit nach zuerst die Unterschrift lesend, den Namen Schnüspelpold fand. Er verschlang die ersten Zeilen, als er aber die unbillige Länge des noch dazu mit seltsam verschnörkelten Buchstaben geschriebenen Briefes gewahrte und zugleich sich überzeugte, daß sein Interesse immer mehr und mehr und zuletzt vielleicht auf unangenehme Weise erregt werden dürfte, hielt er es für geratener, den Brief zur Zeit ungelesen in die Tasche zu stecken. War es nun böses Gewissen oder gespannte Neugierde, genug, alle Freunde bemerkten an Hff. Unruhe und Zerstreuung, kein Gespräch hielt er fest, er lächelte gedankenlos, wenn der Professor B. die leuchtendsten Witzworte hinausschleuderte, er gab verkehrte Antworten, kurz, er war ein miserabler Kumpan. Gleich nachdem die Tafel aufgehoben, stürzte sich Hff. in die Einsamkeit einer entfernten Laube und zog den Brief hervor, der ihm in der Tasche brannte. Zwar wollte es ihn was weniges verschnupfen, sich von dem wunderlichen Kanzlei-Assistenten Irenäus Schnüspelpold so schnöde und gröblich behandelt, ja rücksichts seiner Autorschaft so schonungslos abgefertigt zu sehen, indessen vergaß er das im Augenblick und hätte vor Freuden in die Lüfte springen mögen, und das aus zweierlei Ursachen.

Fürs Erste, wollte es ihn bedünken, als wenn Schnüspelpold alles Schimpfens und Schmälens unerachtet den Trieb nicht unterdrücken könne, den fragmentarischen Biographen näher kennen zu lernen, ihn vielleicht gar einzuweihen in die mystische Romantik seiner Pflegebefohlnen. — Ja gewiß! — sonst hätte Schnüspelpold nicht in der Verwirrung Straße und Nummer seiner Wohnung genannt bei den feierlichsten Protestationen, daß den Ort, wo er hingeflüchtet, niemand, am wenigsten aber Hff. erfahren solle. Sonst hätte die Nachfrage nach dem Damenputz nicht verraten, daß sie selbst da, das allerliebste herrliche Geheimnis. Hff. durfte ja nur hingehen zwischen neun und zehn Uhr und im regen Leben konnte sich das gestalten, was ihm nur zugekommen wie durch träumerische Tradition. — Was für eine himmlische Aussicht für einen schreiblustigen Autor!

Dann mochte aber auch zweitens Hff. deshalb in die Lüfte springen, weil eine besondere Gunst des Schicksals ihn aus einer gräßlichen Verlegenheit reißen zu wollen schien. Versprechen macht

Schulden, das ist ein altes bewährtes Sprichwort. Nun aber hatte Hff. in dem Taschenkalender von 1821 versprochen, ferneren Bericht abzustatten über den Baron Theodor von S. und über seine geheimnisvollen Verhältnisse, wenn er mehreres davon wisse. Die Zeit kommt heran, der Drucker rührt die Presse, der Zeichner spitzt den Crayon, der Kupferstecher bereitet die Kupferplatte. Hochlöbliche Kalender-Deputation fragt: Wie steht es, mein Bester, mit Ihrem versprochenen Bericht für unsern Eintausendachthundertundzweiundzwanziger? Und Hff. — weiß nichts, weiß gar nichts, da die Quelle versiegt, aus der ihm die Irrungen zuströmten. — Die letzten Tage des Mais kommen heran; Hochlöbliche Kalender-Deputation erklärt: bis Mitte Junius ist es noch Zeit, sonst erscheinen Sie als einer der in den Wind hinein etwas verspricht und es dann nicht zu halten vermag. Und Hff. weiß immer noch nichts, weiß am 25. Mai mittags um drei Uhr nichts! — Da erhält er Schnüspelpolds verhängnisvollen Brief, den Schlüssel zu der fest verschlossenen Pforte, vor der er stand, ganz hoffnungslos und höchst ärgerlich dazu. — Welcher Autor wird nicht gern einige Schmähungen erdulden, wenn ihm auf diese Weise aus der Not geholfen wird! —

Ein Unglück kommt selten allein, aber auch mit dem Glück ist es so! Die Konstellation der Briefe schien eingetreten zu sein, denn als Hff. aus dem Tiergarten nach Hause kam, fand er deren zwei auf seinem Schreibtische, die beide aus dem Mecklenburgischen kamen. Der erste, den Hff. öffnete, lautete in folgender Art:

„Ew. Wohlgeboren haben mir eine wahrhafte Freude dadurch gemacht, daß Sie die Thorheiten meines Neffen in dem diesjährigen Berlinischen Taschenkalender an das Tageslicht förderten. Erst vor einigen Tagen ist mir Ihre Erzählung zu Gesicht gekommen. Mein Neffe hatte den Taschenkalender auch gelesen und lamentierte und tobte entsetzlich. Kehren Sie Sich aber ebensowenig daran als an etwanige Drohungen, die er wider Sie ausstoßen sollte, sondern erstatten Sie getrost den versprochenen Bericht, insofern es Ihnen gelingt, mehr von dem ferneren Treiben meines Neffen und der wahnsinnigen Prinzessin, nebst ihrem geckenhaften Vormunde, zu erfahren. Ich für mein Teil möchte Ihnen dazu alles Mögliche suppeditieren, der Junge (mein Neffe nämlich) will indessen durchaus nicht recht mit der Sprache heraus, und beifolgende Briefe meines Neffen und des Herrn von T. der ihn beobachtet und mir darüber geschrieben

hat, sind alles, was ich zu Ihrem Bericht beitragen kann. Noch einmal! — kehren Sie Sich an nichts, sondern schreiben Sie — schreiben Sie! — Vielleicht sind Sie es, der meinen albernen Neffen noch zur Vernunft bringt. Mit vorzüglicher Hochachtung ꝛc. ꝛc.

Streliz den 22. Mai 1821. Achatius v. G."

Der zweite Brief hatte folgenden Inhalt:

„Mein Herr!

Ein verräterischer Freund, der gar zu gern mein Mentor sein möchte, hat Ihnen die Abenteuer mitgeteilt, die ich vor einigen Jahren in B. erlebte, und Sie haben sich unterfangen, mich zum Helden einer ungereimten Erzählung zu machen, die Sie ein Fragment aus dem Leben eines Fantasten genannt. — Wären Sie mehr als ein ordinärer Schriftsteller, der jeden Brocken, der ihm zugeworfen wird, begierig erhascht, hätten Sie nur einigen Sinn für die tiefe Romantik des Lebens, so würden Sie Männer, deren ganzes Sein nichts ist als hohe Poesie, von Fantasten zu unterscheiden wissen. Unbegreiflich ist es mir, wie Ihnen der Inhalt des Blattes, das ich in der verhängnisvollen Brieftasche fand, so genau bekannt geworden ist. Ich würde Sie darüber, sowie über manches andere, das Sie dem Publikum aufzutischen für gut fanden, sehr ernst befragen, wenn gewisse geheimnisvolle Beziehungen, gewisse innere Anklänge mir nicht untersagten, es mit einem schreibseligen Autor aufzunehmen. Vergessen sei daher, was Sie gethan; sollten Sie aber keck genug sein, etwa von meinem gestrengen Herrn Mentor unterrichtet, fernere Berichte über mein Leben zu erstatten, so würde ich genötigt sein, eine Genugthuung von Ihnen zu fordern, wie sie Männern von Ehre ziemt, insofern mich nämlich nicht die weite Reise, die ich morgen anzutreten gedenke, daran hindert. — Übrigens zeichne ich mich mit vieler Achtung ꝛc. ꝛc.

Streliz den 22. Mai 1821. Theodor Baron von S."

Hff. hatte herzliche Freude über den Brief des Onkels und lachte sehr über den des Neffen. Beide beschloß er zu beantworten, sobald er Schnüspelpolds und seiner schönen Pflegebefohlnen Bekanntschaft gemacht haben würde.

Sowie es nur neun Uhr geschlagen, machte sich Hff. auf den Weg nach der Friedrichsstraße. Das Herz klopfte ihm vor Erwartung des Außerordentlichen, was sich nun begeben werde, als er die Klingel

des Hauses anzog, dessen Nummer eben die von Schnüspelpold bezeichnete war.

Auf die Frage, ob hier der Kanzlei-Assistent Schnüspelpold wohne, erwiderte das Hausmädchen, das die Thür geöffnet: Allerdings! und leuchtete ihm freundlich die Treppe herauf.

„Herein!“ rief eine bekannte Stimme, als Hff. leise anklopfte. Doch sowie er eintrat in das Zimmer, stockten alle seine Pulse, gerann ihm zu Eis alles Blut in den Adern, hielt er kaum sich aufrecht! — Nicht jener, ihm wohl von Ansehen bekannte Schnüspelpold, sondern ein Mann im weiten Warschauer Schlafrock, ein rotes Käppchen auf dem Haupt, aus einer langen türkischen Pfeife Rauchwolken vor sich herblasend, von Gesicht, Stellung — nun! — sein eigenes Ebenbild trat ihm entgegen und fragte höflich, wen er noch so spät zu sprechen die Ehre? — Hff. faßte sich mit aller Gewalt des Geistes zusammen und stammelte mühsam, ob er das Vergnügen habe, den Herrn Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold vor sich zu sehen? —

Allerdings, erwiderte der Doppeltgänger lächelnd, indem er die Pfeife ausklopfte und in den Winkel stellte, allerdings, der bin ich, und sehr müßte ich irren, wenn Sie nicht derjenige wären, dessen Besuch ich heute gewärtigte. — Nicht wahr, mein Herr! Sie sind — Er nannte Hff—s Namen und Charakter ausführlich. — Gott, sprach Hff., von Fieberfrost durchschüttelt, Gott im Himmel, bis zu diesem Augenblick habe ich mich stets für den gehalten, den Sie soeben zu nennen beliebten, und ich vermute auch noch jetzt, daß ich es wirklich bin! — Aber, mein verehrtester Herr Schnüspelpold, es ist ein gar wankelmütiges Ding mit dem Bewußtsein der Existenz hienieden! — Sind Sie, mein Herr Schnüspelpold, denn von Grund Ihrer Seele aus überzeugt, daß Sie wirklich der Herr Schnüspelpold sind und kein anderer? Nicht etwa — Ha, rief der Doppeltgänger, ich verstehe, Sie waren auf eine andere Erscheinung gefaßt. Doch erregen Ihre Bedenken auch die meinigen insofern, als ich bloße Vermutungen nicht für Gewißheit und Sie solange nicht für denjenigen halten kann, der hier erwartet wurde, bis Sie sich durch die richtige Beantwortung einer einfachen Frage legitimiert haben. Glauben Sie, mein wertester Herr — wirklich an den von der animalischen Gestaltung in der Körperwelt unabhängigen Consensus der psychischen Kräfte in dem Bedingnis der erhöhten Thätigkeit des Cerebral-Systems?

Hff. stutzte sehr bei dieser Frage, deren Sinn er nicht zu fassen imstande, und beantwortete sie dann, von purer innerer Angst getrieben, mit einem herzhaften: Ja!

O, rief der Doppeltgänger voller Freude, o mein Herr, — so sind Sie denn hinlänglich legitimiert zum Empfange des Vermächtnisses einer sehr teuern Person, das ich Ihnen nun sogleich aushändigen werde. — Damit zog der Doppeltgänger eine kleine himmelblaue Brieftasche mit goldnem Schloß, in dem jedoch das Schlüsselchen befindlich, hervor.

Hff. fühlte sein Herz erbeben, als er jene verhängnisvolle kleine himmelblaue Brieftasche erkannte, die der Baron Theodor von S. fand und wieder verlor. Mit aller Artigkeit nahm er das Kleinod dem Doppeltgänger aus der Hand und wollte sich höflichst bedanken, doch das Unheimliche des ganzen Auftritts, der scharfe leuchtende Blick seines Doppeltgängers brachte ihn plötzlich dermaßen aus aller Fassung, daß er gar nicht mehr wußte, was er that. —

Ein starkes Klingeln weckte ihn aus der Betäubung. Er war es selbst, der die Glocke gezogen an der Thüre des Hauses Nr. 97. Da besann er sich erst ganz und sprach begeistert: O welch ein herrlicher, ins Innere gepflanzter Trieb der Natur! Er führt mich in dem Augenblick, als ich mich physisch und psychisch etwas wackeligt fühle, zu meinem herzgeliebten Freunde, dem Doktor H. M., der mir, wie er schon so oft gethan, augenblicklich wieder auf die Beine helfen wird. Hff. erzählte dem Doktor M. ausführlich, was sich soeben ein paar Häuser vorwärts oder rückwärts Schauerliches und Schreckhaftes mit ihm zugetragen, und bat wehmütig, ihm doch nur gleich ein Mittel aufzuschreiben, das den Schreck nebst allen bösen Folgen töte. Der Doktor M., sonst doch gegen Patienten ein ernster Mann, lachte aber dem bestürzten Hff. geradezu ins Gesicht und meinte, bei einem solchen Krankheits-Anfall, wie ihn Hff. erlitten oder vielleicht noch erleide, sei keine andere Arznei dienlich, als ein gewisser brausender, schäumender, in Flaschen hermetisch verschlossener Trank, aus dem sich ganz andere schmucke Geister entwickelten, als Doppeltgänger, Schnüspelpolde und anderes wirres Zeug. Vorher müsse aber der Patient erklecklich essen. Damit nahm der Doktor seinen Freund Hff. beim Arm und führte ihn in ein Zimmer, wo mehrere joviale Leute, die soeben von der Whistpartie aufgestanden, versammelt waren und sich alsbald mit dem Doktor und seinem Freunde an den wohlservierten Tisch setzten. Nicht lange dauerte es auch,

als der offizinelle Trank, der dem Krankheitszustande Hff—s abhelfen sollte, herbeikam. Alle erklärten, daß sie auch davon genießen wollten, um dem armen Hff. Mut zu machen. Der schlürfte aber so, ohne den mindesten Ekel und Abscheu, mit solcher Leichtigkeit und Lebendigkeit, mit solchem Stoicismus, ja mit solcher heroischen Versicherung, der Trank schmecke leidlich, die Arzenei hinunter, daß alle übrigen sich höchlich darüber verwunderten und einstimmig dem Hff., der sichtlich muntrer wurde, ein langes Leben prophezeiten.

Merkwürdig genug war es, daß Hff. sehr ruhig schlief und nichts von allem dem träumte, was ihm am Abende Seltsames begegnet. Er mußte das der heilbringenden Wirkung zuschreiben, die des Doktors wohlschmeckende Medizin hervorgebracht. Erst im Augenblick des Erwachens durchfuhr ihn wie ein Blitz der Gedanke an die geheimnisvolle Brieftasche. Schnell sprang er auf, faßte in die Busentasche des Fracks, den er gestern getragen, und — fand wirklich das wunderbare himmelblaue Kleinod. Man kann denken, mit welchem Gefühl Hff. die Brieftasche öffnete. Er gedachte viel geschickter zu verfahren, als der Baron Theodor von S., und wohl hinter die Geheimnisse des Inhalts zu kommen. Doch war eben dieser Inhalt ein ganz anderer als damals, da der Baron Theodor von S. die Brieftasche auf einer Bank im Tiergarten unfern der Statue Apollos fand. Kein chirurgisches Messerchen, kein strohgelbes Band, keine fremdartige Blume, kein Fläschchen Rosenöl, nein, nur ganz kleine, sehr dünne, mit feiner Schrift beschriebene Blättchen, und sonst nichts anders enthielt die Brieftasche, die Hff. mit der höchsten Sorglichkeit durchsuchte.

Auf dem ersten Blättchen standen italiänische, von zierlicher weiblicher Hand geschriebene Verse, die im Deutschen ungefähr lauteten wie folgt:

Magische Bande schlingen sich durchs Leben,
  Was lose scheint, verworren, fest zu halten;
  Sie zu zerreißen ist des Dämons eitles Streben.
Klar wird der höh'ren Mächte dunkles Walten,
  Entstrahlt's der Dichtung hellem Zauberspiegel,
  In Farb' und Form muß alles sich gestalten.
Nicht scheut der Magus ein hermetisch Siegel,
  Der innern Kraft will kühnlich er vertrauen.
  Ihm springen auf der Geisterpforte Riegel.
Bist du der Magus, der mich durfte schauen?
  Schwang mir dein Geist sich nach durch Himmelsräume?
  Wollt'st du in heißer Sehnsucht mich erfassen?

Du bist's! — fest bannten mich dir süße Träume,
Erkannt hast du mein Lieben, du mein Hassen,
Nah' war ich dir, auf ging ich deinen Blicken.
Der Bann besteht, du kannst von mir nicht lassen,
Dein ist mein Schmerz, dein Eigen mein Entzücken,
Du wirst dem Worte leihn, was ich empfunden.
Vermag die Thorheit wohl dich zu berücken?
Fühlt sich dein Geist von schwarzer Kunst gebunden?
Hat jemals falsches Spielwerk dich betrogen?
Nein! was der Geist im Innern hat empfangen,
Darf kühn empor aus tiefem Grunde wogen.
Vor eignem Zauber fühlt kein Magus Bangen.
Weit fort von dir in heimatliche Zonen
Reißt mich die Hoffnung, glühendes Verlangen.
Ein hehr Gestirn, glanzvoll beginnt's zu thronen,
Ein teures Pfand (selbst hast du es beschrieben)
Nimm es von mir, den Augenblick zu lohnen,
Als selbst du warst mein Sehnen, warst mein Lieben!
Nur flücht'ger Bilder Zeichnung wirst du finden,
Doch darf die Fantasie nicht Farbe schonen.
Was du erschaut, du magst es keck verkünden!

Hff. las diese Verse einigemal sehr aufmerksam durch und es wollte ihn bedünken, daß sie von niemandem anders als von Schnüspelpolds pflegebefohlner Griechin verfaßt und an niemanden anders gerichtet sein könnten, als an ihn selbst. — Hätte, dachte er, die Gute nur nicht Auf- und Unterschrift vergessen, hätte sie fein in reiner klassischer Prosa gesprochen, statt in mystisch verschlungenen dunklen Versen, so würde alles klar und verständlicher geworden sein, und ich wüßte genau, woran ich wäre, aber nun — So wie es aber geschieht, daß ein gefaßter Gedanke eben in dem Grade immer plausibler wird, als man ihn ausarbeitet, so konnte Hff. auch bald gar nicht mehr begreifen, wie er nur einen einzigen Augenblick daran zweifeln mögen, daß er selbst in den artigen Versen gemeint und das Ganze für nichts anders zu nehmen sei als das poetische Billet, mittelst dessen ihm das himmelblaue Kleinod übersendet worden. Nichts war gewisser, als daß die Unbekannte von dem geistigen Verkehr, in dem Hff. mit ihr stand, als er das Fragment aus dem Leben eines Fantasten aufschrieb, Kunde erhalten, sei es mittelbar, oder auf mystische Weise unmittelbar durch eigne Anregung, oder vielmehr durch den psychischen Konsensus, von dem der Doppeltgänger gesprochen. Auf welche andere Weise konnten nun die Verse gedeutet werden, als daß die Unbekannte jenen geistigen Verkehr amüsant genug gefunden, daß Hff. furcht- und rücksichtslos ihn wieder an-

knüpfen, und daß ihm dazu als vermittelndes Prinzip die himmelblaue Brieftasche nebst Inhalt dienen solle.

Errötend mußte Hff. sich selbst gestehen, daß er von jeher in jedes weibliche Wesen, mit dem er in solchen geistigen Umgang geraten, verliebter gewesen als recht und billig; ja, daß dieses unbillige Verliebtsein immer höher gestiegen, je länger er das Bild der Schönsten in Herz und Sinn getragen, und je mehr er sich bemüht, dieses Bild mittelst der besten Worte, der elegantesten Konstruktionen, wie sie nur die deutsche Sprache darbietet, in das rege Leben treten zu lassen. Vorzüglich in Träumen fühlt Hff. sich sehr von dieser verliebten Komplexion ergriffen, und die eigentliche Seladons-Natur, die er dann annimmt, entschädigt ihn reichlich für den gänzlichen Mangel an liebeschmachtenden, idyllischen Situationen, den er schon seit geraumer Zeit im wirklichen Leben verspürt hat. Eine Frau mag es aber wohl gleichgültig ansehen, wie ein geistiges weibliches Wesen nach dem andern, in das der schriftstellerische Gemahl verliebt gewesen, geschrieben, gedruckt und dann mit behaglicher Beruhigung gestellt wird in den Bücherschrank.

Hff. las das Gedicht der Unbekannten noch einmal, immer besser gefiel es ihm, und bei den Worten:

Als selbst du warst mein Sehnen, warst mein Lieben!

konnte er sich nicht enthalten, laut auszurufen: O all' ihr hohen Himmel und was noch drüber, hätte ich das nur gewußt, nur geahnt! — Der Gute bedachte nicht, daß die Griechin nur lediglich die Liebe und Sehnsucht meinen konnte, die der Traum in seinem eignen Innern entzündet und die eben deshalb auch ihre Liebe und Sehnsucht zu nennen. Da aber aus ferneren Entwickelungen der Art der Gedanke des Selbst in zweideutige Konfusion geraten könnte, so ist davon abzubrechen.

Hff. war nun, da ihm das nötige Material in reichlichem Maße von zwei Seiten zugekommen, fest entschlossen, sein Versprechen zu erfüllen, und beantwortete auf der Stelle die drei erhaltenen Briefe. Er schrieb zuvörderst an Schnüspelpold:

Mein verehrter Herr Kanzlei-Assistent!

Unerachtet Sie, wie es der Inhalt Ihres werten, an mich gerichteten Briefes vom 25. d. M. klar und deutlich darthut, ein kleiner ungeschlachter Grobian zu sein belieben, so will ich Ihnen das doch gern verzeihen, da ein Mann, der solche schnöde Kunst treibt

wie Sie, gar nicht zurechnungsfähig ist, niemanden beleidigen kann und eigentlich aus dem Lande gejagt werden sollte. — Was ich über Sie geschrieben, ist wahr, sowie alle Nachrichten über Sie, die ich in der Fortsetzung der Begebenheiten des Barons Theodor von S. dem Publikum noch mitzuteilen im Begriff stehe, wahr sein werden. Denn Ihres lächerlichen Grimms unerachtet folgt diese Fortsetzung, die ich längst versprochen und zu der mir das hohe herrliche Wesen, das sich, wie ich weiß, Ihrer aberwitzigen Vormundschaft entzogen, selbst die Materialien geliefert hat. — Was meinen kleinen Teufel auf dem Schreibtische betrifft, so ist er mir viel zu sehr ergeben und fürchtet auch zu sehr meine Macht über ihn, als daß er Ihnen nicht lieber die Nase abbeißen oder die großen Augen auskratzen, als sich dazu verstehen sollte, Ihnen seine Kleider zu borgen, um mich zu necken. Sollten Sie, mein Herr Kanzlei-Assistent, doch keck genug sein, sich auf meinem Schreibtisch sehen zu lassen oder gar ins Tintenfaß zu springen, so sein Sie überzeugt, daß Sie so lange nicht wieder herauskommen werden, als noch ein Fünkchen Leben in Ihnen ist. Solche Leute wie Sie, mein Herr Kanzlei-Assistent, fürchtet man ganz und gar nicht und trügen sie auch noch so lange Haarzöpfe. Mit Achtung 2c.

An den Baron Achatius von F.

Ew. Hoch- und Wohlgeb. danke ich auf das Verbindlichste für die mir gütigst mitgeteilte, Ihren Herrn Neffen, den H. Baron Theodor von S. betreffende Notizen. Ich werde davon den gewünschten Gebrauch machen, und will hoffen, daß die von Ew. Hoch- und Wohlgeb. davon erwartete heilbringende Wirkung in der That erfolgen möge. Mit der vorzüglichsten Hochachtung 2c.

An den Baron Theodor von S.

Mein Herr Baron!

Ihr Schreiben vom 22. d. M. ist in der That so höchst wunderseltsam, daß ich, indem es mir Lächeln abnötigte, es ein paarmal durchlesen mußte, um klar darüber zu werden, was Sie wollen. Was ich dagegen will, weiß ich sehr bestimmt, nämlich Ihre ferneren Begebenheiten, insofern sie sich auf das wunderbare Wesen beziehen, mit dem das Ungeschick des Zufalls Sie in Berührung brachte, aufschreiben und einrücken lassen in den Berliner Taschenkalender für

das künftige Jahr. Erfahren Sie, daß sie selbst, die Schönste, mich dazu angeregt und selbst die dazu nötigen Nachrichten mitgeteilt hat. Erfahren Sie, daß ich mich jetzt im Besitz der himmelbauen Brieftasche und ihrer Geheimnisse befinde! — Wahrscheinlich werden Sie, mein Herr Baron, nichts mehr gegen mein Vorhaben einzuwenden haben. Sollte dies doch der Fall sein, so bin ich entschlossen, auch nicht die mindeste Rücksicht darauf zu nehmen, da mir das Gebot der holden Unbekannten mehr als alles gilt, sowie Ihnen in jeder Art Rede zu stehen. Übrigens zeichne ich mich mit vieler Achtung ꝛc. ꝛc.

Sprach Hff. in diesem letzten Schreiben von den Geheimnissen der himmelblauen Brieftasche, so meinte er allerdings das Messerchen, das magische Band ꝛc. und es war ihm in dem Augenblick, als habe er sie wirklich gefunden. Lügen wollte er nicht, auch ebensowenig dem Baron Theodor von S. vielleicht einigen Respekt einflößen für den Besitzer magischen Werkzeuges.

Sowie nun die drei Briefe in fröhlichem Mute weggesendet waren nach der Friedrichsstraße und nach der Post, machte sich Hff. über die Blättlein her, die er von verschiedenen, zum Teil ziemlich unleserlichen Händen beschrieben fand. Er ordnete diese Blättlein, verglich sie mit den ihm von dem Baron Achatius von F. mitgeteilten Notizen und brachte beides, Blättlein und Notizen, soviel wie möglich in Zusammenhang. Folgendes mag als Resultat dieser Bemühungen gelten.

Erstes Blättlein.

Auf diesem Blättlein stehen einige italiänische Zeilen, die offenbar von derselben Hand geschrieben sind, die die erst erwähnten Vers aufgezeichnet hat, mithin der Besitzerin der Brieftasche angehören. Die Worte scheinen sich auf jenes wunderliche Ereignis in Schnüspelpolds Wohnung zu beziehen, das beim Schlusse des Fragments erzählt wurde; billig geht also dieses Blättlein voran dem Reihen der übrigen.

Die Zeilen lauten wie folgt:

Hinweg mit allem Vertrauen, mit aller Hoffnung! — O Chariton meine geliebte Chariton, welch ein schwarzer Abgrund dämonischer Tücke und Arglist stand heute plötzlich offen vor meinen Augen! — Mein Magus, er ist ein Verräter, ein Bösewicht, nicht der, dem die Prophezeiung der guten Mutter galt, nicht der, für den er sich geschickt auszugeben und uns alle zu täuschen wußte. Dank der weis

Alten, die ihn durchschaute, mich warnte, kurz ehe wir Patras verließen, mich selbst den Talisman kennen lehrte, dessen Besitz mir die Gunst höherer Mächte vergönnte und dessen wunderbare Kraft mir unbekannt geblieben. Was wäre aus mir geworden, wenn dieser Talisman mir nicht Gewalt gäbe über den Kleinen und oft zum Schilde diente, an dem alle seine heimtückisch geführten Streiche abprallen! — Ich hatte mit meiner Maria den gewöhnlichen Spaziergang gemacht. Ach! — ich hoffte ihn zu sehen, der meine Brust entzündet in glühender Sehnsucht! — Wie ist er denn verschwunden auf unbegreifliche Weise? Hat er denn mich nicht erkannt? Sprach mein Geist vergebens zu ihm? Hat er nicht die Worte gelesen, die ich mit magischem Messer einschnitt in den geheimnisvollen Baum? — Als ich zurückkehrte in mein Zimmer, vernahm ich ein leises Ächzen hinter den Vorhängen meines Bettes. Ich wußte, was geschehen, und mochte, gutmütig genug, den Kleinen nicht heraustreiben aus dem Bette, weil er morgens über Kolik geklagt. Nicht lange dauerte es, als ich, da ich in ein anderes Zimmer getreten, ein Geräusch und dann ein lautes Gespräch vernahm, in das der Magus mit einem Fremden geraten schien. Dazwischen lärmte und schrie Apokatastos so gewaltig, daß ich wohl ahnen konnte, es müßte Besonderes vorgehen, wiewohl mein Ring ruhig blieb. Ich öffnete die Thüre — o Chariton! — Er selbst — Theodor stand mir vor Augen — Mein Magus hüllte sich ein in die Bettdecke, ich wußte, daß in diesem Augenblick ihm alle Kraft gebrochen. Mir bebte das Herz vor Entzücken! — Seltsam hätte es mir vorkommen müssen, daß Theodor, im Begriff mir entgegen zu eilen, auf ungeschickte Weise hinstürzte und dann sich gar possierlich gebärdete. Es kamen mir Zweifel, aber indem ich den Jüngling betrachtete, war es mir, als sei er, wenn auch nicht Teodoros Capitanaki selbst, so doch der aus griechischem fürstlichem Stamm Entsprossene, der bestimmt, mich zu befreien und dann Höheres zu beginnen. Die Stunde schien gekommen, ich forderte ihn auf das Werk zu beginnen, da schien ihn ein Schauer anzuwandeln. Doch erholte er sich und erzählte von seiner Herkunft. O Wonne, o Freude! ich hatte mich nicht getäuscht, ich durfte kein Bedenken tragen, ihn zu fassen in meine Arme, ihm zu sagen, daß es an der Zeit, seine Bestimmung zu erfüllen, daß ein Opfer gescheut werden müsse. Da — o all' ihr Heiligen! da wurden des Jünglings Wangen immer blässer und blässer, seine Nase spitzer und spitzer, seine Augen starrer und starrer! — Sein

Leib, schon dünn genug, schrumpfte immer mehr und mehr zu-
sammen! — Mir war's, als würfe er keinen Schatten mehr! —
Gräßliches Trugbild! Vernichten wollte ich die dämonische Täuschung,
ich zog mein Messer, aber mit Blitzesschnelle war der Wechselbalg
verschwunden! — Apokatastos schnatterte, pfiff und lachte hämisch,
der Magus sprang aus dem Bette, wollte fort durch die Thüre, in-
dem er unaufhörlich schrie: Braut — Braut! aber ich faßte ihn,
schlang das Band um seinen Hals. Er stürzte nieder und bat in
den kläglichsten Jammertönen um Schonung. Gregoros Seleskeh, rief
Apokatastos, du bist verlesen, du verdienst kein Erbarmen! — „Ach
Gott! schrie der Magus; was Seleskeh, ich bin ja nur der Kanzlei-
Assistent Schnüspelpold aus Brandenburg!“ — Bei diesen furcht-
baren Zaubernamen — Kanzlei-Assistent — Schnüspelpold —
Brandenburg — ergriff mich tiefes Entsetzen, ich fühlte, daß ich
noch in den Ketten des dämonischen Alten! Ich wankte fort aus
dem Zimmer. — Weine, klage mit mir, o meine geliebte Chariton
— Nur zu klar ist es mir, daß das Trugbild, was der Magus mir
unterschieben wollte, sich schon früher als schwarzer Hasenfuß im
Tiergarten zeigte, daß ihm der Magus die himmelblaue Brieftasche
in die Hände spielte, daß — ihr ewigen Mächte, soll ich Raum geben
meinem furchtbaren Argwohn? — bringe ich mir die ganze Gestalt
des jungen Menschen im letzten Augenblick vor Augen — es lag
etwas, wie aus Kork Geformtes darin. — Mein Magus ist erfahren
in aller kabbalistischer Wissenschaft des Orients, nichts als ein von
ihm aus Kork geschnitzter Teraphim ist vielleicht dieser angebliche
Teodoros, der nur periodisch zu leben vermag. Daher kam es, daß
als mein Magus mich verlockt hatte hierher, unter dem Versprechen,
mich meinem Teodoros in die Arme zu führen, der Zauber des-
halb mißlang, weil der Teraphim, den ich zur Nachtzeit höchst er-
bärmlich auf dem Sopha liegend im Wirtshause fand, gerade all
ihm künstlich hineinoperierten Sinne beraubt war. Mein Talisman
wirkte, ich erkannte augenblicklich den schwarzen Hasenfuß und zwang
ihn, mir selbst, wie es die Konstellation nun einmal wollte, die
himmelblaue Brieftasche in die Hände zurückzugeben. — Bald muß
sich alles aufklären. —

Diesen Zeilen ist aus den Notizen des Barons Achatius von
noch manches hinzuzufügen.

Wo bleibt, fragte Frau von G., die elegante Wirtin eines noch eleganteren Thees, wo bleibt unser lieber Baron? Es ist ein herrlicher Jüngling, voller Verstand, hinreißender Bildung und dabei von einer Fantasie und einem seltnen Geschmack im Anzuge, daß ich ihn schmerzlich vermisse in meinem Zirkel.

In dem Augenblick trat der Baron Theodor von S., der eben gemeint, hinein in den Saal, und ein leises Ah! flüsterte durch die Reihe der Damen.

Man bemerkte indessen bald eine gänzliche Änderung in des Barons ganzem Wesen. Fürs erste fiel allgemein die Nachlässigkeit im Anzuge auf, die beinahe die Grenzen des Anstandes überschritt. Der Baron hatte nämlich den Frack, ein Intervall der Knöpfe überspringend, schief zugeknöpft, die Brustnadel saß um zwei Finger breit zu tief auf dem Jabot, sowie die Lorgnette wenigstens anderthalb Zoll zu hoch hing; was aber durchaus unverzeihlich schien, der Lockenwurf des Haars war durchaus nicht dem ästhetischen Prinzip gemäß, vielmehr nach der Richtung, wie es auf dem Haupte gewachsen, aufgekämmt. Die Damen schauten den Baron ganz verwundert an, die Elegants würdigten ihn aber keines Wortes, keines Blickes. Das erbarmte endlich den Grafen von E. Er führte geschwinde den Baron in ein anderes entlegenes Zimmer, machte ihn auf die groben Verstöße in der Kleidung, die ihn um allen guten Ruf hätten bringen können, aufmerksam, und half alles besser ordnen, indem er selbst mittelst eines Taschenkammes sinnreich und geschickt den Dienst des Haarkräuslers versah.

Als der Baron wieder in den Saal trat, lächelten ihn die Damen wohlgefällig an, die Elegants drückten ihm die Hände, die ganze Gesellschaft war erheitert. —

Zuerst wußte der Graf von E. gar nicht, was er aus dem Baron machen sollte. So schonend als möglich hatte er ihn die begangenen Verstöße merken lassen, damit ihn Schreck und Verzweiflung nicht erschmettern solle, aber ganz gleichgültig, stumm und starr war er geblieben. Nun wußte aber bald die ganze Gesellschaft nicht, wie sie mit dem Baron beraten, denn ebenso gleichgültig, stumm und starr setzte er sich hin und gab auf alle Fragen der thee- und wortreichen Wirtin verkehrte lakonische Antworten. Man schüttelte unmutig den Kopf, nur sechs Fräuleins sahen verschämt errötend vor sich nieder, weil jede glaubte, der Baron sei in sie verliebt und deshalb so zerstreut und unordentlich im Anzuge. Hatten selbige Fräu-

leins wohl den Shakespeare und zwar: Wie es Euch gefällt, gelesen? (Dritter Aufzug, zweite Scene.)

Eben war, nachdem man die Vortrefflichkeiten und Herrlichkeiten eines neuen aberwitzigen Balletts gehörig entwickelt und gerühmt, eine Stille entstanden, als der Baron, wie plötzlich aus einem tiefen Traum erwachend, laut rief: Pulver — Pulver in die Ohren gestreut und dann angezündet — es ist fürchterlich — schrecklich — barbarisch!

Man kann denken, wie alle ganz betroffen den Baron anschauten. O sagen Sie, sprach die Wirtin, o sagen Sie, bester Baron, gewiß hat irgend etwas Ihre tiefste Fantasie aufgeregt, Ihre Brust ist zerrissen, Ihr ganzes Innere verstört? — Was ist es, sprechen Sie! O es wird gewiß etwas höchst Interessantes sein? — Der Baron war hinlänglich wach geworden, um zu fühlen, daß er wirklich selbst in diesem Augenblick höchst interessant sich gebärden könne. Er hob daher die Augen gen Himmel, legte die Hand auf die Brust und sprach mit bewegter Stimme: O Gnädige! lassen Sie mich das fürchterliche Geheimnis tief in meiner Brust bewahren, das keine Worte kennet, sondern nur den todbringenden Schmerz! — Alle mußten erbeben vor diesen sublimen Worten, nur der Professor L. lächelte sarkastisch und — Doch sei es dem Autor erlaubt, bei Gelegenheit des Professors einige Worte einzuschalten über die sinnreiche Organisation unserer Thees, wie sie wenigstens in der Regel stattfindet. Der bunte Flor schön geputzter artiger Fräuleins und schwalbgeschweifter schwarzer oder blauer Jünglinge ist gewöhnlich durchschossen mit zwei oder drei Dichtern und Gelehrten, und so mag die psychische Mischung des Zirkels verglichen werden mit der physischen Mischung des Thees.

Die Sache kommt so zu stehen:

1) Thee, die hübschen artigen Frauen und Fräuleins als Grundbasis und begeisterndes Aroma des Ganzen.
2) Laues Wasser (es kocht selten recht), die schwalbgeschweiften Jünglinge.
3) Zucker, die Dichter
4) Rum, die Gelehrten

} wie sie nämlich sich gestalten müssen, um für den Thee brauchbar zu erscheinen.

Für Zwieback, Pumpernickelschnitte, kurz für alles, was nur von wenigen gelegentlich zugebissen wird, können die Leute gelten, die von den letzten Avisen sprechen, von dem Kinde, das nachmittags in der und der Straße zum Fenster hinausgestürzt, von dem letzten

Feuer, und wie die Schlauchspritzen gute Dienste gethan, die ihre Rede gewöhnlich mit: Wissen Sie schon? anfangen und sich bald entfernen, um im sechsten Zimmer heimlich einen Zigarro zu rauchen. —

Also der Professor L. lächelte sarkastisch und meinte, daß der Baron heute vorzüglich frisch aussähe trotz des todbringenden Schmerzes im Innern.

Der Baron, ohne auf das zu merken, was der Professor gesprochen, versicherte, daß ihm heute nichts Angenehmeres geschehen könne, als auf einen mit historischer Kenntnis so reich ausgestatteten Mann zu treffen, als der Herr Professor es sei.

Dann fragte er sehr begierig, ob es denn wahr, daß die Türken im Kriege ihre Gefangenen auf die grausamste Weise ums Leben brächten, und ob dies nicht gegen das Völkerrecht merklich anstoße. Der Professor meinte, daß es so gen Asien zu mit dem Völkerrecht immer mißlicher werde, und daß es sogar schon in Konstantinopel verstockte Leute gebe, die kein Naturrecht statuieren wollten. Was nun das Umbringen der Gefangenen betreffe, so wäre das, wie der Krieg überhaupt, schwer unter ein Rechtsprinzip zu bringen, und dies daher dem alten Hugo Grotius in seinem Taschenbüchelchen: de jure belli et pacis betitelt, blutsauer geworden. Man könne daher in dieser Hinsicht nicht sowohl von dem was recht, als von dem sprechen, was schön und nützlich. Schön sei jenes Abthun der wehrlosen Gefangenen nicht, aber oft nützlich. Selbst von diesem Nutzen hätten aber die Türken in neuester Zeit nicht profitieren wollen, mit verschwenderischer Bonhommie Pardon gegeben und sich großmütig mit Ohrabschneiden begnügt. Fälle gebe es aber allerdings, in denen nicht allein alle Gefangenen gegenseitig umgebracht, sondern auch alle unmenschliche viehische Grausamkeiten ausgeübt werden würden, die jemals die sinnreichste Barbarei erfunden. Z. B. würde dies ganz gewiß, ja ganz vorzüglich stattfinden, wenn es jemals den Griechen einfallen sollte, mit Gewalt das Joch abzuschütteln, unter dem sie schmachten. Der Professor begann nun, mit dem Reichtum seiner historischen Kenntnisse im kleinsten Detail prahlend, von den Martern zu sprechen, die im Orient üblich. Er begann mit dem geringen Ohr- und Nasabschneiden, berührte flüchtig das Augenausreißen oder Ausbrennen, ließ sich näher aus über die verschiedenen Arten des Spießens, gedachte rühmlichst des humanen Dschingiskan, der die Leute zwischen zwei Bretter binden und durchsägen ließ, und wollte eben zum langsamen Braten und in Öl sieden übergehen, als plötzlich

zu seiner Verwunderung der Baron Theodor von S. mit zwei Sprüngen hinaus war durch die Thüre. —

Unter den von dem Baron Achatius von F. übersendeten Papieren befindet sich ein kleiner Zettel, worauf von des Barons Theodor von S. Hand die Worte stehen:

„O himmlisches süßes holdes Wesen! welche Qualen hat der Tod, hat die Hölle, die ich siegender Held nicht um dich ertragen sollte! Nein, du mußt mein werden, und drohte mir auch der martervollste Untergang! — O Natur, süße grausame Natur, warum hast du nicht allein meinen Geist, sondern auch meinen Leib, so zart, so empfindlich geschaffen, daß mich jeder Flohstich schmerzt! Warum, ach warum kann ich, ohne ohnmächtig zu werden, kein Blut sehen, am wenigsten das meinige!"

Zweites Blättlein.

Auf diesem stehen aphoristische Bemerkungen über des Barons Theodor von S. Thun und Treiben, die von irgend jemanden, der ihn genau beobachtete, aufgeschrieben und zur Mitteilung an Schnüspelpold bestimmt zu sein scheinen. Die Hand ist fremdartig und oft schwer zu entziffern. In bessern Zusammenhang gebracht, ist folgendes daraus zu berichten. — Jener Abend bei Frau von G. hatte, unerachtet die anfängliche allgemeine Äußerung des Mißfallens unheilbringend geschienen, doch für den Baron die ersprießlichsten Folgen. Ein besonderer Glanz umfloß ihn und er kam mehr in die Mode als jemals. Er blieb in sich gekehrt, zerstreut, führte verwirrte Reden, seufzte, starrte die Leute gedankenlos an, ja, er wagte sogar einigemal das Halstuch nachlässig zu knüpfen und im flachsfarbner Oberrock zu erscheinen, den er sich, da ihm Farbe und Form solcher Kleidung am besten zu stehen schienen, ausdrücklich hatte machen lassen, der interessanten Unschicklichkeit halber. Man fand das alles allerliebst zum Entzücken. Jede, jeder haschte nach dem Augenblick ihn unter vier Augen auszufragen über sein vorgebliches Geheimnis und es war etwas mehr dahinter als bloße Neugierde. Manche junge Mädchen fragte, in der Überzeugung, daß nichts anders als das Geständnis seiner Liebe über des Barons Lippen fließen könne. Andere, die diese Überzeugung nicht hatten, drangen deshalb in den Baron, weil sie wohl wußten, daß ein Mann, der einem jungen Frauenzimmer irgend ein Geheimnis entdeckt, und sollte es auch

ein sorglich zu verschweigender Liebesbund mit einer andern sein, wenigstens einen Teil seines Herzens mit wegschenkt, und daß die Vertraute gewöhnlich den Teil, der für die Glückliche übriggeblieben, nach und nach in Anspruch nimmt und wirklich gewinnt. Alte Damen wollten das Geheimnis wissen, um nachher die gebietende Herrin zu spielen, junge Männer aber, weil sie gar nicht begreifen konnten, wie dem Baron, und nicht ihnen, das Außerordentliche begegnet, und weil sie gern wissen wollten, wie es anzufangen, um ebenso interessant zu erscheinen als er. — Jede Mitteilung dessen, was sich in Schnüspelpolds Wohnung an jenem Tage begeben, war natürlicherweise unmöglich. Der Baron mußte schweigen, weil er nichts zu entdecken hatte, und ebendaher kam es, daß er bald sich selbst einbildete, er trüge ein Geheimnis in sich, das ihm selbst ein Geheimnis. Andre Leute von etwas melancholischem Temperament hätte solch ein Gedanke zum Wahnsinn treiben können, der Baron befand sich aber sehr wohl dabei, ja er vergaß darüber das eigentliche nicht mitteilbare Geheimnis und Schnüspelpold und die schöne Griechin dazu. In dieser Zeit gelang es denn auch den Künsten der kokettierenden Amalie Simson, den Baron wieder an sich zu ziehen. Sein Hauptgeschäft war, schlechte Verse zu drechseln, noch schlechtere Musik dazu zu machen und die miserablen Erzeugnisse seiner verstockten Muse der Bankiers-Tochter vorzuplärren. Er wurde bewundert und war daher im Himmel. Das sollte aber nicht lange dauern.

Eines Abends, als er aus einer Abendgesellschaft die eben bei dem Bankier Nathanael Simson stattgefunden, spät in der Nacht zurückgekehrt, sich entkleiden ließ, faßte er in die Brusttasche des Fracks, um die Börse herauszunehmen. Mit der Börse zog er aber ein kleines Zettelchen hervor, auf dem die Worte standen:

> Unglückseliger, Verblendeter! Kannst du so leicht die vergessen, die dein Leben, dein alles sein sollte, mit der dich höhere Mächte verbanden zum höheren Sein?

Ein elektrischer Schlag durchfuhr sein Inneres. — Keine andere als die Griechin hatte diese Worte geschrieben. Das Himmelsbild stand ihm vor Augen, er lag in den Armen der Schönsten, er fühlte ihre Küsse auf seinen Lippen brennen! — Ha, rief er begeistert aus, sie liebt mich, sie kann mich nicht lassen! Verschwinde, schnöder Trug! Geh zurück in dein Nichts, kecke Bankiers-Tochter! — Hin zu ihr, der Göttlichen, der hohen, hehren — hin zu ihren Füßen zu stürzen und Verzeihung zu erringen! —

Der Baron wollte fort, der Kammerdiener erinnerte dagegen, ob es nicht besser sein würde, schlafen zu gehen, der Baron packte ihn aber bei der Gurgel, flammte ihn an mit gräßlichem Blick und sprach: Verräter, was sprichst du von Schlaf, wenn ein ganzer Ätna von Liebesglut im Innern aufgelodert? — Darauf küßte er, während ihn der Kammerdiener vollends auskleidete, unter allerlei verwirrten unverständigen Redensarten nach einigemal den Zettel, der, er wußte wahrlich nicht wie, in seine Rocktasche gekommen, legte sich ins Bette und verfiel bald in süßen Schlummer.

Man kann denken, mit welcher Hast er andern Morgens, nachdem er sich auf das Schönste und Geschmackvollste angekleidet, nach der Friedrichsstraße rannte. Hoch klopfte ihm das Herz vor Entzücken, aber noch höher — vor innerer Angst und Beklommenheit, als er die Klingelschnur des Hauses fassen wollte. Wenn nur nicht die verdammten Zumutungen wären! So dachte er und zögerte länger und länger vor der Thüre, in schwerem Kampfe mit sich selbst begriffen, bis er am Ende in einer Art verzweifelten Mutes die Klingel stark anzog.

Man öffnete, leise schlich er die Treppe hinauf, lauschte an der wohlbekannten Thüre. Da sprach drinnen eine gellende schnatternde Stimme:

> Der Heerführer kommt gewappnet und gerüstet mit dem Schwert in der Hand, und wird vollbringen, was du gebeutst. Will dich aber ein mutloser Schwächling täuschen, so stoße ihm dein Messer in die Brust.

Der Baron drehte sich sehr geschwind um, sprang ebenso schnell die Treppe hinab und lief, was er konnte, die Friedrichsstraße hinab.

Unter den Linden hatte sich ein Haufe Menschen gesammelt, die einem jungen Husarenoffizier zuschauten, der sein wildgewordenes Pferd nicht bändigen zu können schien. Das Pferd sprang, bäumte sich so, daß es jeden Augenblick überzuschlagen drohte. Es war graulich anzusehen. Aber fest, wie angeschmiedet, saß der Offizier, zwang endlich das Pferd zu zierlichen Courbetten und ritt dann im kurzen Trabe davon.

Ein lautes freudiges: Ha, welch ein Mut, welche Besonnenheit — o herrlich! das aus dem Fenster des ersten Stocks eines Hauses zu kommen schien, zog des Barons Blick in die Höhe, und er gewahrte ein bildschönes Mädchen, die ganz errötet vor Angst, Thränen im Auge, dem kühnen Reiter nachblickte.

In der That, sprach der Baron zu dem Rittmeister von B., der sich indessen zu ihm gesellt hatte, das ist ein kühner mutiger Reiter, die Gefahr war groß.

Nichts weniger als das, erwiderte der Rittmeister lächelnd, nur gewöhnliche Reiterkünste hat der Herr Lieutenant hier produziert. Sein schönes kluges Pferd ist zugleich eines der frömmsten, die ich kenne, aber dabei ein vortrefflicher Komödiant, der einzugreifen weiß in das Spiel des Herrn. Die ganze Komödie wurde aufgeführt, um jenem hübschen Mädchen dort Angst einzujagen, die sich auflöst in süße Bewunderung des herrlichen kühnen Pferdebändigers, dem dann forthin ein Tanz und — auch wohl ein verstohlner Kuß nicht abgeschlagen wird. Der Baron erkundigte sich angelegentlichst, ob es wohl schwer sei, dergleichen Künste zu erlernen, und gestand, als der Rittmeister versicherte, daß der Baron, da er schon sonst ganz passabel reite, sehr bald solches Spiels mächtig werden würde, wie ganz besondere geheimnisvolle Verbindungen ihm es wünschenswert machten, einer gewissen Dame ebenso zu erscheinen, wie der Husarenlieutenant jenem Mädchen. Der Rittmeister, den Schalk im Innern, bot sich selbst zum Lehrer und eins seiner Pferde, das sich auch recht gut auf solches Spiel verstehe, zur Ausführung des Planes an.

Es ist zu merken, daß jener Auftritt in dem Baron die Idee erweckt hatte, sich der Griechin auf eine ganz gefahrlose Weise als einen mutigen Mann zu zeigen, damit sie nur nicht mehr nach seinem Mut frage, das übrige nebst den chimärischen Plänen, wegen Befreiung der miserablen Griechen, werde (so meinte er) dann wohl nach und nach in Vergessenheit geraten.

Die Studien des Barons waren vollendet, selbst auf der Straße hatte er schon gelungene Versuche gemacht, in Gegenwart des Rittmeisters. Da ritt er eines Morgens, oder vielmehr Mittags, wenn die Straßen am lebendigsten sind, durch die Friedrichsstraße. — O Himmel! die Griechin stand am Fenster, Schnüspelpold neben ihr. Der Baron begann seine Künste, aber sei es nun, daß er sich übernahm in dem Augenblick der Begeisterung, oder daß das Pferd gerade nicht aufgelegt war zu solcher Spielerei, genug — ehe er sich's versah, flog der Baron herab aufs Straßenpflaster, und ruhig blieb das Roß stehen, drehte seitwärts den Kopf und schaute den Gefallnen an mit klugen Augen. Die Leute sprangen herbei, um den Baron, der in tiefer Ohnmacht dalag, aufzuheben und ins Haus zu tragen. Ein alter Regiments-Chirurgus, der eben vorüberging, drängte sich

aber durchs Volk, schaute dem Baron ins Gesicht, faßte seinen Puls, befühlte ihn am ganzen Leibe und brach dann los: Alle tausend Elemente, mein Herr! was treiben Sie für Narrenstreiche, Sie sind ja gar nicht ohnmächtig, Ihnen fehlt ja nicht das allermindeste, setzen Sie sich doch nur wieder getrost auf! — Wütend riß sich der Baron von den Leuten los, schwang sich aufs Pferd und ritt davon unter dem schallenden Hohngelächter des versammelten Volks, begleitet von muntern Straßenbuben, die jauchzend neben ihm her Kurier liefen. — Durchaus hatte es dem Baron nicht gelingen wollen, sich der Angebeteten als ein kühner, mutiger Mann zu zeigen, selbst das letzte Mittel, das die Verzweiflung ihm eingab, die verstellte Ohnmacht nämlich, schlug fehl durch die heillose Dazwischenkunft des geraden, keine Schonung kennenden Chirurgus.

So weit das Blättlein. In den Notizen des Barons Achatius von F. hat sich nichts gefunden, was mit dem Vorhergehenden in Verbindung zu bringen gewesen wäre.

Drittes Blättlein.

Vier Blättlein können hier schicklich zusammengezogen werden in eines, da sie die fortlaufende Erzählung eines und desselben Ereignisses enthalten. Die Schrift scheint von dem Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold selbst herzurühren.

Der Baron Theodor von S. schlief in der trüben regnigten Bartholomäus-Nacht so erstaunlich fest, daß ihn selbst das Geheul des Sturmwindes, das Klappern und Klirren des aufgesprungenen Fensterflügels nicht zu wecken vermochte. Plötzlich fing er aber an, die Nase zu ziehen, als verspüre er irgend einen Geruch. Dann lispelte er kaum vernehmlich: o gieb mir diese schönen Blumen, du meine süße Liebe! und schlug die Augen auf. Grenzenlos schien sein Erstaunen, als er das Zimmer blendend erleuchtet, dicht vor Augen aber einen großen duftenden Blumenstrauß erblickte. Dieser Blumenstrauß war aber an dem Rock befestigt, den ein alter Mann angezogen, welchen ein verleumderischer Schriftsteller als verwachsen, krummbeinigt, grotesk in seinem ganzen Wesen geschildert hat. Gut ist es aber, daß besagter Schriftsteller den Mann hat zeichnen lassen, und daß die Zeichnung zum Sprechen ähnlich geraten ist. Jeder kann sich daher überzeugen, daß jene Schilderung gänzlich gegen die Wahrheit anstößt. Um tausend Gottes willen, rief der Baron ganz erschrocken,

Herr Kanzlei-Assistent Schnüspelpold, wo kommen Sie hierher zu dieser Stunde?

Erlauben Sie, sprach Schnüspelpold, nachdem er den Fensterflügel befestigt und sich niedergelassen hatte auf den Lehnsessel, den er dicht ans Bette gerückt, erlauben Sie, verehrtester Herr Baron, daß ich Ihnen meinen Besuch abstatte. Zwar ist die Stunde ungewöhnlich, indessen gerade die einzige, in der ich mich, ohne Aufsehn zu erregen, zu Ihnen begeben konnte, um Sie in Geheimnisse einzuweihen, von denen Ihr Liebesglück abhängt.

Sprechen Sie, erwiderte der Baron, der sich jetzt erst ganz ermuntert, sprechen Sie, bester Schnüspelpold, vielleicht gelingt es Ihnen, mich aus der schrecklichen Trostlosigkeit zu reißen, in der ich mich befinde. O Schnüspelpold! —

Ich weiß, fuhr Schnüspelpold fort, ich weiß, wertester Herr Baron, was Sie sagen wollen, und will nicht verhehlen, daß gewisse alberne Streiche, z. B. der Sturz vom Pferde —

O! o! o! seufzte der Baron und verbarg sich in die Kopfkissen.

Nun, nun, sprach Schnüspelpold weiter, ich will diese mißtönende Saite nicht weiter berühren, sondern nur im allgemeinen bemerken, daß Ihr ganzes Betragen und Treiben, wertester Baron, von dem Augenblick an, als Sie mein Mündel geschaut und sich in sie verliebt hatten, von der Art war, daß alle meine Bemühungen, Ihre Verbindung mit der Schönsten zustande zu bringen, scheitern mußten. Besser ist es daher, Sie mit dem, was zu thun, vertrauter zu machen, dies setzt aber voraus, daß ich Ihnen über meine und meines Mündels Verhältnisse mehr sage, als es gewisser Konstellationen halber eigentlich ratsam sein dürfte. Vernehmen Sie also! — Ich fange, wie die Klugheit jedem in allen Verhältnissen des Lebens gebeut, von mir selbst an. Alle Leute, denen ich in die Nähe komme, sprechen, ich sei ein kurioser Mann, mit dem es nicht recht richtig, ohne daß diese Leute selbst wissen, was sie damit meinen. Allen excentrischen Männern, d. h. solchen, die aus dem enge gezogenen Kreise des gewöhnlichen Treibens hinausspringen, denen die abgeschlossene Wissenschaft nicht genügt, die Stoff und Nahrung höherer Weisheit nicht in Büchern, sondern die Propheten selbst aufsuchen in fernen Landen, geht es aber so, und auch mir. Erfahren Sie, bester Herr Baron — aber Sie schlafen! — Nein, nein, wimmerte der Baron unter dem Kissen hervor, ich kann mich nur noch nicht ganz von dem unglücklichen Sturz erholen, erzählt nur, Schnüspelpoldchen!

Erfahren Sie also, fuhr Schnüspelpold fort, daß ich, nachdem ich Kanzlei Assistent geworden, mich mit Macht hingezogen fühlte zu der Wissenschaft aller Wissenschaften, die nur ein flacher abgestumpfter Zeitgeist verwerfen, nur ein unwissender Thor für dummes abgeschmacktes Zeug erklären kann. Ich meine die göttliche Kabbala! — Ihnen mehr von dieser Wissenschaft und von der Art zu sagen, wie es mir gelang einzudringen in ihre Tiefen, das verlohnt nicht der Mühe, da Sie den Teufel was davon verstehen, und vor schnöder unweiser Langeweile bald fest einschlafen würden. Es genügt zu sagen, daß ein Kabbalist unmöglich auf die Dauer mit Mut und Liebe Kanzlei Assistent bleiben kann. Es war die heilige göttliche Kabbala, die mich forttrieb aus der Kanzelei, forttrieb aus dem lieben Brandenburg in ferne Länder, wo ich die Propheten fand, die mich annahmen als wißbegierigen gelehrigen Schüler. — Man muß die Asche der Väter ehren! — Mein Vater, der Knopfmacher Schnüspelpold, war ein ziemlicher Kabbalist, und die Frucht vieljähriger Bemühungen ein Talisman, den ich aus meines Vaters Erbschaft mitnahm auf meiner Reise, und der mir gute Dienste geleistet hat. Es besteht dieser Talisman in einem zierlich gearbeiteten Hosenknopf, den man auf der Herzgrube tragen muß, und — Doch Sie hören mich nicht, Baron? — Allerdings, sprach der Baron noch immer in den Kissen, aber Ihr erzählt entsetzlich weitläuftig, Schnüspelpold, und noch habt Ihr gar nichts vorgebracht, was mich trösten könnte.

Das würde schon kommen, versicherte Schnüspelpold, und fuhr dann weiter fort:

Ich durchreiste die Türkei, Griechenland, Arabien, Ägypten und andere Länder, wo sich den Kundigen die Schachte tiefer Weisheit öffnen, und kehrte endlich, nachdem ich dreihundertunddreiunddreißig Jahre auf der Reise zugebracht, nach Patras zurück. Es begab sich, daß ich in der Gegend von Patras bei einem Hause vorüberging, welches, wie ich wußte, von einem aus fürstlichem Stamm entsprossenen Griechen bewohnt wurde. Man rief mir nach: Gregoros Selefkeh, trete herein, du kommst zur rechten Stunde. Ich drehte mich um, erblickte in der Thür eine alte Frau, deren Gesicht und Gestalt Sie, wertester Herr Baron, und andere künstlerische Leute an die Sibyllen des Altertums erinnert hätte. Es war Aponomeria, die weise Frau, mit der ich sonst in Patras Umgang gepflogen und die meine Kenntnisse ungemein bereichert hatte. Wohl wußte ich nun,

daß Aponomeria Hebammendienste verrichten sollte, was eigentlich ihr Beruf war in Patras. Ich trat hinein, die Fürstin lag in Kindesnöten, und bald war ein liebliches Wunder von Mägdelein geboren. Gregoros Seleskeh, sprach Aponomeria feierlich, betrachte dieses Kind aufmerksam und berichte, was du erschaut. Ich that das, ich fixierte meinen ganzen Sinn, all' meine Gedanken auf das kleine Wesen. Da entzündete sich über dem Haupte des Kindes ein blendender Strahlenschimmer, in diesem Schimmer wurde aber ein blutiges Schwert und dann eine mit Lorbeern und Palmen umwundene Krone sichtbar. — Ich verkündete das. Da rief Aponomeria begeistert: Heil, Heil der edlen Fürstentochter! — Die Fürstin lag wie im Schlummer, doch bald leuchteten ihre Augen auf, sie erhob sich frisch und munter, alle Jugendblüte im holden Antlitz, aus dem Bette, kniete nieder vor dem Bildnis des heiligen Johannes, das über einem kleinen Altar im Zimmer angebracht, und betete, den verklärten Blick emporgerichtet. „Ja, sprach sie dann, im Innersten bewegt, ja, meine Träume werden wahr — Teodoros Capitanaki — das blutige Schwert, es gehört dir, aber die palmen- und lorbeerumwundene Krone empfängst du aus der Hand dieser Jungfrau. Gregoros Seleskeh, Aponomeria! Meinen Gemahl — all' ihr Heiligen, vielleicht ist er schon nicht mehr! — mich wird bald ein früher Tod hinraffen. Dann sollt ihr die treuen Eltern dieses Kindes sein. — Gregoros Seleskeh, ich kenne deine Weisheit, die Mittel, die dir zu Gebote stehen, du wirst ihn auffinden, den, der das blutige Schwert trägt, ihm wirst du die Fürstentochter in die Arme führen, wenn die Morgenröte aufsteigt, wenn die ersten Strahlen glühend aufflimmern, und von ihnen zum Leben entzündet das gebeugte Volk sich aufrichtet!" — Als ich nach zwölf Jahren wieder nach Patras kam, waren beide gestorben, der Fürst und seine Gemahlin. Bei Aponomeria fand ich die Tochter, die nunmehr unser Kind worden. Wir gingen nach Cypern und fanden den, den wir suchten, den wir suchen mußten, um den reichen Schatz, das Besitztum der jungen Fürstin, in Empfang zu nehmen, in dem verfallnen Schloß zu Bassa, ehemals Paphos. — Hier fiel es mir ein, das Horoskop der jungen Fürstin zu stellen. Ich brachte heraus, daß ihr hohes Glück, ein Thron bestimmt durch die Verbindung mit einem Fürsten; aber zu gleicher Zeit gewahrte ich die Zeichen blutigen Mordes, grauenvoller Unthaten, entsetzlicher Todeskämpfe, mich selbst darin verflochten und in dem Augenblick des höchsten Glanzes der Fürstin arm, verlassen,

elend, aller meiner Wissenschaft, meiner kabbalistischen Kraft beraubt. Doch schien es, als wenn der Kabbala es vergönnt sein könnte, selbst die Macht der Gestirne zu besiegen, und zwar durch die künstliche Entzweiung der ineinander wirkenden Prinzipe und Einschaffung eines dritten, zur Lösung des Knotens. Dies letzte war nun meine Sache, wenn ich das Unglück, das mir drohte, in dem Schicksal meiner Pflegetochter von mir abwenden und ruhig und glücklich bleiben wollte, bis an mein Lebensende. — Ich forschte und forschte, wie das dritte Prinzip zu erzeugen. Ich bereitete einen Teraphim — Sie wissen, Herr Baron, daß die Kabbalisten damit ein künstliches Bild bezeichnen, das, indem es geheime Kräfte der Geisterwelt weckt, durch scheinbares Leben täuscht. Es war ein hübscher Jüngling, den ich aus Thon gebildet und dem ich den Namen Theodor gegeben. Die junge Fürstin freute sich über sein artiges Wesen und seinen Verstand, sowie sie ihn aber berührte, zerfiel er in Staub, und ich gewahrte zum ersten Mal, daß dem Fürstenkinde gewisse magische Kräfte inwohnen müssen, die meinem kabbalistischen Scharfblick entgangen. Mit einem Teraphim war daher nichts auszurichten, und es blieb nichts übrig, als einen Menschen zu finden, der durch magische Operationen geschickt gemacht werden konnte, jene Entzweiung zu bewirken und in die Stelle des unheilbringenden Teodoros Capitanaki zu treten. — Mein Freund, der Prophet Sisur, half mir aus der Verlegenheit. Er sagte mir, daß sechs Jahre vor der Geburt der Fürstentochter eine Baronesse von S. im Mecklenburg-Strelitzschen, die die Tochter einer griechischen Fürstin aus Cypern sei, einen Sohn geboren —

Was? rief der Baron, indem er aus den Kissen herausfuhr und den Kanzlei-Assistenten anblickte mit blitzenden Augen, was — wie? — Schnüspelpoldchen, Sie sprechen ja von meiner Mutter! — so sollte es doch wahr sein?

Sehn Sie wohl, sprach Schnüspelpold, indem er arglistig schmunzelte, sehn Sie wohl, wertgeschätztester Herr Baron, nun kommt das Interessante, nämlich Ihre eigene werte Person. Dann fuhr er fort: Also der Prophet Sisur entdeckte mir die Existenz eines achtzehnjährigen sehr hübschen und angenehmen mecklenburgschen Barons, der wenigstens von mütterlicher Seite aus griechischem fürstlichem Stamm entsprossen, bei dessen Geburt alle Gebräuche nach griechischer Art beobachtet worden, und der in der Taufe den Namen Theodor erhalten. Dieser Baron, versicherte der Prophet, würde ungemein

geschickt zu dem wirklich lebendigen Teraphim taugen, mittelst dessen das Horoskop zu vernichten, und den Fürsten Teodoros Capitanaki samt seinem blutigen Schwert in ewige Vergessenheit zu begraben. Der Prophet schnitzte hierauf ein kleines Männlein aus Korkholz, strich es mit Farben an, kleidete es auf eine Weise, die mir sehr possierlich vorkam, und versicherte, daß dies Männchen eben der Baron Theodor von S. sei, wiewohl in verjüngtem Maßstabe. Ich muß denn auch gestehen, daß, als ich Sie, mein wertgeschätzter Herr Baron, zum ersten Mal zu sehen das Glück hatte, mir gleich das Korkmännchen vor Augen stand, es giebt nichts Täuschenderes. Derselbe holde schwärmerische Blick, der Ihre Augen beseelt — „Finden Sie auch die Schwärmerei in meinem Blick, die den tiefen Genius verkündet?“ — so unterbrach der Baron den Kanzlei-Assistenten, indem er die Augen gräßlich verdrehte.

Allerdings, sprach Schnüspelpold weiter, allerdings! Ferner dieselbe Narrheit im ganzen Wesen und Betragen. —

Sind Sie des Teufels! schrie der Baron erzürnt.

Bitte sehr, fuhr Schnüspelpold fort, bitte sehr, ich meine bloß jenes närrische Wesen, wodurch sich eminente Genies, excentrische Köpfe von gewöhnlichen vernünftigen Menschen unterscheiden. Es klebt mir, zu meiner Freude, auch etwas von jenem Wesen an, und ich würde noch heftiger ausschreiten, wenn mich nicht mein Haarzopf daran hinderte. — Wir beide, der Prophet und ich, mußten herzlich über das kleine Püppchen lachen, denn es kam uns beiden ungemein albern vor; indessen wurde ich sehr bald von der Richtigkeit der kabbalistischen und astrologischen Beobachtungen, die der weise Sifur angestellt hatte, auf das innigste überzeugt. Nicht in Staub zerfiel das Püppchen, als die Fürstin es berührte, sondern sprang freudig auf ihrem Schooße umher. Sie gewann es sehr lieb und nannte es ihren schönen Teodoros. Aponomeria hegte dagegen den tiefsten Abscheu gegen das kleine Ding, war meinem ganzen Thun und Treiben in jeder Rücksicht entgegen und widersetzte sich der Reise nach Teutschland, die ich vier Jahre darauf mit ihr und der Fürstin unternehmen wollte, in der geheimen Absicht, Sie, wertgeschätztester Herr Baron, aufzusuchen, und zu meinem und Ihrem Besten, koste es was es wolle, Ihre Verbindung mit der Fürstin zustande zu bringen. Aponomeria warf tückischerweise das Korkpüppchen, also in gewisser Art Sie selbst, mein Herr Baron! ins Feuer. Durch diese Unvorsichtigkeit geriet sie aber ganz in meine Macht, ich wußte

sie mir vom Halse zu schaffen. — Mit meiner Fürstin und dem reichen Schatz, der ihr Eigentum und auch in gewisser Art das meinige, verließ ich Cypern und ging nach Patras, wo ich von dem preußischen Konsul, Herrn Andreas Condoguri, mit Freundschaft und Güte aufgenommen wurde. O, hätte ich nimmermehr diesen Ort berührt! — Hier war es, wo die Fürstin mit der Kraft eines Talismans bekannt wurde, der, ein uraltes Erbstück der Familie, sich in ihrem Besitz befindet. Ein altes Weib sah ich von ihr gehen — Nun genug, die Fürstin benutzte den Talisman so gut, daß ich, konnte meine kabbalistische Gewalt über sie auch nicht gebrochen werden, doch ebensosehr ihr Sklave wurde, als ich ihr Herr bin. Durch das Horoskop, durch meine kabbalistischen Operationen und durch die Kraft des Talismans ist eine solche wunderbare Verkettung magischer Gewalten entstanden, daß ich untergehen muß oder die Fürstin, je nachdem das Horoskop steigt, oder meine Kabbala. — Ich kam hierher, ich fand Sie; begreiflich wird es Ihnen sein, wie behutsam ich die Operationen beginnen mußte, die die Fürstin in Ihre Arme führen sollten. Ich spielte Ihnen die Brieftasche in die Hände, die Sie zufällig gefunden zu haben glaubten. Wir waren Ihnen oft nahe, Sie gewahrten uns nicht. — Ich ließ die Anzeige in die Zeitungen einrücken, Sie merkten nicht darauf! Wären Sie nur nach Patras gekommen, alles wäre gut gegangen. Aber — werden Sie nicht grimmig, wertgeschätztester Herr Baron — Ihr sonderbares Benehmen, Ihre fabelhaften, ich möchte beinahe sagen, albernen Streiche waren schuld daran, daß meine wohlberechnetsten Bemühungen vereitelt werden mußten. — Schon gleich, als wir Sie im Wirtshause in der Nacht trafen — Ihr Zustand — der schnarchende Italiäner — Leicht wurde es der Fürstin, wieder in den Besitz der Brieftasche und des darin enthaltenen magischen Spielzeuges zu kommen, das Ihnen gar nützlich hätte werden können, und so den Zauberknoten zu lösen, den ich geschürzt. In dem Moment — Schweigen Sie, unterbrach der Baron den Kanzlei Assistenten mit kläglicher Stimme, schweigen Sie, teurer Freund, von jener unglückseligen Nacht, ich war ermüdet von der Reise nach Patras, und da — Ich weiß alles, sprach der Kanzlei-Assistent. Also in dem Moment hielt Sie die Fürstin für das Trugbild, das sie den Hasenfuß aus dem Tiergarten zu nennen pflegte. Doch es ist noch nicht alles verloren, und ich habe Sie deshalb in meine Geheimnisse eingeweiht, damit Sie sich leidend verhalten und mich ohne Widerstreben schalten lassen sollen. — Noch habe ich

vergessen, Ihnen zu sagen, daß sich auf der Reise hierher der Papagei zu uns fand, mit dem Sie sich letzthin bei mir unterredet haben. Ich weiß, daß dieser Vogel auch mir feindlich entgegenwirkt. — Hüten Sie sich vor ihm, es ist, ich ahne es, die alte Aponomeria! — Jetzt ist ein günstiger Moment eingetreten. Die Bartholomäusnacht hat auf Sie, verehrtester Herr Baron, eine ganz besondere geheimnisvolle Beziehung. Wir wollen sogleich die Operation beginnen, die zum Ziele führen kann. —

Damit löschte Schnüspelpold sämtliche Kerzen aus, die er angezündet, zog einen kleinen leuchtenden Metallspiegel hervor und flüsterte dem Baron zu, er möge mit Unterdrückung aller übrigen Gedanken und Vorstellungen den liebenden Sinn ganz auf die griechische Fürstin fixieren und fest in den Spiegel hineinblicken. Der Baron that es, und, o Himmel! die Gestalt der Griechin trat hervor aus dem Spiegel im Himmelsglanz überirdischer Schönheit. Sie breitete die, bis an die Schultern bloßen blendenden Lilien-Arme aus, als wollte sie den Geliebten umfangen. Näher und näher schwebte sie, der Baron fühlte den süßen Hauch ihres Atems auf seinen Wangen! — O Entzücken — o Seligkeit! rief der Baron ganz außer sich, ja holdes angebetetes Wesen, ja, ich bin dein Fürst Teodoros und kein schnödes Trugbild aus Korkholz — Komm in meine Arme, süße Braut, ich lasse dich nimmer. Damit wollte der Baron die Gestalt erfassen. Im Augenblick verschwand aber alles in dicke Finsternis und Schnüspelpold rief zornig: Knoblauch in deine Augen, du verdammter Hasenfuß! — Deine Vorschnelligkeit hat schon wieder alles verdorben! —

Auch diesem Blättlein ist aus den Notizen des Achatius von F. nichts weiter hinzuzufügen.

Viertes Blättlein.

Dieses Blatt ist augenscheinlich nichts anders, als ein Billet, das der Baron Theodor von S. an den Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold geschrieben. Man bemerkt noch sehr deutlich die Kniffe und die Stelle, wo das Siegel gesessen. Es lautet wie folgt.

Mein Hochverehrtester Herr Kanzlei-Assistent!

Gern will ich Ihnen die begangenen Fehler eingestehen und sie herzinniglich bereuen. Aber bedenken Sie, teurer Schnüspelpold, daß

ein Jüngling, der so wie ich von feuriger schwärmerischer Natur ist, und dabei vom ganzen süßen Wahnsinn der glühendsten Liebe befangen, wohl nicht imstande sein kann mit Besonnenheit zu handeln, zumal wenn Zauberei im Spiele, die ihn garstig neckt. Und bin ich denn nicht hart genug bestraft worden dafür, daß ich aus Unvorsichtigkeit, aus Unkunde fehlte? — Seit dem verhängnisvollen Fall vom Pferde bin ich auch aus der Mode gefallen. Weiß der Himmel, auf welche Art das fatale Ereignis in ganz B. bekannt wurde. Überall, wo ich mich blicken lasse, erkundigt man sich mit verhöhnender Teilnahme, ob mein böser Sturz keine üble Folgen gehabt, und hält sich kaum zurück, mir ins Gesicht zu lachen. — Es giebt kein größeres Unglück, als lächerlich zu werden, der Lächerlichkeit folgt allemal, wenn die Lacher ermüdet, völlige Bedeutungslosigkeit. Dies ist leider mein Fall; in den brillantesten Zirkeln, wenn ich zu erscheinen gedenke als siegender Held des Tages, achtet niemand meiner, will niemand mehr mein Geheimnis erfahren, und selbst die borniertesten Fräuleins erheben sich über mich und rümpfen die Nase eben in dem Augenblick, wenn ich ganz göttlich bin. — Ich weiß, daß mich ein neuer imposant kühner Schnitt eines Fracks retten könnte, habe schon nach London und Paris geschrieben und werde das Kleid wählen, welches mir am tollsten, am bizarrsten scheint; aber kann mir das ein Glück auf die Dauer verschaffen? — Nein, sie muß ich gewinnen die all' mein Leben ist und meine Hoffnung! O Gott, was frägt ein Herz voll Liebe nach neumodischen Fracks und dergleichen — Ja! es giebt Höheres in der Natur als die Thees der eleganten Welt! — Sie ist reich, schön, von fremder hoher Abkunft — Schnüspelpold, ich beschwöre Sie, bieten Sie Ihre ganze Wissenschaft, all' Ihre geheimnisvollen Künste auf, machen Sie gut, was ich verdarb, stellen Sie den — o ich möchte meine Kühnheit, meine Ausgelassenheit verwünschen — ja, stellen Sie den Zauber wieder her, den ich verdarb. Ich gebe mich ganz in Ihre Macht, ich thue alles, was Sie gebieten! — Bedenken Sie, daß von meiner Verbindung mit der Fürstin auch Ihr Wohl und Weh abhängt. Schnüspelpold — teurer Schnüspelpold! operieren Sie sehr! — Um Antwort, um tröstende Antwort fleht mit heißem Verlangen

Ihr innigst ergebenster

Theodor Baron von S.

Auf der Rückseite des Blatts steht Schnüspelpolds Antwort.

Hochgeborner Herr Baron!

Die Sterne sind Ihnen günstig. Unerachtet Ihrer ungeheueren Unvorsichtigkeit, die uns beide hätte verderben können, ist die kabbalistische Operation dennoch keineswegs ganz mißlungen, wiewohl es jetzt noch mehr Zeit und Mühe kostet, den Zauber zu vollbringen, als es sonst der Fall gewesen sein würde. Der Papagei war noch in magischem regungslosem Schlaf erstarrt. Mein Mündel befand sich ebenfalls noch in dem Zustande, der mein Werk war. Sie klagte mir jedoch, daß, bald nachdem sie ihr Idol, den Fürsten Teodor Capitanaki im höchsten Entzücken der Liebe zu umarmen vermeint, der korkene Hasenfuß täppisch dazwischen gefahren sei, und bat mich, ihn wo möglich bei Gelegenheit niederzustoßen, wenn sie es nicht lieber selbst thun, oder ihm wenigstens mit dem magischen Messer die Pulsader aufschneiden solle, damit die Leute, die er so lange arglistig getäuscht, endlich zu der Überzeugung kämen, daß nur weißes kaltes Blut in ihm fließe. Dessenunerachtet, mein hochverehrtester Herr Baron, können Sie sich so gut als verlobt ansehn mit der Fürstin. Nur müssen Sie jetzt auf das sorglichste Ihr Betragen darnach einrichten, daß Sie nicht wieder aufs neue alles verderben, denn sonst ist der Zauber unwiederbringlich zerstört. Fürs erste, laufen Sie nicht hundertmal des Tages bei meinen Fenstern vorüber. Außerdem, daß es sich schon an und für sich selbst sehr albern ausnimmt, wird auch dadurch die Fürstin immer mehr in ihrer vorgefaßten Meinung bestärkt, daß Sie bloß ein korkner — aus dem Tiergarten sind. Es kommt überhaupt darauf an, daß Sie die Fürstin jetzt niemals anders erblicken, als in einem gewissen träumerischen Zustande, in den Sie, trügt mich nicht meine Wissenschaft, in jeder Nacht zur Mitternachtsstunde fallen werden. Dazu gehört aber, daß Sie jeden Abend auf den Punkt zehn Uhr sich ins Bette legen und überhaupt ein stilles nüchternes abgeschiedenes Leben führen. Frühmorgens um fünf oder spätestens sechs Uhr stehen Sie auf und machen, erlaubt es das Wetter, einen Spaziergang nach dem Tiergarten. Sie thun gut, wenn Sie bis zur Statue des Apollo wandern. Dort dürfen Sie Sich ohne Schaden etwas toll gebärden und verliebte wahnsinnige Verse, sogar Ihre eignen, laut deklamieren, insofern sie sich auf Ihre Liebe zur Fürstin beziehen; zurückgekehrt (Sie haben durchaus noch nichts genossen) erlaube ich Ihnen eine Tasse

Kaffee zu trinken, jedoch ohne Zucker und ohne Rum. Um zehn Uhr dürfen Sie ein Schnittchen westfälischen Schinken oder ein paar Scheiben Salami, nebst einem Glase Jostischen Biers, zu sich nehmen. Punkt ein Uhr setzen Sie sich allein in Ihrem Zimmer zu Tische und essen einen Teller Kräutersuppe, dann etwas gekochtes Rindfleisch mit einer mittelmäßigen sauren Gurke, und gelüstet's Ihnen durchaus nach Braten, so wechseln Sie geschickt mit gebratenen Tauben und Brathechten, wozu Sie doch beileibe nicht etwa stark gewürzten Salat, sondern höchstens etwas Pflaumenmus genießen dürfen. Dazu trinken Sie eine halbe Flasche des dünnen weißen Weines, welcher schon an und für sich selbst die gehörige Beimischung von Wasser hat. Sie bekommen den in allen Weinhäusern des Orts. Was Ihre Beschäftigung betrifft, so vermeiden Sie alles, was Sie erhitzen könnte. Lesen Sie Lafontainische Romane, Ifflandsche Komödien, Verse dichterischer Frauen, wie sie in allen neuen Taschenbüchern und Romanen stehen, oder was am besten ist, machen Sie selbst Verse. Denn die psychische Qual, die Sie dabei empfinden, ohne jemals in Begeisterung zu geraten, hilft erstaunlich zum Zweck. Am mehrsten warne ich Sie vor zwei Dingen. Trinken Sie unter keiner Bedingung auch nur ein einziges Glas Champagner und machen Sie keinem Frauenzimmer den Hof. Jeder verliebte Blick, jedes süße Wort, oder gar ein Handkuß ist eine schnöde Untreue, die zur Stelle auf eine Ihnen sehr unangenehme Art gerügt werden wird, um wo möglich Sie im Geleise zu erhalten. Meiden Sie vorzüglich das Simsonsche Haus. Amalia Simson, die Ihnen schon weis machen wollte, ich sei ein Jude aus Smyrna und die Fürstin sei meine wahnsinnige Tochter, sucht Sie in ihre Netze zu ziehn. Sie wissen vielleicht nicht, daß Nathanael Simson selbst das ist, wofür mich die saubere Tochter ausgab? Nämlich ein Jude, unerachtet er Schinken frißt und Schlackwurst. Er ist auch im Komplott mit der Tochter, macht er es aber zu arg, so soll ihm der Dämon, während er ißt, zurufen: Gift in deine Speise, verruchter Mauschel! und er ist verloren. — Vermeiden Sie auch das Reiten, Sie haben schon zweimal Unglück gehabt mit Pferden. Befolgen Sie, mein hochverehrtester Herr Baron, alle diese Vorschriften genau, so werden Sie sehr bald von mir Weiteres vernehmen.

Mit der vorzüglichsten rc.

Aus den Notizen des Barons Achatius von F. sind hier folgende kurze Bemerkungen mitzuteilen.

Nein, es ist durchaus nicht zu ergründen, was in diesen jungen Menschen, in Deinen Neffen Theodor gefahren sein muß. Er ist blaß wie der Tod, verstört in seinem ganzen Wesen, kurz, ein ganz anderer worden, als er sonst war. — Um zehn Uhr morgens besuchte ich ihn, fürchtend, er werde noch in den Federn liegen. Statt dessen fand ich ihn, wie er eben frühstückte. Und rate, worin sein Frühstück bestand? — Nein, das zu raten ist unmöglich! — Auf einem Teller lagen ein paar dünne Scheibchen Salami-Wurst und daneben stand ein mäßiges Glas, worin — Braunbier perlte! — Erinnere Dich des Abscheus, den sonst Theodor gegen Knoblauch hegte! — Ist jemals ein Tropfen Bier über seine Lippen geglitten? — Ich bezeugte ihm meine Verwunderung über das herrliche üppige Frühstück, das einzunehmen er im Begriff stehe. Da schwatzte er viel verwirrtes Zeug durcheinander, von notwendiger strenger Diät — von Kaffee ohne Zucker und Rum, von Kräutersuppen, von sauern Gurken, Brathechten mit Pflaumenmus und wäßrigtem Wein. Die Brathechte mit Pflaumenmus trieben ihm Thränen in die Augen. — Er schien meinen Besuch gar nicht gern zu sehen, deshalb verließ ich ihn bald.

Krank ist Dein Neffe nicht, krank nicht im mindesten, aber von seltsamen Einbildungen befangen. Unerachtet er nun nicht die mindesten Spuren geistiger Zerrüttung zeigt, so meint der Doktor H. dennoch, daß er an einer Mania occulta leiden könne, die eben das Eigentümliche hat, daß sie auf keine Weise, weder in physischer noch psychischer Hinsicht, verspürt werden kann, und so einem Feinde gleicht, der gar nicht anzugreifen ist, weil er sich nirgends zeigt. Es wäre schade um Deinen Neffen! —

Was ist denn das? Soll ich denn abergläubischerweise an Hexenkünste glauben? — Du weißt, ich bin von jeher gesunden festen Gemüts und nichts weniger als zur Schwärmerei geneigt gewesen, doch was man mit eignen Ohren hört, mit eignen Augen sieht, das kann man sich doch mit dem besten Willen nicht abstreiten. — Mit der größten Mühe hatte ich Deinen Neffen überredet, mit mir zum Souper bei der Frau von G. zu gehen. Das bildhübsche Fräulein

von T. war dort, im vollen Glanze des Beau Jour, geputzt wie ein Engel. Sie redete, freundlich und anmutig wie sie ist, den düstern in sich gekehrten Vetter an, und ich gewahrte, mit welcher Gewalt Theodor sich zwang, nicht den Blick ruhen zu lassen auf der schönen Gestalt. Sollt' er eine tyrannische Geliebte haben, die ihn despotisiert? So dacht' ich. Zehn Uhr war es gerade, als man sich zu Tische zu setzen im Begriff stand. Theodor wollte durchaus fort, doch indem ich mich mit ihm herumzankte, trat das Fräulein von T. heran. Wie, Vetter, Sie werden mich doch zu Tische führen? So sprach sie mit naiver Lustigkeit und hängte sich ohne weitere Umstände in seinen Arm. Ich saß dem Paar gegenüber und bemerkte zu meiner Freude, wie Theodor bei der schönen Nachbarin immer mehr und mehr auftaute. Er trank rasch hintereinander einige Gläser Champagner, und immer feuriger wurden seine Blicke, immer mehr verschwand die Todesbleiche von seinen Wangen. Man hob die Tafel auf, da faßte Theodor die Hand der reizenden Cousine und drückte sie zärtlich an seine Lippen. Doch in dem Augenblick gab es einen Klatsch, daß der ganze Saal wiederhallte, und Theodor fuhr, entsetzt zurückprallend, nach seiner Backe, die kirschrot war und aufgeschwollen schien. Dann rannte er wie unsinnig zum Saal hinaus. Alle waren sehr erschrocken, vorzüglich die schöne Cousine, mehr aber über Theodors Entsetzen und plötzliche Flucht, als über die Ohrfeige, die er von unsichtbarer Hand erhalten. Auf diesen tollen Geisterspuk schienen nur wenige was zu geben, unerachtet ich mich von einem fatalen fieberhaften Frösteln durchbebt fühlte.

Theodor hat sich eingeschlossen, er will durchaus niemanden sprechen. Der Arzt besucht ihn.

Sollte man es glauben, was eine alternde Kokette vermag? — Amalie Simson, eine Person, die mir in den Grund der Seele zuwider ist, hat Schloß und Riegel durchdrungen. Sie ist in Begleitung einer Freundin bei Theodor gewesen und hat ihn überredet, nach dem Tiergarten zu fahren. Er hat zu Mittag gegessen bei dem Bankier und soll bei vorzüglicher Laune gewesen sein, auch Gedichte vorgelesen haben, wodurch alle Gäste verscheucht worden sind, so daß er zuletzt mit der reizenden Amalie allein geblieben ist.

Es ist zu arg, es ist zu arg, mir geht's im Kopf herum wie in einer Mühle, ich stehe nicht mehr fest auf den Füßen, mich treibt ein toller Schwindel! — Gestern werd' ich eingeladen von dem Bankier Nathanael Simson zum Souper. Ich gehe hin, weil ich Theodor dort vermute. Er ist wirklich da, eleganter, das heißt närrischer, fabelhafter gekleidet als jemals, und gebärdet sich als Amaliens entschiedenen Liebhaber. Amalie hat die verblühten Reize tüchtig aufgefrischt, sie sieht bei dem Lichterglanz ordentlich hübsch und jung aus, so daß ich sie deshalb hätte zum Fenster hinauswerfen mögen. Theodor drückt, küßt ihr die Hände. Amalie wirft siegreiche Blicke umher. Nach der Tafel wissen beide geschickt sich in ein Kabinett zu entfernen. Ich verfolge sie, schaue durch die halb geöffnete Thüre, da schließt der Schlingel das fatale Judenkind feurig in seine Arme. Da geht es aber auch — Klatsch — Klatsch — Klatsch, und es regnet Ohrfeigen, von unsichtbarer Hand zugeteilt. Theodor taumelt halb sinnlos durch den Saal — Klatsch — Klatsch geht es immer fort, und als er schon ohne Hut auf der Straße entflieht, hört man es noch nachhallen Klatsch — Klatsch — Klatsch — Amalie Simson liegt in tiefer Ohnmacht! — Die Spur des tiefen Entsetzens liegt auf den leichenblassen Gesichtern der Gäste! — Keiner vermag eine Silbe laut werden zu lassen über das, was geschehen — Man geht in tiefem Schweigen, verstört, auseinander —

Theodor wollte mich nicht sprechen, er schickte mir einen kleinen Zettel heraus, hier ist er:

Sie sehen mich umgarnt von bösen unheimlichen Mächten! Ich bin der Verzweiflung nahe. Ich muß mich losreißen, ich muß fort. Ich will zurück nach Mecklenburg. Verlassen Sie mich nicht. Nicht wahr, wir reisen zusammen? — Wenn's Ihnen recht ist, in drei Tagen.

Ich werde die nötigen Anstalten zur Reise machen und Dir, will's der Himmel, Deinen Neffen, allem tollen Spuk entrückt, frisch und gesund in die Arme zurückführen.

Es kann schicklich hier noch ein kleines Blättchen aus der Brieftasche eingefügt werden, wahrscheinlich ist es die Abschrift eines Billets, das Schnüspelpold an den Baron schrieb.

So befolgen Sie, Hochgeborner, die Vorschriften, die ich Ihnen gab, um die Hand der Fürstin zu erringen? — Hätte ich glauben können, daß Sie so leichtsinnig wären, als Sie es wirklich sind, nimmermehr hätte ich auf Sie nur im geringsten gerechnet. Offenbar hat sich der Prophet Sifur verkuckt. — Doch auch ein Wort des Trostes! — Da eigentlich nur die bösen Ränke des alten Juden und seiner Tochter an Ihrem Hauptvergehen schuld sind, und Sie nicht aus eigner freier Willensbestimmung handelten, so hält der Zauber noch fest und es kann alles ins Geleise gebracht werden, wenn Sie von nun an genau die Ihnen gegebenen Vorschriften befolgen und vorzüglich das Simsonsche Haus gänzlich meiden. Nehmen Sie Sich in acht vor dem Bankier, er treibt gewisse Künste, die zwar nur talmudisch genannt zu werden verdienen, eine ehrliche Christen-Seele aber doch ins Verderben stürzen können. Mit der vorzüglichsten Hochachtung habe ich die Ehre ꝛc.

(Astariot sogleich zur Bestellung übergeben.)

Fünftes Blättlein.

Dieses Blättlein ist von der Hand der Fürstin.

Was ist es mit dem seltsamen Zustande, der mich seit einigen Tagen ergriffen? Was begab sich in jener Nacht, als ich plötzlich meinem Selbst entrückt, mir nur ein namenloser Schmerz schien, den ich doch wieder wie heiße Inbrunst der Liebe empfand? Alle meine Gedanken fliegen ihm zu, der meine Sehnsucht ist, mein einziges Hoffen, und doch — welche Gewalt hält mich fest, welche unsichtbare Arme umschlingen mich, wie im Entzücken des glühendsten Verlangens? Und nicht loswinden kann ich mich, und es ist, als ob ich nur leben könnte in dieser Gewalt, die mein Innres verzehrt wie aufgelodertes Feuer, aber diese Flammen sind Gefühle, Wünsche, die ich nicht zu nennen vermag! — Apokatastos ist traurig, läßt die Fittiche hängen, und blickt mich oft an mit Augen, in denen sich tiefes Mitleiden, tiefer Gram abspiegelt. Der Magus ist dagegen besonders munter, ja zuweilen keck und übermütig, und kaum vermag ich in meiner Trostlosigkeit ihn in seine Schranken zurückzuweisen. — Nein, dieses arme Herz, es bricht, wenn dieser entsetzliche Zustand nicht bald endet. — Und hier in diesen Mauern, fern von der süßen Heimat. —

Ich weinte, ich klagte laut, Maria vergoß mit mir Thränen,

ohne daß sie meine Qual verstand, da schüttelte Apokatastos die Flügel, wie er es lange nicht gethan, und sprach: Bald — bald — Geduld — der Kampf beginnt — Das Sprechen schien ihm sehr schwer zu werden. Er flatterte heran an den Schrank, in dem, wie ich weiß, mein Magus eine hermetisch verschlossene Kapsel aufbewahrt, die sein wunderbarstes Geheimnis enthält. An das Schloß dieses Schranks schlug Apokatastos so stark mit dem Schnabel, daß es inwendig zu dröhnen, zu klirren und klingen begann. Der Magus trat herein und schien, als er das Beginnen des Papageis gewahrte, heftig zu erschrecken. Apokatastos erhob ein solches durchdringendes entsetzliches Geschrei, wie ich es noch niemals gehört habe, rauschte mit den Flügeln und flog endlich dem Magus geradezu ins Gesicht. Der Magus rettete sich, wie gewöhnlich, ins Bette und zog die Decke über. Apokatastos sprach: Noch nicht Zeit — aber bald Teodoros — Nein, ich bin nicht ganz verlassen, Apokatastos ist es, der mich beschützt — Maria, das arme Kind, war heftig erschrocken und meinte, das wären ja alles unheimliche Dinge, und ihr graute — Ich erinnerte sie an die Johannis-Nacht, da wurde sie wieder freundlich, und blieb auf mein Flehen bis spät in die Nacht hinein. Auch ich erheiterte mich, wir spielten, wir sangen, wir scherzten, wir lachten. Selbst das Spielzeug aus der Brieftasche, Band und Blume, mußte uns zu manchem Ergötzen dienen. Ach! — nur zu kurz dauerte die Freude. Mein Magus streckte sein Haupt empor, und indem ich über sein possierliches Ansehn (er hatte wieder die Spitzenhaube aufgesetzt) in ein lautes Gelächter ausbrechen wollte, verfiel ich, da der Magus mich mit seinen fürchterlichen Augen anstarrte, wiederum in jenen heillosen Zustand, und es war mir, als wenn ich irgend jemanden ohrfeigte. Sehr deutlich gewahrte ich, daß ich wirklich mit der rechten Hand unaufhörlich in die Luft hineinschlug, und vernahm ebenso deutlich das Klatschen der Ohrfeigen — Ha! und gewiß ist die Arglist und Bosheit meines Magus an allem schuld —

Der Talisman wird wirken, ruft in diesem Augenblick Apokatastos! — Freudiges Hoffen leuchtet in mir auf — O Teodoros! —

Aus mehreren Notizen des Barons Achatius von F. wird folgendes im Zusammenhange beigebracht.

Ist was Tolles geschehen, so folgt allemal das noch Tollere. Theodor hatte sich von seinem Schmerz, seiner Verzweiflung so ziemlich

erholt, und der joviale Rittmeister von B. vermochte so viel über ihn, daß er nicht allein, unerachtet er nach Mecklenburg reisen wollen, in Berlin blieb, sondern auch von seiner strengen Diät merklich nachließ. In die Stelle der Salami trat ein tüchtiger italiänischer Salat und ein wohlbereitetes Beefsteak; in die Stelle des Jostischen Biers ein gutes Glas Portwein oder Madera. Da der Appetit sich darauf um ein Uhr noch nicht eingestellt, so wurde zwei Stündchen später in der Jagorschen Restauration nicht eben gar zu mäßig gegessen und ebenso getrunken. Das einzige, was der Rittmeister billigte, waren die frühen Spaziergänge nach dem Tiergarten, die er indessen in Spazierritte verwandelt wünschte. Des Barons seltsamer Zustand schien ihm nämlich von einer tiefen Hypochondrie herzurühren, und das Reiten hielt der Rittmeister für das beste Mittel dagegen, sowie überhaupt für ein Universal-Mittel gegen Beschwerden der verschiedensten Art. Zum Reiten wollte sich der Baron, des zwiefachen Unglücks, das er seit kurzer Zeit erlebt, und Schnüspelpolds Warnung eingedenk, durchaus nicht entschließen. — Von dem Baron konnte man aber wohl mit Recht behaupten, daß der Himmel ihm eben nicht den festesten Charakter verliehen, und daß er, ein schwaches Rohr, dem andringenden Sturme sich beugen mußte, um nicht zu zerbrechen. So geschah es denn auch, daß er, als er einmal in der Jagorschen Restauration mit dem Rittmeister von B. gegessen, und dieser nun ein paar gesattelte Pferde vorführen lassen, sich überreden ließ, das eine zu besteigen und mit dem Rittmeister nach Charlottenburg zu reiten. Ohne den mindesten Unfall ging alles glücklich von statten. Der Rittmeister konnte nicht aufhören, den Baron als den zierlichsten geschicktesten Reiter zu rühmen, und dieser freute sich ganz ungemein, daß man auch nun diesem Vorzug, den ihm Natur und Kunst gegeben, Gerechtigkeit widerfahren lasse. Die Freunde tranken ganz gemütlich bei der Madame Pauli wohlbereiteten Kaffee und schwangen sich dann getrost wieder auf die Pferde. Wohl natürlich war es, daß der Rittmeister sich mühte, die eigentliche Ursache von Theodors seltsamem Betragen, von seiner durchaus veränderten Lebensweise zu erfahren, und ebenso natürlich, daß Theodor ihm darüber nichts Rechtes sagen konnte und durfte. Nur darüber ließ der Baron sich aus, daß an einem großen Ungemach, an einer Qual, die er leiden müsse (er meinte wohl die ihm von unsichtbarer Hand zugeteilten Ohrfeigen), niemand anders schuld sei, als der alte Nathanael Simson und seine eroberungssüchtige Tochter. Der Rittmeister, dem

beide, Vater und Tochter, längst ganz unausstehlich waren, begann wacker auf den alten Juden zu schimpfen, ohne zu wissen, was er denn dem Baron Arges angethan, und auch der Baron erhitzte sich immer mehr, so daß er zuletzt dem Bankier alles, was er erlitten, in die Schuhe schob und fürchterliche Rache beschloß. So ganz Grimm und Zorn, kam der Baron in die Nähe des Simsonschen Landhauses. — Die Freunde hatten nämlich den Weg über des Hofjägers Besitzung eingeschlagen und ritten die Straße neben den Landhäusern herab. Da erblickte der Baron im offenen Vestibule des Landhauses eine Tafel, an der Nathanael Simson mit seiner Tochter und mehreren Gästen beim Dessert eines reichen Mittagsmahls saß. Schon war die Dämmerung stark eingebrochen und es wurden eben Lichter gebracht. Da kam dem Baron ein großer Gedanke. Thue mir, sprach er leise zum Rittmeister, thu' mir den Gefallen und reite einmal langsam vorwärts, ich will hier mit einem Mal allen bösen Streichen des arglistigen Juden und seiner aberwitzigen Tochter ein Ende machen. Nur kein dummes Zeug, lieber Bruder, das dich wieder blamiert vor den Leuten, warnte der Rittmeister, und ritt, wie Theodor gewünscht, langsam die Straße herab. Nun näherte sich der Baron leise, ganz leise dem Gitter. Ein überhängender Baum versteckte ihn, daß ihn niemand aus dem Hause gewahren konnte. Hinein rief er mit einer Stimme, der er so viel Tiefdröhnendes, Schauerlich-Gespenstisches gab, als nur in seinen Kräften stand: Nathanael Simson — Nathanael Simson — frißt du mit deiner Familie? Gift in deine Speise, verruchter Mauschel, es ist dein böser Dämon, der dir ruft! — Diese Worte gesprochen, wollte der Baron schnell hineinsprengen ins Gebüsch, und so wahrhaft geisterartig verschwunden sein. Doch der Himmel hatte einen andern Ausgang des Abenteuers beschlossen. Plötzlich stetisch geworden, bockte und bäumte sich das Pferd, und alles Mühen des Barons, es aus der Stelle zu bringen, blieb ganz vergebens. Nathanael Simson hatte vor jähem Schreck Messer und Gabel fallen lassen — die ganze Gesellschaft schien erstarrt; der das Glas an den Mund gebracht, hielt es fest ohne zu trinken, der ein Stück Kuchen in der Kehle, vergaß das Schlucken! Als nun aber das Trappeln und Schnaufen und Wiehern des Pferdes vernommen wurde, sprang alles auf vom Tische und rannte schnell ans Gitter. Ei, ei, sind Sie es, Herrn Baron? — Ei, schönen guten Abend, lieber Herr Baron — wollen Sie nicht lieber absteigen, vortrefflichster Dämon! So schrie alles durcheinander, und das unmäßigste Gelächter

erschallte, das jemals gehört worden, während der Baron ganz Wut und Verzweiflung, sich vergebens abquälte, um sich zu retten aus dieser Trause von Verhöhnung und tötendem Spott. Der Rittmeister, der den Lärm vernahm und sogleich ein neues Malheur seines Freundes vermutete, kam zurück. Sowie das Pferd des Barons ihn ansichtig wurde, war es, als sei plötzlich der Zauber gelöst, von dem es festgebannt, denn sogleich flog es mit dem Baron dem Leipziger Thore zu, und zwar in keineswegs wildem, sondern ganz anständigem Galopp, der Rittmeister verließ den Freund nicht, sondern galoppierte ihm treulich zur Seite.

O daß ich nie geboren wäre, o daß ich nimmer diesen Tag erlebt hätte! rief der Baron tragisch, als beide, er und der Rittmeister, abgestiegen waren vor seiner Wohnung. — Der Teufel, sprach er dann, indem er sich mit geballter Faust vor die Stirne schlug, der Teufel hole das Reiten und alle Pferde dazu. — Die ärgste Schmach, die hab' ich heute davon erlebt! — Siehst du, sprach der Rittmeister sehr ruhig und gelassen, siehst du nun wohl, lieber Bruder, da schiebst du wieder etwas aufs Reiten und auf das edle Geschlecht der Pferde, was ganz allein deine Schuld ist. Fragtest du mich erst, ob mein Gaul sich auf dämonische Verschwörungen verstehe, ich hätte Nein! geantwortet, und der ganze Spaß wäre unterblieben. Schrecklicher Argwohn kam in des Barons Seele, auch gegen Schnüspelpold, denn zu seinem Entsetzen hatte er ihn unter Simsons Gästen bemerkt.

Herr Baron!

Der gestrige Auftritt vor meinem Gartenhause war bloß abscheulich und lächerlich dazu. Niemand kann sich fühlen beleidigt, und nur Sie hat getroffen ein Unglück und ein Spott. Doch müssen wir beide, ich und meine Tochter, Sie bitten, künftig zu vermeiden unser Haus. Sehr bald ziehe ich nach der Stadt, und wenn Sie, wertester Herr Baron, vielleicht wieder Geschäfte machen wollen in guten Papieren, bitte ich nicht vorbei zu gehen mein Comtoir. Ich empfehle mich Sie ganz ergebenst 2c.

Berlin den —

Nathanael Simson,
für mich und meine Tochter Amalie Simson.

Sechstes Blättlein.

Auch hier sind drei Blättchen geschickt in eines zusammenzuziehen, da sie in gewisser Art den Schluß der Abenteuer bilden, die sich mit dem Baron Theodor von S. und der schönen Griechin begaben. Auf dem ersten stehen wiederum Worte, die von dem Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold an den Baron gerichtet sind. Nämlich:

Hochgeborner Herr Baron!

Endlich, den dunklen Mächten Dank, kann ich Sie gänzlich aus Ihrer Trostlosigkeit reißen, und Ihnen zum voraus das Gelingen eines Zaubers verkünden, der Ihr Glück befestigt und das meinige. Schon habe ich es gesagt, die Sterne sind Ihnen günstig; was andern zum höchsten Nachteil gereichen würde, bringt Sie ans Ziel. Gerade der tolle Auftritt vor Simsons Gartenhause, von dem ich Zeuge war, Zeuge sein mußte, hat alle Schlingen zerrissen, in die Sie der arglistige Alte verstricken wollte. Dazu kommt aber, daß Sie in den letzten vierzehn Tagen meine Vorschriften strenge befolgt haben, gar nicht ausgegangen und noch viel weniger nach Mecklenburg gereiset sind. Zwar mag ersteres daher rühren, daß nach dem letzten Auftritt Sie überall, wo Sie Sich blicken ließen, ein wenig gefoppt und ausgelacht wurden, letzteres aber, weil Sie noch Wechsel erwarten; doch das gilt gleichviel. — In der künftigen Äquinoktial-Nacht, das heißt in der Nacht von heute zu morgen, wird der Zauber vollendet, der die Fürstin auf ewig an Sie fesselt, so daß sie nimmer von Ihnen lassen kann. Auf den Schlag zwölf Uhr finden Sie sich in griechischer Kleidung ein im Tiergarten, bei der Statue des Apollo, und es wird ein Bund gefeiert werden, den in wenigen Tagen darauf die festlichen Gebräuche der griechischen Kirche heiligen sollen. — Es ist nötig, daß Sie sich bei der Ceremonie im Tiergarten ganz leidend verhalten und bloß meinen Winken folgen. Also diese Nacht Punkt zwölf Uhr in griechischer Kleidung sehe ich Sie wieder. Mit der vorzüglichsten &c.

(Astariot zur Bestellung gegeben.)

Das zweite Blatt ist von einer sehr feinen, doch leserlichen Hand geschrieben, die sonst in allen Blättern nicht vorkommt, und enthält folgende zusammenhängende Erzählung:

Auf derselben Bank im Tiergarten, unfern der Statue des Apollo, wo er die verhängnisvolle Brieftasche gefunden, saß der Baron Theodor von S. in einen Mantel gehüllt, den griechischen Turban auf dem Kopfe. Von der Stadt her tönten die Glocken herüber. Die Mitternachtsstunde schlug. Ein rauher Herbstwind strich durch Baum und Gebüsch, die Nachtvögel schwangen sich kreischend durch die sausenden Lüfte, immer schwärzer wurde die Finsternis, und wenn die Mondsichel auf Augenblicke die Wolken durchschnitt und ihre Strahlen hinabwarf in den Wald, da war es, als hüpften in den Gängen seltsame Spukgestalten auf und ab und trieben ihr unheimlich Wesen mit tollem Spiel und flüsterndem Geistergespräch. Den Baron wandelte in der tiefen Einsamkeit der Nacht ein Grauen an. So beginnt, sprach er, das Fest der Liebe, das dir versprochen? — O all' ihr Mächte des Himmels, hätte ich nur meine Jagdflasche mit Jamaika-Rum gefüllt, und dem griechischen Kostüm unbeschadet, um meinen Hals gehängt, wie ein freiwilliger Jäger, ich nähme einen Schluck und — Da zogen plötzlich unsichtbare Hände dem Baron den Mantel von den Schultern herab. Entsetzt sprang er auf und wollte fliehen, doch ein herrlicher melodischer Laut ging durch den Wald, ein fernes Echo antwortete, der Nachtwind säuselte milder, siegend brach der Mond durch die Wolken, und in seinem Schimmer gewahrte der Baron eine hohe, herrliche, in Schleier gehüllte Gestalt. Teodoros, hauchte sie leise, indem sie den Schleier zurückschlug. O Entzücken des Himmels! Der Baron erkannte die Fürstin in der reichsten griechischen Tracht, ein funkelndes Diadem in dem schwarzen aufgenestelten Haar. Teodoros, sprach die Fürstin mit dem Ton der innigsten Liebe, Teodoros, mein Teodoros, ja, ich habe dich gefunden — ich bin dein — empfange diesen Ring — In dem Augenblick war es, als halle ein Donnerschlag durch den Wald, und eine hohe majestätische Frau mit ernstem gebietendem Antlitz stand plötzlich zwischen dem Baron und der Fürstin. Aponomeria, schrie die Fürstin auf, wie in dem Schreck des freudigsten Erwachens aus finstrem Traum, und warf sich an die Brust der Alten, die mit furchtbarem Blick den Baron durchbohrte. Den einen Arm um die Fürstin geschlungen, den andern hoch in die Lüfte emporgestreckt, sprach die Alte nun mit feierlichem, das Innerste durchdringendem Ton: Vernichtet ist der höllische Zauber des schwarzen Dämons — er liegt in schmachvollen Banden, du bist frei, hohe Fürstin — o du mein süßes Himmelskind! — Schau' auf, schaue deinen Teodoros! — Ein

blendender Glanz ging auf, in ihm stand eine hohe Heldengestalt auf mutigem Streitroß, in den Händen ein flatterndes Panier, auf dessen einer Seite ein rotes mit Strahlen umgebenes Kreuz, auf der andern ein aus der Asche steigender Phönix abgebildet! — —

Die Erzählung bricht hier ab, ohne etwas weiteres von dem Baron Theodor von S. und dem Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold zu erwähnen. Auf dem dritten und letzten Blättchen stehen nur wenige Worte von der Hand der Fürstin.

O all' ihr Heiligen, all' ihr ewigen Mächte des Himmels! an den Rand des Abgrunds hatte mich der boshafte Magus verlockt, schwindelnd wollte ich hinabstürzen, da brach der Zauber durch dich, o Aponomeria, meine zweite Mutter! — Ha! ich bin frei — frei! zerrissen sind alle Bande! — Er ist mein Sklave, den ich zertreten könnte, empfänd' ich nicht Mitleid mit seinem Elend! — Großmütig will ich ihm sein magisches Spielzeug lassen. — Teodoros, ich habe dich geschaut in dem Spiegel, aus dem mir die herrlichste Zukunft entgegenstrahlte! — Ja! ich, ich winde die Palmen und Lorbeern, die deine Krone schmücken sollen! — O! halt' dich, mein Herz! — springe nicht vor namenlosem Entzücken, du starke Brust! — Nein! — gern will ich harren in diesen Mauern, bis der Augenblick gekommen, bis Teodoros mir ruft! — Aponomeria ist ja bei mir, und der Magus bezwungen! —

Dicht an den Rand dieses Blättleins hat Schnüspelpold geschrieben:

Ich ergebe mich in mein Schicksal, das durch die Huld der Fürstin noch leidiglich genug ist. Hat sie mir doch meinen Haarzopf gelassen und manches andere hübsche Spielzeug dazu. Gott weiß aber, wie es mir künftig in Griechenland ergehen wird. — Ich büße die Schuld meiner Thorheit, denn unerachtet aller meiner kabbalistischen Wissenschaft sah ich doch nicht ein, daß ein fantastischer Elegant zum Höheren ebensowenig zu brauchen ist, als ein Korkstöpsel, und daß der Teraphim des Propheten Sisur ein viel gescheuteres Männlein war als der Herr Baron Theodor von S., und also auch viel eher als dieser, der Fürstin für ihren geliebten Teodoros Capitanaki gelten konnte.

Es können noch einige Notizen des Barons Achatius von F. folgen.

Die Geschichte hat großes Aufsehen in B. gemacht. — Ganz durchnäßt, von Kälte erstarrt, kam gleich nach Mitternacht Dein Neffe zu Kempfers — Du weißt, daß so ein Lustort im Tiergarten benannt wird — in seltsamer türkischer, oder wie man meinen will, neugriechischer Tracht, und bat, daß man ihm Thee mit Rum oder Punsch bereiten möge, wenn er nicht sterben solle. Das geschah. Bald aber fing er an, verwirrte Reden zu führen, so daß Kempfer den Baron, den er zum Glück kannte, da er oftmals draußen gegessen, für heftig erkrankt halten mußte, und ihn zu Wagen nach der Stadt in seine Wohnung schaffen ließ. Die ganze Stadt glaubt, er sei wahnsinnig geworden, und will schon in manchem Streich, den er vorher auslaufen lassen, die Spur dieses Wahnsinns finden. Nach der Versicherung der Ärzte leidet er aber bloß an einem sehr heftigen Fieber. Freilich sind seine Fantasien von der wunderlichsten Art. Er spricht von kabbalistischen Kanzlei-Assistenten, die ihn verhext haben, von griechischen Prinzessinnen, magischen Brieftaschen, sibyllischen Papageien durcheinander. Vorzüglich kommt er aber nicht von der Idee ab, daß er mit einer Enzuse vermählt gewesen und ihr untreu geworden, weshalb sie ihm nun aus Rache das Blut aussauge, so daß ihn nichts retten könne und er bald sterben müsse.

— Laß, mein Freund, nur alle Besorgnisse fahren, Dein Neffe ist in der vollsten Besserung. Immer mehr verlieren sich die schwarzen Gedanken und er nimmt schon an allem Anteil, was das Leben Schönes und Herrliches für ihn hat. So freute er sich gestern ganz erstaunlich über die Form eines neumodischen Huts, den der Graf von E. trug, welcher ihn gestern besuchte, so daß er im Bette selbst den Hut aufsetzte und sich den Spiegel bringen ließ. — Er ißt auch schon Hammel-Coteletts und macht Verse. — Spätestens in vier Wochen bringe ich Dir Deinen Neffen nach Mecklenburg, in Berlin darf er nicht bleiben, denn wie gesagt, seine Geschichten haben zu großes Aufsehn gemacht, und er würde, sowie er sich nur zeigte, aufs neue das Gespräch des Tages werden rc.

Also nach zweijähriger Abwesenheit ist Dein Neffe glücklich zurückgekehrt? — Ob er wohl wirklich in Griechenland gewesen ist! — Ich

glaube es nicht, denn daß er so geheimnisvoll thut mit seiner Reise, daß er bei jeder Gelegenheit sagt: ja wenn man nicht in Morea — in Cypern u. s. w. war — das ist mir gerade ein Beweis dagegen! — Leid thut es mir, daß Dein Neffe, war er wirklich in Griechenland, nicht Anticyra besucht hat, und ebenso ein närrischer Fantast geblieben ist, als er es sonst war — Apropos! — Ich schicke Dir den Berliner Taschenkalender von 1821, in welchem unter dem Titel: die Irrungen, Fragment aus dem Leben eines Fantasten, ein Teil der Abenteuer Deines Neffen abgedruckt steht. Das Gedruckte macht auf Theodor einen erstaunlichen Eindruck, vielleicht erschaut er seine kuriose Gestalt im Spiegel und schämt und bessert sich. — Gut wär's, wenn auch die neuen Abenteuer bis zum Zeitpunkt, als er Berlin verließ, abgedruckt werden könnten. ꝛc.

Nachtrag.

Es wird dem geneigten Leser nicht unangenehm sein, nachträglich zu erfahren, daß der Bote, den Hff. mit dem Billet an den Herrn Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold geschickt hatte, dieses Billet uneröffnet zurückbrachte und berichtete, daß nach der Aussage des Hauswirts, dort der bezeichnete Mann nicht wohne und auch niemals gewohnt habe. Gewiß ist es also, daß die Fürstin ihrem Magus die Aushändigung des Vermächtnisses an Hff. aufgetragen hatte, daß er die ihm auferlegte Pflicht erfüllen mußte, und daß er von seiner Arglist und Tücke nicht ablassend, erst einen sehr groben Brief schrieb und dann den guten Hff. durch ein abscheuliches Gaukelspiel auf schnöde Weise mystifizierte.

Daß jener Zeitpunkt, den die Vision im Tiergarten der Fürstin andeutete, gekommen, daß wirklich die Fahne mit dem roten Kreuz und dem Phönix flattert, und daß die Fürstin in Gefolge dessen zurückgekehrt ist in ihr Vaterland, das alles ergiebt sich aus den an Hff. gerichteten Versen. Besagte Verse sind dem Hff. deshalb besonders ein liebes und wertes Andenken von einer unvergleichlichen Person, weil er darin, mittelst allerlei poetischer Redensarten, als ein Magus behandelt wird, und noch dazu als ein guter, welcher mit schnöden Teufelskünsten nichts zu thun haben mag. Solches ist ihm noch gar nicht geschehen.

— Wunderbar endlich mag es auch sein, daß das, was im vorigen Jahr (1820) aus der Luft gegriffene leere Fabel schien,

Andeutung ins Blaue hinein, in diesem Jahr (1821) in den Ereignissen des Tages eine Basis gefunden.

Wer weiß, welch ein Teodoros in diesem Augenblick die Kreuz- und Phönixfahne schwingt.

Sehr schade ist es, daß in den Fragmenten durchaus nirgends der Name der jungen griechischen Fürstin vorkommt, deshalb hat ihn auch Hff. niemals erfahren, und bloß dadurch ist er abgehalten worden, sich im Fremdenbureau nach der vornehmen griechischen Dame zu erkundigen, die zu Ende Mai Berlin verlassen.

So viel ist gewiß, daß die Dame nicht die Madame Bublina sein kann, die Napoli di Romania belagert hat, denn die Braut des Fürsten Teodoros ist von Vaterlandsliebe entbrannt, aber keine Heroine, wie es sich aus ihren Versen hinlänglich ergiebt.

Sollte jemand von den geneigten Lesern Näheres von der unbekannten Fürstin und dem wunderlichen Kanzlei-Assistenten Schnüspelpold erfahren, so bittet Hff. demütiglich, es ihm durch die Güte Einer Hochlöblichen Kalender-Deputation freundlichst mitteilen zu wollen.

Geschrieben im Junius 1821.

Der Elementargeist.

Eine Erzählung von **E. T. A. Hoffmann.**

Gerade am zwanzigsten November des Jahres 1815 befand sich Albert von B., Obristlieutnant in preußischen Diensten, auf dem Wege von Lüttich nach Aachen. Das Hauptquartier des Armeekorps, dem er beigegeben, sollte auf dem Rückmarsch aus Frankreich an demselben Tage in Lüttich eintreffen, und dort zwei oder drei Tage rasten. Albert war schon abends vorher angekommen; am andern Morgen fühlte er sich aber von einer sonderbaren Unruhe ergriffen, und er mochte es sich selbst nicht gestehen, daß nur dunkle Träume, die ihn die ganze Nacht hindurch nicht verlassen, und ihm ein sehr frohes Ereignis verkündet hatten, des seiner in Aachen warte, den raschen Entschluß erzeugten, auf der Stelle dorthin aufzubrechen. Indem er sich noch selbst über sein Beginnen höchlich verwunderte, saß er schon auf dem schnellen Pferde, von dem getragen er die Stadt noch vor einbrechender Nacht zu erreichen hoffte.

Ein rauher schneidender Herbstwind brauste über die kahlen Felder hin, und weckte die Stimmen des fernen entlaubten Gehölzes, die hineinächzten in sein dumpfes Geheul. Raubvögel stiegen kreischend auf, und zogen in Scharen den dicken Wolken nach, die immer mehr zusammentrieben, bis der letzte Sonnenblick dahinschwand, und ein mattes düstres Grau den ganzen Himmel überzog. Albert wickelte sich fester in seinen Mantel ein, und indem er auf der breiten Straße so vor sich hintrabte, entfaltete sich seinem innern Sinn das Bild der letzten verhängnisvollen Zeit. — Er gedachte, wie er vor wenigen Monden denselben Weg gemacht in umgekehrter Richtung zur schönsten Jahreszeit. In üppiger Blüte stand damals Feld und Flur; buntgewirkten Teppichen glichen die duftenden Wiesen, und im lieblichen Schein der goldnen Sonnenstrahlen glänzten die Büsche, in denen die Vögel fröhlich zwitscherten und sangen. Festlich geschmückt hatte sich die Erde, wie eine sehnsüchtige Braut, um die dem Tode geweihten Opfer, die im blutigen Kampf gefallenen Helden, zu empfangen in ihrem dunkeln Brautgemach. —

Albert war bei dem Armeekorps, dem er zugewiesen, angekommen, als schon die Kanonen an der Sambre donnerten; doch zeitig genug, um noch teil zu nehmen an den blutigen Gefechten bei Charleroi, Gilly, Gosselins. — Der Zufall wollte, daß Albert gerade da immer zugegen war, wo sich Entscheidendes begab. So befand er sich bei der letzten Erstürmung des Dorfes Planchenoit, die den Sieg in der denkwürdigsten aller Schlachten (belle Alliance) vollends herbeiführte. Ebenso kämpfte er den letzten Kampf des Feldzuges mit, als die letzte Anstrengung der Wut, der grimmen Verzweiflung des Feindes sich an dem unerschütterlichen Kampfesmute der Heldenschar brach, die in dem Dorfe Issy festgefußt, den Feind, der unter dem furchtbarsten Kartätschenfeuer stürmend, Tod und Verderben in die Reihen zu schleudern gedachte, zurücktrieb, so daß Scharfschützen ihn bis ganz unfern der Barrieren von Paris verfolgten. In der Nacht darauf (vom 3. bis 4. Julius) wurde bekanntlich die die Übergabe der Hauptstadt betreffende Militärkonvention zu St. Cloud abgeschlossen.

Dies Gefecht bei Issy ging nun besonders hell auf vor Alberts Seele. Er besann sich auf Dinge, die, wie es ihn bedünken mußte, er während des Kampfs nicht bemerkt hatte, ja nicht bemerkt haben konnte. So trat ihm nun manches Gesicht einzelner Offiziere, einzelner Bursche in den lebendigsten Zügen vor die Augen, und tief

traf sein Gemüt der unnennbare Ausdruck nicht stolzer oder gefühlloser Todesverachtung, sondern wahrhaft göttlicher Begeisterung, der aus manches Auge strahlte. So hörte er Worte bald zum Kampf ermutigend, bald mit dem letzten Todesseufzer ausgestoßen, die der Nachwelt hätten aufbewahrt werden müssen, wie die begeisternden Sprüche der Helden aus der antiken Heroenzeit.

Geht es mir, dachte Albert, nicht beinahe so, wie dem, der beim Erwachen zwar seines Traumes gedenkt, sich aber erst mehrere Tage darauf aller einzelnen Züge desselben erinnert? — Ja ein Traum, — nur ein Traum, sollte man meinen, könne, mit mächtigen Schwingen Zeit und Raum überfliegend, das Gigantische, Ungeheure, Unerhörte geschehen lassen, was sich begab während der verhängnisvollen achtzehn Tage dieses die kühnsten Gedanken, die gewagtesten Kombinationen des spekulierenden Geistes verspottenden Feldzuges. — Nein! — der menschliche Geist erkennt seine eigne Größe nicht; die That überflügelt den Gedanken! — Denn nicht die rohe physische Gewalt, nein, der Geist schafft Thaten, wie sie geschehen sind, und es ist die psychische Kraft jedes einzelnen wahrhaft Begeisterten, die der Weisheit, dem Genius des Feldherrn zuwächst, und das Ungeheure, nicht Geahnete vollbringen hilft! —

In diesen Betrachtungen wurde Albert durch seinen Reitknecht gestört, der ungefähr zwanzig Schritte hinter ihm zurückgeblieben, und den er überlaut rufen hörte: „Ei der Tausend, Paul Talkebarth! wo kommst du daher des Weges?“

Albert wandte sein Pferd, und gewahrte, wie der Reiter, der von ihm nicht sonderlich beachtet, soeben vorbeigetrabt war, bei seinem Reitknecht still hielt, und die Backen der ansehnlichen Fuchsmütze, womit sein Haupt bedeckt, auseinander schlug, so daß alsbald das ganze wohlbekannte, im schönsten Zinnober gleißende Antlitz Paul Talkebarths, des alten Reitknechts des Obristen Viktor von S., zum Vorschein kam.

Nun wußte Albert auf einmal, was ihn so unwiderstehlich von Lüttich fortgetrieben nach Aachen, und er konnte es nur gar nicht begreifen, wie der Gedanke an Viktor, an seinen innigsten geliebtesten Freund, den er wohl in Aachen vermuten mußte, nur dunkel in seiner Seele gelegen, und zu keinem klaren Bewußtsein gekommen war. —

Auch Albert rief jetzt: sieh da! Paul Talkebarth, wo kommst du her? — wo ist dein Herr?

Paul Talkebarth courbettierte aber sehr zierlich heran, und sprach, die flache Hand vor der viel zu großen Kokarde der Fuchsmütze, militärisch grüßend: Alle Donnerwetter, Paul Talkebarth, ja das bin ich, mein gnädigster Herr Obristlieutnant. — Böses Wetter hier zu Lande, Zermannöre! (sur mon honneur). Aber das macht die Kreuzwurzel. Die alte Liese pflegte das immer zu sagen — ich weiß nicht, ob Sie die Liese Pfefferkorn kennen, Herr Obristlieutnant; sie wohnt in Genthin, wenn man aber in Paris gewesen ist, und den Muffel im Schartinpland (jardin de plantes) gesehen hat — Nun, was man weit sucht, findet man nah, und ich halte hier vor dem gnädigen Herrn Obristlieutnant, den ich suchen sollte in Lüttich. Meinem Herrn hat's der Spirus familus (spiritus familiaris) gestern Abend ins Ohr geraunt, daß der gnädige Herr Obristlieutnant in Lüttich angekommen. Zackernamthö (sacre nom de Dieu) das war eine Freude! Nun, es mag sein, wie es will; aber getraut habe ich dem Falben niemals. Ein schönes Tier, Zermannöre, aber pur kindisches Wesen, und die Frau Baronesse that ihr möglichstes, das ist wahr — Liebe Leute hier zu Lande, aber der Wein taugt nichts, und wenn man in Paris gewesen ist! — Nun, der Herr Obrist hätte ebensogut einziehen können, wie einer durch den Argen Trumph (Arc de triomphe) und ich hätte den Schimmel die neue Schabrake aufgelegt — Zacker, der hätte die Ohren gespitzt! — Aber die alte Liese (es war meine Muhme in Genthin) ja, die pflegte immer zu sagen — Ich weiß nicht, Herr Obristlieutnant, ob Sie" —

„Daß die Zunge dir erlahme," unterbrach Albert den heillosen Schwätzer, „dein Herr ist in Aachen, so laß uns schnell vorwärts, wir haben noch über fünf Stunden Weges!"

„Halt," schrie Paul Talkebarth aus Leibeskräften, „halt, halt, gnädigster Herr Obristlieutnant, das Wetter ist schlecht hier zu Lande; aber Futter! wer solche Augen hat wie wir, die blitzen im Nebel" —

„Paul," rief Albert, „mache mich nicht ungeduldig, wo ist dein Herr? — nicht in Aachen?"

Paul Talkebarth lächelte dermaßen freudig, daß sein ganzes Antlitz zusammenfuhr in tausend Falten, wie ein nasser Handschuh, streckte dann den Arm weit aus, zeigte nach den Gebäuden hin, die hinter einem Gehölz auf einer sanft emporsteigenden Anhöhe sichtbar wurden, und sprach: Dort in jenem Schloß — Ohne abzuwarten, was Paul Talkebarth noch Weiteres zu schwatzen geneigt, bog Albert

ein in den Weg, der seitwärts von der Heerstraße ab nach dem Gehölz führte, und eilte fort im schärfsten Trab. — Nach dem wenigen was er gesprochen, muß der ehrliche Paul Talkebarth dem geneigten Leser als ein etwas wunderlicher Kauz erscheinen. Es ist nur zu sagen, daß er, Erbstück des Vaters, dem Obristen Viktor von S., nachdem er Generalintendant und Maitre des Plaisirs aller Spiele und tollen Streiche seiner Kinderjahre und des ersten Jünglingsalters gewesen, von dem Augenblick an gedient hatte, als dieser zum ersten Mal den Offizierdegen umgeschnallt. Ein alter sehr absonderlicher Magister, der Hofmeister des Hauses zwei Generationen hindurch, vollendete durch alles, was er dem ehrlichen Paul Talkebarth an Unterricht und Erziehung zufließen ließ, die glücklichen Anlagen zu außerordentlicher Konfusion und seltner Eulenspiegelei, womit diesen die Natur gar nicht karg ausgestattet. Dabei war letzterer die treueste Seele, die es auf der Welt geben kann. Bereit für seinen Herrn jeden Augenblick in den Tod zu gehen, konnte weder hohes Alter, noch sonst irgend eine Betrachtung den guten Paul abhalten, mit seinem Herrn im Jahr 1813 ins Feld zu ziehen. Seine eisenfeste Natur ließ ihn alles Ungemach überstehen, aber weniger stark als sein körperliches, bewies sich sein geistiges Naturell, das einen merklichen Stoß, oder wenigstens einen besondern Schwung erhielt während seines Aufenthalts in Frankreich, vorzüglich in Paris. Paul Talkebarth fühlte nämlich nun erst, daß Herr Magister Sprengepilcus vollkommen recht gehabt, als er ihn ein großes Licht genannt, das einst noch gar hell leuchten werde. Dies Leuchten bemerkte Paul Talkebarth an der Gefügigkeit, mit der er in die Sitten eines fremden Volks eingegangen war, und ihre Sprache erlernt hatte. Damit brüstete er sich nicht wenig, und schrieb es nur seiner herrlichen Geistesfähigkeit zu, daß er oft, was Quartier und Nahrung betrifft, das erlangte, was zu erlangen unmöglich schien. — Paul Talkebarths herrliche französische Redensarten (einige angenehme Flüche hat der geneigte Leser bereits kennen gelernt) gingen wo nicht durch die ganze Armee, doch wenigstens durch das Korps, bei dem sein Herr stand. Jeder Reiter, der auf einem Dorfe ins Quartier kam, rief dem Bauer mit Paul Talkebarths Worten entgegen: Pijang! — de Lavendel pur di Schewals! (paysan, de l'avoine pour les chevaux!)

So wie es excentrischen Naturen überhaupt eigen, so mochte Paul Talkebarth nicht gern, daß irgend etwas auf die gewöhnliche

Weise geschehe. Er liebte vorzüglich Überraschungen, und suchte diese seinem Herrn auf alle nur mögliche Weise zu bereiten, der denn auch wirklich sehr oft überrascht wurde, wiewohl auf ganz andere Art, als es der ehrliche Talkebarth gewollt, dessen glücklichsten Pläne meistenteils in der Ausführung scheiterten. So bat er auch jetzt den Obristlieutnant von B., als dieser geradezu auf das Hauptportal des Landhauses losritt, flehentlichst, doch einen Umweg zu machen, und von hinten in den Hof hineinzureiten, damit sein Herr ihn nicht eher gewahre, als bis er in die Stube getreten. — Albert mußte es sich gefallen lassen, über eine morastige Wiese zu reiten, und vom emporspritzenden Schlamm gar übel zugerichtet zu werden, dann ging es über die gebrechliche Brücke eines Grabens. Paul Talkebarth wollte, seine Reiterkünste zeigend, geschickt herübersetzen, fiel aber mit dem Pferde bis an den Bauch hinein, und wurde mit Mühe von Alberts Reitknecht wieder auf festen Boden gerettet. Nun gab er aber voll fröhlichen Mutes laut jauchzend dem Pferde die Sporen, und sprengte mit wildem Hussa hinein in den Hof des Landhauses. Da aber gerade alle Gänse, Enten, Puter, Hähne und Hühner der Wirtschaft versammelt waren, um zur Ruhe gebracht zu werden, da ferner von der einen Seite eine Herde Schafe, von der andern eine Herde jener Tiere, in die unser Herr einst den Teufel bannte, hereingetrieben wurde, so kann man denken, daß Paul Talkebarth, der des Pferdes nicht recht mächtig, willkürlos in großen Kreisen auf dem Hofe umher galoppierte, nicht geringe Verwüstungen in dem Hausstande anrichtete. Unter dem gräßlichen Lärm des quiekenden, schnatternden, blökenden, grunzenden Viehes, der bellenden Hofhunde, der keifenden Mägde, hielt Albert seinen glorreichen Einzug, indem er den ehrlichen Paul Talkebarth mitsamt seinem Überraschungsprojekt zu allen Teufeln wünschte.

Schnell schwang sich Albert vom Pferde, und trat hinein in das Haus, das, ohne allen Anspruch auf Schönheit und Eleganz, doch ganz wirtlich sich ausnahm, und bequem und geräumig genug schien. Auf der Treppe trat ihm ein nicht zu großer, wohlgenährter Mann mit braunrotem Gesicht, in einem kurzen grauen Jagdrock entgegen, der mit süßsaurem Lächeln fragte: einquartiert? An dem Tone, mit dem der Mann dies Wort aussprach, erkannte Albert sogleich, daß er den Herrn des Hauses, mithin, wie er es von Paul Talkebarth wußte, den Baron von E. vor sich habe. Er versicherte, daß er keinesweges einquartiert, daß es vielmehr nur seine Absicht sei,

seinen innigsten Freund, den Obristen Viktor von S., der sich hier befinden solle, zu besuchen, und daß er die Gastfreundschaft des Herrn Barons nur für diesen Abend und die Nacht in Anspruch nehme, da er des andern Morgens in aller Frühe wieder aufzubrechen gedenke. —

Des Barons Gesicht heiterte sich merklich auf und der volle Sonnenschein, der gewöhnlich auf diesem gutmütigen, aber etwas zu breiten Antlitz zu liegen schien, kehrte ganz wieder, als die Treppe mit dem Baron hinaufsteigend, Albert fallen ließ, daß wahrscheinlich gar keine Truppenabteilung des Armeekorps, welches gerade auf dem Marsche befindlich, diese Gegend berühren werde. —

Der Baron öffnete eine Thüre; Albert trat in einen freundlichen Saal, und erblickte Viktor, der den Rücken ihm zugewendet saß. Viktor drehte sich auf das Geräusch um, sprang auf und fiel mit einem lauten Ausruf der Freude dem Obristlieutnant in die Arme. „Nicht wahr, Albert, du gedachtest meiner in der vorigen Nacht? — Ich wußte es, mein innerer Sinn sagte es mir, daß du dich in Lüttich befändest in demselben Augenblick, als du hineingeritten! — Alle meine Gedanken fixierte ich auf dich, meine geistigen Arme umfaßten dich; du konntest mir nicht entrinnen! —“

Albert gestand, daß ihn wirklich, wie es der geneigte Leser bereits weiß, dunkle Träume, die nur zu keiner deutlichen Gestaltung kommen konnten, von Lüttich fortgetrieben.

„Ja,“ rief Viktor ganz begeistert, „ja, es ist kein Wahn, keine leere Einbildung; sie ist uns gegeben, die göttliche Kraft, die, über Zeit und Raum gebietend, das Übersinnliche kund thut in der Sinnenwelt!“ —

Albert wußte nicht recht, was Viktor meinte, sowie ihm überhaupt das Betragen des Freundes, das ganz außer seiner gewöhnlichen Weise lag, auf einen gespannten, überreizten Zustand zu deuten schien. — Indessen war die Frau, die neben Viktor vor dem Kamin gesessen, aufgestanden, und hatte sich den Freunden genähert. Albert verbeugte sich gegen sie, indem er Viktor mit fragendem Blick anschaute. „Die Frau Baronesse Aurora von E.,“ sprach dieser, „meine liebe gastfreundliche Wirtin, meine treue sorgsame Pflegerin in Krankheit und Ungemach!“ —

Albert überzeugte sich, indem er die Baronesse anschaute, daß die kleine rundliche Frau noch nicht das vierzigste Jahr erreicht haben könne, daß sie sonst wohl sehr fein gebaut gewesen sein müsse,

daß aber die nährende Landkost, und viel Sonnenschein dazu, die Formen des Körpers ein wenig zu sehr über die Schönheitslinie hinausgetrieben, welches sogar dem niedlichen, noch frisch genug blühenden Antlitz Eintrag thue, dessen dunkelblaue Augen sonst wohl manchem gefährlich genug ins Herz gestrahlt haben mochten. Den Anzug der gnädigen Frau fand Albert beinahe zu wirtlich, indem der Zeug des Kleides blendend weiß, zwar die Vortrefflichkeit des Waschhauses und der Bleiche, zugleich aber auch die niedrige Stufe der Industrie bewies, auf der die eigne Spinnstube und Weberei noch stehen mußte. Ein grell buntes baumwollnes Tuch, nachlässig um den Nacken geschlagen, so daß der weiße Hals sichtbar genug, erhöhte eben nicht den Glanz des Anzugs. Was aber sehr verwunderlich sich ausnahm, war, daß die Baronesse an den kleinen Füßchen die zierlichsten seidnen Schuhe, auf dem Kopfe aber ein allerliebstes Spitzenhäubchen nach dem neuesten Pariser Zuschnitt trug. Erinnerte dieses Häubchen nun zwar den Obristlieutnant an eine niedliche Grisette, die ihm einst der Zufall in Paris zuführte, so glitten ihm doch eben deshalb eine Menge ungemein artiger Redensarten über die Lippen, in denen er seine plötzliche Erscheinung entschuldigte. Die Baronesse unterließ nicht, diese Artigkeiten gehörig zu erwidern. Unaufhaltsam floß, nachdem sie den Mund geöffnet, der Strom ihrer Rede, bis sie endlich darauf kam, daß man einen so lieben Gast, den Freund des dem Hause so teuern Obristen, gar nicht sorglich genug bewirten könne. Auf die hastig gezogene Klingel und den gellenden Ruf: Mariane! Mariane! erschien ein altes grämliches Weib, dem großen Schlüsselbunde nach zu urteilen, der ihr am Gürtel hing, die Haushälterin. Mit dieser und dem Herrn Gemahl wurde nun überlegt, was Schönes und Schmackhaftes bereitet werden könne; es fand sich aber, daß alles Leckere, z. B. Wildbret u. dgl. entweder schon verzehrt, oder erst morgen anzuschaffen möglich sei. Mühsam seinen Unmut unterdrückend, versicherte Albert, daß man ihn nötigen werde, augenblicklich in der Nacht wieder aufzubrechen, wenn man seinethalben nur im mindesten die Ordnung des Hauses störe. Ein wenig kalte Küche, ein Butterbrot, genüge ihm zum Nachtessen. Es sei unmöglich, erwiderte die Baronesse, daß der Obristlieutnant sich nach dem scharfen Ritt in dem rauhen, unfreundlichen Wetter behelfen solle, ohne irgend etwas Warmes zu genießen; und nach langen Beratungen mit Marianen, wurde die Bereitung eines Glühweins als ausführbar anerkannt und beschlossen. Mariane

entwich klirrend und klappernd durch die Thüre; doch in dem Augenblick, als man Platz nehmen wollte, wurde die Baronesse herausgerufen von einer bestürzten Hausmagd. Albert vernahm, daß vor der Thüre der Baronesse vollständiger Bericht erstattet wurde von der entsetzlichen Verheerung, die Paul Talkebarth angerichtet hatte; dann folgte die nicht unansehnliche Liste sämtlicher Toten, Verwundeten und Vermißten. Der Baron lief der Baronesse hinterher, und während draußen die Baronesse schalt und schmälte, der Baron den ehrlichen Paul Talkebarth dorthin wünschte, wo der Pfeffer wächst, und die Dienerschaft in ein allgemeines Lamento ausbrach, erzählte Albert kürzlich seinem Freunde, was sich mit Paul Talkebarth auf dem Hofe begeben. „Solche Streiche," rief Viktor ganz unmutig, „solche Streiche macht nun der alte Eulenspiegel, und dabei meint es der Schlingel so aus Herzens Grunde gut, daß man ihm nie etwas anhaben kann." —

In dem Augenblick wurde es draußen ruhiger; die Großmagd hatte die glückselige Nachricht gebracht, daß Hans Gucklick bloß sehr erschrocken gewesen, daß er aber sonst ganz ohne allen Schaden abgekommen, und gegenwärtig mit Appetit fresse.

Der Baron kehrte zurück mit heitrer Miene, wiederholte zufrieden, daß Hans Gucklick verschont worden von dem wilden, Menschenleben nicht achtenden Paul Talkebarth, und nahm Gelegenheit sich sehr weitläuftig über den landwirtschaftlichen Nutzen der Hühnerzucht zu verbreiten. Hans Gucklick, der bloß sehr erschrocken und weiter nicht beschädigt, war nämlich der alte allgemein geschätzte Haushahn, schon seit Jahren der Stolz und Schmuck des ganzen Hühnerhofes.

Auch die Baronesse trat wieder herein, jedoch nur, um sich mit einem großen Schlüsselbunde zu bewaffnen, das sie aus einem Wandschrank nahm. Schnell eilte sie wieder von dannen, und nun hörte Albert, wie beide, Hausfrau und Haushälterin, treppauf, treppab, klapperten und klirrten, dabei erschallten die gellenden Stimmen gerufener Mägde, und aus der Küche herauf erklang die angenehme Musik von Mörser und Reibeisen. — Gott im Himmel, dachte Albert, wäre der General eingezogen mit dem ganzen Hauptquartier, mehr Lärm könnt' es nicht geben, als meine unglückliche Tasse Glühwein zu verursachen scheint! —

Der Baron, der von der Hühnerzucht übergegangen zur Jagd, war mit der verwickelten Erzählung von einem sehr schönen Hirsch,

der sich blicken lassen, und den er nicht geschossen, noch nicht völlig zu Ende, als die Baronesse wieder in den Saal trat, hinter ihr aber niemand anders, als Paul Talkebarth, der in zierlichem Porzellangeschirr den Glühwein herbeitrug. „Nur alles hieher gestellt, mein guter Paul,“ sprach die Baronesse sehr freundlich, welches Paul Talkebarth mit einem unbeschreiblich süßen: a fu zerpire, Madame! erwiderte. — Die Manen der auf dem Hofe Erschlagenen schienen versöhnt und alles verziehen.

Man setzte sich nun erst wieder ruhig zu einander. Die Baronesse begann, nachdem sie das Getränk den Freunden kredenzt, an einem ungeheuern wollnen Strumpf zu stricken, und der Baron nahm Gelegenheit, sich weitläuftig über die Art des Gestricks, das bestimmt sei, auf der Jagd getragen zu werden, auszulassen. Während dessen ergriff er die Kanne, um sich auch eine Tasse Glühwein einzuschenken. „Ernst!“ rief ihm die Baronesse mit strafendem Tone zu; augenblicklich stand er von seinem Vorhaben ab, und schlich an den Wandschrank, wo er ganz im stillen ein Schnäpschen genoß. — Albert nutzte diesen Augenblick, um endlich den langweiligen Gesprächen des Barons ein Ziel zu setzen; indem er angelegentlich nach seines Freundes Thun und Treiben forschte. Viktor meinte dagegen, daß es noch Zeit genug geben werde, mit zwei Worten zu sagen, was sich während der Zeit, als sie getrennt, mit ihm begeben, daß er es aber gar nicht erwarten könne, aus Alberts Munde alles Denkwürdige von den gewaltigen Ereignissen der letzten verhängnisvollen Zeit zu vernehmen. Die Baronesse versicherte lächelnd, daß sich nichts hübscher anhören lasse, als Geschichten von Krieg, Mord und Totschlag. Auch der Baron, der sich wieder zur Gesellschaft gesetzt, meinte, daß er gar zu gern von Schlachten erzählen höre, wo es recht blutig hergegangen, da ihn dies immer an seine Jagdpartien erinnere. Er stand im Begriff, wieder einzubiegen in die Geschichte von dem nicht geschossenen Hirsch. Doch Albert unterbrach ihn, indem er vor innerm Unmut laut auflachend versicherte, daß zwar auf der Jagd auch scharf geschossen werde; übrigens aber die Einrichtung nicht übel sei, daß die Hirsche, Rehe, Hasen u. s. w., deren Blut es koste, nicht wieder schössen.

Albert fühlte sich von dem Getränk, das er genossen, und das er von edlem Wein ganz vortrefflich bereitet gefunden, durch und durch erwärmt, und dies körperliche Wohlbehagen wirkte wohlthätig auf sein geistiges, und schlug den Mißmut völlig nieder, der ihn in

der unheimischen Umgebung ergriffen. — Vor Viktors Augen entfaltete er nun das ganze schauerlich erhabene Gemälde jener furchtbaren Schlacht, die auf einmal alle Hoffnungen des geträumten Weltherrschers vernichtete. Mit der glühendsten Begeisterung schilderte Albert den unbezwingbaren Löwenmut jener Bataillone, die zuletzt das Dorf Planchenoit erstürmten, und schloß endlich mit den Worten: o Viktor! — Viktor! wärst du dabei gewesen, hättest du mit mir gefochten! —

Viktor war dicht an den Stuhl der Baronesse gerückt, hatte den ansehnlichen Knäuel Wolle, als er von dem Schooß der Baronesse herabgekugelt, ergriffen, und spielte damit in den Händen, so daß die ämsige Strickerin genötigt war, den Faden zwischen Viktors Fingern durchzuziehen, und es nicht wohl vermeiden konnte, öfters mit den überlangen Stricknadeln seinen Arm zu treffen.

Bei jenen, mit erhöhter Stimme ausgesprochenen Worten Alberts schien Viktor plötzlich wie aus einem Traum zu erwachen. Er blickte seinen Freund an mit seltsamen Lächeln, und sprach halbleise: ja, mein teurer Albert, es ist nur zu wahr, was du sagst! Der Mensch fängt sich oft selbst ganz früh in Schlingen, deren gordischen Knoten erst der Tod gewaltsam zerreißt! — Was aber die Teufelsbeschwörungen überhaupt betrifft, so ist das kecke Rufen des eignen furchtbaren Geistes wohl die bedrohlichste, die es geben mag. — Doch hier schläft schon alles!

Viktors unverständliche, geheimnisvolle Worte bewiesen hinlänglich, daß er nicht eine Silbe von dem vernommen, was Albert gesprochen, sondern sich vielmehr die ganze Zeit über Träumen überlassen, die noch dazu von gar seltsamer Natur sein mußten.

Man kann denken, daß Albert vor Befremden verstummte. Nun bemerkte er auch, um sich blickend, erst, daß dem Hausherrn, der mit vor dem Bauch gefaltenen Händen in die Lehne des Sessels zurückgesunken, das müde Haupt auf der Brust lag, und daß die Baronesse, mit fest geschlossenen Augen, nur wie ein aufgezogenes Uhrwerk mechanisch fortstrickte.

Albert sprang schnell und mit Geräusch auf; doch in demselben Augenblick erhob sich auch die Baronesse, und näherte sich ihm mit einem Anstande, der so frei, edel und anmutig zugleich war, daß Albert nichts mehr von der kleinen, genährten, beinahe drolligen Figur sah, sondern die Baronesse in ein anderes Wesen verwandelt glaubte. „Verzeihen Sie,“ sprach sie dann mit süßem Wohllaut,

indem sie Alberts Hand faßte, „verzeihen Sie es, Herr Obristlieutnant, der vom Anbruch des Tages an beschäftigten Hausfrau, wenn sie am Abend der Ermüdung nicht zu widerstehen vermag, und wird auch zu ihr auf das herrlichste von den herrlichsten Dingen gesprochen; dasselbe mögen Sie dem rüstigen Jäger verzeihen. Es ist unmöglich, daß Sie sich nicht darnach sehnen sollten, mit Ihrem Freunde allein zu sein, und sich recht aus dem Herzen auszusprechen, und da ist jeder Zeuge lästig. Gewiß wird es Ihnen gemütlich scheinen, mit Ihrem Freunde allein das Nachtessen einzunehmen, das ich in seinen Zimmern bereiten lassen."

Gelegener konnte Albert kein Vorschlag sein. Auf der Stelle beurlaubte er sich in den höflichsten Ausdrücken bei der freundlichen Wirtin, der er jetzt das Schlüsselbund, den Jammer über den erschrockenen Hans Gucklick, sowie den Strickstrumpf nebst dem Einnicken, von Herzen verzieh!

„Lieber Ernst!" rief die Baronesse, als die Freunde sich bei dem Baron empfehlen wollten; da dieser aber statt aller Antwort sehr vernehmlich rief: „Huß — Huß — Tyras — Waldmann — Allons!" und das Haupt auf die andere Seite hängen ließ, so mochte man ihn in seinen süßen Träumen nicht weiter stören. —

„Sage," rief Albert, als er sich mit Viktor allein befand, „sage, was ist mit dir vorgegangen? — Doch — erst laß uns essen, denn mich hungert, und in der That, es scheint hier mehr vorhanden, als das bescheiden gewünschte Butterbrot."

Der Obristlieutnant hatte recht; denn er fand einen gar zierlich gedeckten, mit den leckersten kalten Speisen besetzten Tisch, dessen vorzüglichste Zierde ein Bayonner Schinken und eine Pastete von roten Rebhühnern schien. Paul Talkebarth meinte, als Albert sein Wohlbehagen äußerte, schalkisch lächelnd, daß, wenn er nicht gewesen wäre, und der Jungfer Mariane alles gesteckt hätte, was der Herr Obristlieutnant gern genieße, als Suppenfink (souper fin) — aber noch könne er es der Muhme Liese nicht vergessen, daß sie an seinem Hochzeitstage den Reisbrei verbrannt, und er sei nun Witwer seit dreißig Jahren, und man könne nicht wissen, denn Ehen würden im Himmel geschlossen, und Jungfer Mariane — doch die gnädige Frau Baronesse habe ihm das Beste selbst zugestellt, nämlich einen ganzen Korb mit Sellerie für die Herrn. — Albert wußte nicht recht, wozu ihm die unbillige Menge Gemüse aufgetischt werden sollte, war dann aber sehr zufrieden, als Paul Talkebarth den Korb, der nichts anders

enthielt, als sechs Flaschen des schönsten Vin de Sillery, herbeitrug.

Während Albert es sich nun recht wohl schmecken ließ, erzählte Viktor, wie er auf das Gut des Barons von E. gekommen.

Die der stärksten Natur öfters unverwindlichen Strapazen des ersten Feldzugs (1813) hatten Viktors Gesundheit zerrüttet. Die Bäder in Aachen sollten ihn herstellen, und er befand sich gerade dort, als Bonapartes Flucht von Elba die Losung gab zum neuen blutigen Kampf. Als man sich zum Feldzuge rüstete, erhielt Viktor von der Residenz aus die Weisung, sich, sollte es sein Gesundheitszustand erlauben, zu der Armee an den Niederrhein zu begeben; das waltende Schicksal erlaubte ihm aber statt dessen nur einen Ritt von vier bis fünf Stunden. Gerade vor dem Thor des Landhauses, in dem sich jetzt die Freunde befanden, wurde Viktors Pferd, sonst das sicherste, furchtloseste Tier von der Welt, geprüft in dem wildesten Getöse der Schlacht, plötzlich scheu, bäumte sich, und Viktor stürzte herab, wie er selbst sagte, gleich einem Schulknaben, der zum ersten Mal ein Roß bestiegen. Besinnungslos lag er da, indem das Blut einer bedeutenden Kopfwunde entströmte, die er sich an einem scharfen Stein geschlagen. Man brachte ihn in das Haus, und hier mußte er, da jeder Transport gefährlich schien, seine Genesung abwarten, die noch jetzt nicht ganz vollendet schien, da ihn, unerachtet die Wunde längst geheilt war, noch Fieberanfälle ermatteten. Viktor ergoß sich in den wärmsten Lobeserhebungen, rücksichts der sorglichsten Wartung und Pflege, welche ihm die Baronesse angedeihen lassen.

„Nun," rief Albert laut auflachend, „nun in der That, darauf war ich nicht gefaßt. Wunder denk' ich, was du mir Außerordentliches erzählen wirst, und am Ende läuft es auf eine, nimm mir's nicht übel, etwas einfältige Geschichte hinaus, wie sie in hundert abgedroschenen Romanen zu finden, so daß sie kein Mensch mehr selbst mit Anstand erleben kann. — Der wunde Ritter wird ins Schloß getragen, die Herrin des Hauses pflegt ihn — und der Ritter wird zum zärtlichen Amoroso! — Denn Viktor, daß du deinem bisherigen Geschmack, ja deiner ganzen Lebensweise zum Trotz, dich plötzlich in eine ältliche dicke Frau verliebt hast, die so häuslich und wirtschaftlich ist, daß man darüber des Teufels werden möchte, daß du noch dazu den sehnsüchtigen, schmachtenden Jüngling spielst, der, wie es irgendwo heißt, seufzet wie ein Ofen und Lieder macht auf seiner Liebe Brauen — nun, das alles will ich am Ende auch noch für

Krankheit halten! — Das einzige, was dich einigermaßen entschuldigen könnte, und dich poetisch darstellen, wäre der spanische Infant im Arzt seiner Ehre, der gleiches Schicksal mit dir teilend, an dem Thor des Landhauses der Donna Menzia auf die Nase fiel und am Ende die Geliebte fand, die ihm unbewußt" — „Halt," rief Viktor, „halt! — glaubst du denn nicht, daß ich es vollkommen einsehe, begreife, wenn ich dir als ein ganz alberner Geck vorkommen muß? — Doch! es ist hier noch etwas Andres, Geheimnisvolles im Spiel. — Nun laß uns trinken!" —

Der Wein und Alberts lebendiges Gespräch hatte Viktorn wohlthätig angeregt; er schien erwacht aus düstrer Träumerei. Als nun aber endlich Albert, das volle Glas erhebend, sprach: Nun, Viktor, teurer Infant, Donna Menzia soll leben und aussehen, wie unsere kleine dicke Hausfrau! Da rief Viktor lachend: Nein, ich kann es doch nicht ertragen, daß du mich für einen Gecken halten mußt! — Ich fühle mich im Innersten heiter und aufgelegt, dir alles zu sagen, alles zu beichten! — Du mußt es dir aber gefallen lassen, von einer ganz eignen Periode meines Lebens, die in meine Jünglingsjahre fällt, zu hören, und es ist möglich, daß die halbe Nacht darüber vergeht.

Erzähle, erwiderte Albert, denn ich gewahre, daß noch hinlänglicher Wein vorhanden, um die etwa sinkenden Lebensgeister aufzufrischen. — Wär' es nur nicht so entsetzlich kalt im Saal, und ein Verbrechen, jetzt noch jemanden von den Hausleuten aufzustören.

„Sollte," sprach Viktor, „sollte Paul Talkebarth nicht dafür gesorgt haben?" — Wirklich versicherte dieser in seiner bekannten französischen Mundart höflich fluchend, daß er das vortrefflichste Holz selbst klein zugeschnitten und bewahrt habe zum köstlichsten Kaminfeuer, welches er sogleich anfachen werde. — „Es ist nur gut," sagte Viktor, „daß es mir hier nicht so gehen kann, wie einst bei einem Drogeriehändler in Meaux, wo der ehrliche Paul Talkebarth mir ein Kaminfeuer angemacht, das wenigstens zwölfhundert Franken kostete. Der Gute hatte Sandel-Brasilienholz ergriffen, zerhackt, und in den Kamin gesteckt, so daß ich mir beinahe vorkam, wie Andalosia, des bekannten Herrn Fortunatus berühmter Sohn, dessen Koch das Feuer von Spezereien anschüren mußte, als der König verboten, ihm Holz zu verkaufen.

Du weißt, fuhr Viktor fort, als das Feuer lustig knisterte und flammte, und Paul Talkebarth sich aus dem Zimmer entfernt hatte:

du weißt, mein teurer Freund Albert, daß ich meine militärische Laufbahn bei der Garde in P. begann, sonst aber von meiner Jünglingszeit wohl wenig mehr als das, da es nie besondere Gelegenheit gab, davon zu reden; mehr aber noch, weil das Bild jener Jahre nur in halbverwischten Zügen vor meiner Seele stand, und erst hier wieder in hellen Farben aufleuchtete. — Meine erste Erziehung in meines Vaters Hause kann ich nicht eben schlecht nennen. Ich hatte eigentlich gar keine; man überließ mich meinen Neigungen, und gerade diese schienen nichts weniger darzuthun, als meinen Beruf zu den Waffen. Offenbar fühlte ich mich zu wissenschaftlicher Bildung hingezogen, die mir der alte Magister, der mein Hofmeister sein sollte, und der froh war, wenn man ihn nur in Ruhe ließ, nicht geben konnte. Erst in P. gewann ich mit Leichtigkeit Kenntnis neuerer Sprachen, sowie ich die dem Offizier nötigen Studien mit Eifer trieb und Erfolg. Außerdem las ich mit einer Art von Wut alles, was mir in die Hände kam, ohne Auswahl, ohne Rücksicht auf Nützlichkeit; indessen erhielt ich doch, da mein Gedächtnis vortrefflich, eine Menge historischer Kenntnisse, selbst wußte ich nicht wie. — Man hat mir später die Ehre angethan, zu behaupten, es säße ein poetischer Geist in mir, den ich nur selbst nicht recht anerkennen wolle; gewiß ist es aber, daß mich die Meisterwerke der großen Dichter jener Periode in einen Zustand der Begeisterung versetzten, von dem ich keine Ahnung gehabt; ich erschien mir selbst als ein anderes Wesen, das nur erst sich entwickelt zum regen Leben. — Ich will nur Werthers Leiden, vorzüglich aber Schillers Räuber nennen. Einen ganz andern Schwung aber gab meiner Fantasie ein Buch, das gerade deshalb, weil es nicht vollendet ist, dem Geiste einen Stoß giebt, so daß er rastlos fortarbeiten muß in ewigen Pendulschwingungen. — Ich meine Schillers Geisterseher. Mag es sein, daß der Hang zum Mystischen, zum Wunderbaren, der überhaupt tief in der menschlichen Natur begründet ist, stärker bei mir vorwaltete; genug, als ich jenes Buch gelesen, das die Beschwörungsformeln der mächtigsten schwarzen Kunst selbst zu enthalten scheint, hatte sich mir ein magisches Reich voll überirdischer, oder besser, unterirdischer Wunder erschlossen, in dem ich wandelte und mich verirrte, wie ein Träumer. Einmal in diese Stimmung geraten, verschlang ich mit Begierde alles, was nur zu jener Stimmung sich hinneigte, und selbst Werke von geringerem Gehalt verfehlten keineswegs ihre Wirkung. So machte auch der Genius von

Große auf mich einen tiefen Eindruck, und ich darf mich auch jetzt dessen keineswegs schämen, da wenigstens der erste Teil, dessen größere Hälfte in den Schillerschen Horen abgedruckt stand, der Lebendigkeit der Darstellung, und auch wohl der geschickten Behandlung des Stoffs halber, die ganze litterarische Welt in Bewegung setzte. Manchen Arrest mußte ich dulden, wenn ich auf der Wache, in solch ein Buch, oder auch nur in meine mystischen Träume vertieft, das Herausrufen überhört hatte, und erst vom Unteroffizier geholt werden mußte. Gerade in dieser Zeit brachte mich der Zufall einem sehr seltsamen Manne näher. — Es begab sich nämlich, daß ich an einem schönen Sommerabend, als die Sonne schon gesunken, und die Dämmerung eingebrochen, in der Gegend eines Lustorts vor P., einsam, wie es meine Gewohnheit war, lustwandelte. Da schien es mir, als vernähme ich aus dem Dickicht eines kleinen Wäldchens, das seitwärts ab vom Wege lag, dumpfe Klagetöne, und dazwischen in einer mir unbekannten Sprache heftig ausgestoßene Reden. Ich glaubte jemanden hülfsbedürftig, eilte hin nach der Stelle, von woher die Laute zu kommen schienen, und gewahrte bald in dem Schimmer des Abendrots eine große breitschultrige Figur, die in einen gemeinen Soldatenmantel gehüllt, auf dem Boden ausgestreckt lag. Ganz nahe hinzugetreten erkannte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen den Major O'Malley von den Grenadieren. „Mein Gott," rief ich aus, „sind Sie es, Herr Major? — in diesem Zustande? — Sind Sie krank — kann ich helfen?" Der Major betrachtete mich mit starrem, wildem Blick, und sprach dann mit barschem Tone: „Welcher Teufel führt Euch her, Lieutnant? Was kümmert es Euch, ob ich hier liege oder nicht, schert Euch nach der Stadt!" — Die Leichenblässe, die auf O'Malleys Gesicht lag, die ganze Art, wie ich ihn fand, ließ mich indessen Unheimliches ahnen, und ich erklärte, daß ich ihn durchaus nicht verlassen, sondern nur mit ihm zusammen nach der Stadt zurrückkehren würde. „So?" sprach der Major ganz gelassen und kalt, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, und versuchte, sich aufzuraffen, worin ich ihm, da es ihm schwer zu werden schien, beistand. Ich bemerkte nun, daß er, wie er oft that, wenn er noch des Abends sich hinaus ins Freie machte, bloß über das Hemde, ohne weiter angekleidet zu sein, einen gemeinen sogenannten Kommißmantel geworfen, dazu aber Stiefeln angezogen, und den Offiziershut mit breiter goldner Tresse auf das kahle Haupt gedrückt hatte. Eine Pistole, die auf der Erde neben ihm gelegen, ergriff er

schnell, und steckte sie, um sie meinen Blicken zu entziehen, in die Tasche des Mantels. Auf dem ganzen Wege nach der Stadt sprach er keine Silbe mit mir, sondern stieß nur dann und wann abgebrochene Reden aus in seiner Muttersprache (er war Irländer von Geburt), die ich nicht verstand. Vor seinem Quartier angekommen, drückte er mir die Hand, und sprach mit einem Ton, der in der That etwas Unbeschreibliches, nie Gehörtes hatte, so daß er noch in meiner Seele wiederklingt: „Gute Nacht, Lieutnant! — Der Himmel beschütze Euch, und gebe Euch gute Träume.“ — Dieser Major O'Malley war wohl einer der allerwunderlichsten Menschen, die es geben kann, und rechne ich vielleicht ein Paar etwas excentrische Engländer ab, die mir vorgekommen, so wüßte ich keinen Offizier in der ganzen großen Armee, der in der äußern Erscheinung mit O'Malley zu vergleichen. Ist es wahr, was viele Reisende behaupten, daß die Natur sich eben nirgends solch ganz besonderer Prägstöcke bedient, als in Irland, weshalb denn jede Familie die artigsten Kabinettsstückchen aufzuweisen hat, so konnte der Major O'Malley billigerweise für einen Prototypus seiner ganzen Nation gelten. Denke dir einen baumstarken Mann von sechs Fuß Höhe, dessen Bau man gerade nicht ungeschickt nennen kann, aber kein Glied paßt zum andern, und die ganze Figur scheint zusammengewürfelt wie in jenem Spiel, in dem Figuren aus einzelnen Teilen, deren Nummer die Würfel bestimmen, zusammengefügt werden. Die Adlernase, die fein geschlitzten Lippen würden das Antlitz zum Edlen erheben; aber sind die hervorstehenden Glasaugen beinahe widrig, so tragen die hohen schwarzen buschigen Augenbraunen den Charakter der komischen Maske. — Sehr seltsam hatte des Majors Antlitz etwas Weinerliches, wenn er lachte, wiewohl das selten geschah; dagegen war es, als ob er lache, wenn ihn die Wut des wildesten Zorns übermannte: aber dieses Lachen hatte so etwas Grauenhaftes, daß die ältesten im Gemüt handfesten Bursche sich davor entsetzten. Ebenso selten als O'Malley lachte, ebenso selten ließ er sich aber auch hinreißen vom Zorn. Ganz unmöglich schien es, daß dem Major jemals hätte eine Uniform passen sollen. Die Kunst des geschicktesten Regimentsschneiders scheiterte an des Majors unförmlicher Gestalt; der nach dem genauesten Maß zugeschnittene Rock schlug schnöde Falten, hing ihm am Leibe, als sei er aufgehängt zum Ausbürsten, während der Degen an den Beinen schlotterte und der Hut in so seltsamer Richtung auf dem Kopfe saß, daß man schon auf hundert Schritte den

militärischen Schismatiker erkannte. Was aber bei der pedantischen Formkrämerei jener Zeit ganz unerhört scheinen mußte: O'Malley trug — keinen Zopf. Freilich möchte auch dieser an den wenigen Löckchen, die sich am Hinterhaupte kräuselten, schwer gehaftet haben, da sonst der Kopf völlig haarlos war. Ritt der Major, so glaubte man, er müsse jeden Augenblick vom Pferde fallen, focht er, jeden Augenblick vom Gegner getroffen zu werden; und doch war er der beste Reiter, Fechter, überhaupt der geübteste, gewandteste Gymnastiker, den es nur geben konnte. — Soviel, um dir das Bild eines Mannes zu geben, dessen ganzes Treiben geheimnisvoll zu nennen, da er bald bedeutende Summen wegwarf, bald hülfsbedürftig erschien, und jeder Kontrolle seiner Obern, jedem Dienstzwange entzogen, durchaus that, was er wollte. Eben das, was er wollte, war aber meistenteils so excentrisch, oder vielmehr so spleenisch toll, daß man um seinen Verstand besorgt werden konnte. — Man sprach davon, daß der Major zu einer gewissen Zeit, in welcher P. mit seinen Umgebungen der Schauplatz seltsamer, in die Geschichte des Tages eingreifender Mystifikationen war, eine wichtige Rolle gespielt habe, und noch in Verbindungen stehe, die das Unbegreifliche seiner Stellung erzeugten. — Ein sehr verrufenes Buch, das damals (irr' ich nicht unter dem Titel: Exkorporationen) erschien, und in welchem man das Bild eines Mannes fand, das dem Major ähnlich, nährte jenen Glauben; und auch ich, von dem mystischen Inhalt jenes Buchs angeregt, fühlte mich desto mehr geneigt, O'Malley für eine Art Armenier zu halten, je länger und näher ich sein wunderliches, wohl könnt' ich sagen spukhaftes Treiben beobachtete. Dazu gab er mir nämlich selbst Gelegenheit, indem er seit jenem Abende, als ich ihn krank, oder auf andere Weise erschüttert, im Walde antraf, eine ganz besondere Zuneigung zu mir gewonnen hatte, so daß es ihm Bedürfnis schien, mich täglich zu sehen. — Dir die ganz absonderliche Art dieses Umgangs zu beschreiben, dir manches zu erzählen, was das Urteil der Burschen, welche keck behaupteten, der Major sei ein Doppeltgänger und stehe überhaupt mit dem Teufel im Bunde, vollkommen zu rechtfertigen schien, alles dessen bedarf es nicht, da du bald den unheimlichen Geist, der bestimmt war, auf verstörende Weise einzugreifen in mein Leben, hinlänglich kennen lernen wirst.

Ich hatte die Schloßwache, und dort besuchte mich mein Vetter, der Hauptmann von T., der noch mit einem jungen Offizier aus B. nach P. gekommen. Im traulichen Gespräch saßen wir beim Glase

Wein, als, beinahe war es schon Mitternacht, der Major O'Malley eintrat. „Ich glaubte Euch allein, Lieutnant,“ sprach er, indem er meine Gäste verdrießlich anblickte, und wollte sich wieder entfernen. Der Hauptmann erinnerte ihn daran, daß sie ja alte Bekannte wären, und auf mein Bitten ließ O'Malley es sich gefallen, bei uns zu bleiben.

„Euer Wein,“ rief O'Malley, als er ein Glas nach seiner Weise schnell hinunter gestürzt, „Euer Wein, Lieutnant, ist der schnödeste Krätzer, der je eines ehrlichen Kerls Gedärme zerrissen; laßt sehen, ob dieser hier von einer bessern Sorte!“

Damit holte er aus der Tasche des Kommißmantels, den er über das Hemde gezogen, eine Flasche und schenkte ein. Wir fanden den Wein vortrefflich, und hielten ihn für einen vorzüglich feurigen Ungar.

Selbst weiß ich nicht, wie sich das Gespräch auf magische Operationen, und zuletzt auf jenes verrufene Buch wandte, dessen ich zuvor gedachte. Dem Hauptmann war, vorzüglich wenn er Wein getrunken, ein gewisser spöttelnder Ton eigen, den nicht jeder gut vertragen mag. In diesem Tone begann er von militärischen Geisterbannern und Hexenmeistern zu sprechen, die zu jener Zeit allerliebste Dinge zustande gebracht, wofür man ihrer Macht noch jetzt huldigen und Opfer bringen müsse. „Wen meint,“ rief O'Malley mit dröhnender Stimme, „wen meint Ihr, Hauptmann? — Meint Ihr etwa mich, so wollen wir das Geisterbannen beiseite stellen; daß ich mich aber auf das Entgeistern verstehe, könnt' ich Euch beweisen, und dazu bedarf ich statt eines sonstigen Talismans nur meines Degens, oder eines guten Pistolenlaufs.“

Zu nichts weniger war der Hauptmann aufgelegt, als mit O'Malley Händel anzufangen; er versicherte daher artig einlenkend, daß er zwar allerdings den Major gemeint, indessen nur Scherz im Sinne gehabt, der vielleicht unzeitig gewesen. Im Ernst wolle er aber jetzt den Major fragen, ob er nicht gut thun würde, das alberne Gerücht, daß er wirklich über unheimliche Mächte gebiete, zu widerlegen, und so auch seinerseits dem dummen Aberglauben zu steuern, der nicht mehr in das aufgeklärte Zeitalter passe. — Der Major lehnte sich über den ganzen Tisch, stützte den Kopf auf beide Fäuste, so daß seine Nase kaum eine Spanne weit von des Hauptmanns Antlitz entfernt war, und sprach dann, ihn mit seinen hervorglotzenden Augen starr anblickend, sehr gelassen: Hat Euch, mein

Gönner! der Herr auch nicht etwa mit einem sehr durchdringenden Geist erleuchtet, so werdet Ihr, hoff' ich, doch einzusehn vermögen, daß es die thörichtste, einbildischste, ja, ich möchte sagen, verruchteste Anmaßung wäre, wenn wir glauben wollten, mit unserm geistigen Prinzip sei alles abgeschlossen, und es gebe keine geistigen Naturen, die anders begabt, als wir, oft nur sich selbst aus jener Natur allein die momentane Form bildend, sich uns offenbaren in Raum und Zeit, ja die nach irgend einer Wechselwirkung strebend, hineinflüchten könnten in das Thongebäcke, was wir Körper nennen. Ich will es Euch nicht zum Vorwurf machen, Hauptmann! daß Ihr in allen Dingen, die man weder bei der Revue, noch auf der Parade lernt, sehr unwissend seid, und nichts gelesen habt. Hättet Ihr aber nur etwas weniges in tüchtige Bücher gekuckt, kenntet Ihr den Cardanus, den Justinus Martyr, den Lactanz, den Cyprian, den Clemens von Alexandrien, den Macrobius, den Trisgemestus, den Nollius, den Dorneus, den Theophrastus, den Fludd, den Wilhelm Postel, den Mirandola, ja nur die kabbalistischen Juden, Joseph und Philo, Euch wäre vielleicht eine Ahnung aufgegangen von Dingen, die jetzt Euren Horizont übersteigen, und von denen Ihr daher auch gar nicht reden solltet.

Damit sprang O'Malley auf, und ging mit starken gewaltigen Schritten auf und ab, so daß die Fenster und die Gläser zitterten.

Unerachtet, versicherte der Hauptmann etwas betreten, unerachtet er des Majors Gelehrsamkeit hoch in Ehren halte, unerachtet er gar nicht in Abrede stellen wolle, daß es höhere geistige Naturen gebe und geben müsse; so sei er doch fest überzeugt, daß irgend eine Verbindung mit einer unbekannten Geisterwelt durchaus gegen die Bedingung der menschlichen Natur, mithin unmöglich sei, und alles, was als Beweis des Gegenteils gelten solle, auf Selbsttäuschung oder Betrug beruhe.

O'Mallay blieb, als der Hauptmann schon einige Sekunden geschwiegen, plötzlich stehen, und begann: „Hauptmann, oder (sich zu mir wendend) Ihr, Lieutnant, thut mir den Gefallen, und setzt Euch hin und schreibt ein Heldengedicht, eben so herrlich, so übermenschlich groß, wie die Ilias!"

Wir erwiderten beide, daß uns das wohl nicht gelingen werde, da keinem der homerische Geist inwohne. „Ha, ha," rief der Major, „seht Ihr wohl, Hauptmann! Weil Euer Geist unfähig ist, Göttliches zu empfangen und zu gebären, ja, weil Eure Natur nicht

einmal von der Beschaffenheit sein mag, sich auch nur zur Erkenntnis zu entzünden, deshalb müßtet Ihr eigentlich leugnen, daß aus irgend einem Menschen sich dergleichen gestalten könne. Ich sage Euch, jener Umgang mit höheren geistigen Naturen ist bedingt durch einen besondern psychischen Organism; und wie die dichterische Schöpfungskraft, so ist auch jener Organism eine Gabe, mit der die Gunst des Weltgeistes seinen Liebling ausstattet."

Ich las in des Hauptmanns Gesicht, daß er im Begriff stand, irgend etwas Spöttisches dem Major zu entgegnen. Um es nicht dazu kommen zu lassen, nahm ich das Wort, und machte dem Major bemerklich, daß, soviel ich wüßte, doch die Kabbalisten gewisse Formen und Regeln aufstellten, um zu jenem Umgange mit unbekannten geistigen Wesen zu gelangen. Noch ehe der Major aber antworten konnte, sprang der Hauptmann vom Wein erhitzt auf, und sprach im bittern Ton: Nun was hilft hier alles Schwatzen; Ihr gebt Euch für eine höhere Natur aus, Major! Ihr wollt uns glauben machen, daß, Ihr, aus besserm Stoff geschaffen, als unsereins, den Geistern gebietet! — Erlaubt, daß ich Euch so lange für einen bethörten Schwärmer halte, bis Ihr uns Eure psychische Kraft zu tage gelegt.

Der Major lachte wild auf, und sprach dann: „Ihr haltet mich für einen gemeinen Geisterbanner, für einen kläglichen Taschenspieler, Hauptmann? — Das steht Euerm kurzsichtigen Sinne wohl an! — Doch! — Es soll Euch vergönnt sein, einen Blick in ein dunkles Reich zu thun, das Ihr nicht ahnet, und das Euch verderblich erfassen kann! — Ich warne Euch indessen vorher, und gebe Euch zu bedenken, daß Euer Gemüt nicht stark genug sein könnte, manches zu ertragen, das mir ein ergötzliches Spiel dünkt."

Der Hauptmann versicherte, daß er bereit sei, es mit allen Geistern und Teufeln aufzunehmen, die O'Malley zu beschwören imstande wäre, und nun mußten wir dem Major auf unser Ehrenwort versprechen, uns in der Nacht des Herbstäquinoktiums, und zwar Schlag zehn Uhr, in dem dicht vor dem ***er Thor gelegenen Wirtshause einzufinden, wo wir das Weitere erfahren würden.

Es war indessen heller Tag geworden; die Sonne schien durch die Fenster. Da stellte sich der Major mitten ins Zimmer, und rief mit donnernder Stimme: Incubus! — Incubus! Nehmahmihah Scedim! — warf den Mantel ab, den er bis jetzt nicht abgelegt, und stand da in voller Uniform.

Im demselben Augenblick mußte ich heraus, da die Wache ins Gewehr trat. Als ich zurückkam, waren beide, der Major und der Hauptmann, verschwunden.

„Ich blieb,“ — sprach der junge Offizier, ein liebenswürdiger frommer Jüngling, den ich allein fand, — „ich blieb nur zurück, um Sie vor diesem Major, diesem entsetzlichen Menschen zu warnen! — Fern von mir sollen seine fürchterlichen Geheimnisse bleiben, und mich gereut es, daß ich mein Wort gab, bei einem Akt zu sein, der vielleicht uns allen, gewiß aber dem Hauptmann verderblich sein kann. Sie werden mir zutrauen, daß ich nicht geneigt bin, jetzt mehr daran zu glauben, was die alte Wärterin dem Kinde vorerzählte; aber — haben Sie wohl bemerkt, daß der Major nach und nach acht Flaschen aus der Tasche zog, die kaum groß genug schien, eine einzige zu fassen? — daß er zuletzt, unerachtet er unter dem Mantel nur das Hemde trug, plötzlich von unsichtbaren Händen angekleidet dastand?“ — Es war dem so, wie der Lieutnant sagte, und ich muß gestehen, daß eiskalte Schauer mich durchbebten. —

An dem bestimmten Tage fand sich der Hauptmann mit meinem jungen Freunde bei mir ein, und auf den Schlag zehn Uhr nachts waren wir, so wie wir es dem Major zugesagt, in dem Wirtshause. Der Lieutnant war still und in sich gekehrt, desto lauter und lustiger aber der Hauptmann.

„In der Thai,“ rief dieser, als es schon halb elf Uhr worden, und O'Malley sich nicht blicken ließ, „in der Thai, ich glaube, der Herr Geisterbanner läßt uns im Stich mitsamt seinen Geistern und Teufeln!“ „Das thut er nicht,“ sprach es dicht hinter dem Hauptmann, und O'Malley stand unter uns, ohne daß jemand bemerkt, wie er hereingekommen. — Dem Hauptmann erstarb die Lache, die er aufschlagen wollen. —

Der Major, wie gewöhnlich in seinem Soldatenmantel gekleidet, meinte, daß es, ehe er uns an den Ort führe, wo er gedenke, sein Versprechen zu erfüllen, noch Zeit sei, ein paar Gläser Punsch zu trinken; es würde uns gut thun, da die Nacht rauh und kalt sei, und wir einen ziemlichen Weg zu machen hätten. Wir setzten uns an einen Tisch, auf den der Major einige zusammengebundene Fackeln und ein Buch legte.

„Hoho,“ rief der Hauptmann, „das ist wohl Euer Beschwörungsbuch, Major?“ — „Allerdings,“ erwiderte O'Malley trocken.

Der Hauptmann ergriff das Buch, schlug es auf und lachte in

demselben Augenblick so unmäßig, daß wir nicht wußten, was ihn denn so ganz toll lächerlich bedünken könne.

„Nein,“ sprach dann der Hauptmann, sich mit Mühe erholend, „nein, das ist zu arg! — Major, was zum Teufel, wollt Ihr denn Euern Scherz mit uns treiben, oder habt Ihr Euch vergriffen? — Freunde, Kameraden, schaut doch nur her!“

Du kannst dir, Freund Albert, unser tiefes Erstaunen denken, als wir gewahrten, daß das Buch, das uns der Hauptmann vor die Augen hielt, kein anderes war, als — Pepliers französische Grammaire! — O'Malley nahm dem Hauptmann das Buch aus der Hand, steckte es in die Manteltasche, und sprach dann sehr ruhig, wie er denn überhaupt in seinem ganzen Wesen ruhiger und milder erschien, als sonst jemals: „Sehr gleichgültig kann es Euch sein, Hauptmann, welcher Mittel ich mich bedienen will, um mein Versprechen zu erfüllen, welches in nichts anderm besteht, als Euch sinnlich meine Gemeinschaft mit der Geisterwelt darzuthun, die uns umgiebt, ja in der unser höheres Sein bedingt ist. Glaubt Ihr denn, daß meine Kraft solcher armseliger Krücken bedarf, als da sind: besondere mystische Formeln, Wahl einer besondern Zeit, eines abgelegenen schauerlichen Orts, deren sich armselige kabbalistische Schüler in nutzlosen Experimenten zu bedienen pflegen? — Auf offnem Markt, zu jeder Stunde könnt' ich Euch beweisen, was ich vermag; und daß ich damals, als Ihr mich verwegen genug in die Schranken fordertet, eine besondere Zeit, und wie Ihr gleich sehen werdet, einen Ort wählte, der Euch vielleicht schauerlich bedünken möchte, war nur eine Artigkeit, die ich Eurethalben dem erzeigen wollte, der in gewisser Art diesmal Euer Gast sein soll. — Gäste empfängt man gern im Putzzimmer zur gelegensten Stunde.“

Es schlug elf Uhr; der Major nahm die Fackeln, und gebot uns, zu folgen.

Er schritt so schnell, daß wir Mühe hatten, ihm nachzukommen, voran auf dem großen Wege fort, und bog, als wir das Zollhäuschen erreicht, rechts ein in den Fußsteig, der durch den dort gelegenen dichten Tannenwald führt. Nachdem wir beinahe eine Stunde gelaufen, stand der Major still, und mahnte uns, dicht hinter ihm zu bleiben, da wir uns sonst leicht im Dickicht des Waldes, in das wir nun hinein müßten, verlieren könnten. Nun ging es quer durch im dicksten Gestrüppe, so daß bald dieser, bald jener mit der Uniform oder mit dem Degen hängen blieb, und sich mit Mühe losmachen

mußte, bis wir endlich einen freien Platz erreichten. Mondesstrahlen brachen durch das finstere Gewölk, und ich gewahrte die Ruinen eines ansehnlichen Gebäudes, in welche der Major hineinschritt. Es wurde finstrer und finstrer; der Major rief uns zu, still zu stehen, weil er jeden einzeln hinabführen wolle. Mit dem Hauptmann machte er den Anfang; dann traf mich die Reihe. Der Major hatte mich umfaßt, und trug mich mehr, als ich ging, hinunter in die Tiefe. „Bleibt,“ flüsterte O'Malley mir zu, „bleibt hier ruhig stehen, bis ich den Lieutnant gebracht, dann beginnt mein Werk.“

Ich vernahm in der undurchdringlichen Finsternis die Atemzüge eines dicht neben mir Stehenden. Bist du es, Hauptmann? rief ich. „Allerdings,“ erwiderte der Hauptmann! „gieb acht, Vetter, es läuft alles auf dumme Taschenspielerei hinaus; aber es ist ein ganz verdammter Ort, wo uns der Major hingeführt, und ich wollte, ich säße wieder beim Punschnapf; denn mir beben alle Glieder vor Frost, und wenn du willst auch vor einer gewissen kindischen Bangigkeit.“

Mir ging's nicht besser, wie dem Hauptmann. Der rauhe Herbstwind pfiff und heulte durch die Mauern, und ein seltsames Flüstern und Ächzen antwortete ihm aus der Tiefe. Aufgescheuchtes Nachtgeflügel rauschte und flatterte um uns her, während ein leises Winseln dicht über den Boden weg zu schleichen schien. — Wahrlich, wir beide, der Hauptmann und ich, konnten von den Schauern unseres Aufenthalts wohl dasselbe sagen, was Cervantes vom Don Quixote sagt, als er die verhängnisvolle Nacht vor dem Abenteuer mit den Walkmühlen übersteht: „Ein minder Beherzter hätte alle Fassung verloren.“ — An dem Wellengeplätscher eines nahen Wassers, und an dem Heulen der Hunde, gewahrten wir übrigens, daß wir uns nicht ferne von der Lederfabrik befinden mußten, die bei P. dicht an dem Strom gelegen ist. Endlich vernahmen wir dumpfe Tritte, die sich immer mehr näherten, bis dicht bei uns der Major laut rief: „Nun sind wir beisammen, und es kann vollbracht werden, was begonnen!“ — Mittelst eines chemischen Feuerzeuges zündete er die Fackeln an, die er mitgebracht und steckte sie in den Boden. Es waren sieben an der Zahl. Wir befanden uns in einem verfallenen Kellergewölbe. O'Malley stellte uns in einen Halbkreis, warf Mantel und Hemde ab, so daß er bis an den Gürtel nackt dastand, schlug das Buch auf, und begann mit einer Stimme, die mehr dem dumpfen Brüllen eines fernen Raubtiers, als dem Ton eines Menschen glich, zu lesen: „Monsieur, prêtez moi un peu, s'il vous plait, votre

canif. — Oui, Monsieur, d'abord — le voilà — je vous le rendrai — Nein, unterbrach Albert hier den Freund, nein, das ist zu arg! — Das Gespräch vom Schreiben, aus Tepliers Grammaire, als Beschwörungsformel! — Und ihr lachtet nicht laut auf, und das ganze Spiel hatte nicht auf einmal ein Ende? —

Ich, fuhr Viktor fort, ich komme nun zu einem Moment, von dem ich in der That nicht weiß, ob es mir gelingen wird, ihn dir darzustellen. Mag deine Fantasie meine Worte beleben! — Immer entsetzlicher wurde die Stimme des Majors, während der Sturm stärker brauste, und der flackernde Schein der Fackeln die Wände mit seltsamen, im Fluge wechselnden Gebilden belebte. — Ich fühlte, wie kalter Schweiß auf meiner Stirne tropfte; mit Gewalt errang ich Fassung — da pfiff ein schneidender Ton durch das Gewölbe, und dicht vor meinen Augen stand ein Etwas —

Wie, rief Albert, ein Etwas, was meinst du, Viktor? — eine entsetzliche Gestalt?

Es scheint, sprach Viktor weiter, es scheint heilloser Unsinn, wenn ich von einer gestaltlosen Gestalt sprechen wollte, und doch kann ich kein anderes Wort finden, um das gräßliche Etwas zu bezeichnen, das ich gewahrte. — Genug, in demselben Moment stieß das Grausen der Hölle seine spitzen Eisdolche mir in die Brust, und ich verlor die Besinnung. — Am hellen Mittag fand ich mich wieder entkleidet auf meinem Lager ausgestreckt. Alle Schauer der Nacht waren verschwunden, ich fühlte mich völlig wohl und leicht. Mein junger Freund schlief in dem Lehnstuhl. Sowie ich mich nur regte, erwachte der Lieutnant, und bezeugte die lebhafteste Freude, als er mich ganz gesund fand. Von ihm erfuhr ich, daß er, sowie der Major sein düstres Werk begonnen, die Augen zugedrückt, und sich bemüht, dem Gespräch aus Tepliers Grammaire fest zu folgen, und durchaus sich an nichts weiter zu kehren. Dessen ungeachtet hatte ihn eine furchtbare, nie gekannte Angst erfaßt, er indessen die Besinnung nicht verloren. Dem gräßlichen Pfeifen (so erzählte der Lieutnant) folgte ein wildes wüstes Gelächter. Nun schlug der Lieutnant unwillkürlich die Augen auf, und gewahrte den Major, der den Mantel wieder umgeworfen, und im Begriff stand, den Hauptmann, der entseelt am Boden lag, auf die Schultern zu laden.

„Nehmt Euch Eures Freundes an," rief O'Malley dem Lieutnant zu, gab ihm eine Fackel, und stieg mit dem Hauptmann herauf. Jetzt redete der Lieutnant mich, der ich regungslos dastand, an, indes

vergeblich. Ich schien vom Starrkrampfe ergriffen, und nur mit der äußersten Anstrengung brachte mich der Lieutnant herauf ins Freie. Plötzlich kehrte nun der Major zurück, packte mich auf die Schultern, und trug mich fort, wie erst den Hauptmann. Tiefes Entsetzen faßte aber den Lieutnant, als er, aus dem Walde herausgekommen, auf dem breiten Wege einen zweiten O'Malley gewahrte, der den Hauptmann trug. Still für sich betend, besiegte er aber jenes Entsetzen, und folgte mir, fest entschlossen, mich, möge sich begeben, was da wolle, nicht zu verlassen, bis vor mein Quartier, wo O'Malley mich absetzte, und sich davonmachte, ohne ein Wort zu reden. Mit Hülfe meines Bedienten (das war damals schon mein ehrlicher Eulenspiegel, Paul Talkebarth) brachte mich nun der Lieutnant auf mein Zimmer und ins Bette. Mein junger Freund schloß seine Erzählung damit, daß er mich auf das rührendste beschwor, jede Gemeinschaft mit dem furchtbaren O'Malley zu vermeiden. Den Hauptmann hatte der herbeigerufene Arzt in jenem Wirtshause vor dem Thore, wo wir uns versammelt, sprachlos vom Schlage getroffen gefunden. Er genas zwar, blieb aber untauglich für den Dienst, und mußte seinen Abschied nehmen. Der Major war verschwunden; die Offiziere sagten, er sei auf Urlaub. Mir war es lieb, daß ich ihn nicht wiedersah, da mit dem Entsetzen, das sein finstres Treiben mir verursacht, eine tiefe Erbitterung in meine Seele gekommen war. Meines Verwandten Unglück war O'Malleys Werk, und blutige Rache zu nehmen schien eigentlich meine Pflicht. —

Geraume Zeit war vergangen; das Bild jener verhängnisvollen Nacht verblaßt. Die Beschäftigungen, die der Dienst erfordert, unterdrückten meinen Hang zu mystischer Schwärmerei. Da fiel mir ein Buch in die Hände, dessen Wirkung auf mein ganzes Wesen mir selbst ganz unerklärlich dünkte. Ich meine jene wunderbare Erzählung Cazottes, die in einer deutschen Übersetzung Teufel Amor benannt ist. — Die mir natürliche Blödigkeit, ja ein gewisses kindisches, scheues Wesen in der Gesellschaft hatte mich entfernt gehalten von dem Frauenzimmer, so wie die besondere Richtung meines Geistes jedem Aufwallen roher Begierde widerstand. Ich kann mit Recht behaupten, daß ich ganz unschuldig war, da weder mein Verstand, noch meine Fantasie, sich bis jetzt mit dem Verhältnis des Mannes zum Weibe beschäftigt hatte. Jetzt erst wurde das Mysterium einer Sinnlichkeit in mir wach, die ich nicht geahnet. Meine Pulse

schlugen, ein verzehrendes Feuer durchströmte Nerven und Adern bei jenen Scenen der gefährlichsten, ja grauenvollsten Liebe, die der Dichter mit glühenden Lebensfarben darstellte. Ich sah, ich hörte, ich empfand nichts als die reizende Biondetta, ich unterlag der wollüstigen Qual wie Alvarez. —

Halt, unterbrach Albert hier den Freund, halt — nicht ganz lebhaft erinnere ich mich des Diable amoureux von Cazotte; aber soviel ich weiß, dreht sich die Geschichte darum, daß ein junger Offizier in der Garde des Königs von Neapel von einem mystischen Kameraden verführt wird, in den Ruinen von Portici den Teufel herauf zu beschwören. Als er die Bannformel gesprochen, streckt ein scheußlicher Kamelskopf mit langem Halse aus einem Fenster sich ihm entgegen, und ruft mit gräßlicher Stimme: Che vuoi! — Alvarez, so ist ja der junge Gardeoffizier geheißen, befiehlt dem Gespenst in der Gestalt eines Wachtelhündchens, und dann eines Pagen zu erscheinen. Es geschieht, bald aber wird aus diesem Pagen das reizendste, und zugleich verliebteste Mädchen, das den Beschwörer ganz und gar bestrickt. Doch wie Cazottes gar hübsches Märlein endigt, das ist mir entfallen. —

Das, fuhr Viktor fort, das thut vorderhand gar nichts zur Sache, du wirst wohl daran erinnert werden bei dem Schlusse meiner Geschichte, — halt' es meinem Hange zum Wunderbaren, wohl aber auch dem Geheimnisvollen zu gute, das ich erfahren, wenn Cazottes Märchen mir bald ein Zauberspiegel dünkte, in dem ich mein eignes Schicksal erblickte. — War nicht O'Malley für mich jener mystische Niederländer, jener Soberano, der den Alvarez mit seinen Künsten verlockte? —

Die Sehnsucht, die in meiner Brust glühte, das furchtbare Abenteuer des Alvarez zu bestehen, erfüllte mich mit Grausen; aber selbst die Schauer dieses Grausens ließen mich erbeben vor unbeschreiblicher Wollust, die ich nie gekannt. Oft regte es sich in meinem Innern wie eine Hoffnung, daß O'Malley wiederkehren, und die Geburt der Hölle, der mein ganzes Ich hingegeben, in meine Arme liefern würde, und nicht töten konnte diese sündhafte Hoffnung der tiefe Abscheu, der dann wieder wie ein Dolch meine Brust durchfuhr. Die seltsame Stimmung, die mein aufgeregter Zustand erzeugte, blieb allen ein Rätsel: man hielt mich für gemütskrank, man wollte mich aufheitern, zerstreuen; unter dem Vorwand eines Dienstgeschäftes schickte man mich nach der Residenz, wo die glänzendsten

Zirkel mir offen standen. War ich aber jemals scheu und blöde gewesen, so verursachte mir jetzt Gesellschaft, vorzüglich aber jede Annäherung von Frauenzimmern, einen entschiedenen Widerwillen; da die reizendste mir nur Biondettas Bild, das ich im Innern trug, zu verhöhnen schien. Als ich nach P. zurückgekommen, floh ich alle Gemeinschaft meiner Kameraden, und mein liebster Aufenthalt war jener Wald, der Schauplatz der grauenvollen Begebenheiten, die meinem armen Vetter beinahe das Leben gekostet. Dicht bei den Ruinen stand ich und war von einer dunkeln Begierde getrieben, im Begriff, mich durch das dicke Gestrüpp hineinzuarbeiten, als ich plötzlich O'Malley erblickte, der langsam herausschritt und mich gar nicht zu gewahren schien. Der lange verhaltene Zorn wallte auf; ich stürzte los auf den Major, und erklärte ihm mit kurzen Worten daß er sich meines Vetters halber mit mir schlagen müsse. „Das kann sogleich geschehen," sprach der Major kalt und ernst, warf den Mantel ab, zog den Degen, und schlug mir den meinigen beim ersten Gange mit unwiderstehlicher Gewandtheit und Stärke aus der Hand. „Wir schießen uns," schrie ich in wilder Wut, und wollte meinen Degen aufraffen, da hielt mich O'Malley fest, und sprach mit mildem, ruhigen Ton, wie ich ihn beinahe noch niemals reden gehört: Sei kein Thor, mein Sohn! du siehst, daß ich dir im Kampfe überlegen bin; ehe könntest du die Luft verwunden, als mich, und niemals werd' ich es über mich gewinnen, dir feindlich gegenüber zu stehen, da ich dir mein Leben verdanke, und wohl noch etwas mehr. — Der Major faßte mich jetzt unter den Arm, und indem er mich mit sanfter Gewalt fortzog, bewies er mir, daß an des Hauptmanns Unfall niemand anders schuld sei, als er, der Hauptmann selbst, da er sich, alles Warnens unerachtet, Dinge zugetraut, denen er nicht gewachsen, und ihn, den Major, zu dem, was er gethan, genötigt durch unzeitigen verhöhnenden Spott. — Selbst weiß ich nicht, was für eine seltsame Zauberkraft in O'Malleys Worten, in seinem ganzen Benehmen lag; es gelang ihm nicht allein, mich zu beruhigen, sondern mich auch so anzuregen, daß ich ihm willkürlos das Geheimnis meines innern Zustandes, des zerrüttenden Kampfs meiner Seele, aufschloß. Die besondere, sprach O'Malley, als er alles erfahren, die besondere Konstellation, die über dich, mein guter Sohn, waltet, hat es nun einmal gefügt, daß ein albernes Buch dich auf dein eigentliches inneres Wesen aufmerksam machen sollte. Albern nenne ich jenes Buch, weil darin von einem Popanz die Rede ist,

der sich widerlich zeigt und charakterlos. Das, was du der Wirkung jener lüsternen Bilder des Dichters zuschreibst, ist nichts, als der Drang zur Vereinigung mit einem geistigen Wesen aus einer andern Region, die durch deinen glücklich gemischten Organismus bedingt ist. Hättest du mir größeres Vertrauen bewiesen, du stündest längst auf einer höheren Stufe: doch nehme ich dich noch jetzt zu meinem Schüler an. — O'Malley fing nun an, mich mit der Natur der Elementargeister bekannt zu machen. Ich verstand wenig von dem, was er sprach, indessen lief alles so ziemlich auf die Lehre von Sylphen, Undinen, Salamandern und Gnomen hinaus, wie du sie in den Unterredungen des Comte de Cabalis finden kannst. Er schloß damit, daß er mir eine besondere Lebensweise vorschrieb, und meinte, daß ich wohl in Jahresfrist zu meiner Biondetta gelangen könne, die mir gewiß nicht die Schmach anthun werde, sich in meinen Armen zum leidigen Satan umzugestalten. Mit derselben Hitze, wie Alvarez, versetzte ich, daß ich in so langer Zeit sterben würde vor Sehnsucht und Ungeduld, und alles wagen wolle, früher mein Ziel zu erreichen. Der Major schwieg einige Augenblicke nachdenklich vor sich hinstarrend, dann erwiderte er: „Es ist gewiß, daß ein Elementargeist um Eure Gunst buhlt; das kann Euch fähig machen, in kurzer Zeit das zu erlangen, wonach andere jahrelang streben. Ich will Euer Horoskop stellen: vielleicht giebt sich Eure Buhle mir zu erkennen. In neun Tagen sollt Ihr mehr erfahren.“ — Ich zählte die Stunden. Bald fühlte ich mich von geheimnisvoll seliger Hoffnung durchdrungen, bald war es mir, als habe ich mich in gefährliche Dinge eingelassen. Endlich am späten Abend des neunten Tages trat der Major in mein Gemach, und forderte mich auf, ihm zu folgen. Es geht nach den Ruinen? so fragte ich. „Mit nichten,“ erwiderte O'Malley lächelnd; „zu dem Werk, das wir vorhaben, bedarf es weder eines abgelegenen, schauerlichen Orts, noch einer fürchterlichen Beschwörung aus Pepliers Grammaire. Überdem darf auch mein Inkubus keinen Teil haben an dem heutigen Experiment, das Ihr eigentlich unternehmt, nicht ich.“ Der Major führte mich in sein Quartier, und erklärte, daß es darauf ankomme, mir das Etwas zu verschaffen, mittelst dessen mein Ich dem Elementargeist erschlossen werde, und dieser die Macht erhalte, sich mir in der sichtbaren Welt kund zu thun, und mit mir Umgang zu pflegen. Es sei das Etwas, das die jüdischen Kabbalisten: Teraphim nennten. Nun schob O'Malley einen Bücherschrank zur Seite, öffnete die

dahinter verborgene Thür, und wir traten in ein kleines gewölbtes Kabinett, in dem ich, außer allerlei seltsamem unbekannten Gerät, einen vollständigen Apparat zu chemischen, oder wie ich beinahe glauben möchte, zu alchymistischen, Experimenten gewahrte. Auf einem kleinen Herde schlugen aus den glühenden Kohlen bläuliche Flämmchen. Vor diesem Herde mußte ich mich, dem Major gegenüber, hinsetzen, und meine Brust entblößen. Kaum hatte ich dies gethan, als der Major schnell, ehe ich's mir versah, mich mit einer Lanzette unter der linken Brust ritzte, und die wenigen Tropfen Bluts, die der leichten, kaum fühlbaren Wunde entquollen, in einer kleinen Phiole auffing. Dann nahm er eine hell, spiegelartig polierte Metallplatte, goß eine andere Phiole, die eine rote blutähnliche Feuchtigkeit enthielt, dann aber die mit meinem Blut gefüllte Phiole darauf aus, und brachte mittelst einer Zange die Platte dicht über das Kohlenfeuer. Mich wandelte ein tiefes Grausen an, als ich zu gewahren glaubte, daß auf den Kohlen sich eine lange, spitze, glühende Zunge emporschlängelte, und begierig das Blut von dem Metallspiegel wegleckte. Der Major befahl mir nun, mit fest fixiertem Sinn in das Feuer zu schauen. Ich that es, und bald wurd' es mir zu Mute, als säh' ich, wie im Traum, verworrene Gestalten aus dem Metall, das der Major noch immer über den Kohlen festhielt, durcheinander blitzen. Doch plötzlich fühlte ich in der Brust, da, wo der Major meine Haut durchritzt, einen solchen stechenden, gewaltigen Schmerz, daß ich unwillkürlich laut aufschrie. „Gewonnen, gewonnen," rief in demselben Augenblick O'Malley, erhob sich von seinem Sitze, und stellte ein kleines etwa zwei Zoll hohes Püppchen, zu dem sich der Metallspiegel geformt zu haben schien, vor mir hin, auf den Herd. „Das," sprach der Major, „ist Euer Teraphim! Die Gunst des Elementargeistes gegen Euch scheint ungewöhnlich zu sein; Ihr dürfet nun das Äußerste wagen." Auf des Majors Geheiß nahm ich das Püppchen, dem, ungeachtet es zu glühen schien, nur eine wohlthuende elektrische Wärme entströmte, drückte es an die Wunde, und stellte mich vor einen runden Spiegel, von dem der Major die verhüllende Decke herabgezogen. „Spannt," sprach O'Malley mir nun leise ins Ohr, „spannt Euer Inneres nun zum inbrünstigsten Verlangen, welches Euch, da der Teraphim wirkt, nicht schwer werden kann, und sprecht mit dem süßesten Ton, dessen Ihr mächtig, das Wort!" — In der That, ich habe das seltsam klingende Wort, das mir O'Malley vorsprach, vergessen. Kaum aber war die Hälfte der

Silben über die Lippen, als ein häßliches, toll verzerrtes Gesicht aus dem Spiegel mich hämisch anlachte. „Alle Teufel der Hölle, wo kommst du her, verfluchter Hund!“ so schrie O'Malley hinter mir. Ich wandte mich um, und erblickte meinen Paul Talkebarth, der in der Thüre stand, und dessen schönes Antlitz sich in dem magischen Spiegel reflektiert hatte. Der Major fuhr wütend los auf den ehrlichen Paul; doch ehe ich mich dazwischen werfen konnte, blieb O'Malley dicht vor ihm regungslos stehen, und Paul nützte den Augenblick, sich weitläufig zu entschuldigen, wie er mich gesucht, wie er die Thür offen gefunden, wie er hereingetreten, u. s. w. „Hebe dich hinweg, Schlingel,“ sprach endlich O'Malley gelassen genug, und da ich hinzufügte: Geh nur, guter Paul, gleich komme ich nach Hause; so machte sich der Eulenspiegel ganz erschrocken und verblüfft von dannen.

Ich hatte das Püppchen fest in der Hand behalten, und O'Malley versicherte, wie nur dieser Umstand es bewirkt, daß nicht alle Mühe umsonst geblieben. Talkebarths unzeitiges Dazwischentreten habe indessen die Vollendung des Werks auf lange Zeit verschoben. Er riet mir, den treuen Diener fortzujagen; das konnte ich nicht übers Herz bringen. Übrigens belehrte mich der Major, daß der Elementargeist, der mir seine Gunst geschenkt, nichts Geringeres sei, als ein Salamander, wie er es schon vermutet, als er mein Horoskop gestellt, da Mars im ersten Hause gestanden. — Ich komme wiederum zu Momenten, die du, da sie keines Ausdrucks fähig, nur ahnen kannst. Vergessen war Teufel Amor, war Biondetta; ich dachte nur — an meinen Teraphim. Stundenlang konnte ich das Püppchen, vor mir auf den Tisch gestellt, anschauen, und die Liebesglut, die in meinen Adern strömte, schien dann, gleich dem himmlischen Feuer des Prometheus, das Bildlein zu beleben, und in lüsterner Begier wuchs es empor. Doch ebenso schnell zerrann die Gestaltung, als ich sie dachte, und zu der unnennbaren Qual, die mein Herz durchschnitt, gesellte sich ein seltsamer Zorn, der mich antrieb, das Püpplein, ein lächerliches, armseliges Spielwerk von mir zu werfen. Aber indem ich es faßte, fuhr es durch alle meine Glieder, wie ein elektrischer Schlag, und es war mir, als müßte mich die Trennung von dem Talisman der Liebe selbst vernichten. Gestehen will ich offen, daß meine Sehnsucht, unerachtet sie einem Elementargeiste galt, sich vorzüglich in allerlei zweideutigen Träumen auf Gegenstände der Sinnenwelt, die mich umgab, richtete, so daß meine erregte Fantasie bald

dieses bald jenes Frauenzimmer dem spröden Salamander unterschob, der sich meiner Umarmung entzog. — Ich erkannte zwar mein Unrecht, und beschwor mein kleines Geheimnis, mir die begangene Untreue zu verzeihen; allein an der abnehmenden Kraft jener seltsamen Krise, die sonst meine tiefste Seele in glühender Liebe bewegte, ja an einer gewissen unbehaglichen Leere fühlte ich es wohl, daß ich mich immer mehr von meinem Ziel entfernte, statt mich ihm zu nähern. Und doch spotteten die Triebe des in voller Kraft blühenden Jünglings meines Geheimnisses, meines Widerstrebens. Ich erbebte bei der leisesten Berührung irgend eines reizenden Weibes, indem ich mich zugleich in glühender Scham erröten fühlte. — Der Zufall führte mich aufs neue nach der Residenz. Ich sah die Gräfin von L., das anmutigste, reizendste und zugleich eroberungssüchtigste Weib, das damals in den ersten Zirkeln B—s prangte; sie warf ihre Blicke auf mich, und die Stimmung, in der ich mich damals befand, mußte es ihr sehr leicht machen, mich ganz und gar in ihre Netze zu verlocken, ja, sie brachte mich endlich dahin, ihr mein Inneres ohne allen Rückhalt zu erschließen, ihr mein Geheimnis zu entdecken, ja ihr das geheimnisvolle Bildlein, das ich auf der Brust trug, zu zeigen.

Und, unterbrach Albert den Freund, und sie lachte dich nicht wacker aus, schalt dich nicht einen bethörten Jüngling?

Nichts, fuhr Viktor fort, nichts von allem dem. Sie hörte mich mit einem Ernst an, der ihr sonst gar nicht eigen, und als ich geendet, beschwor sie mich, Thränen in den Augen, den Teufelskünsten des berüchtigen O'Malley zu entsagen. Meine beiden Hände fassend, mich mit dem Ausdruck der süßesten Liebe anblickend, sprach sie von dem dunkeln Treiben der kabbalistischen Adepten so gelehrt, so gründlich, daß ich mich nicht wenig darüber verwunderte. Bis zum höchsten Grad stieg aber mein Erstaunen, als sie den Major den ruchlosesten, abscheulichsten Verräter schalt, da ich ihm das Leben gerettet, und er mich dafür durch seine schwarze Kunst ins Verderben locken wolle. Zerfallen mit dem Leben, in Gefahr zu Boden gedrückt zu werden von tiefer Schmach, sei nämlich O'Malley im Begriff gewesen, sich zu erschießen, als ich dazwischen getreten, und den Selbstmord gehindert, der ihm dann leid geworden, da das Unheil von ihm abgewandt. Habe mich, so schloß die Gräfin, der Major gestürzt in psychische Krankheit, so wolle sie mich daraus erretten, und der erste Schritt dazu sei, daß ich das Bildlein in ihre Hände liefere. Ich that das gern und willig, weil ich mich dadurch auf die schönste Art

von einer unnützen Qual zu befreien glaubte. Die Gräfin müßte das nicht gewesen sein, was sie wirklich war, hätte sie nicht den Liebhaber lange Zeit schmachten lassen, ohne den brennenden Durst der Liebe zu stillen. So war es mir auch gegangen. Endlich sollte ich glücklich sein. Um Mitternacht harrte eine vertraute Dienerin meiner an einer Hinterpforte des Palastes, und führte mich durch entlegene Gänge in ein Gemach, das der Gott der Liebe selbst ausgeschmückt zu haben schien. Hier sollte ich die Gräfin erwarten. Halb betäubt von dem süßen Dufte des feinen Räucherwerks, der im Zimmer wallte, bebend vor Liebe und Verlangen, stand ich in des Zimmers Mitte; da traf, durchfuhr wie ein Blitzstrahl mein innerstes Wesen ein Blick —

Wie, rief Albert, ein Blick und keine Augen dazu? und du sahst nichts? — wohl wieder eine gestaltlose Gestalt!

Magst, sprach Viktor weiter, magst du das unbegreiflich finden, genug — keine Gestalt, nichts gewahrte ich, und doch fühlte ich den Blick tief in meiner Brust, und ein jäher Schmerz zuckte an der Stelle, die O'Malley verwundet. In demselben Augenblick gewahrte ich auf dem Simse des Kamins mein Bildlein, faßte es schnell, stürzte heraus, gebot mit drohender Gebärde der erschrockenen Dienerin, mich herabzuführen, rannte nach Hause, weckte meinen Paul, und ließ packen. Der früheste Morgen traf mich schon auf dem Rückwege nach P. — Mehrere Monate hatte ich in der Residenz zugebracht: die Kameraden freuten sich meines unverhofften Wiedersehns, und hielten mich den ganzen Tag über fest, so daß ich erst am späten Abend heimkehrte in mein Quartier. Ich stellte mein liebes wiedergewonnenes Bildlein auf den Tisch, und warf mich, da ich der Ermüdung nicht länger zu widerstehen vermochte, angekleidet auf mein Lager. Bald kam mir aber das träumerische Gefühl, als umflösse mich ein strahlender Glanz! — Ich erwachte, ich schlug die Augen auf: wirklich glänzte das Gemach in magischem Schimmer. — Aber — o Herr des Himmels! — An demselben Tische, auf den ich das Püppchen gestellt, gewahrte ich ein weibliches Wesen, die den Kopf in die Hand gestützt, zu schlummern schien. Ich kann dir nur sagen, daß ich nie eine zartere, anmutigere Gestalt, nie ein lieblicheres Antlitz träumte; dich den wunderbaren, geheimnisvollen Zauber, der dem holden Bilde entstrahlte, in Worten auch nur ahnen zu lassen, das vermag ich nicht. Sie trug ein seidnes feuerfarbenes Gewand, das knapp an Brust und Leib anschließend, nur

bis an die Knöchel reichte, so daß die zierlichen Füßchen sichtbar wurden. Die schönsten, bis an die Schultern entblößten Arme, in Farbe und Form wie hingehaucht von Titian, schmückten goldene Spangen; in dem braunen, ins Rötliche spielenden Haar, funkelte ein Diamant. —

Ei, sprach Albert lachend, deine Salamandrin hat keinen sonderlichen Geschmack — rötlichbraunes Haar, und dazu sich in feuerfarbne Seide zu kleiden —

Spotte nicht, fuhr Viktor fort, spotte nicht, ich wiederhol' es dir, daß von geheimnisvollem Zauber befangen, mir der Atem stockte. Endlich entfloh ein tiefer Seufzer der beängsteten Brust. Da schlug sie die Augen auf, erhob sich, näherte sich mir, faßte meine Hand! — Alle Glut der Liebe, des brünstigsten Verlangens, zuckte wie ein Blitzstrahl durch mein Inneres, als sie meine Hand leise drückte, als sie mir mit der süßesten Stimme zulispelte: Ja! — du hast gesiegt, du bist mein Herrscher, mein Gebieter, ich bin dein! „O du Götterkind — himmlisches Wesen!“ so rief ich laut, umschlang sie, und drückte sie an meine Brust. Doch in demselben Augenblicke zerschmolz das Wesen in meinen Armen. —

Wie, unterbrach Albert den Freund, wie um tausend Himmels willen — zerschmolz? — Zerschmolz, sprach Viktor weiter, in meinen Armen; anders kann ich dir mein Gefühl des unbegreiflichen Verschwindens jener Holden nicht beschreiben. Zugleich erlosch der Schimmer, und ich fiel, selbst weiß ich nicht wie, in tiefen Schlaf. Als ich erwachte, hielt ich das Püppchen in der Hand. Es würde dich ermüden, wenn ich von dem seltsamen Verhältnisse mit dem geheimnisvollen Wesen, das nun begann und mehrere Wochen fortdauerte, mehr sagen sollte, als daß in jeder Nacht der Besuch sich auf dieselbe Weise wiederholte. So sehr ich mich dagegen sträubte, ich konnte dem träumerischen Zustande nicht widerstehen, der mich befiel, und aus dem mich das holde Wesen mit einem Kusse weckte. Doch immer länger und länger weilte sie bei mir. Sie sprach manches von geheimnisvollen Dingen, mehr horchte ich aber auf die süße Melodie ihrer Rede, als auf die Worte selbst. Sie litt und erwiderte die süßesten Liebkosungen. Glaubte ich indessen im Wahnsinn des glühendsten Entzückens den Gipfel des Glücks zu erreichen, so entschwand sie mir, indem ich in tiefen Schlaf versank. — Selbst bei Tage aber war es mir oft, als fühle ich den warmen Hauch eines mir nahen Wesens; ja ein Flüstern, ein Seufzen vernahm ich

manchmal dicht bei mir in der Gesellschaft, vorzüglich wenn ich mit einem Frauenzimmer sprach, so daß alle meine Gedanken sich auf meine holde geheimnisvolle Liebe richteten, und ich stumm und starr blieb für das, was mich umgab. Es geschah, daß einst ein Fräulein in einer Gesellschaft sich mir verschämt nahte, um mir den im Pfänderspiel gewonnenen Kuß zu reichen. Indem ich mich aber zu ihr hinbeugte, fühlte ich, noch ehe meine Lippen die ihrigen berührten, einen heißen, schallenden Kuß auf meinem Munde glühen, und zugleich lispelte eine Stimme: nur mir gehören deine Küsse. Ich und das Fräulein, beide waren wir etwas erschrocken, die übrigen glaubten, wir hätten uns wirklich geküßt. Dieser Kuß galt mir indessen für ein Zeichen, daß Aurora (so nannte ich die geheimnisvolle Geliebte) sich nun bald ganz und gar in Leben gestalten, und mich nicht mehr verlassen werde. Als die Holde in der folgenden Nacht mir wieder erschien auf die gewöhnliche Weise, beschwor ich sie in den rührendsten Worten, wie die helllodernde Glut der Liebe und des Verlangens sie mir eingab, mein Glück zu vollenden, ganz mein zu sein für immer in sichtbarer Gestalt. Sie wand sich sanft aus meinen Armen, und sprach dann mit mildem Ernst: Du weißt, auf welche Weise du mein Gebieter wurdest. Dir ganz anzugehören, war mein seligster Wunsch; aber nur halb sind die Ketten gesprengt, die mich an den Thron fesseln, dem das Volk, dem ich angehöre, unterwürfig ist. Doch je stärker, je mächtiger deine Herrschaft wird, desto freier fühle ich mich von der qualvollen Sklaverei. Immer inniger wird unser Verhältnis, und wir gelangen zum Ziel, ehe vielleicht ein Jahr vorüber ist. Wolltest du, Geliebter, voraneilen dem waltenden Schicksal, manches Opfer, mancher dir bedenklich scheinende Schritt wäre vielleicht noch nötig." — Nein, rief ich, nein, kein Opfer, keinen bedenklichen Schritt giebt es für mich, um dich zu gewinnen ganz und gar! — Nicht länger leben kann ich ohne dich, ich sterbe vor Ungeduld, vor namenloser Pein! Da umschlang mich Aurora, und lispelte mit kaum hörbarer Stimme: bist du selig in meinen Armen? Es giebt keine andere Seligkeit, rief ich, und drückte, ganz Glut der Liebe, ganz Wahnsinn des Verlangens, das holde Weib an meine Brust. Brennende Küsse fühlte ich auf meinen Lippen, und diese Küsse selbst waren melodischer Wohllaut des Himmels, in dem ich die Worte vernahm: könntest du wohl um den Preis meines Besitzes der Seligkeit eines unbekannten Jenseits entsagen? — Eiskalte Schauder durchbebten mich, aber in diesen Schauern raste stärker die

Begier, und ich rief in willkürloser Liebeswut: außer dir keine Seligkeit — ich entsage —

Ich glaube noch jetzt, daß ich hier stockte. „Morgen Nachts wird unser Bund geschlossen," lispelte Aurora, und ich fühlte, wie sie verschwinden wollte aus meinen Armen. Ich drückte sie stärker an mich, vergebens schien sie zu ringen, und indem ich bange Todesseufzer vernahm, wähnte ich mich auf der höchsten Stufe des Liebesglücks. — Mit dem Gedanken an jenen Teufel Amor, an jene verführerische Biondetta, erwachte ich aus tiefem Schlaf. Schwer fiel es auf meine Seele, was ich gethan in der verhängnisvollen Nacht. Ich gedachte jener heillosen Beschwörung des entsetzlichen O'Malley, der Warnungen meines frommen, jungen Freundes — ich glaubte mich in den Schlingen des Teufels, ich glaubte mich verloren. — Im Innern zerrissen, sprang ich auf, und rannte ins Freie. Auf der Straße kam mir der Major entgegen, und hielt mich fest, indem er sprach: Nun, Lieutnant, ich wünsche Euch Glück. In der That, für so keck und entschlossen hätt' ich Euch kaum gehalten; Ihr überflügelt den Meister! — Von Wut und Scham durchglüht, nicht fähig ein einziges Wort zu erwidern, machte ich mich los, und verfolgte meinen Weg. Der Major lachte hinter mir her. Ich vernahm das Hohnlachen des Satans. — In dem Walde, unfern von jenen verhängnisvollen Ruinen, erblickte ich eine verhüllte weibliche Gestalt, die unter einem Baume gelagert, sich einem Selbstgespräche zu überlassen schien. Ich schlich behutsam näher, und vernahm die Worte: „Er ist mein, er ist mein — o Seligkeit des Himmels! — auch die letzte Prüfung überstand er! — Sind die Menschen denn solcher Liebe fähig, was ist dann ohne sie unser armseliges Sein!" — Du errätst, daß es Aurora war, die ich fand. Sie schlug den Schleier zurück; die Liebe selbst kann nicht anmutiger sein. Die sanfte Blässe der Wangen, der in süßer Schwermut verklärte Blick ließ mich erbeben in namenloser Lust. Ich schämte mich meiner dunkeln Gedanken; — doch in dem Augenblicke, als ich hinstürzen wollte zu ihren Füßen, war sie verschwunden, wie ein Nebelbild. Zu gleicher Zeit vernahm ich ein wohlbekanntes Räuspern im Gebüsche, aus dem denn auch bald mein ehrlicher Eulenspiegel, Paul Talkebarth, hervortrat. Kerl, wo führt dich der Teufel her? fuhr ich ihn an. „Ei nun," versetzte er, indem er das lächelnde Fratzengesicht zog, das du kennst, „ei nun, gerade hergeführt hat mich der Teufel nicht, aber begegnet mag er mir wohl sein. Der gnädige

Herr Lieutnant war so früh ausgegangen und hatte die Pfeife vergessen und den Tabak — da dacht' ich, so am frühen Morgen in der feuchten Luft — denn meine Muhme in Genthin pflegte zu sagen“ — Halt's Maul, Schwätzer, und gieb her! so rief ich, und ließ mir die angezündete Pfeife reichen. Doch kaum waren wir ein paar Schritte weiter gegangen, als Paul aufs neue ganz leise begann: „Denn meine Muhme in Genthin pflegte immer zu sagen, dem Wurzelmännlein sei gar nicht zu trauen, so ein Kerlchen sei doch am Ende nichts weiter, als ein Inkubus oder Chezim, und stieße einem zuletzt das Herz ab. — Nun, die alte Kaffeeliese hier in der Vorstadt — ach, gnädiger Herr Lieutnant, Sie sollten nur sehen, was die für schöne Blumen und Tiere und Menschen zu gießen weiß. — Der Mensch helfe sich, wie er kann, pflegte meine Muhme in Genthin zu sagen — ich war gestern auch bei der Liese und brachte ihr ein Viertelchen feinen Mokka — Unsereins hat auch ein Herz — Beckers Dörtchen ist ein schmuckes Ding; aber sie hat so was Besonderes in den Augen, so was Salamandrisches. —

Kerl, was sprichst du, rief ich heftig. Paul schwieg, begann aber wieder nach einigen Augenblicken: „Ja — die Liese ist dabei eine fromme Frau — sie sagte, nachdem sie den Kaffeesatz beschaut: mit der Dörte habe es nichts auf sich, denn das Salamandrische in den Augen komme vom Prezelbacken oder dem Tanzboden, doch solle ich lieber ledig bleiben; aber ein gewisser junger gnädiger Herr sei in großer Gefahr. Die Salamander seien die schlimmsten Dinge, deren sich der Teufel bediene, um eine arme Menschenseele ins Verderben zu locken, weil sie gewisse Begierden — nun! man müsse nur standhaft bleiben, und Gott fest im Herzen behalten — da erblickte ich denn auch selbst in dem Kaffeesatze ganz natürlich, ganz ähnlich, den Herrn Major O'Malley.“ —

Ich hieß den Kerl schweigen, aber du kannst dir's denken, welche Gefühle in mir aufgingen bei diesen seltsamen Reden Pauls, den ich plötzlich eingeweiht fand in mein dunkles Geheimnis, und der ebenso unerwartet Kenntnisse von kabbalistischen Dingen kundthat, die er wahrscheinlich der Kaffeewahrsagerin zu verdanken hatte. — Ich brachte den unruhigsten Tag meines Lebens zu. Paul war abends nicht aus der Stube zu bringen, immer kehrte er wieder, und machte sich etwas zu schaffen. Als er endlich, da es beinahe Mitternacht worden, weichen mußte, sprach er leise, wie für sich betend: Trage Gott im Herzen, gedenke des Heils deiner Seele, und du wirst den

Lockungen des Satans widerstehen! — Nicht beschreiben kann ich, wie diese einfachen Worte meines Dieners, ich möchte sagen auf furchtbare Weise, mein Inneres erschütterten. Vergebens war mein Streben, mich wach zu erhalten; ich versank in jenen Zustand des wirren Träumens, den ich für unnatürlich, für die Wirkung irgend eines fremden Prinzips erkennen mußte. Wie gewöhnlich weckte mich der magische Schimmer. Aurora, in vollem Glanze überirdischer Schönheit, stand vor mir, und streckte sehnsuchtsvoll die Arme nach mir aus. Doch wie Flammenschrift leuchteten in meiner Seele Pauls fromme Worte. Laß ab von mir, verführerische Ausgeburt der Hölle! so rief ich; da ragte aber plötzlich riesengroß der entsetzliche O'Malley empor, und mich mit Augen, aus denen das Feuer der Hölle sprühte, durchbohrend, heulte er: „Sträube dich nicht, armes Menschlein, du bist uns verfallen!" — Dem fürchterlichen Anblicke des scheußlichsten Gespenstes hätte mein Mut widerstanden — O'Malley brachte mich um die Sinne, ich stürzte ohnmächtig zu Boden.

Ein starker Knall weckte mich aus der Betäubung, ich fühlte mich von Mannesarmen umschlungen, und versuchte, mich mit der Gewalt der Verzweiflung loszuwinden. „Gnädiger Herr Lieutnant, ich bin es ja!" so sprach es mir in die Ohren. Es war mein ehrlicher Paul, der sich bemühte, mich vom Boden aufzuheben. — Ich ließ ihn gewähren. Paul wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus, wie sich alles begeben, endlich versicherte er geheimnisvoll lächelnd, daß er wohl besser gewußt, zu welcher gottlosen Bekanntkanntschaft mich der Major verlockt, als ich ahnen können; die alte fromme Liese habe ihm alles entdeckt. Nicht schlafen gegangen sei er in voriger Nacht, sondern habe seine Büchse scharf geladen, und an der Thüre gelauscht. Als er nun mich laut aufschreien und zu Boden stürzen gehört, habe er, unerachtet ihm gar grausig zu Mute gewesen, die verschlossene Thüre gesprengt, und sei eingedrungen. „Da, so erzählte Paul ungefähr in seiner närrischen Manier: da standen der Herr Major O'Malley vor mir, gräßlich und scheußlich anzusehen, wie in der Kaffeetasse, und grinseten mich schrecklich an, aber ich ließ mich gar nicht irre machen, und sprach: „wenn du, „gnädiger Herr Major, der Teufel bist, so halte zu Gnaden, wenn „ich dir keck entgegentrete als ein frommer Christ, und also spreche: „hebe dich weg, du verfluchter Satan Major, ich beschwöre dich im „Namen des Herrn, hebe dich weg, sonst knalle ich los. Aber der

„Herr Major wollte nicht weichen, sondern grinsete mich immerfort „an, und wollte sogar häßlich schimpfen. Da rief ich: soll ich los„knallen? soll ich losknallen? Und als der Herr Major immer noch „nicht weichen wollte, knallte ich wirklich los. Aber da war alles „verstoben — beide eilfertig abgegangen durch die Wand, der Herr „Major Satan und die Mamsell Beelzebub! —“

Die Spannung der verflossenen Zeit, die letzten, entsetzlichen Augenblicke warfen mich auf ein langwieriges Krankenlager. Als ich genas, verließ ich P., ohne O'Malley weiter zu sehen, dessen weiteres Schicksal mir auch unbekannt geblieben. Das Bild jener verhängnisvollen Tage trat in den Hintergrund zurück, und verlosch endlich ganz, so daß ich die volle Freiheit meines Gemüts wieder gewann, bis hier —

Nun, fragte Albert, gespannt von Neugierde und Erstaunen, hier hast du diese Freiheit wieder verloren? Ich begreife in aller Welt nicht, wie hier —

O, unterbrach Viktor den Freund, indem sein Ton etwas Feierliches annahm, o mit zwei Worten ist dir alles erklärt. — In den schlaflosen Nächten des Krankenlagers, das ich hier überstand, erwachten alle Liebesträume jener herrlichsten und schrecklichsten Zeit meines Lebens. Es war meine glühende Sehnsucht selbst, die sich gestaltete — Aurora — sie erschien mir wieder verklärt, geläutert in dem Feuer des Himmels; kein teuflischer O'Malley hat mehr Macht über sie — Aurora ist — die Baronesse! — — Wie? — was? rief Albert, indem er ganz erschrocken zurückfuhr. — Die kleine, rundliche Hausfrau, mit dem großen Schlüsselbunde, ein Elementargeist, ein Salamander! murmelte er dann vor sich hin, und verbiß mit Mühe das Lachen. —

In der Gestalt, fuhr Viktor fort, ist keine Spur der Ähnlichkeit mehr zu finden, d. h. im gewöhnlichen Leben; aber das geheimnisvolle Feuer, das aus ihren Augen blitzt, der Druck ihrer Hand. — Du bist, sprach Albert sehr ernst, du bist recht krank gewesen, denn die Kopfwunde, die du erhieltest, war bedeutend genug, um dein Leben in Gefahr zu setzen; doch jetzt finde ich dich so weit hergestellt, daß du mit mir fort kannst. Recht aus innigem Herzen bitt' ich dich, mein teurer, innig geliebter Freund, diesen Ort zu verlassen, und mich morgen nach Aachen zu begleiten. „Meines Bleibens, erwiderte Viktor, ist hier freilich länger nicht. — Es sei darum, ich gehe mit dir — doch Aufklärung — erst Aufklärung —“

Am andern Morgen, sowie Albert erwachte, verkündete ihm Viktor, daß er in einem seltsamen, gespenstigen Traum jenes Beschwörungswort gefunden, das ihm O'Malley vorgesprochen, als der Teraphim bereitet worden. Er gedenke zum letzten Male davon Gebrauch zu machen. Albert schüttelte bedenklich den Kopf, und ließ alles vorbereiten zur schnellen Abreise, wobei Paul Talkebarth unter allerlei närrischen Redensarten die freudigste Thätigkeit bewies. „Zackermanthö,“ hörte ihn Albert für sich murmeln, „es ist gut, daß den irländischen Diafel Füs der Diafel Bär längst geholt hat, der hätte hier noch gefehlt! —“

Viktor fand, wie er es gewünscht hatte, die Baronesse allein auf ihrem Zimmer mit irgend einer häuslichen Arbeit beschäftigt. Er sagte ihr, daß er nun endlich das Haus verlassen wolle, wo er so lange die edelste Gastfreundschaft genossen. Die Baronesse versicherte, daß sie nie einen Freund bewirtet, der ihr teurer gewesen. Da faßte Viktor ihre Hand, und fragte: waren Sie jemals in P.? — Kannten Sie einen gewissen irländischen Major? — „Viktor,“ fiel ihm die Baronesse schnell und heftig ins Wort, „wir trennen uns heute, wir werden uns niemals wiedersehen, wir dürfen das nicht! — Ein dunkler Schleier liegt über meinem Leben! — Lassen Sie es genug sein, wenn ich Ihnen sage, daß ein düstres Schicksal mich dazu verdammt, beständig ein anderes Wesen zu scheinen, als ich wirklich bin. In dem verhaßten Verhältnisse, worin Sie mich gefunden, und das mich geistige Qualen erdulden läßt, deren mein körperliches Wohlsein spottet, büße ich eine schwere Schuld — doch nun nichts mehr — leben Sie wohl!“ — Da rief Viktor mit starker Stimme: Nehelmiahmiheal! und mit einem Schrei des Entsetzens stürzte die Baronesse bewußtlos zu Boden. — Viktor von den seltsamsten Gefühlen bestürmt, ganz außer sich, gewann kaum Fassung, die Dienerschaft herbei zu klingeln; dann verließ er schnell das Zimmer. Fort, auf der Stelle fort, rief er dem Freunde Albert entgegen, und sagte ihm mit wenigen Worten, was geschehen. Beide schwangen sich auf die vorgeführten Pferde und ritten von dannen, ohne die Rückkunft des Barons abzuwarten, der auf die Jagd gegangen.

Alberts Betrachtungen auf dem Ritt von Lüttich nach Aachen haben gezeigt, mit welchem tiefen Ernst, mit welchem herrlichen Sinn, er die Ereignisse der verhängnisvollen Zeit aufgefaßt hatte. Es gelang ihm, auf der Reise nach der Residenz, wohin beide Freunde nun zurückkehrten, seinen Freund Viktor ganz aus dem träumerischen

Zustande zu reißen, worin er versunken, und indem Albert alles Ungeheure, welches die Tage des letzten Feldzuges geboren, nochmals vor Viktors Blicken in den lebendigsten Farben aufgehen ließ, fühlte sich dieser von demselben Geiste beseelt, der Alberten einwohnte. Ohne daß Albert sich jemals auf lange Widerlegungen oder Zweifel eingelassen, schien Viktor selbst sein mystisches Abenteuer bald für nichts Höheres zu achten, als für einen langen, bösen Traum. — —

Es konnte nicht fehlen, daß in der Residenz die Weiber dem Obristen, der reich, von herrlicher Gestalt, für den hohen Rang, den er bekleidete, noch jung, und dabei die Liebenswürdigkeit selbst war, gar freundlich entgegen kamen. Albert meinte, daß er ein glücklicher Mensch sei, der sich die Schönste zur Gattin wählen könne, da erwiderte Viktor aber sehr ernst: „Mag es sein, daß ich mystifiziert, auf heillose Weise unbekannten Zwecken dienen sollte, oder daß wirklich eine unheimliche Macht mich verlocken wollte; die Seligkeit hat es mich nicht gekostet, wohl aber das Paradies der Liebe. Nie kann jene Zeit wiederkehren, da ich die höchste irdische Lust empfand, da das Ideal meiner süßesten, entzückendsten Träume, die Liebe selbst, in meinen Armen lag. Dahin ist Liebe und Lust, seitdem ein entsetzliches Geheimnis mir die geraubt, die meinem innigsten Gemüte wirklich ein höheres Wesen war, wie ich es auf Erden nicht wiederfinde! — Der Obrist blieb unvermählt. —

Die Räuber.

Abenteuer zweier Freunde auf einem Schlosse in Böhmen.

Zwei junge Leute, mögen sie Hartmann und Willibald genannt werden, hatte von Kindheit auf ein gleicher Sinn verbunden. Beide in Berlin hausend, pflegten, von jugendlicher Lebenslust beseelt, jedes Jahr wenigstens auf kurze Zeit dem drückenden Dienstgeschäft, das sie belastete, zu entfliehen und gemeinschaftlich irgend eine Reise zu unternehmen. Wie es den Norddeutschen überhaupt eigen, sehnten sie sich stets nach dem Süden, und so hatten sie schon das südliche

Deutschland in manchen Richtungen durchstrichen, die herrliche Rheinfahrt gemacht und die vorzüglichsten Städte gesehen. Dasmal war es ihnen aber gelungen, das Dienstjoch abzuschütteln auf längere Zeit, als gewöhnlich, und nun sollte der Plan ausgeführt werden, mit dem sie sich längst herumgetragen. Italiänische Luft wollten sie einatmen, wenigstens bis Mailand vordringend. Sie wählten den Weg über Dresden, Prag und Wien nach dem Wunderlande, dessen Erscheinungen so mancher im träumenden Sinn hegt, wie ein buntes romantisches Märlein.

Das Herz ging ihnen erst recht auf in frischem Lebensmut, als sie hinaus waren aus dem Thore der Residenz, wie es denn zu geschehen pflegt, daß wir das schöne Ziel der Reise erst dann recht lebendig vor Augen erblicken, wenn der Wagen hinausrollt ins Freie. Alle kleinlichen Sorgen des Lebens liegen hinter uns, vorwärts, vorwärts strebt der fröhliche Sinn, weit wird die Brust und wunderbare Ahnungen erwachen, wenn jauchzender Posthornschall hinausruft in die blaue Ferne. Glücklich ohne irgend einen Unfall hatten die Freunde Prag erreicht und nun sollt' es fortgehen in einem Strich Tag und Nacht bis nach Wien, wo sie einige Tage zu verweilen gedachten. Gleich hinter Prag vernahmen sie dumpfe Gerüchte von auf offner Straße vorgefallenen Räubereien, ja von einer Bande, die die Wege unsicher machen sollte. Da sich indessen nicht das mindeste ereignete, das jene Gerüchte bestätigt haben sollte, so achteten sie nicht weiter darauf. Der Abend begann schon zu dämmern, als sie nach Sudonieschitz kamen. Hier riet ihnen der Posthalter, ihre Reise wenigstens auf der Stelle nicht fortzusetzen, da vor ein paar Tagen das seit vielen Jahren Unerhörte geschehen. Zwischen Wesseli und Wittingau sei nämlich der Postwagen von Raubgesindel angefallen, der Postillon erschossen, zwei Passagiere schwer verwundet und diese sowie der Wagen rein ausgeplündert worden. Schon sei das Militär, das die waldigte Gegend durchstreifen solle, in Bewegung, und er, der Posthalter, hoffe andern Tages nähere Nachricht zu erhalten, die abzuwarten sie gut thun würden. Willibald zeigte sich geneigt den Rat des Posthalters zu befolgen; Hartmann dagegen, der stets gern beherzt und solche Gefahr nicht achtend erschien, bestand darauf weiter zu reisen, da sie noch vor Einbruch der Nacht das nur vier Stunden entfernte Tabor erreichen könnten, und es überdem gar nicht denkbar, daß das Raubgesindel, schon vom Militär verfolgt, den Mut haben solle bis in diese Gegend vorzudringen, vielmehr anzunehmen sei,

daß es sich in seine Schlupfwinkel geflüchtet. Als nun Willibald die Pistolen in schußfertigen Stand setzte und das Doppelgewehr lud, lachte Hartmann und meinte, Willibald schicke sich schlecht zur Reise nach Italien, da solch ein Abenteuer, wie das gefürchtete, dort jedem Reisenden begegnet sein müsse, um den wahren Charakter in die Reisebeschreibung zu bringen. Willibald ließ sich aber gar nicht abhalten, auch Hartmanns Pistolen, die dieser zwar zu seinem Schutz mitgenommen, aber ungeladen sehr sorgfältig im Reisekoffer verschlossen, hervorzuholen und zu laden, indem er seinerseits meinte, daß, reise man Abenteuern entgegen, es auch dienlich sei, sich zeitig genug darauf vorzubereiten, sie zu bestehen.

Immer dunkler und dunkler zogen die Abendwolken auf, die Freunde waren begriffen im lebhaftesten Gespräch und dachten an keine Gefahr, als plötzlich ein Schuß fiel und aus dem dicken Gebüsch einige Kerle von wildem Ansehen sprangen, wovon der eine den Pferden in den Zügel fiel, während ein zweiter sich bemühte, den Postillon herunterzuziehen von seinem Sitz. Indem es aber dem Postillon gelang, sich durch einen Peitschenschlag ins Gesicht des Räubers von dem Angriff zu befreien, hatte Willibald mit seinem guten Doppelgewehr den andern so richtig aufs Korn gefaßt, daß er wohlgetroffen niederstürzte. Hartmann wollte seine Pistolen auf den Räuber abdrücken, der auf den Wagen zusprang, fühlte sich aber in demselben Augenblick von einem Schuß verwundet. Willibald schoß den zweiten Lauf seines Gewehrs auf diesen Räuber ab, indem der Postillon die Pferde anpeitschte und fortjagte in gestrecktem Galopp. Nun hörten sie hinter sich Schuß auf Schuß fallen, und ein wildes wütendes Geschrei. „Ho ho," jauchzte der Postillon auf, als sie eine gute Strecke davon waren, „ho, ho, nun ist's gut, nun ist's gut, die Jäger des Herrn Grafen sind heran!"

Alles war der Vorgang eines Moments, und überrascht von der bedrohlichen Gefahr, stets gespannt, eines wiederholten Angriffs gewärtig, kamen sie erst zur Besinnung, als der Postillon schon anhielt auf der neuen Station. Unerachtet die Kugel nur Hartmanns rechten Arm gestreift, blutete die Wunde doch so stark und schmerzte so heftig, daß an Weiterreisen gar nicht zu denken war. Ein elendes Wirtshaus, das kaum die gewöhnlichste Bequemlichkeit darbot, kein ordentlicher Wundarzt in der Nähe, alles dieses setzte die Freunde in nicht geringe Verlegenheit, die bei Willibald zur ängstlichsten Sorge wurde, als nach dem Verbande, den ein elender Bartscherer ungeschickt genug

angelegt, Hartmann in ein nicht gar leichtes Wundfieber verfiel. Willibald verwünschte Hartmanns Herzhaftigkeit oder vielmehr seinen Leichtsinn, der sie nun plötzlich festbannte in ein verwünschtes Loch, so daß bloß dieser Aufenthalt nun doch, da sie dem mörderischen Angriff glücklich entronnen, Hartmanns Leben in Gefahr setzte und vielleicht gar die ganze Reise vereitelte. —

Am andern Morgen, als eben Hartmann erklärte, daß er zur Not die Reise fortsetzen könne, und Willibald hin und her überlegte, was nun geratner sei, zu bleiben oder zu reisen, ohne zum Entschluß zu kommen, wandte sich die Sache unvermutet ganz anders.

Seitwärts, von dem Mulda-Fluß durchströmt, lag nämlich die reiche weitläuftige Herrschaft des Grafen Maximilian von C., und von diesem an die Freunde abgesandt, erschien ein Diener, der sie auf das dringendste einlud, sich auf das Schloß des Grafen zu begeben, das nur wenige Stunden entlegen. Der Herr Graf, fügte der Diener hinzu, habe vernommen, daß die Herren Reisenden auf seinem Gebiet von Raubgesindel angefallen und der eine von den Herren bei tapferer Gegenwehr sogar verwundet worden. Zu spät wären seine Jäger herbeigeeilt, um die Gefahr ganz abzuwenden oder wenigstens den Herren beizustehen. Für seine Pflicht halte es daher der Herr Graf, die Herren Reisenden so lange aufzunehmen in seinem Schlosse, bis der verwundete Herr völlig hergestellt sein werde und seine Reise fortsetzen könne.

Die Freunde mußten diese Einladung für eine besondere Gunst des Schicksals halten, und nahmen daher um so weniger Anstand, ihr zu folgen.

Dem reitenden Diener war eine große wohl ausgepolsterte, mit vier schönen Pferden bespannte Kutsche, in der sich noch eine Menge weicher Kissen befanden, gefolgt. In diese wurde von den andern noch mitgekommenen Dienern Hartmann mit einer Behutsamkeit gepackt, als sei er verwundet auf den Tod, und jeder harte Stoß könne in der That ihm augenblicklich das Leben kosten. Hartmann machte, als ihn die Leute in den Wagen trugen, unerachtet er recht gut zu Fuße, solch ein grämliches leidendes Gesicht, als sei er selbst überzeugt von der großen Gefahr seines Zustandes, worüber denn Willibald im Innern recht herzlich lachen mußte. — Fort ging es nun in sehr leisem Trab, Willibald folgte der Krankenkutsche in dem Reisewagen.

Es schien, als habe der Graf die Ankunft der Freunde gar nicht

erwarten können, denn schon am äußern Portal des Schlosses wurden sie von ihm empfangen.

Graf Maximilian von C. war ein stattlicher Herr in den siebziger Jahren, das zeigte sein schneeweißes Haar und sein tiefgefurchtes Antlitz. Dem Alter trotzte aber die jugendliche Raschheit in der Bewegung, die starke wohltönende Sprache und das milde Feuer, das in den großen sprechenden Augen strahlte. Eben ein ganz besonderer Blick dieser Augen mußte jeden gleich für den alten Herrn einnehmen, denn in ihm ging alle herzliche Gemütlichkeit eines lebensfrohen Jünglings auf.

Der Graf bewies bei dem Empfang der Freunde einen gastlichen Eifer, der ihnen als ganz ungewöhnlich auffallen mußte. Selbst ergriff er Hartmanns Arm, und half ihn die Treppe herauffführen. Sogleich sollte in seiner Gegenwart der Wundarzt des Schlosses Hartmanns Wunde verbinden. Der Wundarzt besorgte das mit geschickter kunstgeübter Hand, und erklärte dann, daß die Wunde auch nicht im mindesten gefährlich sei, daß das Fieber nur dem ersten ungeschickten Verbande zuzuschreiben, daß eine einzige ruhige Nacht auch dieses vertreiben, und die Wunde in gar kurzer Zeit völlig heil sein werde.

Während die Freunde sich nun an den Erfrischungen erlabten, die der Graf herbeibringen lassen, gab sich Willibald ganz der frohen Laune hin, die die unerwartet günstige Wendung des bedrohlichen Zufalls, der wahrhaft gemütliche Empfang und die Aussicht, die wenigen Tage, deren Hartmanns Genesung bedurfte, recht behaglich zuzubringen, in ihm geweckt. Ein Gleiches that Hartmann, soweit es sein krankhafter Zustand erlaubte und versicherte, daß er nun erst den größten Schmerz seiner Wunde fühle. Dieser Schmerz sei aber eigentlich nur psychisch, und bestehe in der tiefen Betrübnis, nicht von dem Tokaier genießen zu dürfen, der so herrlich in den blankgeschliffnen Gläsern perle. Auch dieser Betrübnis, meinte der alte Graf, müsse abgeholfen werden, und fragte den Wundarzt auf Gewissen, ob Hartmann nicht wenigstens ein halbes Glas jenes feurigen Weins genießen dürfe. Als nun der Wundarzt, wiewohl kopfschüttelnd, einwilligte, da erhob der alte Herr sein gefülltes Glas und rief lachend: Wahrhaftig, die Räuber sollen leben, insofern sie nicht von meinen Jägern, oder von den herumstreifenden Husaren niedergeschossen oder niedergehauen sind, denn ihnen verdanke ich eine große Wohlthat. Ja! ihr lieben wackern Herrn — doch nein, nicht

Herrn, ihr lieben wackern Freunde; denn befreundet seid ihr mir in euerm Wesen ganz und gar, und mir geht bei euch das Herz so auf, als hätt' ich schon mit euch seit langer langer Zeit die frohsten Tage verlebt, ja eine wahre Wohlthat ist es für mich, daß ich euch aufzunehmen in meinem Schlosse Gelegenheit fand. — Nach manchem fröhlichen Gespräch hin und her, nach manchen drolligen Schwänken, die dieser, jener, ja selbst der alte Graf vorgebracht, so daß das anhaltende laute Gelächter auf ein lustiges Gelag muntrer Jünglinge zu deuten schien, meinte der Wundarzt, es sei Zeit dem Kranken Ruhe zu gönnen. Willibald bat es sich aus, bei dem Freunde bleiben zu dürfen, und so mußte der alte Herr, der sich ungern von den Freunden trennte, sich mit dem Versprechen begnügen, daß beide folgenden Tages unfehlbar bei der Mittagstafel erscheinen würden. — Er beteuerte, daß ihm die Zeit bis dahin gewaltig lang werden und er dem säumenden Koch Exekution in die Küche schicken würde, damit er die Tafel beschleunige. —

Die Freunde verwunderten sich höchlich über die jugendliche Lebendigkeit des alten Grafen, sowie über den so ausnehmend gastlichen Empfang, dessen sie sich als gänzlich Fremde erfreut, und rühmten das in Gegenwart des jungen Menschen, der sich zu ihrer Bedienung eingestellt. „Ach!" sprach dieser mit gutmütigem treuherzigen Ton: „ach meine lieben gnädigen Herren, das ist nicht „immer so! Der gnädige Herr Graf, ja der ist gar zu gern froh „und vergnügt, und dabei die Gnade und Güte selbst gegen jeder„mann, aber er kann es ja nur, wenn fremde Gäste kommen, aber „die kommen selten, beinahe gar nicht, denn keiner mag — Nun „wenigstens sind solche fröhliche liebe Gäste, wie Sie es sind, und „wie sie eben recht passen für unsern gnädigen Herrn Grafen, hier „nicht gewesen seit Gedenken. Ach! wenn nur nicht —"

Der junge Mensch stockte, die Freunde blickten ihn schweigend an, gespannt durch das Geheimnisvolle, was in der Rede lag.

Da fuhr der junge Mensch fort: „Nun, warum sollt' ich es denn „nicht sagen, es ist hier im Schlosse nicht alles so wie es sein sollte, „es giebt viel Kummer und Gram, und soviel unsereins mit seinem „schwachen Verstande begreifen kann und davon erfahren hat, mag „wohl Grund genug dazu vorhanden sein. — Sie bleiben gewiß noch „lange Zeit hier, meine gnädigen Herren, unser gnädiger Herr Graf „wird solche liebe Gäste nicht so bald von sich lassen, da werden Sie „schon selbst recht gut merken, wo der Has' im Pfeffer liegt." —

„Ich wette," sprach Hartmann, als der Diener sich entfernt, „ich wette, daß der Hase, der hier im Pfeffer liegt, ein sehr böses Tier ist." —

Andern Tages als die Freunde sich zur Mittagstafel einfanden, stellte ihnen der Graf einen sehr wohlgebildeten Jüngling von edler Gestalt mit den Worten vor: „Mein Sohn Franz!" — Er war erst kürzlich von weiten Reisen zurückgekehrt, und dem langen Aufenthalt in Paris schrieben die Freunde die Blässe seines übrigens männlich schönen Antlitzes und die tiefliegenden Augen zu. Er mochte das Leben genossen haben. Man schien noch auf eine Person zu warten, bald öffneten sich denn auch die Thüren und ein junges Frauenzimmer von ausnehmender Schönheit trat hinein. Es war die Nichte des Grafen, Gräfin Amalie von T. Außer diesen Personen nahmen noch der Wundarzt und der Kapellan des Schlosses, ein Geistlicher von ehrwürdigem Ansehn, an der Tafel teil.

Der alte Graf in seiner Heiterkeit beharrend, wiederholte den Freunden, wie er den Zufall preise, der sie ihm zugeführt, und diese nahmen gar keinen Anstand, all' ihrer guten Laune, ebenso wie Tages vorher, den Zügel schießen zu lassen, so daß, da auch der Geistliche sich als ein gemütlicher lebensfroher Mann bewies, das Gespräch unter diesen vier Personen sich frisch und lebendig bewegte. Der Wundarzt gehörte zu den Leuten, die mehr ergötzbar als ergötzlich sind. Ohne besonders zu sprechen, lachte er über alles Drollige, was vorkam, und wenn er dann recht herzlich gelacht, fuhr er mit der Nasenspitze beinahe bis in den Teller hinein, um gnädige Verzeihung bittend, daß er das Komische fühle und belache an hochgräflicher Tafel. Dagegen beharrte Graf Franz, nicht eine Miene verziehend, im finstern Ernst und nur dann und wann flossen einige unbedeutende Worte über seine Lippen. Gräfin Amalie schien gar nicht an der Tafel zu sein, denn, als werde eine ihr ganz fremde Sprache gesprochen, achtete sie nicht im mindesten auf das Gespräch und sprach selbst nicht ein einziges Wörtlein. Willibald, der Platz neben der Gräfin genommen, besaß ein ungemeines Talent, schweigsame Damen zum Reden zu bringen oder wenigstens zum Hören. Dieses Talent wollte er nun geltend machen, indem er das Wort an die Gräfin richtete, diese, jene Saite anschlagend, die sonst wohl wiederklingt in dem weiblichen Gemüt. Doch alles umsonst, die Gräfin blickte ihn mit ihren großen schönen, aber etwas toten Augen an und wandte sich, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, wieder von ihm ab, um

ins Leere zu schauen. Willibald glaubte in Hartmanns Gesicht deutlich zu lesen: Du bist ein Thor, gieb dir keine Mühe mit der stolzen Närrin, der unter uns es gar nicht recht ist. — Es wurde auf das Wohl des Kaiserhauses getrunken und die Gräfin, die noch keinen Tropfen Weins über die Lippen gebracht, konnte nun nicht umhin ihr Glas zu ergreifen und mit dem Nachbar anzustoßen, was sie mit Widerwillen zu thun schien. Willibald noch nicht von ihr ablassend, bemerkte, daß es seltsame Verstimmungen des Gemüts gebe, die unauflöslich scheinend, doch auch bei Frauen der Kraft des feurigen Geistes wichen, der dem edlen Wein entsteige. Ja, dieser Geist wandle jene Verstimmung oft um in die liebenswürdigste Laune. Darum wage er die Gräfin zu bitten, den Versuch zu machen, ob jener Erfahrungssatz richtig, und das Glas zu leeren. — Die Gräfin schaute ihn an wie von seiner Äußerung plötzlich überrascht und ergriffen, dann sprach sie halb leise mit einem Ton, der von tiefem Schmerz zeugte: Verstimmt? — verstimmt finden Sie mich? — heilige Jungfrau! ist es möglich, daß ein zerbrochenes Instrument stimme! — Nun, fuhr sie dann gelassener fort, Sie mögen es gut meinen, mein Herr, aber mich erhitzt der Wein und ich finde nichts aberwitziger als die sogenannten Gesundheiten, an denen Herz und Gemüt keinen Teil haben und mit denen man nur den Tribut einer gewissen herkömmlichen Schicklichkeit abträgt. „So, sprach Willibald, so lassen Sie, gnädige Gräfin, uns dann die Gläser leeren auf das, was wir recht tief und unvertilgbar in Herz und Gemüt tragen.“ Da färbten sich plötzlich die Wangen der Gräfin in hohem Rot, düstres Feuer blitzte aus ihren Augen, sie ergriff das Glas, und leerte es, nachdem sie mit Willibald angestoßen, mit einem langen Zuge. Graf Franz, der beiden schrägüber saß, hatte kein Auge von ihnen verwandt, auch er ergriff sein Glas, leerte es, und stieß es so heftig auf den Tisch nieder, daß es klirrend zersprang in hundert Stücke.

Alles schwieg betroffen, der alte Graf schien mit gesenktem Blick sich trübem Nachdenken zu überlassen. Während die Freunde bedeutende Blicke wechselten und sich ihrerseits nun gar nicht berufen fühlten das gut machen zu wollen, was das unbewußte Hineintappen in ein Geheimnis verdorben, nahm der Geistliche wieder das Wort, und indem er anscheinend sehr ernst begann, wußte er geschickt ganz unerwartet in irgend einen überaus drolligen Schwank einzulenken. Der Wundarzt, der allein gar keinen Begriff davon zu haben, was vorgegangen, und ängstlich umherblickend zu fragen schien, warum in

aller Welt es denn plötzlich so still geworden, lachte ganz unmäßig, bückte sich dann ein Mal übers andere bis zum Teller und brach zuletzt in die Worte aus: Pardonnieren Ew. Excellenz, aber es ist unmöglich — es schadet der Lunge, sämtlichen Intestinis — man darf es nicht zurückhalten, man muß ein bißchen losplatzen. Der alte Graf erwachte wie aus einem tiefen Traum, schaute in das kirschbraune Antlitz des Wundarztes und brach dann auch aus in ein lautes Gelächter. Nun lebte das Gespräch zwar wieder auf, aber es blieb ein erzwungenes mühsam erhaltenes Leben, so daß die Freunde froh waren, als die Tafel aufgehoben wurde. Gräfin Amalia entfernte sich schnell und nun erst schien, mit Ausschluß des Wundarztes, allen eine drückende Last entnommen.

Auch Graf Franz war heiter geworden. Er lustwandelte, während der alte Graf sich auf sein Zimmer begab, um wie gewöhnlich zu ruhen, mit den Freunden durch den Park.

In der That, sprach er, nachdem manches Wort gewechselt, zu Willibald, mit scherzendem doch etwas scharfem Ton: In der That, mein Vater hat mir nicht zu viel von Ihrem gesellschaftlichen Genie gesagt. Es ist Ihnen etwas gelungen, was Ihnen selbst wohl gar nicht so schwierig bedünken mag, was ich meinesteils bis jetzt aber für ganz unausführbar halten mußte. — Ich meine, Sie vermochten die Gräfin dahin zu bringen, daß sie mit Ihnen, der ihr gänzlich fremd, den sie zum ersten Mal sah, sprach. Noch mehr daß sie auf Ihren Anlaß allem jungfräulichen Sprödethun entgegen ein ganzes Glas Wein mit einem Zuge leerte. — Kennten Sie alle wunderbare Seltsamkeiten der teuren Gräfin so genau als ich, Sie würden sich gar nicht verwundern, wenn ich Sie mit Ihrer Erlaubnis für eine Art Schwarzkünstler halte.

Doch, erwiderte Willibald lachend, doch hoffe ich, von der guten harmlosen Gattung, die ihren Zauberstab schwingen, nur um Ergötzliches zu Tage zu fördern.

Überzeugt, daß es bei der Eifersüchtelei des jungen Grafen geraten, nicht tiefer einzugehen in das Kapitel, wandten die Freunde das Gespräch auf andere Dinge und es wurde der Gräfin und ihrer wunderbaren Seltsamkeiten nicht ferner gedacht.

Als am Abend, nach froh, beinahe üppig verlebtem Tage, die Freunde sich allein auf ihrem Zimmer befanden, sprach Hartmann: Sag' einmal, Willibald, fällt dir denn in diesem Schlosse nicht etwas über alle Maßen auf?

Daß, erwiderte Willibald, daß ich nicht wüßte. Mir kommt vielmehr hier im Schlosse alles ziemlich ordinär vor und es giebt nichts Geheimnisvolles, worauf die gestrigen Reden des jungen Menschen zu deuten schienen. Der junge Graf ist verliebt in die Gräfin, die ihn nicht leiden kann, und der alte Herr, der beider Heirat wünscht, ist darüber verdrießlich und weiß nicht, wie er es anfangen soll, sie zusammenzubringen. Das ist alles! —

Ho ho, rief Hartmann, das ist nicht alles! — Merkst du denn nicht, daß wir mit beiden Füßen recht in der Mitte der Schillerschen Räuber stehen? — Der Schauplatz ist ein altes Schloß in Böhmen, mithin die Dekoration richtig. Als spielende Personen treten auf: Maximilian, regierender Graf, Franz sein Sohn, Amalia seine Nichte. — Nun! und Karl mag der Hauptmann der Räuber sein, die uns anfielen. Es freut mich sehr, die Begebenheit endlich einmal in der wirklichen Welt anzutreffen, die Schillern zu dem Trauerspiel Anlaß gab, um mit Gewißheit zu erfahren, was für ein Ende Karl Moor nimmt, ob er von Schweizer erstochen wird, oder sich den Gerichten ausliefert. Fraglich ist es nur, ob wir als zufälliger Chorus es zulassen dürfen, daß Graf Franz den Vater in den alten Turm sperrt, der, wie du weißt, am Ende des Parks steht, vorzüglich da es vorderhand an Hermann dem Raben fehlt, der ihn füttert.

Willibald lachte sehr über Hartmanns närrischen Gedanken, meinte aber doch, daß in der That ein merkwürdiges Spiel des Zufalls hier die wichtigsten Personen aus jenem Trauerspiel, wenigstens dem Namen nach, bis auf den Haupthelden zusammengebracht, so daß nur noch ein Hermann und ein alter Daniel fehle.

Wer weiß, erwiderte Hartmann, ob nicht schon morgen uns beide erscheinen. Was aber den Haupthelden betrifft, so gehört der vorderhand nicht ins Schloß, und doch ist's mir so, als würde auch nun nächstens ein seltsam gekleideter Mann mit sonnverbranntem, wildem Antlitz kommen und sentimentalerweise rufen: Du weinst, Amalia? —

Die Freunde spannen nach ihrer Weise aus, wie nun alles sich begeben und fügen müsse, und wetteiferten in allerlei, jenes große aber entsetzliche Trauerspiel parodierenden Ideen und sie stritten noch dann, als jeder schon sich zu Bette begeben, so daß der Morgen zu dämmern begann, als sie endlich einschliefen.

Andern Tages hieß es, Gräfin Amalia leide an heftigem Kopfschmerz und werde ihr Zimmer nicht verlassen. Graf Franz war ganz

erheitert, gar nicht mehr derselbe, der er gestern gewesen, und auch dem alten Grafen schien eine große Last entnommen.

So kam es, daß das Gespräch bei der Mittagstafel sich in rücksichtsloser Lebendigkeit frei und unbefangen bewegte, ohne auf irgend eine Weise verstört zu werden. Als bei dem Nachtisch ein seltner feuriger Wein kredenzt wurde und der alte Graf die Freunde fragte, ob man in Berlin wohl dergleichen trinke, da meinte Hartmann, daß er sich zwar nicht erinnere dergleichen getrunken zu haben, daß er dagegen bei irgend einem Feste einen uralten Rheinwein genossen, der, wie es ihm schien, alles übertroffen, was er bisher von seltenen Weinen gekannt. „Hoho, rief der alte Graf, indem sein Antlitz vor Freude glänzte, hoho, wir wollen sehen, was mein Keller vermag. Daniel, rief er dann einem Diener zu, Daniel soll einmal ein paar Flaschen von dem hundertjährigen Rheinwein heraufschaffen, und den Krystall Pokal dazu!“ —

Man kann denken, daß die Freunde sich ein wenig seltsam getroffen fühlten bei dem Namen Daniel. Bald darauf trat ein eisgrauer Mann mit gekrümmtem Rücken herein, und brachte den Wein, sowie den Pokal herbei; da konnten sie ihren Blick nicht von der Gestalt wegbringen. Hartmann sah seinen Freund Willibald mit einer Miene an, als wollte er fragen: „Nun, hab' ich nicht recht gehabt?“ Da entschlüpften Willibald die Worte: In der That, das ist höchst merkwürdig!

Als nach der Tafel die Freunde mit dem Grafen Franz allein geblieben, und ganz heiter über dieses und jenes gesprochen, brach der Graf plötzlich ab, und fragte erst Hartmann, dann Willibald scharf fixierend, was ihnen denn so aufgefallen, so merkwürdig gedünkt bei der Erscheinung des alten Daniels? — Gewiß, fuhr er fort, als die Freunde betroffen schwiegen, gewiß rief der alte treue Diener unseres Hauses einer Ähnlichkeit halber irgend ein merkwürdiges Ereignis aus Ihrem Leben in Ihr Gedächtnis zurück, und ist dies Ereignis mitteilbar, so geben Sie mir Gelegenheit, das Talent, gut und lebendig zu erzählen, das Sie beide in hohem Grade besitzen, aufs neue zu bewundern; ich bitte Sie recht herzlich darum.

Hartmann meinte, daß Daniels Erscheinung sie keineswegs an ein merkwürdiges Ereignis aus ihrem Leben, wohl aber an einen närrischen Einfall erinnert, der aber viel zu närrisch und dabei zu unbedeutend sei, um noch einmal wiederholt zu werden.

Als nun aber der Graf nicht nachließ, sondern immer mehr in

die Freunde drang, ihm die Ursache ihres plötzlichen Erstaunens bei der Mittagstafel zu entdecken, da sprach Willibald: Können Ihnen denn die innern Gedanken der Fremdlinge, die ein Zufall Ihnen zuführte, von so großem Belange sein? — Doch Sie wollen wissen, was in uns vorging, als der alte Daniel hereintrat, nun es sei! — Doch sagen Sie mir vorher, sollten Sie an der Aufführung irgend eines dramatischen Werks teilnehmen, würde es Ihnen nicht verdrießlich, ja höchst fatal sein, einen schlechten Charakter darstellen zu müssen?

Wenn, erwiderte der Graf lachend, wenn die Rolle sonst interessant ist, und Gelegenheit giebt, das Talent zu entwickeln, wie es denn bei Bösewichtern gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, ich würde und könnte mich eben nicht sträuben.

Nun denn, fuhr Willibald fort, mein Freund Hartmann meinte gestern scherzend, hier in einem alten prächtigen Schloß wären die eben auch in einem Schloß spielenden Hauptpersonen der Schillerschen Räuber versammelt, bis auf Hermann und den alten Daniel; als nun bei der Tafel wirklich solch ein alter Diener Namens Daniel —

Willibald stockte, da er wahrnahm, daß furchtbare Totenblässe des Grafen Antlitz überzog, daß er wankend sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

„Verzeihen Sie, sprach er mit bebenden Lippen, verzeihen Sie, meine Herren, eine Art von Schwindel — ich fühle mich plötzlich krank!“ — Sich mit Mühe ermannend, verließ der Graf das Zimmer.

Was ist das, was geht hier vor? sprach Hartmann.

Hm, erwiderte Willibald, toller Spuk, Teufeleien! — Ich glaube, du hattest recht, als du meintest, der Hase, der hier im Pfeffer liege, sei ein böses Tier. Entweder ist Graf Franz wirklich auf irgend eine Weise schuldbelastet, oder der Gedanke an jenes entsetzliche Verhältnis Amaliens in den Schillerschen Räubern, woran ich ihn sehr unvorsichtigerweise erinnerte, zerschnitt so tötend sein Herz. — Ich hätte schweigen sollen; wer konnte aber auch wissen —

Nur, unterbrach Hartmann den Freund, nur jedenfalls mußte es den Grafen kränken, sich plötzlich in der Rolle jenes höllischen Bastards zu sehen, und schon deshalb hättest du nicht mit der Wahrheit herausrücken, sondern auf der Stelle irgend eine andere Ursache unsers Erstaunens angeben sollen. Gar keine Lust spüre ich übrigens, tiefer in das Geheimnis, das hier obwaltet, dringen zu wollen, und da meine Wunde beinahe ganz geheilt, halte ich für das Geratenste,

den alten Grafen zu bitten, daß er uns morgenden Tages fortschaffen lasse bis zur nächsten Station.

Willibald meinte dagegen, es sei doch besser, noch ein paar Tage zu verweilen, damit Hartmanns gänzliche Genesung keinen Rückfall und neue Störung der Reise befürchten lasse.

Die Freunde gingen in den Park. Als sie sich einem entfernten Pavillon näherten, hörten sie, wie in demselben ein Mann zornig sprach, und dazwischen Klagetöne eines Weibes. Sie glaubten die Stimme des jungen Grafen zu erkennen, und vernahmen, als sie dicht an die Thüre getreten waren, ganz deutlich die Worte: „Wahn- „sinnige, ich weiß, daß du mich verabscheuest, weil ich dich anbete, „weil mein ganzes Wesen nur in dir lebt, atmet! — Aber ihn trägst „du im Herzen, ihn, den Verruchten, der Schande auf Schande über „uns häuft. Fliehe, bethörtes Weib, fliehe hin, suche ihn auf, den „Abgott deiner Liebe, er wartet deiner in der Räuberhöhle oder im „finstern Kerker! — Doch nein, nein, jenem höllischen Teufel zum „Trotz, lasse ich dich nicht aus meinen Armen."

„Bösewicht — Hülfe! Hülfe!" — so kreischte die weibliche Stimme laut auf.

Willibald stieß ohne weiteres die Thüre ein. Gräfin Amalia riß sich aus den Armen des jungen Grafen, und entfloh mit der Schnelligkeit des aufgescheuchten Rehs.

„Ha! rief der Graf den Freunden mit entsetzlicher Stimme entgegen, indem seine Augen funkelten in wilder Glut: Ha! — Ihr kommt eben recht! — Ja, ich bin Franz! ich will es sein! ich muß es sein — ich —"

Plötzlich war seine Stimme erstickt, und mit dem kaum vernehmbaren Wort: Helfer! — sank er nieder.

So zweideutig den Freunden der ganze Auftritt auch erschien, so sehr sie überzeugt waren, daß der Graf in seinem Thun wirklich jenem satanischen Bösewicht ähnlich, doch mußten sie einsehen, daß es Pflicht war, ihm beizustehen. Sie richteten den Grafen auf, setzten ihn in einen Lehnsessel, und Hartmann bestrich seine Stirne mit einem kräftigen Spiritus, den er bei sich zu tragen pflegte.

Mühsam erholte sich der Graf und sprach, beider, Willibalds und Hartmanns Hand erfassend, mit einem Ton, der von dem tiefsten herzzerreißendsten Jammer zeugte: „Sie haben recht! — ein Trauerspiel, ebenso entsetzlich als jenes, an das die Namen unsers Hauses Sie erinnerten, wird vielleicht hier bald aufgeführt! — Ja, ich bin

Franz, den Amalia verabscheut! — Aber nicht, bei Gott, bei allen Heiligen nicht jener Verworfene, dessen Gestalt dem Dichter aus der Hölle selbst aufstieg. Nein nur ein Unglücklicher, den ein schwarzes Verhängnis erfaßt, dem schmerzlichsten qualvollsten Tode geweiht hat — und dies Verhängnis ruht unvertilgbar in seiner eigenen Brust. — Verlassen Sie mich, erwarten Sie mich in Ihrem Zimmer."

Wirklich trat bald, nachdem die Freunde zurückgekehrt waren in ihr Gemach, Graf Franz ebenfalls hinein. Er schien sich ganz erholt, ganz gefaßt zu haben, und begann mit leisem ruhigen Ton: Der Zufall hat Sie in den Abgrund blicken lassen, in dem ich wohl rettungslos untergehen werde. Ich nenne es nicht unbedachtsam, nein, dasselbe finstere Geschick, das bedrohlich über mir schwebt, zwang Sie dazu, mich an die seltsame Ähnlichkeit der Gestaltung unseres Hauses mit der in jenem schauderhaften Trauerspiel zu erinnern, an die ich, so sehr sie ins Auge springen mag, doch früher niemals gedacht. Es war, als reichten Sie mir den Schlüssel dar zu dem furchtbaren Geheimnis, das sich mir nun aufthun würde, und nicht der Zufall, nein, eben jenes finstre Geschick habe Sie hergeführt, mich zu stürzen in den Abgrund. Wie mich die Ursache Ihres Erstaunens bei der Tafel, der ganze Aufschluß deshalb im Innern zermalmte, wird Ihnen nicht entgangen sein. Erfahren und erstaunen Sie noch mehr über das rätselhafte Wirken des waltenden Geistes, daß ich wirklich einen älteren Bruder habe, Karl geheißen. Doch nicht jener entsetzliche, aber wahrhaft große Räuberhauptmann ist jener Karl — nein. — Schwer, sehr schwer wird es mir von der Schmach zu sprechen, die unser Haus befleckt, aber das, was sich vor Ihren Augen soeben begab, zwingt mich dazu, und das vollste Vertrauen hege ich, daß Sie alles, was ich Ihnen entdecke, bewahren werden als ein tiefes Geheimnis. — Schon in früher Jugend bewies Karl bei einer vorzüglich schönen Gestaltung die seltensten Fähigkeiten des Geistes, ja in allem, was er begann, eine schimmernde Genialität. Um so entsetzlicher schien es daher, daß ebenso früh sich sein entschiedener Hang zu Ausschweifungen, ja zu Abscheulichkeiten jeder Art aussprach. Dies war unserm Hause, den glorreichen Ahnen so fremd, daß mein Vater den Fluch einer grausen That darin erblicken wollte. — O Gott! — man sagte, Karl der Erstgeborne sei die Frucht eines bösen Frevels, dem meine Mutter unterlag. Auch Amalia soll ihre Geburt einem schändlichen Truge verdanken, der einer vom Wahnsinn der Liebe zum Verbrechen hingerissenen Frau den Mann in die Arme führte, den

meine Mutter einst liebte, und den sie meinem Vater aufzuopfern gezwungen. — Sie sehen, daß für einen handfesten Psychologen es hier viel zu deuteln giebt, keinen von Ihnen mag ich aber dafür halten. Lassen Sie mich schweigen von der ununterbrochenen Reihe von Bosheiten und schlechten Streichen, die, dem Vater zu steter Qual, Karls ganze Laufbahn auf einer fremden Universität beschmutzten. — Endlich gelang es dem Vater, ihm Militärdienste zu verschaffen. Er brachte es bis zum Hauptmann; es ging ins Feld; da — bestahl er die Kriegskasse, wurde infam kassiert und nach der Festung geschafft. — Er entsprang, und wir hörten nichts mehr von ihm. — Man schrieb mir vor einiger Zeit, daß man aus guter Quelle wisse, der infam kassierte Graf Karl von C. sei als Hauptmann einer Räuberbande im Elsaß eingefangen worden und werde nächstens hingerichtet werden. Ich habe dafür gesorgt, daß der Vater nichts davon erfährt, nichts davon erfahren kann, dieser letzte Schlag würde ihn augenblicklich töten. — Und diesen Verworfenen liebt die Gräfin, liebt ihn mit einer grenzenlosen wahnsinnigen Inbrunst. Zwölf Jahre war Amalia alt, als Karl das väterliche Haus verließ, in dem die vater- und mutterlose Nichte aufgenommen worden. Finden Sie es möglich, daß ein Kind in solcher Liebe entbrennen, daß diese Liebe, eine unverlöschbare Flamme, ihr ganzes Wesen ergreifen konnte? Ein satanisches Geheimnis ist diese Liebe, und die Schauer der Hölle durchbeben mich oft, wenn ich Amalia erblicke in Gram, in Schmerz aufgelöst, verzehrt von den Qualen einer Sehnsucht, die alles, was Tugend, was Jungfräulichkeit heißen mag, frech verhöhnt! — Sie wollen von mir selbst hören? — Nun, mit eben der Inbrunst, mit all' dem Wahnsinn, wie Amalia den verruchten Bruder liebt, ja! — ebenso liebte ich schon, da ich kaum zum Jünglinge gereift, das Kind von zwölf Jahren. Älter geworden, von ihr verworfen, glaubte ich eine Leidenschaft, die mir verderblich werden mußte, besiegen zu können, indem ich sie preisgab aller anlockenden Lust der Welt. Ich durchreiste Frankreich, Italien, aber ihr Bild — ihr Bild, glaubt' ich es verblichen, strahlte immer wieder auf in neuem Glanz! — Tötendes Gift gärte in meinem Innern! — Nirgends Ruhe, nirgends Rast! — Wie der Nachtvogel immer enger und enger die Flamme umkreist, und endlich in der Glut seines Sehnens sein Grab findet, so kam ich, mit dem festen Vorsatz, Amalien niemals wieder zu sehen, ihr doch immer näher und näher, bis ich, dem Willen des Vaters nur scheinbar nachgebend, zurückkehrte in das Schloß. Mein Vater sieht meine Qual,

er verabscheut Amaliens unwürdige Neigung, er glaubt, daß ihr verwirrter Sinn endlich gesunden werde — trostlose Hoffnung! — Und doch, indem ich mich selbst als einen Wahnsinnigen betrachte, kann ich nicht lassen von der, die in meinem Wesen lebend mein Wesen zerstört! — Und doch! nie bin ich bei dieser steten unnennbaren Qual so von den Gedanken der Hölle zerrissen worden, als in dem verhängnisvollen Augenblick, da Sie das fürchterliche Bild jenes Trauerspiels mir vor Augen brachten, und ich dann Amalia, die ich in ihren Zimmern glaubte, in dem Pavillon einsam fand. Alle Wut der brünstigen Liebe erwachte in mir und zu ihr gesellte sich der wilde Zorn der Verzweiflung. — Es ist vorüber, ich reiße mich los mit Gewalt, — man spricht von dem Ausbruch eines neuen Krieges — ich nehme Dienste. —

Was sagst,. sprach Willibald, als die Freunde sich allein befanden, was sagst du zu dem allem? Ich meine, erwiderte Hartmann, daß dem Herrn Grafen Franz gar nicht zu trauen ist. Er ist ganz gewiß in seiner Leidenschaft ein wilder Mensch, und ich bedaure die reizende Gräfin Amalia aus dem Grunde meines Herzens. — Wenigstens war es sehr seltsam oder vielmehr unzart, daß der Graf, nur um sich des Auftritts in dem Pavillon halber zu entschuldigen, uns in die Geheimnisse des Hauses einweihte und vor unsern Augen den Namen des Bruders an den Schandpfahl schlug.

In dem Augenblick entstand auf dem Schloßhofe ein großer Tumult. Die Jäger des Grafen nebst einigen Husaren brachten eine gute Anzahl eingefangener, zum Teil schwerverwundeter Räuber ein. Menschen von wildem, zum Teil ganz fremdem Ansehen, die, gelang es, sie zum Reden zu bringen, welches schwer hielt, da sie auf alle Fragen trotzig schwiegen, nur ein gebrochenes Deutsch und ein verdorbenes, kaum verständliches Italiänisch sprachen. Andere konnten die zigeunerische Abkunft gar nicht verleugnen und sprachen fertig böhmisch. Mit Recht konnte man daraus schließen, daß das Räubergesindel von der italiänischen Grenze herübergekommen, und sich in Böhmen durch Zigeunerhorden verstärkt haben müßte. Als man die Räuber nach ihrem Hauptmann fragte, lachten sie laut auf und sagten: der sei in guter Ruhe und Sicherheit, der sei nicht so leicht zu fangen, als man wohl denke. Wirklich hatte sich, wie die Jäger erzählten, ein Trupp der Räuber mit der Wut der Verzweiflung durchgeschlagen, und war, da die Nacht eingebrochen, im Dickicht des Waldes entkommen. — Ein Grund mehr, sprach der Graf anmutig

lächelnd zu den Freunden, warum ich Sie noch durchaus nicht von mir lassen kann. Jede Gefahr muß erst aus dem Wege geräumt sein.

Abends war Willibald aus der Gesellschaft, die wie gewöhnlich aus den beiden Grafen, dem Geistlichen und dem Wundarzt bestand — Amalie fehlte — verschwunden. Schon wollte man ihn aufsuchen, als er eintrat. Hartmann merkte es dem Freunde an, daß ihm etwas ganz Seltsames begegnet sein müsse, und es war dem wirklich so. Kaum waren die Freunde auf ihrem Zimmer allein, als Willibald losbrach: „Nein, es ist höchste Zeit, daß wir forteilen. Das unheimlich Seltsame häuft sich zu sehr und es will mich bedünken, daß wir dem Räderwerk, das hier ein besonderes böses Verhängnis zu treiben scheint, zu nahe kommen und von dem Schwungrad ergriffen unaufhaltsam hineingeschleudert werden könnten ins Verderben. — Du weißt, daß ich dem alten Grafen etwas mitzuteilen versprochen von meiner Schreiberei. Als ich nun mit dem Manuskript, das ich hervorgesucht aus meinem Koffer, in der Hand, herabkomme, gerate ich in meiner Zerstreung in den großen Saal auf der linken Seite, der wie du weißt, mit großen Gemälden behängt ist. Der Rubens, den wir schon neulich bewunderten, zieht mich aufs neue an. Indem ich nun aber davor stehe und ihn betrachte, geht eine Seitenthür auf und Gräfin Amalia tritt hinein. Du meinst, noch ganz verstört, ganz außer sich über das, was sich vor ein paar Stunden begeben? — Nichts weniger als das! — Ganz heiter und unbefangen tritt sie auf mich zu, und beginnt von den Gemälden und den verschiedenen Meistern, die hier versammelt, zu sprechen, indem sie sich vertraulich in meinen Arm hängt und langsam den Saal mit mir hinabwandelt. „Doch, ruft sie endlich aus, als wir uns am Ende des Saals befinden, doch, giebt es etwas Langweiligeres, als so viel zu sprechen von toten Bildern? Hat das frische Leben so wenig Anspruch an uns, daß wir uns davon abwenden?“ —

Und damit öffnet sie die Thüre und wir durchwandeln zwei, drei Zimmer, bis wir endlich in ein mit dem ausgesuchtesten Geschmack dekoriertes Gemach treten.

„Ich begrüße Sie in meiner Behausung,“ spricht Amalia und nötigt mich neben ihr Platz zu nehmen auf dem Sopha.

Du magst dir es vorstellen, daß mir in der Nähe des reizenden Weibes, die sonst mir schroff und kalt erschienen, jetzt die Anmut, die Lieblichkeit selbst war, ganz seltsamlich zu Mute wurde. Ich

gedachte eben in den schönsten Redensarten ganz ausnehmend liebenswürdig zu sein und rüstete mich, irgend einen leuchtenden Geistesblitz abzuschießen, als mir die Gräfin mit einem Blick in die Augen starrte, vor dem ich augenblicklich verstummte.

Sie nahm meine Hand und fragte: Finden Sie mich schön? — Sowie ich die Lippen öffnen wollte, zur Antwort, sprach sie weiter: Ich verlange keine Schmeichelei, die mir in diesem Augenblick nur zu abgeschmackt erscheinen müßte. Mir genügt ein einfaches Ja oder Nein! — „Ja!" erwiderte ich nun, und ich möchte wohl wissen, wie dieses Ja! geklungen haben mag, das ich schnell ausstieß in einer Art von seltsamer Bestürzung.

„Könnten Sie mich lieben?" fragte die Gräfin weiter, indem mir ihr Blick sagte, daß sie auch wieder nichts anders verlange als ein einfaches Ja oder Nein.

Der Teufel nehme sich anders, ich habe kein weißes kaltes Blut, keine philisterische Fischnatur. „Ja!" rief ich und drückte ihre Hand, die noch immer die meine faßte, an die bebenden Lippen und küßte sie einmal über das andere mit einer Inbrunst, die ihr gar keinen Zweifel lassen mußte, wie jenes Ja! recht aus dem tiefem Herzen gekommen.

Nun dann, rief die Gräfin wie aufjauchzend vor Freude, so reißen Sie mich aus meinem Verhältnis, das mir täglich, stündlich den qualvollsten Tod giebt. — Sie sind Fremde — Sie gehen nach Italien — ich folge Ihnen — entführen Sie mich dem Verhaßten — retten Sie mich zum zweiten Mal! —

Wie ein jäher Blitz traf mich jetzt der Gedanke, wie unbesonnen ich dem Eindruck des Augenblicks der aufgeregten Sinnlichkeit nachgegeben. Ich fuhr zusammen, die Gräfin schien das gar nicht zu bemerken, sondern fuhr ruhiger fort: Nicht verschweigen will ich Ihnen, daß mein ganzes Wesen einem andern gehört und ich daher auf eine ganz uneigennützige Tugend rechne, wie sie wohl kaum zu finden. Doch — ebensowenig will ich leugnen, daß es unter gewissen Umständen möglich sein würde, Ihnen den höchsten Lohn der Liebe zu gönnen — und ich würde reich lohnen! — Ist nämlich jener, den ich im Herzen trage seit meiner Kindheit, nicht mehr unter den Lebendigen, so — Sie bemerken, daß ich, da ich dies auszusprechen vermag, mich selbst bis in das Innerste hinein geprüft habe und daß meine Entschlüsse nicht von der jähen Aufregung eines entsetzlichen Augenblicks erzeugt wurden. Übrigens weiß ich, daß Sie

und Ihr Freund die Verhältnisse hier im Schloß mit der Exposition eines gewissen furchtbaren Trauerspiels verglichen haben. Es liegt darin etwas Seltsames, Verhängnisvolles.

Was um aller Welt willen der Gräfin sagen? — Welche Antwort lag im ganzen Reiche des Möglichen? — Die Gräfin riß mich aus der Verlegenheit, indem sie sehr ruhig sprach: Jetzt nichts weiter — verlassen Sie mich — wir sprechen weiter zur gelegenen Zeit. —

Schweigend küßte ich der Gräfin die Hand und entfernte mich nach der Thüre. Da eilte die Gräfin mir nach, warf sich wie in heller Liebesverzweiflung mir in die Arme, glühende Küsse brannten auf meinen Lippen, sie rief mit einem Ton, der meine Brust zerfleischte: Rette mich! — Halb betäubt, bestürmt von den widersprechendsten Gefühlen, wurde es mir unmöglich, zu euch zurückzukehren. Ich lief hinab in den Park. Es war mir, als habe ich das höchste Liebesglück gewonnen, als müßt' ich, rücksichtslos mich hinopfernd, thun, was die Gräfin geboten, bis ich, ruhiger geworden, den Wahnsinn eines solchen verderblichen Unternehmens einsah. — Du hast bemerkt, daß Graf Franz mich, ehe wir in unser Zimmer hinausgingen, beiseite nahm und heimlich mit mir redete. — Nun, nichts anders gab er mir zu verstehen, als daß er unterrichtet sei von der Neigung, die die Gräfin zu mir gefaßt. „Ihr," so sprach der Graf, „Ihr ganzes Wesen, Ihre ganze Art zu sein, erfüllt mich „mit dem unbedingtesten Zutrauen, darum darf ich Ihnen sagen, „daß ich mehr ahne, als Sie wohl denken mögen. — Sie sprachen „die Gräfin. — Hüten Sie sich vor Armidens sinnbethörender Ver„lockung — seltsam muß Ihnen das aus meinem Munde klingen „— doch, das ist eben der böse Fluch, der mich verfolgt, daß ich „mir meines Wahnsinns bewußt bin, und mich nicht herauszureißen „vermag aus dem heillosen Zustande, der mich verderbt und den ich „dennoch zu lieben gezwungen." —

Du siehst, Freund Hartmann, daß ich mich jetzt hier in solch toller verwirrter Lage befinde, die die schnelle Abreise unbedingt notwendig macht."

Hartmann war nicht wenig erstaunt über alles das, was sich mit seinem Freunde Willibald begeben, und beide, nachdem sie noch manches über die Lage der Dinge auf dem Schlosse hin und her gesprochen, waren einstimmig der Meinung, daß sich hier wohl alles aus gewissen bedrohlichen Abgründen der menschlichen Natur entwickelt haben müsse.

Mit den ersten Strahlen der Sonne erwachten die Freunde aus dem Schlaf. Blütendüfte hauchten durch das geöffnete Fenster und draußen in Wald und Flur war alles Leben und Lust. Die Freunde beschlossen, noch vor dem Frühstück einen Gang durch den Park zu machen. Als sie nun in den entfernteren Teil kamen, der an den Forst grenzte, vernahmen sie ein eifriges Gespräch und erblickten bald darauf den alten Daniel und einen großen stattlich gekleideten Mann, die gar wichtige Dinge abzuhandeln schienen. Endlich gab der Fremde dem Alten ein kleines Papier und ging, von Daniel begleitet, waldeinwärts, wo in geringer Entfernung ein Jäger mit zwei Reitpferden stand. Beide, der Jäger und der Fremde, schwangen sich auf und jagten in vollem Galopp davon. Als Daniel zurückkehrte, stieß er gerade auf die Freunde. Er fuhr erschrocken zusammen, dann sprach er aber lächelnd: Ei, ei, schon so früh auf, meine Herren? — Nun, da war eben der fremde Herr Graf hier, der unser Nachbar werden will. Er hat sich hier ein wenig umgesehen, ich habe ihn überall herumführen müssen. Sowie er nun sein Schloß bezogen, will er einsprechen bei unserem gnädigen Herrn Grafen und um gute freundliche Gastfreundschaft bitten. —

Auch dieser Fremde, das Erschrecken Daniels, wollte den mißtrauisch gewordenen Freunden gar bedenklich vorkommen.

Mit vieler Mühe errangen die Freunde vom alten Grafen das Versprechen, daß sie anderen Morgens fortgeschafft werden sollten, dafür wollte er aber diesen Tag nicht aus ihrer Gesellschaft kommen. Das war, was Willibald, der Amalien fürchtete wie ein scheues Kind, nur wünschen konnte. Der Morgen verging heiter und froh, als man sich bereitete zur Tafel zu gehen, fehlte Gräfin Amalia. „Der Kopfschmerz wird sich wieder eingestellt haben,“ sprach der alte Graf verdrießlich. Da ging die Thüre auf, Gräfin Amalia trat herein und den Freunden stockte der Atem. Auf das Köstlichste war sie in dunkelroten Sammet gekleidet, ein funkelnder Gürtel umschloß fest den schlanken Leib, und eben solch ein prächtiger Schmuck erhöhte den Reiz des blendenden Nackens, während reiche Spitzen den schwellenden Busen nur halb verbargen. Die dunklen Locken war mit Perlenschnüren und Myrten durchflochten, Handschuhe und Fächer vollendeten den festlichen Putz. Sie strahlte in solchem Glanz der Schönheit, daß ein tiefes Schweigen von der Überraschung selbst derer zeugte, die sie wohl schon öfters so geschmückt gesehen.

„Mein Himmel, begann der alte Graf, was bedeutet das, Amalia, du bist ja geschmückt, als solltest du, eine frohe Braut, vor den Altar treten."

„Bin ich denn keine glückliche Braut?" sprach Amalia mit unnennbarem Ausdruck, kniete nieder vor dem Grafen und beugte ihr Haupt, als flehe sie um seinen Segen.

Ganz verklärt vor Freude hob der Graf sie auf, küßte sie auf die Stirne und sprach dann: O Amalia, wäre es möglich? Franz — glücklicher Franz! — Graf Franz näherte sich mit wankendem Schritt. Man sah ihm die Angst des bangen Zweifels an. Amalia schauerte zusammen, dann ließ sie dem Grafen willig ihre Hand, die er mit feurigen Küssen bedeckte.

Bei der Tafel blieb sie still und ernst, wenig teilnehmend daran, was eben gesprochen, aber sichtlich weich gestimmt und sich hinneigend den Worten Willibalds, der wie gewöhnlich ihr Nachbar, und dem übrigens zu Mute war, als sitze er auf glühenden Kohlen. Seltsame Blicke warf Graf Franz herüber auf das Paar, und Willibald mußte fürchten, daß Amaliens unerklärliches Beginnen, der wahnsinnige Gedanke sich plötzlich als Braut zu schmücken, um ihm mehr Aufmerksamkeit zu beweisen, als jemals, noch einen argen Strich durch die Lebensrechnung machen und zu einem heillosen Zweikampf nötigen werde. — Es kam aber anders! — Als die Tafel aufgehoben nahm sie Willibalds Arm und eilte, während die andern noch im Gespräch begriffen, so schnell von dannen, daß sie sich plötzlich in dem entfernten Zimmer mit Willibald allein befand. — Sie wankte, wollte niedersinken, da schloß Willibald sie in seine Arme, und außer sich selbst, ganz Liebeslust, drückte er heiße Küsse auf die schönsten Lippen; da lispelte die Gräfin: Laß mich, o laß mich — entschieden ist mein Schicksal — du kamst zu spät — o wärst du früher gekommen — doch jetzt — o Gott!

Ein Thränenstrom stürzte ihr aus den Augen und sie verließ das Zimmer in demselben Augenblick, als Graf Franz eintrat Willibald rüstete sich, einen harten Auftritt zu bestehen und jeder Beleidigung des Eifersüchtigen mit dem Mut, mit der Kraft des Mannes zu begegnen. Doch nicht wenig verwundert war er, als der Graf in heftiger Bewegung auf ihn zutrat und mit einem Ton, mit einem Blick, der genugsam davon zeugte, wie sein ganzes Innres zerrissen, fragte: So wie ich höre, reisen Sie morgen früh mit Ihrem Freunde ab? — Allerdings, Herr Graf, erwiderte

Willibald sehr ruhig und gelassen. Schon zu lange haben wir hier verweilt und ein böses Verhängnis könnte uns ganz ohne unsere Schuld in manches verwickeln, das sich hier auf dem Schlosse zu großem Unheil gestalten möchte.

„Sie haben recht, sprach der Graf tief gerührt, indem heiße Thränen aus seinen Augen perlten, Sie haben recht, mein Herr. — Nicht mehr darf ich Sie vor Armidens Zauberreize warnen. Rinaldo reißt sich los mit männlichem Mut! — Sie verstehen mich ganz. — Ich habe Sie beobachtet mit eifersüchtigem Mißtrauen — ich spreche Sie frei von aller Schuld — o! — wäre es denn eine Schuld gewesen — doch still, nichts mehr davon. Soviel ist gewiß, daß irgend ein unheilschwangeres Geheimnis waltet, aber die Kunst der Hölle gehört dazu, es zu erraten.“ —

Die übrige Gesellschaft versammelte sich, der Geistliche wurde abgerufen. Als er wieder kam, sprach er leise mit dem alten Grafen, dieser erwiderte halblaut: Sie ist eine überspannte Närrin, man lasse sie gehen! — Die Freunde erfuhren nachher von dem Geistlichen, daß Amalia seinen Zuspruch verlangt und ihm allerlei seltsame Zweifel über die Sünde, ewige Strafe u. s. w. aufgeworfen, dann, als er ihr unruhiges ganz verstörtes Gemüt beschwichtigt, so gut als er es vermocht, aber erklärt, wie sie sich durchaus krank fühle und den ganzen Abend in ihrem Zimmer eingeschlossen bleiben werde. — Des Abschieds der Freunde halber floß der edle Wein noch reichlicher als sonst, und ließ die schwärmerische Amalia vergessen samt ihrer Krankheit, die, wie der alte Graf aus Erfahrung wissen wollte, auf leerer Einbildung beruhe. Alles, vorzüglich Willibald, der sich bei dem Gedanken der nahen Abreise aller Sorge entnommen und so leicht und froh fühlte wie ein freigelassener Vogel, war und blieb bei der heitersten und unbefangensten Laune. Ja, der Scherz stieg beinahe bis zur Ausgelassenheit, der Wundarzt hörte nicht auf um Verzeihung zu bitten seines Lachens halber und wollte immer wieder dazwischen fragen, ob denn die gnädige Gräfin heute wirklich getraut worden? Der Geistliche schnitt ihm dann aber gleich das Wort ab, und es war possierlich genug anzuschauen, wie er ganz verblüfft dasaß mit offnem Munde und gar nicht begreifen konnte, warum er nichts wissen sollte von der Hochzeit, die seines Bedünkens gefeiert würde, wiewohl im stillen ohne Braut. — Nur Graf Franz schien von bösen Ahnungen gepeinigt in steter Unruhe. Bald verließ er den Gartensaal, in dem man versammelt, bald kehrte er wieder

zurück, sah aus dem Fenster, trat vor die Thüre ꝛc. Man trennte sich in später Nacht.

Andern Morgens vernahmen die Freunde ein ungewöhnliches Hin- und Herlaufen im Schlosse, Stimmen durcheinander, Waffengeräusch u. s. w. Sie traten an das Fenster und sahen, wie eben Graf Franz bewaffnet an der Spitze der Jäger fortsprengte. Der Diener, der sonst jeden Morgen heraufkam mit dem Frühstück, blieb aus. Irgend ein bedrohliches Ereignis ahnend, stiegen die Freunde herab. Sie begegneten lauter blassen verstörten Gesichtern, niemand stand Rede.

Endlich gewahrten sie den Geistlichen, der aus den Zimmern des alten Grafen trat. Von ihm erfuhren sie alles. — Gräfin Amalia war spurlos verschwunden! — Als sie des Morgens nicht, wie sie sonst zu thun pflegte, dem Kammermädchen klingelte, ging dieses nach ihrem Zimmer. Sie fand die Thüre verschlossen, und da sie auf alles Klopfen, auf alles Rufen keine Antwort erhielt, geriet sie in große Angst und Besorgnis. Sie lief hinab, schrie laut, daß Gräfin Amalia tot sei oder wenigstens in tiefer Ohnmacht liege, und bald war das ganze Schloß versammelt vor dem Zimmer der Gräfin. Man stieß die Thüre ein, Amalia war entflohen, entflohen in demselben prächtigen Anzuge, den sie Tags vorher getragen. Sie hatte sich nicht entkleiden lassen, und es selbst nicht gethan, da man sonst den Anzug im Zimmer hätte finden müssen. — Auf dem Marmortisch vor dem Spiegel lag ein kleiner Zettel, auf dem die wenigen Worte von Amaliens Hand standen: „Die Braut eilt in die Arme des Bräutigams.“

Ganz unbegreiflich schien es, wie Amalia hatte unbemerkt entfliehen können. Bei Tage war das ganz unmöglich, da sich innerhalb und außerhalb des Schlosses eine Menge Menschen bewegten, die gewiß die Gräfin, noch dazu in ihrem ungewöhnlichen reichen Anzuge, bemerkt haben würden. Floh die Gräfin zur Nachtzeit, so war es wieder nicht zu erklären, wie sie aus dem Schlosse hatte kommen können, dessen Thor man am Morgen fest verschlossen fand. An eine Flucht durch das Fenster war bei der beträchtlichen Höhe des Stocks, in dem sich der Gräfin Zimmer befanden, nicht zu denken. Offenbar mußte irgend jemand im Schlosse der Gräfin zur Flucht behülflich gewesen sein.

Hartmann erzählte nun, wie sie am gestrigen Morgen im Park den alten Daniel mit einem Fremden eifrig sprechend getroffen hätten, der dann rasch waldeinwärts fortgesprengt.

Der Geistliche wurde sehr aufmerksam, ließ sich die Gestalt des Fremden, seinen Gang, sein ganzes Wesen auf das genaueste beschreiben, und versank in tiefes Nachdenken. „Es ist, sprach er dann halb leise, es ist ein schwarzer Argwohn, der in mir aufkeimen will. — Sollte dieser alte Diener — Muster der Redlichkeit — Sollte jener Verruchte selbst — Nein es ist nicht möglich! — Und doch — die Beschreibung des Fremden — das Gespräch mit Daniel in einer Tageszeit, wo er sich ganz unbeobachtet glauben konnte — Nun! — bald klärt sich ja alles auf. Ist Graf Franz so glücklich, die Gräfin aufzufinden, sie zurück zu bringen —“

Das, rief Willibald lebhaft, das wolle Gott verhüten! Mag Graf Franz die Gräfin für tot, für ewig verloren halten. Den durchbohrendsten Gram lindert die Zeit und selbst der Tod, der unüberwindliche Leiden endigt, ist Wohlthat für den, dessen Inneres irgend eine heillose Gestaltung des Lebens zerreißt mit namenloser Qual. Mag das entsetzliche Verhältnis, der Kampf der brünstigen Liebe und des tiefsten Abscheues aus derselben unreinen Flamme roher Sinnlichkeit geboren, mag dieser furchtbare Kampf, in dem das Edelste untergeht, nie mehr dieses Haus verstören! —

Ach, sprach der Geistliche, indem er die Augen gen Himmel hob, ach es ist wohl dem so, ich kann Ihnen nicht widersprechen.

Die Freunde bestanden darauf, nun ohne weiteres auf der Stelle abzureisen. Der Geistliche versprach für Pferde zu sorgen, da alles in Verwirrung, und hielt Wort. Nach einer halben Stunde stand der gepackte Reisewagen vor der Thüre.

Der alte Graf hatte durch den Geistlichen den Freunden ein herzliches Lebewohl sagen lassen, da er sich außer Stande fühle, sie mündlich zu sprechen.

Als indessen die Freunde im Begriff waren in den Wagen zu steigen, trat der alte Graf aus der Thüre. Stolz trug er sein Haupt erhoben, veredelt schienen die Züge seines Antlitzes, fester war sein Schritt. Überwunden hatte er den jähen Schmerz, und nun konnte das neue Leid seinen heldenmütigen Geist nur beleben mit neuer Kraft.

Er umarmte die Freunde herzlich, und sprach dann mit der ernsten Würde des in sich abgeschlossenen Mannes: Ihre Erscheinung war der letzte Lichtpunkt in meinem Leben, Amaliens Flucht der erste Schlag des Wetters, das nun über mein Haus einbricht und es vernichtet. Im Alter, wenn das Feuer der Fantasie erloschen,

gelten Ahnungen mehr als in der Jugend. — Haben Sie Dank für die heiteren Augenblicke, die ihr frischer lebensmutiger Geist mir gewährte. Beten Sie, daß der Herr bald vollende, was er über mich beschlossen.

Der Graf drückte schnell eine Thräne aus dem Auge, als er von den Freunden schied, und auch diese verließen das Schloß in der tiefsten Rührung.

Mitten im nahen Walde trafen sie auf einen Trupp gräflicher Jäger, die auf einer von Baumzweigen geflochtenen Bahre den Grafen Franz nach dem Schlosse brachten. Ein Schuß, der ganz unerwartet aus dem dichten Gebüsche fiel, hatte ihn in die Brust getroffen; er schien rettungslos verloren. — O fort — fort von diesem Schauplatz des Jammers!

So riefen die Freunde, und rasch ging es weiter.

Zwei Briefe.

Mehrere Jahre waren verflossen. Hartmann, in seiner diplomatischen Laufbahn vorgerückt, ging in Aufträgen seiner Oberen nach Rom und dann nach Neapel. Von hier aus erhielt Willibald, der in Berlin zurückgeblieben, einen Brief folgenden Inhalts:

Hartmann an Willibald.

Neapel, den ....

Ich schreibe Dir, mein teuerster Willibald, in der vollen Bewegung meiner ganzen Seele! — An einem Moment in unserm Leben bin ich erinnert worden, der Dich so erfaßte, daß Du lange nicht das seltsame Gefühl von Lust und Schmerz, von Liebe und Verachtung verwinden konntest. — Doch ohne weitere Vorrede zur Sache.

Gestern besuchte ich den reizendsten romantischsten Punkt dieser Gegend, nämlich das Kamaldulenser-Kloster in der Nähe des Posilippo.

Der Prior war artig genug, mich an einen Mönch zu weisen, der ein Deutscher war, und den er vom Gelübde des Schweigens dispensierte.

Je länger der Mönch mit mir sprach, desto bekannter wurde mir der Ton seiner Stimme, und auch in den Zügen seines würdigen

Antlitzes lag etwas Bekanntes, schon Gesehenes, das nur der lange weiße Bart zweifelhaft zu machen schien. Der Mönch betrachtete mich mit einer forschenden Aufmerksamkeit, die offenbar zeigte, daß auch ich ihm bekannt vorkam.

Endlich erwähnte ich, als der Mönch mich fragte, ob ich zum ersten Male in Italien sei, unserer Reise von Berlin über Prag und Wien nach Mailand. — So, rief der Mönch, so täuscht mich doch wohl nicht die Erinnerung, die mir gleich zu Sinn kommen wollte, als ich Sie nur erblickte. — Wir sahen uns schon in Böhmen auf dem Schloße des Grafen Maximilian von C. —

Der Mönch war kein anderer als jener würdige Geistliche, der Schloßkapellan des Grafen von C., und Du kannst denken, wie mir mit einem Zauberschlage das helle lebendige Bild jener verhängnisvollen Momente auf dem Schlosse vor Augen trat. Eifrig bat ich den Mönch mir zu sagen, wie sich fernerhin alles begeben, und meinte, daß, führe mich meine Rückreise durch Böhmen, ich gewiß die Gastfreundschaft des alten Grafen, sei er noch am Leben, zum zweiten Mal in Anspruch nehmen werde. — „Ach," sprach der Mönch, indem er den thränenschweren Blick zum Himmel richtete, „ach! — alles ist dahin! — verschwunden alle Pracht und Herrlich-„keit! — Das Geflügel der Nacht nistet in den Ruinen, wo sonst „Freiheit thronte und Gastfreundschaft in schimmernden Prunkgemächern!" —

Geahnt haben wir wohl beide den Untergang der von verhängnisvollen Geheimnissen bedrohten Familie; höre indessen, wie nach der Erzählung des Mönchs sich alles begeben.

Graf Maximilian behielt die Fassung des männlich starken Geistes, als ihm der auf den Tod verwundete Sohn gebracht wurde, und diesen Mut lohnte der Ausspruch des Wundarztes, der, nachdem er mit dem Geschick des vollendeten Meisters die Kugel herausgebracht, erklärte, daß die Verwundung allerdings sehr gefahrvoll, Rettung indessen nicht nur möglich, sondern, käme nicht irgend ein anderes Übel hinzu, mit vieler Wahrscheinlichkeit vorauszusehen sei. Daß die Büchsenkugel nicht die Brust des Grafen durchbohrt, das sonst bei der Richtung des Schusses ein Wunder zu nennen, ließ den Wundarzt vermuten, daß der Mörder in gar beträchtlicher Ferne geschossen. Daraus ließ sich denn auch erklären, daß der Mörder Zeit genug gehabt hatte, zu entfliehen, da die Jäger, so sorgsam sie auch den ganzen Wald durchstreiften, doch nicht

eine einzige verdächtige Person antrafen. Überhaupt schien jenes Raubgesindel, das die ganze Gegend ringsumher unsicher machte, nach der Niederlage, die es zuletzt erlitten, sich wieder über die Grenze zurückgezogen zu haben, denn man hörte durchaus nichts mehr von den kühnen Raubstreichen, die sonst beinahe jeden Tages vorgefallen.

Der Wundarzt hatte die Verwundung des Grafen ganz richtig beurteilt. Sehr bald war er außer aller Gefahr, und die sanfte Trauer, die tiefe Schwermut, die sein Gemüt erfüllte, hatte seinen in Feuer und Flamme aufsprühenden Geist gebrochen, und war eben deshalb seiner völligen Genesung zuträglich. Beide, der alte Graf und Graf Franz, hatten Amalie, die wie durch Zauberei spurlos verschwunden, ganz aufgegeben. Sie durften nicht einmal irgend eine Vermutung wagen, wohin, mit welches Hülfleistung sie entflohen. Alles nur irgend Denkbare wurde bei näherer Beleuchtung zum leeren Hirngespinst, und so war es auch unmöglich, irgend eine Maßregel zu ersinnen, die dahin hätte führen können, die Spur der Entflohenen zu finden und zu verfolgen. — Die Stille des Grabes herrschte nun in dem Schlosse, und nur vorübergehende helle Augenblicke, die der Geistliche manchmal herbeizuführen wußte, unterbrachen die tiefe Trauer, in die beide, Vater und Sohn, versunken. Nur der Trost, den die Kirche zu spenden vermag, stärkte den alten Grafen, als der entsetzliche Schlag ihn traf, den abzuwenden Graf Franz sich vergebens bemüht hatte. Graf Maximilian erfuhr durch Zufall, daß sein Sohn Karl wirklich vor mehrerer Zeit als Haupt einer Räuberbande im Elsaß eingefangen und zur Hinrichtung verurteilt, aber von seinen Spießgesellen, die das Gefängnis, worin er eingeschlossen, erbrachen, indessen mit Gewalt befreit worden war. — Sein Name wurde an den Galgen geschlagen. Er hatte seinen Familiennamen richtig angegeben, man ließ jedoch den Grafentitel hinweg. —

Schlaflos lag Graf Maximilian in einer Nacht, gequält von dem Gedanken, in welche Schmach der heillose Sohn die würdigste Familie, die ihre Abstammung von Königen herleitete, versenkt, und wie Amaliens verbrecherischer Wahnsinn auch den letzten Funken jeder Hoffnung irgend eines irdischen Wohls verlöscht. Da vernahm er leise Tritte vor den Fenstern des Schlosses, und dann war es, als würde die Hauptthüre behutsam geöffnet. Dann wurde alles still, bald ließ sich aber, wie aus der untersten Tiefe herauf, ein

seltsames klirrendes Getön hören, als würden Eisen gehandhabt. — Der Graf zog an der Glocke, die hineinging in Daniels, von des Grafen Schlafgemach nicht weit entfernte Kammer. Doch der Graf mochte klingeln, soviel er wollte, kein Daniel erschien. Da stand der Graf auf, warf sich in die Kleider, zündete am Nachtlicht eine Kerze an und stieg hinab, um selbst die Ursache des Geräusches zu erforschen. In Daniels Kammer schaute er vorbeigehend hinein, und überzeugte sich, daß Daniel, da das Bett unberührt, sich noch gar nicht niedergelegt hatte. Als der Graf in den geräumigen Säulenflur trat, gewahrte er, wie ein Mensch schnell zum Portal hinauswischte. — Rechts und links war eine Reihe Zimmer gelegen, in die man aus dem Säulenflur hineintrat. Die Reihe an der rechten Seite endigte mit einem kleinen gewölbten Kabinett, dessen Thüre von starkem Eisen war, sowie vor dem einzigen Fenster sich ein starkes Gitterwerk befand. Mitten in dem steinernen Boden dieses Kabinetts war eine eiserne Fallthüre mit starken eisernen Querbänden angebracht. Sie führte hinab in ein sehr tiefes Gewölbe, wo der bedeutende in gemünztem Golde, in prächtigen goldnen und silbernen Gerätschaften, in Juwelen und andern Kleinodien bestehende Familienschatz aufbewahrt wurde. Die Thüre des ersten Zimmers an dieser rechten Seite stand offen, der Graf trat schnell hinein, durchschritt die ganze Reihe, und ihm stockte der Atem, als er die Thüre des letzten Kabinetts ohne Gewalt geöffnet fand. Behutsam trat der Graf hinein. „Wartet nur noch etwas. Es ist eine verwünschte Arbeit, aber ich werde gleich fertig sein.“ So sprach der Mensch, der auf der Fallthüre kniete und ämsig an den eisernen Querbänden feilte.

„Heda!“ rief der Graf mit starker Stimme. Da fuhr der Mensch erschrocken auf und wandte sich um. — Es war Daniel. Geisterbleich starrte Daniel den Grafen an, und dieser ihn, getroffen von dem Blitzesschlag der entsetzlichsten Überraschung.

„Verruchter Hund,“ brach endlich der Graf los, „was machst du da?“

Krampfhaft zuckte Daniel zusammen, indem er mit bebenden Lippen lallte: „— Ge = rech = tes E = r = bt = e = il selbst“ — Als nun aber der Graf näher trat, da raffte er ein Brecheisen von der Erde auf und hielt es dem Grafen drohend entgegen. „Fort mit dir, Bestie, die ich gehegt und gepflegt! — Grauer heuchlerischer Bösewicht!“ So rief der Graf in aufflammendem Zorn, packte,

mächtig und stark wie er noch war, seiner hohen Jahre unerachtet, den Alten bei der Gurgel und schleppte ihn durch die Gemächer bis in den Flur, wo er die Schloßglocke stark anzog. Aufgeschreckt aus dem Schlaf strömte alles herbei, um ein Schauspiel zu sehen, von dem jeder erstarrte. „Schließt ihn in Ketten und schmeißt ihn in den Turm!“ rief der Graf der Dienerschaft zu. Doch sowie sie den Alten, der entstellt, lautlos mehr an der Faust der Grafen hing als stand, packen wollten, mußten sie auf den Wink des Grafen einhalten. Er schien einige Augenblicke auf einen Entschluß zu sinnen. Dann sprach er mit ruhiger ernster Größe: „Werft den alten Bösewicht zum Schlosse hinaus, und läßt er sich wieder sehen, so hetzt ihn fort mit Hunden!“ —

Es geschah, wie der Graf geboten.

Die sichtbaren Spuren dessen, was sich begeben, überhoben den Grafen der Mühe einer weitläufigen Erzählung, in zwei Worten wußte die Dienerschaft alles.

Man vermißte in dem Augenblicke zwei der treusten Jäger des Grafen, Paul und Andres. Schon hegte der alte Graf den Argwohn, daß auch sie ihn getäuscht hätten auf die schwärzeste Weise, daß auch sie Teil hätten an Daniels unternommener verbrecherischer That, als sie am frühen Morgen, mit Staub und Schweiß bedeckt, zum Schloßthor hereinsprengten.

Während die andern den ertappten Bösewicht anstarrten, waren sie schnell auf den Hof gelaufen, weil sie Pferdegetrappel zu vernehmen glaubten. In der That gewahrten sie auch im Schimmer der Nacht einen leeren von zwei Reutern begleiteten Wagen, der in geringer Entfernung nicht gar zu schnell sich fortbewegte. Eilig sattelten sie nun ihre Pferde, nahmen Büchse und Hirschfänger und sprengten dem Wagen nach. Sowie sich die Reuter, die den Wagen begleiteten, verfolgt sahen, spornten sie die Pferde an, und fort ging es in gestrecktem Galopp. Der Morgen war angebrochen, als an einer tiefen Schlucht Wagen und Reuter plötzlich den Jägern aus den Augen verschwanden, während aus dem dicken Gebüsch mehrere Schüsse fielen. Dies nötigte die Jäger, die sich von einer ihnen überlegenen Bande umringt glauben mußten, zur schnellen Rückkehr.

Nur zu gewiß schien es, daß der alte Daniel in Einverständnis getreten war mit Bösewichtern, die es auf die Beraubung des Grafen abgesehen hatten. Und doch blieb es dem Grafen, blieb es

allen ein unerklärliches Rätsel, wie es geschehen konnte, daß ein so alter, wenigstens dem Anscheine nach der Familie so treu ergebener Diener, als Daniel, sich hätte zu solchem Verbrechen verführen lassen können. Nur der Geistliche meinte, daß oft, wenn er Daniel unbemerkt beobachtet, sich ihm wohl Spuren eines zerrissenen, mit sich und aller Welt unzufriedenen Gemüts gezeigt, und daß er in der letzten Zeit den Alten sogar in heftiger Aufwallung gegen einen Kameraden äußern gehört: der Herr habe nichts von dem gehalten, was er ihm versprochen, wenn er so lange gedient haben würde als jetzt, und der Herr sei überhaupt sehr strenge und hart und lediglich selbst schuld an dem Unglück des ältesten Herrn Grafen.

„Der Undankbare, sprach der alte Graf, o! der Undankbare! Vermehrt habe ich sein Gehalt bis über das Doppelte, ihn gehalten nicht wie meinen Diener, sondern wie meinen Freund. Aber durch Wohlthaten der Art werden gemeine Naturen nur übermütig, und man entfremdet sie sich, statt sie fester an sich zu ziehen. — Nun wird es mir klar, daß alles das, was ich für gutmütige Einfalt hielt, das innere Wohlbehagen an den Streichen war, die nur einem tief verderbten Gemüt zu Gebote stehen. Mit Affenliebe hing der Bösewicht an dem, den ich verwerfen mußte mit empörtem Herzen. — Bei allen Bosheiten, die er schon als Knabe beging hier auf dem Schlosse, war der Alte Helfershelfer, indessen wie gesagt, ich schrieb das eben einer dummen Gutmütigkeit zu, die der Knabe, welcher schon damals eine Gewalt über die Menschen übte, die mir Entsetzen erregte, leicht zu übertölpeln wußte. — Oft konnte der Alte seinen Mißmut nicht bergen, wenn ich der heillosen Verschwendung jenes Verworfenen Einhalt thun mußte, und in der tiefsten Ehrfurcht, in der treuesten Anhänglichkeit, die er mir dann doppelt zu erweisen sich bemühte, sehe ich jetzt die Bestrebungen der durchdachtesten schwärzesten Heuchelei.“ — Es bemerkte ferner der Geistliche, wie es nun wohl mit höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen sei, daß Daniel Amaliens Flucht befördert habe. Sehr leicht konnte Daniel sich die Schlüssel des Portals und des äußern Schloßthors verschaffen, sehr leicht konnte er unter irgend einem Vorwande die lästige Dienerschaft, von der einer Amalien auf dem Wege aus ihrem Zimmer hinab durch Hausthüre und Thor hinaus ins Freie hätte bemerken können, entfernen, und so das bewerkstelligt werden, was ohne Hülfe eines solchen vertrauten Dieners unmöglich gewesen. Der Geistliche gedachte ferner der Zusammen=

kunft Daniels mit einem fremden Mann im Park zur ungewöhnlichen Frühstunde und der seltsamen Ahnung, die ihn damals ergriffen. Er schloß damit, daß es doch besser gewesen sein würde, den alten Bösewicht einzusperren, um durch seine Geständnisse volles Licht in der Sache zu erhalten.

Eben, sprach der Graf mit entschiedenem Ernst, eben dieses Licht scheue ich, und flehe zu dem Allmächtigen, daß forthin alles in tiefe Nacht versunken bleiben möge. Eine innere Stimme sagt mir, daß jenes Licht der Blitz sein würde, der mein Haupt, meinen Stamm zerschmettert. —

Nach dem, was den beiden Jägern bei der Verfolgung des wahrscheinlich zur Fortschaffung des geraubten Familienschatzes abgesendeten Wagens und der beiden Reuter begegnete, war es gewiß, daß der Wald wieder voll Raubgesindel steckte. Allerlei fremde Leute ließen sich auch in den Dörfern, ja ganz in der Nähe des Schlosses sehen, die sich zwar durch Pässe bald als verabschiedete Soldaten, bald als Laboranten, bald als herumziehende Krämer u. s. w. auswiesen, deren ganzes Ansehen aber verdächtig genug war, um ihnen ein ganz anderes schlimmes Gewerbe zuzutrauen.

Dem unerachtet blieb lange Zeit hindurch alles ruhig, bis endlich wieder das Gerücht ging von verübten Räubereien in der Gegend von Potschateck, sowie auch die Nachricht kam, daß sich, trotz der Wachsamkeit der aufgestellten Posten, eine große Zigeunerbande über die mährische Grenze hinein ins Land gezogen haben solle.

Andres, einer von den Jägern, die damals die Räuber verfolgt hatten, bestätigte diese Nachricht. Er hatte dicht an der Schlucht, in die damals der Wagen mit den Reutern verschwand, einen wiewohl nicht starken Zigeunertrupp bemerkt, Männer, Weiber, Kinder, denen aber auch noch andere beigesellt.

Gewiß war es, daß eine neue Bande sich sammelte, und ratsam war es, sie im Entstehen zu vertilgen. Die Jäger der nächsten Reviere in der Herrschaft wurden aufgeboten, und schon in der folgenden Nacht setzte sich Graf Franz, von innerem unwiderstehlichem Drange getrieben, an ihre Spitze, um das Gesindel zu überfallen und zu vertilgen.

Schon aus der Ferne leuchtete ein dicht am Rande der Schlucht hochaufloderndes Feuer.

Graf Franz schlich leise mit seinen Jägern heran, und sie gewahrten einen Trupp von zwölf bis fünfzehn Zigeunerweibern und

Mädchen mit mehreren Kindern. Es wurde gekocht und gebraten, gesungen und getanzt, während ungefähr sechs Männer, auf ihre Büchsen gestützt, den Trupp zu bewachen schienen. Plötzlich stürzten die Jäger mit lautem Geschrei auf sie ein, da ergriffen aber auch Weiber und Mädchen die geladenen Büchsen und schossen gleich den Männern auf die Jäger, die indessen, von dem Gebüsch begünstigt, besser trafen, so daß, während kein einziger von ihnen verwundet wurde, vier von den Männern und mehrere von den Weibern niederstürzten, die andern verschwanden in der Schlucht.

Als nun die Jäger auf dem Kampfplatz untersuchten, wer von den Gestürzten vielleicht nur verwundet, erhob sich eine dicht verschleierte Gestalt vom Boden und wollte entfliehen. Graf Franz trat ihr entgegen. Laut aufkreischend wollte bei seinem Anblick das Weib niedersinken. Ein Jäger hielt sie in seinen Armen aufrecht, indem er den Schleier lüftete, der ihr Antlitz bedeckte. — Als sähe er ein entsetzliches Gespenst, starrte der Graf die Entschleierte an! — Es war Amalia! — In dem Augenblick riß sie sich mit der Kraft der wütendsten Verzweiflung aus den Armen des Jägers, zog plötzlich ein großes Messer hervor und stürzte auf den Grafen los! — Der Förster, der neben ihm stand, umfaßte die Wahnsinnige, entwaffnete sie, und sprach, während sie von den Jägern festgehalten wurde, mit wehmütigem Tone zum Grafen: Was sollen wir thun? — Was ist zu thun möglich? — Da war es, als erwachte der Graf nun erst aus krampfhafter Erstarrung; er rief mit wildem furchtbarem Ton: Binden, — nach dem Schlosse bringen! schwang sich auf das Pferd, das die Jäger herbeigebracht, und jagte fort durch den Wald.

„Verworfenes Geschöpf! also zu Mördern und Dieben flohst „du aus dem Hause des Vaters, aus den Armen der Liebe. Nein „— nicht noch mehr Schmach sollst du über dieses greise Haupt „bringen, Klostermauern sollen dich und deinen verbrecherischen „Wahnsinn verbergen vor der Welt!“ So rief der alte Graf in dem Ingrimm der tiefsten Empörung, als Amalia vor ihn gebracht wurde. Doch atmete diese nicht, für kein lebendes Wesen war sie zu achten. Auch nicht die leiseste Bewegung ihres Antlitzes, nicht das kleinste Zucken des Mundes, nicht ein Blick der todesstarren Augen bewies, daß sie etwas vernahm oder gewahrte, was gesprochen wurde, oder was sich begab. Kein Laut kam über ihre Lippen. Führte man sie, so ging sie, ließ man sie stehen, so

stand sie; sie glich durchaus einem Automat. Der Graf ließ sie in ein entferntes einsames Zimmer sperren, und gedachte sie in wenigen Tagen nach einem entfernt gelegenen Kloster fortschaffen zu können.

Vergebens bemühte sich der Geistliche, Amalien zum Reden zu bewegen. Sie beharrte in ihrem Schweigen; und ebensowenig gelang es, ihr Speise und Trank einzunötigen. Beide, der Geistliche, und der Wundarzt, stimmten darin überein, daß Amaliens Zustand keineswegs physische Krankheit, vielmehr psychisch angestrengter Wille sei, und daß sie zu sterben beschlossen. —

Graf Franz war ruhiger und gefaßter, als man es hätte erwarten sollen, er schien sich dem dunkel waltenden Verhängnis ganz ergeben zu haben und nichts mehr zu fürchten, nichts mehr zu hoffen. —

In der vierten Nacht darauf, nachdem sich dieses begeben, brach endlich das furchtbare Wetter los, welches das Stammhaus der edlen Grafen von C. vernichtete. —

Gerade um die Mitternachtstunde, als alles auf dem Schlosse in tiefem Schlafe lag, wurde das Schloßthor gesprengt, und hinein unter wildem Mordgeschrei drang die Räuberhorde, schoß in die Fenster, erbrach die Thüren, ermordete die einzeln herbeieilenden Diener. — Kaum hatte Graf Franz seine Pistolen geladen, als er die Räuber schon in den Gemächern neben seinem Schlafgemach toben und seinen Namen rufen hörte. Er hielt sich für verloren. Doch — das Fenster seines Schlafgemachs ging nach dem Garten hinaus, an der Mauer war ein Spalier befindlich, an diesem Spalier schwang er sich hinab, rannte in der finstern Nacht nach dem Försterhause, dessen Fenster ihm aus der Ferne entgegen leuchteten. Freudige Hoffnung beflügelte seine Schritte; als er ankam, fand er die Jäger schon im Aufbruch, während schauerlich das dumpfe Sturmgeläute von den Dörfern herüberklang. Der Förster hatte das starke Schießen von der Gegend des Schlosses her gehört, hellen Fackelschein gesehen, den Räuberanfall vermutet und sogleich Lärm gemacht. — Rasch ging's nun nach dem Schlosse. — Sowie der Hauptmann der Horde, den eine majestätische Gestalt, ein stolzes Ansehn auszeichnete, in das Zimmer des alten Grafen trat, drückte dieser ein Pistol auf ihn ab und fehlte. Er wollte das zweite abdrücken, doch laut aufkreischend: — „Karl! Karl! hier bin ich — hier ist dein Weib!“ — stürzte Amalia herbei und in des Räubers Arme. —

Das Pistol fiel dem alten Grafen aus der Hand, entsetzt schrie er auf: „Karl — Sohn!“ —

Da trat der Räuber mit frechem verhöhnendem Stolz vor ihn hin und sprach: Ja! — der Sohn, den du verstießest, muß so von dir sein Erbe fordern, du grauer Sünder. —

„Verruchter Bösewicht!“ schrie der Graf schäumend vor Zorn.

Schweige, sprach der Räuber, ich weiß, wer ich bin, und wie ich es geworden! Was säetest du in verderblicher Brunst giftiges Unkraut, und wunderst dich nun, daß Unkraut aufgegangen und keine Blumen? — Verführtest du nicht meine Mutter? — Gab sie nicht mit Abscheu dir die Hand, die du dem Heißgeliebten entrissest? — Und dir zum Trotz will ich herrschen auf meinem blutigen Räuberthron mit dieser, die mich liebt, wie niemals dein Weib dich geliebt hat, und die du verkuppeln wolltest. —

„Ausgeburt der Hölle!“ schrie der Graf, und faßte Amalien, um sie fortzureißen von der Brust des Räubers. Da rief dieser aber mit entsetzlicher Stimme: Die Hand weg von meinem Weibe! und schwang den gezogenen Säbel drohend über des Vaters Haupt. — Das war der Augenblick, als Graf Franz glücklich mit den Jägern durchgedrungen herbeirannte, des Vaters Gefahr sah, anlegte, schoß. — Mit zerschmettertem Haupt stürzte der Räuber zur Erde. „Es ist dein Bruder Karl!“ kreischte der alte Graf, und sank leblos hin neben dem Getöteten! — In dumpfer Betäubung, wie vom Blitz gelähmt, starrte Graf Franz die Toten an. —

Blut floß in den Gängen des Schlosses. Kein einziger von den Dienern des Grafen war, der nicht schwer verwundet dalag oder tot. Auch den braven Wundarzt fand man auf dem Flur mit vielen Stichen ermordet, nicht weit von ihm lag aber auch der verruchte Daniel mit zerschmettertem Haupte. Von den Räubern entkam keiner. Die, welche im Schlosse nicht von den Jägern getötet wurden und sich durch die Flucht retten wollten, fielen den bewaffneten Bauern, die in Scharen herbeigezogen, in die Hände.

Noch während des Gefechts, als sie sich verloren sahen, hatten die Bösewichter das Schloß in Brand gesteckt, das nun an allen Ecken in Flammen aufloderte.

Mit Mühe rettete man den alten nur ohnmächtigen Grafen, sowie den in völlige Apathie versunkenen Grafen Franz aus dem Feuer, das, da ihm zu steuern unmöglich, das ganze Schloß bis

auf den Grund verheerte. — Amalia war nirgends zu finden, man glaubte, sie sei in den Flammen umgekommen.

Graf Maximilian starb wenige Tage darauf in den Armen des Geistlichen, der dann den Ort des Schreckens verließ und sich zu den Kamaldulensern in Neapel begab.

Graf Franz wandte mittelst einer gerichtlichen Schenkung die Herrschaft einem armen hoffnungsvollen Jüngling zu, der zu einem Zweige der gräflichen Familie gehörte. Er selbst verließ mit einer geringen Summe das Land, und wahrscheinlich änderte er seinen Namen, da man nichts weiter von ihm gehört hat.

Dem Zartgefühl des neuen Herrn macht es Ehre, daß er da nicht hausen wollte, wo sich das Entsetzliche begab. Das neue Schloß wurde an dem andern Ufer der Mulda erbaut. — —

Es ist mir ganz unmöglich, nach der Erzählung des Mönchs noch von mir, von andern Dingen zu sprechen, Du wirst das selbst fühlen, mein Willibald, daher für heute nichts weiter ꝛc.

Willibald an Hartmann.

Töplitz, den ......

Ich kann, ich darf es dir nicht sagen, welchen Eindruck Dein Brief auf mich gemacht hat! — Verhängnisvoll ist es zu nennen, daß Du in einem fernen fremden Lande den Geistlichen aus jenem Schlosse trafst, Verhängnisvolleres war mir vorbehalten! — In wenigen Worten erfährst Du alles. —

Gestern früh machte ich hier — Warum ich in Töplitz bin, frägst Du? — Nun! — mein gewöhnliches Rheuma, das mir die Glieder lähmt, vorzüglich aber meine fatale, alle Geisteskraft hemmende — Hypochondrie, ja so nennen es die Ärzte, unerachtet mir der Name verhaßt ist, und für meinen Zustand auch gar nicht zu passen scheint, ja das alles hat mich hergebracht. Also, gestern früh, da ich mich ungewöhnlich frisch und stark fühlte, unternahm ich eine weitere Ausflucht als gewöhnlich. Ich war in eine wildverwachsene Bergschlucht geraten, da gewahrte ich plötzlich ein Frauenzimmer, von hoher schlanker, jugendlicher Gestalt, in einem schwarzseidenen, mit Sammetborden, nach altdeutscher Art zugeschnittenen Kleide und einem sehr zierlichen reichen Spitzenkragen, das wenige Schritte vor mir herwandelte. Die Erscheinung

einer einsamen, sauber gekleideten Dame hier in der öden Wildnis hatte in der That etwas sehr Seltsames. Ich dachte, hier sei es wohl nicht unschicklich sie anzureden und eilte ihr nach. Dicht hinter ihr war ich schon, als sie sich umschaute. Sie bebte erschrocken zurück, sie floh, laut aufkreischend, ins Gebüsch und war in einem Moment verschwunden. — Nicht das bleiche von Gram und auch wohl von beginnendem Alter entstellte Antlitz, das doch noch Spuren hoher Schönheit trug, nur der unheimliche Blick der dunkles Feuer sprühenden Augen war es, vor dem ich zurückbebte. Nicht für ratsam hielt ich es, der Fremden zu folgen, und zwar aus doppeltem Grunde. Einmal war ich geneigt, nach jenem Blicke die Fremde für eine Wahnsinnige zu halten, dann aber lief ich Gefahr, mich ganz zu verirren, da es mir jetzt schon Mühe genug kosten mußte, den nächsten Weg zur Heimat zurück zu finden. — Als ich an der Wirtstafel mein Abenteuer erzählte, sagte mir mein Nachbar, der schon seit vielen Jahren Töplitz jeden Sommer zu besuchen pflegt, daß jene Frau allerdings eine Wahnsinnige und von vielen Personen in Töplitz sehr wohl gekannt sei. — Vor mehreren Jahren ließ sich nämlich eine junge Person in der Gegend von Töplitz sehen, die bald in zerlumpten Kleidern bei den Bauern bettelte, bald besser gekleidet, Juwelen von nicht ganz geringem Werte feilbot, und dann wieder in den Bergen verschwand. Das abergläubige Volk hielt sie für ein Waldweib, für eine Berghexe, und bat einen Geistlichen aus Töplitz den bösen Geist zu bannen. Der Geistliche versprach das, während er ganz anderes im Sinne trug. — Bald geschah es auch, daß er in der Gegend, wo die Person sich zu zeigen pflegte, wandelnd sie wirklich traf und von ihr angebettelt wurde. Der Geistliche, ein Mann von hellem Verstande, von richtigem psychologischen Blick, merkte aus den ersten Reden, daß er eine Wahnsinnige vor sich habe. Es gelang ihm, ihr Zutrauen zu gewinnen, und unerachtet er sich das, was sie ihm über ihren Stand, ihre Herkunft, ihr jetziges Verhältnis sagte, gar nicht zusammen zu reimen wußte, so ging er doch darauf endlich mit vieler Geschicklichkeit ein. Des Geistlichen Zuspruch schien ihr wohlzuthun, sie versprach, an derselben Stelle sich wieder einzufinden, und hielt Wort. — Endlich nach mehreren Unterredungen kam es soweit, daß die Wahnsinnige ihm willig nach Töplitz folgte, wo er sie bei einem Hausbesitzer, dessen Besitztum entfernter lag, unterbrachte, und ihm auch ein

Kästchen mit Juwelen einhändigte, das sie im Walde vergraben gehabt. Der Geistliche war von der vornehmen Abkunft der Wahnsinnigen überzeugt, er ließ daher eine öffentliche Aufforderung an etwanige Verwandten ergehen, in der er ihre Person, sowie die ihm anvertrauten Juwelen auf das Genaueste beschrieb. — Nicht lange dauerte es, so erschien der junge Graf Bogislav von F. in Töplitz, und erklärte, nachdem er lange Zeit sich mit der Wahnsinnigen unterhalten, daß sie eine Verwandte seines Hauses sei, für die er, da sie sich von ihrem jetzigen Aufenthalt durchaus nicht trennen wolle, ein ansehnliches Jahrgeld zahlen werde. — Mein Nachbar schloß damit, daß er mir riet, die Bekanntschaft der Wahnsinnigen zu machen, die nur auf ihren einsamen Spaziergängen scheu, sonst aber sehr mild und gut sei. — Ich ging heute nachmittags hin. — Die Wirtsleute schienen auf dergleichen Besuche schon vorbereitet zu sein, sie sagten mir, daß die Gräfin gleich zurückkehren werde von ihrem einsamen Spaziergang. Wirklich trat bald darauf die Dame ganz in demselben Anzuge, wie sie mir gestern im Walde begegnete, in das Gemach, begrüßte mich ohne alles Befremden mit dem vornehmsten Anstande, und nötigte mich, wohl wissend, daß nur ihr mein Besuch gelte, Platz zu nehmen. Ohne Spur des Wahnsinns sprach sie von gleichgültigen Dingen, bis ich, selbst weiß ich nicht, wie mir das einkam, äußerte, daß es mir nicht gelungen, ihren wahren Familiennamen zu erfahren. Da heftete sie ihren Blick fest auf mich, und sprach mit dem Ton der tiefsten Trauer: „Wie, mein Herr? — sollten Sie mich nicht kennen? sollten Sie mich nicht schon oft unter den Schrecknissen des fürchterlichsten Verhängnisses erblickt haben, nicht schon oft von dem ungeheuern Geschick erschüttert worden sein, das mich so grimmig erfaßte? — Ja, ich bin jene unglückliche Amalia, Gräfin von Moor, aber die schwärzeste Verleumdung ist es, daß mein Karl mich selbst getötet haben solle. Nur scheinbar that er das, um die wilde Horde zu beschwichtigen. — Es war nur ein Theaterdolch, den er mir auf die Brust setzte." — Dies letzte sprach die Gräfin ganz leise und beinahe lächelnd. Dann fuhr sie im vorigen Tone fort: „Schweizer und Kosinski, die edlen Menschen, haben mich gerettet. Sie sehen, mein Herr, ich lebe, und kein Leben ist ohne Hoffnung. Der Kaiser wird, er muß den Grafen Karl von Moor begnadigen, er darf das aber nicht eher thun, bis Graf Franz gestorben. Der hat aber

drei Leben. Zweimal ist er schon gestorben — ich selbst (dicht herangerückt, zischelte mir die Gräfin dies ins Ohr) — ich selbst — diese Hand hat ihn einmal getötet. Nun lebt er noch das dritte Leben, ist das geendet auf gewaltsame Weise, wie es bald geschehen wird, so ist alles gut. Karl kommt wieder, erhält den Besitz der ihm entrissenen Herrschaft in Böhmen, und auch meine entsetzliche Qual ist vorüber. Als mein Oheim starb, berührte ich mit dieser Hand, die dem Sohn das zweite Leben raubte, das linke Auge, und da blieb es offen, und alle vermochten es nicht zuzudrücken — und er schaut mich noch immer mit diesem Auge an." — Die Gräfin versank in tiefes Nachdenken, fuhr dann aber plötzlich auf und rief, indem jenes düstre Feuer des Wahnsinns aus ihren Augen blitzte, mir zu: „Finden Sie mich schön? — Könnten Sie mich lieben? — o ich kann Ihre Liebe reich lohnen! — Entführen Sie mich dem Verhaßten. — Rette, o rette mich!" —

Die Gräfin wollte sich an meine Brust stürzen, da faßte sie aber der Hauswirt bei den Armen und sprach halb leise: Gnädige Gräfin — gnädige Gräfin, er ist da! es ist die höchste Zeit. — Sie müssen fort. — „Du hast recht, guter Daniel, erwiderte sie ebenso — ja ganz recht — fort, fort!" Und damit sprang sie schnell fort aus dem Gemach.

Ich bebte, wie vom Fieberfrost geschüttelt, stammelte unverständliche Worte! — Sie sind erschrocken, mein Herr, sprach der Wirt lächelnd, aber es hat jetzt nicht mehr das mindeste zu bedeuten. Sonst, ehe ich aus ihren Reden mir es erlauscht hatte, wie ich mich zu benehmen, geriet sie jedesmal, wenn sie geschrieen: Rette, rette mich! in Wut; jetzt aber packt sie schnell ihre Juwelen ein, und läuft unter allerlei wirren, wunderlichen Reden umher, bis sie in tiefen Schlaf verfällt, aus dem sie in ihrem gewöhnlichen ruhigen Zustande erwacht. —

Als ich nach Hause kam, fand ich Deinen Brief! — Kein Wort mehr. —

O Hartmann! mein innigst geliebter Freund, wir stehen mitten in Schillers Räubern, sprachst Du damals, aber der Gedanke, der nichts weiter schien als ein Scherz, berührte den Pendul des verderblichen Räderwerks, das mich, den Leichtsinnigen, erfaßte, und dessen das Innerste zerfleischende Kraft ich noch fühle. — Lebe wohl, rc.

Als Hartmann seinen Freund endlich in Berlin wiedersah, fand er ihn zwar geheilt von der verderblichen Stimmung, die auch physischem Leid zuzuschreiben; beide, Willibald und Hartmann, gedenken aber noch jetzt, sind sie am späten Abend traulich beisammen, oft jenes entsetzlichen Trauerspiels in Böhmen, dessen ersten Akt ein seltsames Verhängnis sie mitspielen ließ, und in ihrem innersten Gemüt erbeben dann tiefe Schauer. —

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

E. T. A. Hoffmann's
sämtliche Werke
in fünfzehn Bänden.

Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung

von

Eduard Grisebach.

Mit drei Selbst-Porträts Hoffmanns, einem Faksimile seiner Handschrift und zwölf die Originale der ersten Ausgaben wiederholenden Illustrationen.

Vierzehnter Band:

Letzte Erzählungen. Zweiter Teil.



Leipzig.
Max Hesse's Verlag.
1900.

Inhaltsverzeichnis.

Letzte Erzählungen. Zweiter Teil.

Unvollendetes aus dem handschriftlichen Nachlaß.

Die Doppeltgänger.

Erzählung von E. T. A. Hoffmann.

Erstes Kapitel.

Der Wirt zum silbernen Lamm riß seine Mütze vom Kopf, warf sie auf die Erde und rief, mit beiden Füßen darauf herumstampfend: „So — so — trittst du alle Rechtschaffenheit, alle Tugend, alle Nächstenliebe mit Füßen, du ehrvergessener Gevatter, du gottloser Wirt zum goldnen Bock! — Hat der Kerl nicht lediglich mir zum Tort seinen verwünschten Bock über dem Thor mit schweren Kosten so gleißend neu vergülden lassen, daß mein niedliches silbernes Lämmlein nun ganz ärmlich und bleich dagegen absticht, und alle Gäste mir vorbei nach dem funkelnden Tier ziehen? — Alles mögliche Gesindel von Seiltänzern, Komödianten und Taschenspielern reißt der Spitzbube an sich, damit sein Haus nur immer von Menschen wimmle, die sich erlustieren und seinen essigsauren doppelt geschwefelten Wein saufen, statt daß ich meinen vortrefflichen Hochheimer und Niersteiner selbst aussaufen muß, um ihn nur los zu werden an einen Mann, der echten Wein zu schätzen weiß. Kaum verläßt die Komödiantenbande den vertrackten Bock, als die kluge Frau einkehrt mit dem Raben, und alles strömt wieder hin und läßt sich wahrsagen und ruiniert sich mit Essen und Trinken. Und wie der heillose Nachbar oft seine Leute, die bei ihm einkehren, behandeln mag, kann ich mir wohl denken, denn der junge hübsche Herr, der erst vor wenigen Tagen dort war und heute zurückkam, ist doch richtig nicht bei ihm sondern bei mir eingekehrt. — Aber er soll auch bedient werden fürstlich. — Ach! — Ach! — Teufel! — Da geht er ja hin, der junge Herr, nach dem goldenen Bock — die verfluchte weise Frau, die wird er sehen wollen. Es ist Mittagszeit — der Hochwohl-

geborne strebt nach dem goldnen Bock — verschmäht alle Speisung des silbernen Lämmleins! — Gnädiger Herr! — Ihr Gnaden!" —

So schrie der Wirt zum offnen Fenster hinaus, aber Deodatus Schwendy (das war der junge Mann) überließ sich dem Strom der Menschenmenge, der ihn unaufhaltsam fortriß in das unfern gelegene Wirtshaus.

Dicht gedrängt stand alles in Flur und Hofraum, ein leises erwartungsvolles Geflüster lief hin und wieder. Einzelne wurden in den Saal gelassen, andere traten heraus, bald mit verstörten, bald mit nachdenklichen, bald mit frohen Gesichtern.

„Ich weiß nicht," sprach ein alter ernster Mann, der sich mit Deodatus zugleich in eine Ecke geflüchtet hatte, „ich weiß nicht, weshalb diesem Unfug nicht von Obrigkeits wegen gesteuert wird." „Warum?" fragte Deodatus. „Ach," fuhr der Mann fort, „ach! Sie sind fremd, Ihnen ist daher unbekannt, daß von Zeit zu Zeit ein altes Weib herkommt, die das Publikum äfft mit wunderbaren Prophezeiungen und Orakelsprüchen. Sie hat einen großen Raben bei sich, der den Leuten über alles, was sie wissen wollen, wahr- oder vielmehr falschsagt. Denn ist es auch richtig, daß mancher Ausspruch des klugen Raben eintrifft auf sonderbare Weise, so bin ich doch überzeugt, daß er dagegen hundertmal ins Gelag hineinlügt. Sehn Sie nur die Leute an, wenn sie herauskommen und Sie werden leicht merken, daß das Weib mit dem Raben sie ganz und gar berückt. — Muß denn in unserm, dem Himmel sei Dank! — aufgeklärten Zeitalter solch ein verderblicher Aberglaube" —

Weiter hörte Deodatus nichts von dem, was der in vollen Eifer geratene Mann schwatzte, denn eben trat der bildschöne Jüngling, totenbleich, helle Thränen in den Augen aus dem Saal heraus, in den er vor wenigen Minuten heiter, frohlächelnd hineingegangen.

Da war es dem Deodatus, als sei hinter jenen Vorhängen, durch die die Menschen hineinschlüpften, wirklich eine dunkle, unheimliche Macht verborgen, die dem Fröhlichen die unheilbringende Zukunft enthülle und so schadenfroh jeden Genuß des Augenblicks töte. —

Und doch stieg in ihm der Gedanke auf, selbst hinzugehen und den Raben darum zu befragen, was ihm die nächsten Tage, ja die nächsten Augenblicke bringen könnten. Auf geheimnisvolle Weise war Deodatus von seinem Vater, dem alten Amadäus Schwendy, aus weiter Ferne nach Hohenflüh geschickt worden.

Hier auf die höchste Spitze des Lebens gestellt, sollte sich seine

Zukunft entscheiden durch ein wunderbares Ereignis, das ihm der Vater in dunklen geheimnisvollen Worten verkündet. Mit leiblichen Augen sollte er ein Wesen schauen, das sich nur wie ein Traum in sein Leben verschlungen. Er sollte nun prüfen, ob dieser Traum, der aus einem, in sein Inneres geworfenen Funken immer frischer und strahlender emporgekeimt, wirklich heraustreten dürfe in sein äußeres weltliches Treiben. Er sollte, war dieses, eingreifen mit der That. — Schon stand er an der Thüre des Saals, schon wurden die Vorhänge gelüpft. Er hörte eine widrige krächzende Stimme, ein Eisstrom glitt durch sein Inneres, es war als dränge ihn eine unbekannte Gewalt zurück, andere kamen ihm zuvor und so geschah es, daß er, ohne daran zu denken, unwillkürlich die Treppe emporstieg und in ein Zimmer geriet, wo man das Mittagsmahl für die zahlreichen Gäste des Hauses bereitet hatte.

Der Wirt kam ihm freundlich entgegen. „Ei sieh da! Herr Haberland! — Nun das ist schön. Sind Sie gleich da drüben in dem schlechten Hause, in dem silbernen Lamm eingekehrt, so können Sie sich doch nicht der weltberühmten Wirtstafel des goldnen Bocks entziehen. Ich habe die Ehre, diesen Platz für Sie zu belegen."

Deodatus merkte wohl, daß sich der Wirt in seiner Person irrte, allein ganz und gar befangen von der großen Unlust zu sprechen, die jede heftige Anregung aus dem Innern heraus erzeugt, ließ er sich nicht darauf ein, den Irrtum aufzuklären, sondern setzte sich stillschweigend an seinen Platz. Die weise Frau war der Gegenstand des Tischgesprächs und es herrschten die verschiedensten Meinungen, indem manche alles für ein kindisches Gaukelspiel erklärten, andere dagegen ihr in der That die vollkommenste Erkenntnis der geheimnisvollen Verschlingungen des Lebens zutrauten und daraus ihre Sehergabe herleiteten.

Ein kleiner, alter, etwas zu dicker Herr, der sehr oft aus einer goldnen Dose, nachdem er sie auf dem Rockärmel gerieben, Tabak nahm und dabei ungemein klug vor sich hinlächelte, meinte, der Hochweise Rath, dessen geringes Mitglied zu sein er die Ehre habe, werde bald der verdammten Hexe das Handwerk legen, vorzüglich weil sie eine Pfuscherin sei und keine wahre ordentliche Hexe. Denn daß sie jedes Lebenslauf in der Tasche habe, und in nuce, wiewohl in absonderlichen schlecht stilisierten Redensarten, durch den Raben hersagen lasse, sei übrigens kein solch großes Kunststück. Wäre doch noch zum vorigen Jahrmarkt ein Maler und Bilderhändler am Orte

gewesen, in dessen Bude ein jeder sein wohlgetroffenes Porträt habe finden können.

Alles lachte laut auf. „Das ist,“ rief ein junger Mann dem Teodatus zu, „das ist etwas für Sie, Herr Haberland. Sie sind ja selbst ein tüchtiger Porträtmaler, aber so hoch haben Sie Ihre Kunst doch wohl nicht gesteigert!“

Teodatus schon zum zweiten Mal als Herr Haberland, der wie er nun vernommen, ein Maler sein mußte, angesprochen, konnte sich eines innern Schauers nicht erwehren, indem es ihm plötzlich vorkam, als sei er mit seiner Gestalt und seinem Wesen der unheimliche Spuk jenes ihm unbekannten Haberlands. Aber bis zum Entsetzlichen wurde dieses innere Grauen gesteigert, als in dem Augenblick, noch ehe er dem, der ihn als Haberland angeredet, antworten konnte, ein junger Mensch in Reisekleidern auf ihn zustürzte und ihn heftig in seine Arme schloß, laut rufend: „Haberland — liebster bester George, hab' ich dich endlich getroffen! Nun können wir fröhlich unsern Weg fortwandern nach dem schönen Italia! Aber du siehst so blaß und verstört?“ —

Teodatus erwiderte die Umarmung des ihm unbekannten Fremden, als sei er in der That der längst gesuchte und erwartete Maler George Haberland. Er merkte wohl, daß er nun wirklich in den Kreis der wunderbaren Erscheinungen trete, die ihm sein alter Vater in mancherlei Andeutungen verkündet hatte. Er mußte sich hingeben allem dem, was die dunkle Macht über ihn beschlossen. Aber jene Ironie des tiefsten Grimms gegen fremde unerreichbare Willkür, in der man Eignes zu bewahren und zu erhalten strebt, erfaßte ihn gewaltig. In verzehrendem Feuer erglüht hielt er den Fremden fest bei beiden Armen und rief: „Ei du unbekannter Bruder, wie sollt' ich nicht konfus aussehen, da ich soeben mit meinem Ich in einen andern Menschen gefahren bin, wie in einen neuen Überrock, der hin und wieder zu eng ist oder zu weit, der noch drückt und preßt. Ei du mein Junge, bin ich denn nicht wirklich der Maler George Haberland?“

„Ich weiß nicht,“ sprach der Fremde, „wie du mir heute vorkommst, George. Bist du denn wieder einmal von deinem wunderlichen Wesen befangen, das über dich kommt wie eine periodische Krankheit? Überhaupt wollt' ich fragen, was du denn mit all dem unverständlichen Zeuge haben willst, das deinen letzten Brief anfüllt.“

Damit holte der Fremde einen Brief hervor und schlug ihn aus-

einander. Sowie Deodatus hineinblickte, schrie er auf, wie von einer unsichtbaren feindlichen Macht schmerzhaft berührt. Die Handschrift des Briefes war ja ganz genau seine eigene.

Der Fremde warf einen raschen Blick auf Deodatus und las dann langsam und leise aus dem Briefe:

„Ach lieber Kunstbruder Berthold! Du weißt nicht, welch eine düstere, schmerzende und doch wohlthuende Schwermut mich befängt, je weiter ich fortwandere. Sollst Du es wohl glauben, daß mir meine Kunst, ja all' mein Leben, Thun und Treiben oft schal und dürftig vorkommt? Aber dann erwachen süße Träume aus meiner fröhlichen frischen Jugendzeit. Ich liege in des alten Priesters kleinem Garten ins Gras hingestreckt und schaue hinauf, wie der holde Frühling auf goldnen Morgenwolken dahergezogen kommt. Die Blümlein schlagen von dem Schimmer geweckt die lieblichen Augen auf und strahlen ihre Düfte empor, wie ein herrliches Loblied. Ach Berthold! — mir will die Brust zerspringen vor Liebe, vor Sehnsucht, vor brünstigem Verlangen! Wo finde ich sie wieder, die mein ganzes Leben ist, mein ganzes Sein! — Ich gedenke Dich in Hohenflüh zu treffen, wo ich einige Tage verweile. Es ist mir als müsse mir eben in Hohenflüh was Besonderes begegnen, woher dieser Glaube, weiß ich nicht!" — —

„Nun sage mir," sprach der Kupferstecher Berthold — das war eben der Fremde — weiter, nachdem er dies gelesen, „nun sage mir nur, Bruder George, wie du in frischer fröhlicher Jugend auf der vergnüglichen Reise nach dem Kunstlande solcher weichlicher Schwärmerei nachhängen magst."

„Ja lieber Kunstbruder," erwiderte Deodatus, „es ist mit mir ein ganz tolles absonderliches Ding. Sowie das nun gleich gar possierlich ist, daß ich recht aus der tiefsten Seele das geschrieben, was du eben lasest, und daß ich dennoch gar nicht der George Haberland bin, den du" —

In dem Augenblick trat der junge Mann hinein, der schon früher den Deodatus als Georg Haberland begrüßt hatte, und meinte, Georg habe recht gethan, daß er der weisen Frau halber noch einmal zurückgekehrt sei. Er solle sich an all das Geschwätz bei Tische gar nicht kehren, denn wollten auch die Weissagungen des Raben eben nicht viel bedeuten, so sei es doch höchst merkwürdig, wenn sie, die weise Frau selbst auftrete, wie eine zweite Sibylle oder Pythia und in beinahe wilder Begeisterung geheimnisvolle Sprüche hersage, indem

dumpfe geheimnisvolle Stimmen sie umtönten. Sie gebe heute in dem geräumigen Boskett des Gartens eine solche Darstellung, die George durchaus nicht versäumen müsse.

Berthold ging, um manches Geschäft, das ihm in Hohenflüh oblag, abzuthun. Deodatus ließ es sich gefallen, mit jenem jungen Mann ein paar Flaschen zu leeren und so die Zeit bis zum Sonnenuntergang hinzubringen.

Die Gesellschaft, die im Zimmer versammelt, brach endlich auf, um sich nach dem Garten zu begeben. Da strich auf dem Flur ein langer hagrer, vornehm gekleideter Mann, der eben angekommen schien, bei ihnen vorüber. Im Begriff in die Zimmer hineinzutreten, wandte er sich noch einmal um, sein Blick fiel auf Deodatus und den Thürdrücker in der Hand, blieb er wie eingewurzelt stehen! Wildes Feuer blitzte aus seinen düstern Augen, während Totenblässe sein krampfhaft zuckendes Antlitz überzog. Er trat einen Schritt vorwärts auf die Gesellschaft zu, doch wie plötzlich sich besinnend, kehrte er wieder um, rannte hinein in das Zimmer und warf dröhnend die Thüre hinter sich zu. Was er zwischen den Zähnen murmelte, konnte niemand verstehen.

Mehr als dem jungen Schwendy war dem andern das Betragen des Fremden aufgefallen, Deodatus hatte nicht sonderlich darauf geachtet. Man begab sich nach dem Boskett. —

Die letzten Strahlen der Abendsonne fielen auf eine hohe, von Kopf bis zum Fuß in ein weites erdgelbes Gewand gehüllte Gestalt, die den Zuschauern den Rücken zugewendet hatte. Neben ihr auf der Erde lag ein großer Rabe wie tot, mit gesenkten Flügeln. Alle wurden von dem fremden grauenhaften Anblick erfaßt, das leise Geflüster verstummte und in dumpfem, die Brust belastendem Schweigen erwartete man, was die Gestalt beginnen werde.

Ein Säuseln strömte, wie Wellengeplätscher wunderbar klingend, durch das dunkle Gebüsch und wurde zu Tönen, zu vernehmbaren Worten:

„Phosphorus ist bezwungen. Der Feuerkessel glüht auf im Westen! — Nachtadler! schwing dich empor zu den erwachten Träumen."

Da erhob der Rabe das gesenkte Haupt, schlug mit den Flügeln und stieg krächzend in die Höhe. Die Gestalt breitete beide Arme aus, das Gewand fiel herab und eine hohe wunderherrliche Frau stand da im weißen faltenreichen Kleide mit einem Gürtel von funkelnden Steinen und schwarzen, hochaufgenestelten Haaren. Hals, Nacken und Arme zeigten, entblößt, jugendlich üppige Formen.

„Das ist ja nicht die Alte!“ so flüsterte es durch die Reihen der Zuschauer. —

Jetzt begann eine ferne dumpfe Stimme:

„Hörst du, wie es im Abendwinde heult und jammert?“

Eine noch fernere Stimme murmelte:

„Die Klage beginnt, wenn der Glutwurm leuchtet!“

Da ging ein entsetzlicher, herzzerschneidender Jammer durch die Lüfte. Die Frau sprach:

„Ihr fernen Klagetöne, habt ihr euch losgewunden aus der Brust des Menschen, daß ihr vermöget, frei euch zu erheben im gewaltigen Chor? — Aber verhallen müßt ihr in Luft, denn die in segensreichen Himmeln thronende Macht, die euch gebietet, ist ja die Sehnsucht.“

Die dumpfen Stimmen heulten stärker:

„Die Hoffnung ist gestorben! Der Sehnsucht Lust war die Hoffnung. Sehnsucht ohne Hoffnung ist namenlose Qual!“

Tief auf seufzte die Frau und rief wie in Verzweiflung:

„Die Hoffnung ist der Tod! — Das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!“

Da schrie Deodatus unwillkürlich aus dem Innersten heraus: „Natalie!“

Rasch wandte sich die Frau um und ein altes fürchterlich verzerrtes Weiberantlitz starrte ihn an mit glühenden Augen. Grimmig mit ausgespreizten Armen auf ihn losfahrend, kreischte das Weib: „Was willst du hier? — Fort! Fort! — Der Mord ist hinter dir her! — Rette Natalien!“ — Der Rabe rauschte durch die Bäume herab auf Deodatus und krächzte gräßlich: „Mord — Mord!“ Von wildem Entsetzen gepackt, halb sinnlos, rannte Deodatus fort nach seiner Wohnung. Der Wirt sagte ihm, daß währenddessen ein fremder reich gekleideter Herr mehrmals nach ihm gefragt, indem er seine Person genau beschrieben, ohne seinen Namen zu nennen, und endlich ein Billet zurückgelassen habe.

Deodatus erbrach das Billet, das ihm der Wirt einhändigte und das richtig an ihn adressiert war. Er fand folgende Worte:

„Ich weiß nicht, ob ich es unerhörte Frechheit oder Wahnsinn nennen soll, daß Sie Sich hier blicken lassen. Sind Sie nicht, wie ich es jetzt glauben muß, ein ehrloser Bösewicht, so entfernen Sie Sich augenblicklich aus Hohenflüh oder erwarten Sie, daß ich Mittel finden werde. Sie von Ihrer Tollheit auf immer zu heilen.

Graf Hektor von Zelies.“

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!“ — So murmelte Teodatus dumpf in sich hinein, als er dies gelesen. Er war entschlossen, sich durch die Drohungen eines Unbekannten, die noch dazu auf irgend einem unerklärlichen Irrtum beruhen mußten, durchaus nicht aus Hohenflüh vertreiben zu lassen, sondern mit festem Mut, mit männlicher Kraft dem entgegenzutreten, was irgend eine dunkle Macht über ihn verhängt. Sein ganzes Inneres war erfüllt mit banger Ahnung, die Brust wollte ihm zerspringen, hinaus sehnte er sich aus den Mauern ins Freie. Die Nacht war eingebrochen, als er eingedenk des unbekannten bedrohlichen Verfolgers seine geladenen Pistolen einsteckte und forteilte durch das Neudorfer Thor. Schon war er auf dem freien Platz, der vor diesem Thore befindlich, als er sich von hinten gefaßt und zurückgezogen fühlte. „Eile — Eile, rette Natalien, die Zeit ist da!“ — So murmelte es ihm in die Ohren. Es war das gräßliche Weib, die ihn gefaßt hatte und die ihn unaufhaltsam mit sich fortriß. Ein Wagen hielt in geringer Entfernung, der Schlag war geöffnet, die Alte half ihm hinein und stieg nach. Er fühlte sich von weichen Armen umfangen und eine süße Stimme lispelte: „Mein geliebter Freund! endlich! — endlich kommst du!“ — „Natalie, meine Natalie!“ So schrie er auf, indem er halb ohnmächtig vor Entzücken die Geliebte in die Arme schloß.

Rasch ging es nun fort; im dicken Walde schimmerte plötzlich heller Fackelglanz durch das Gebüsch. „Sie sind es,“ rief die Alte; „noch einen Schritt weiter und uns trifft Verderben!“ —

Teodatus, zur Besinnung gekommen, ließ halten, stieg aus dem Wagen und schlich leise, die gespannte Pistole in der Hand, auf den Fackelzug zu, der augenblicklich verschwand. Er eilte zurück zum Wagen, aber erstarrt vor Entsetzen blieb er eingewurzelt stehen, als er eine männliche Figur erblickte, die mit seiner Stimme sprach: „die Gefahr ist vorüber!“ und dann einstieg.

Nachstürzen wollte Teodatus dem schnell fortrollenden Wagen, als ihn ein Schuß aus dem Gebüsch zu Boden warf. —

Zweites Kapitel.

Es ist nötig, dem geneigten Leser zu sagen, daß der ferne Ort, von dem her der alte Amadäus Schwendy seinen Sohn nach Hohenflüh

schickte, ein Landhaus in der Gegend von Luzern war. Das Städtlein Hohenflüh im Fürstentum Reitlingen lag aber ungefähr sechs bis sieben Stunden von Sonsitz, der Residenz des Fürsten Remigius, entfernt.

Ging es in Hohenflüh laut und lustig her, so herrschte dagegen in Sonsitz solch ein allgemeines Piano, wie etwa in Herrnhut oder Neusalz. Alles trat leise wie auf Socken daher und selbst ein notwendiger Zank wurde mit gedämpfter Stimme geführt. Von den gewöhnlichen Vergnügungen der Residenz, von Bällen, Konzerten, Schauspielen war gar nicht die Rede und wollten sich die armen, zur Traurigkeit verdammten Sonsitzer einmal vergnügen, so mußten sie hinüberziehen nach Hohenflüh. Dies alles kam daher. Fürst Remigius, sonst ein freundlicher, lebenslustiger Herr, war seit mehreren Jahren, es konnten wohl über die zwanzig sein, in furchtbar tiefe, an Wahnsinn grenzende Melancholie versenkt. Ohne Sonsitz zu verlassen, sollte sein Aufenthalt einer Einöde gleichen, in der das düstre Stillschweigen der lebensmüden Trauer herrscht. Nur seine vertrautesten Räthe und die notwendigste Dienerschaft mocht' er sehen und selbst diese durften es nicht wagen zu sprechen, wenn der Fürst sie nicht angeredet. In einer dicht verschlossenen Kutsche fuhr er daher und niemand durfte auch nur durch eine Gebärde merken lassen, daß er den Fürsten in der Kutsche wisse.

Über die Ursache dieser Melancholie gab es nur dumpfe Gerüchte. So viel war gewiß, daß damals, als die Gemahlin des Fürsten den Erbprinzen geboren und das ganze Land von freudigem Jubel ertönte, wenige Monate nachher Mutter und Kind verschwanden auf unbegreifliche Weise. Manche meinten, Gemahlin und Sohn wären als Opfer einer unerhörten Kabale entführt worden, andere behaupteten dagegen, der Fürst habe beide verstoßen. Diese bezogen sich, um ihre Behauptung zu unterstützen, auf den Umstand, daß zu derselben Zeit der Graf von Törny, erster Minister und entschiedener Liebling des Fürsten, vom Hofe entfernt worden, und es scheine gewiß, daß der Fürst ein verbrecherisches Verhältnis zwischen der Fürstin und dem Grafen entdeckt und an der Echtheit des gebornen Sohnes gezweifelt.

Alle, die die Fürstin näher gekannt, waren aber im Innersten überzeugt, daß bei der reinsten unbefleckteften Tugend, wie sie die Fürstin bewährt, ein solcher Fehltritt ganz undenkbar, ganz unmöglich sei.

Niemand in Sonsitz durfte bei harter Ahndung auch nur ein Wort über das Verschwinden der Fürstin äußern. Aufpasser lauerten überall und plötzliche Verhaftungen derer, die nur irgendwo anders

als innerhalb ihres Zimmers davon gesprochen, zeigten, wie man, ohne es zu ahnen, belauscht, behorcht wurde. Ebenso durfte auch über den Fürsten, über seinen Kummer, über sein ganzes Thun und Treiben kein Wort gesprochen werden und dieser tyrannische Zwang war die ärgste Bedrängnis der Bewohner einer kleinen Residenz, die eben nichts lieber im Munde führen als den Fürsten und den Hof. —

Des Fürsten liebster Aufenthalt war ein kleines, dicht vor den Thoren von Sonsitz gelegenes Landhaus mit einem weitläufigen eingehegten Park.

In den düstern wildverwachsenen Gängen dieses Parks wandelte eines Tages der Fürst, sich ganz hingebend dem zerstörenden Gram, der in seiner Brust wühlte, als er plötzlich ganz unfern ein seltsames Geräusch vernahm. — Unartikulierte Töne — ein Ächzen — Stöhnen, dazwischen wieder ein widriges Quieken — Grunzen — und dann wie in erstickter Wut dumpf ausgestoßene Schimpfwörter. — Erzürnt, wer es gewagt, dem strengsten Verbot entgegen einzudringen in den Park, trat der Fürst schnell aus dem Gebüsch und es bot sich ihm ein Schauspiel dar, das den griesgramigsten Smelfungus zum Lachen hätte reizen können. — Zwei Männer, der eine lang und knochendürr, wie die Hektik selbst, der andere ein kleines glaues Fallstafflein in den schmuckesten Sonntagskleidern des idealen Spießbürgers angethan, waren im heftigsten Faustkampf begriffen. Der Große säbelte mit den langen Armen, die mit den geballten Fäusten mächtigen Streitkolben nicht unähnlich, so unbarmherzig auf den Kleinen los, daß jeder fernere Widerstand unnütz und nichts anders ratsam schien, als schnelle Flucht. Doch Mut im Herzen wollte der Kleine, gleich den Parthern, noch fliehend fechten. Da krallte sich aber der Große fest in das Haupthaar des Gegners. Schlechte Intention! — Die Perücke blieb ihm in der Hand, der Kleine nützte strategisch die Puderwolke, die ihn einhüllte, duckte schnell nieder und unterlief mit vorgestreckten Fäusten so behende und geschickt den Großen, daß dieser mit einem gellenden Schrei rücklings überstürzte. Nun warf sich der Kleine auf den Großen, enterte sich fest, die linke Hand mit gebogenen Fingern zweckmäßig als Enterhaken brauchend, in der Halsbinde des Gegners und arbeitete mit den Knieen und der rechten Faust so schonungslos auf den Großen ein, daß dieser, kirschblau im ganzen Antlitz, gräßliche Laute ausstieß. Doch plötzlich fuhr nun der Große dem Kleinen mit den spitzen Knochenfingern so gewaltig in die Seiten und gab mit der letzten Kraft der Verzweif-

lung sich selbst einen solchen Schwung, daß der Kleine in die Höhe geschleudert wurde wie ein Ball und niederstürzte, dicht vor dem Fürsten.

„Hunde!“ rief der Fürst mit der Stimme eines ergrimmten Löwen, „Hunde, welch ein Satan hat euch eingelassen? Was wollt ihr?“

Man kann denken, mit welchem Entsetzen die beiden ergrimmten Gymnastiker sich aufrafften vom Boden, wie sie nun gleich armen verlorenen Sündern, bebend, zitternd, keines Worts, keines Lauts mächtig vor dem erzürnten Fürsten standen.

„Fort,“ rief der Fürst, „fort auf der Stelle, hinauspeitschen lasse ich euch, wenn ihr noch einen Augenblick weilt.“

Da fiel der Große nieder auf die Knie und brüllte ganz Verzweiflung: „Durchlauchtigster Fürst — gnädigster Landesherr — Gerechtigkeit — Blut für Blut!“

Das Wort Gerechtigkeit war noch eins von den wenigen, das stark anschlug an des Fürsten Ohr. Er faßte den Großen stark ins Auge und sprach gemäßigter: „Was ist's, sprecht, aber nehmt Euch in acht vor allen dummen Worten und macht's kurz.“

— Vielleicht hat es der geneigte Leser schon geahnt, daß die beiden tapfern Kämpfer niemand anders waren als die beiden berühmten Gastwirte zum goldnen Bock und zum silbernen Lamm aus Hohenflüh. In dem immer höher gesteigerten Groll gegen einander, waren sie zu dem wahnsinnigen Entschluß gekommen, da ihnen der hochweise Rath nicht genügte, dem Fürsten selbst allen Tort zu klagen, den jeder vom andern erlitten zu haben glaubte, und der Zufall ließ es geschehen, daß beide in demselben Augenblick zusammentrafen vor dem äußersten Gatterthor des Parks, das ein einfältiger Gärtnerbursche ihnen öffnete. Beide können fernerhin sehr schicklich mit ihren Schildnamen bezeichnet werden! —

Also! — der goldne Bock, ermutigt durch des Fürsten ruhigere Frage wollte eben beginnen, als ihn vielleicht in Gefolge des feindlichen Enters ein solch fürchterliches krächzendes Husten überfiel, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Diesen verderblichen Zufall nützte augenblicklich das silberne Lamm und stellte mit nicht geringer Beredsamkeit dem Fürsten all die Unbild vor, die ihm der goldne Bock zufüge, der alle Gäste anlocke, indem er alle nur mögliche Hanswürste, Marktschreier, Wahrsager und anderes Gesindel bei sich aufnehme. Er beschrieb die weise Frau mit dem Raben, er sprach von ihren schnöden Künsten, von ihren Orakelsprüchen, mit denen sie die Leute hinters Licht führe.

Das schien die Aufmerksamkeit des Fürsten zu fesseln. Er ließ sich die Gestalt der Frau von Kopf bis zu Fuß beschreiben, er fragte, wann sie gekommen, wo sie geblieben. Das Lamm meinte, er seinerseits halte das Weib für nichts anders, als für eine betrügerische halb wahnsinnige Zigeunerin, die ein hochweiser Rath zu Hohenflüh hätte sogleich festnehmen lassen sollen.

Der Fürst heftete den funkelnden durchbohrenden Blick auf das arme Lamm, das, als hätte es in die Sonne geschaut, sogleich ausbrach in ein heftiges Niesen.

Dies nützte sofort der goldne Bock, der sich indessen vom Husten erholt und nur auf den Moment gelauert hatte, dem Lamm die Rede abzuschneiden. Der Bock berichtete in süß und sanft tönenden Worten, daß alles, was das Lamm von der Aufnahme schädlichen polizeiwidrigen Gesindels berichtet, die schändlichste Verleumdung sei. Insonderheit rühmte der Bock die weise Frau, von der die gescheutesten brillantesten Herren, die größten Genies von Hohenflüh, die er täglich an seiner Tafel zu bewirten die Ehre habe, behaupteten, sie sei ein überirdisches Wesen und höher zu achten, als die ausgebildetste Somnambüle. Ach, gar arg ginge es aber zu bei dem silbernen Lamm. Einen artigen, schönen, jungen Herrn habe das silberne Lamm von ihm weggelockt, als er nach Hohenflüh zurückgekehrt und gleich in der folgenden Nacht sei er auf seinem Zimmer mörderisch angefallen und durch einen Pistolenschuß verwundet worden, so daß er hoffnungslos darniederläge.

Jede fernere Rücksicht, jede Ehrfurcht vor dem Fürsten in der Wut vergessend, brach das silberne Lamm los und schrie: derjenige, welcher behaupte, daß der junge Herr George Haberland auf seinem Zimmer angefallen und verwundet worden, sei der niederträchtigste Spitzbube und abgefeimteste Hallunkenkerl, der jemals Beinschellen getragen und die Gassen gekehrt. Vielmehr habe wohllöbliche Polizei in Hohenflüh ermittelt, daß er in selbiger Nacht vor das Neudorfer Thor spaziert, daß dort ein Wagen gehalten, aus dem eine weibliche Stimme gerufen: „rette Natalien,“ daß darauf der junge Herr in den Wagen gesprungen. — „Wer war das Weib im Wagen?“ fragte der Fürst mit strengem Ton.

„Man sagt,“ stotterte der goldne Bock, um nur wieder zum Wort zu kommen, „man sagt, die weise Frau habe“ —

Die Rede blieb dem goldnen Bock in der Kehle stecken vor dem furchtbaren Blick des Fürsten, und als dieser ihm ein tötendes „Nun?

was weiter?" zurief, fiel das silberne Lamm, das gerade außer der Richtung jener Strahlen im Schatten stand, leise stammelnd ein: „Ja, die weise Frau und der Herr Maler George Haberland — Im Walde hat er den Schuß erhalten, das weiß ja die ganze Stadt — aus dem Walde haben sie ihn geholt und zu mir gebracht am frühen Morgen — er liegt noch bei mir — wird aber wohl genesen, denn die Pflege bei mir — und der fremde Herr Graf — ja der Herr Graf Hektor von Zelies" —

„Was? wer?" rief der Fürst auf, daß das silberne Lämmlein ein paar Schritte zurückprallte. „Genug," sprach dann der Fürst weiter mit rauhem gebieterischen Ton, „genug! packt euch beide fort augenblicklich. — Der wird den mehrsten Zuspruch haben, der seine Gäste am besten bedient! — Hör' ich noch das mindeste von einem Gezänk unter euch, so soll der Rath euch die Schilder von den Häusern reißen und euch fortbringen lassen aus den Thoren von Hohenflüh!"

Nach diesem kurzen kräftigen Bescheid ließ der Fürst die beiden Wirte stehen und verlor sich schnell ins Gebüsch.

Der Zorn des Fürsten hatte die aufgebrachten Gemüter besänftigt. Im Innersten zerknirscht schauten sich beide, das silberne Lämmlein und der goldne Bock, wehmütig an, Thränen entquollen den verdüsterten Augen und mit dem gleichzeitigen Ausruf: „O Gevatter!" fielen sie sich in die Arme. Während der goldne Bock das silberne Lamm fest einklammernd und über dasselbe weggebeugt häufige Schmerzestropfen ins Gras fallen ließ, schluchzte dieses vor herber Wehmut leise an der Brust des versöhnten Gegners. Es war ein erhabener Moment!

Die zwei herbeieilenden fürstlichen Jäger schienen aber dergleichen pathetische Scenen nicht sonderlich zu lieben, denn ohne weiteres packten sie den goldnen Bock sowohl als das silberne Lamm, wie man zu sagen pflegt, beim Fittich und warfen beide ziemlich unsanft zum Gatterthor hinaus.

Drittes Kapitel.

Bin ich hin und her gezogen
Über Wiese, Flur und Feld,
Hat manch Hoffen mich betrogen,
Ist mir manche Lust entflogen
In der bunten lauten Welt.

Was nur stillt dies bange Sehnen,
Was den Schmerz in dieser Brust!
Bittre Qualen! herbe Thränen!
Leeres Trachten! — falsches Wähnen!
Flieht mich ewig jede Lust?

Darf ich noch zu hoffen wagen,
Dämmert noch mein Lebensstern?
Soll ich's länger dulden, tragen,
Wird mein Schmerz mir selbst nicht sagen,
Ob sie nah ist, ob sie fern?

Sie, die ist mein innig Leben,
Sie, die ist mein ganzes Glück,
Süßen Träumen hingegeben,
Schaut mit wonnigem Erbeben
Sie mein liebetrunkner Blick.

Doch in Nacht ist bald verschwunden
Der Geliebten Lichtgestalt!
Kann ich nimmermehr gesunden?
Freundes Trost, Balsam den Wunden,
Ist auch der für mich verhallt?

Der Kupferstecher Berthold hatte sich, während er dies Lied, das sein Freund der Maler George Haberland gedichtet, leise vor sich sang, auf einer Anhöhe unter einem großen Baum gelagert und war bemüht, eine Partie des Dorfes, das vor ihm im Thale lag, getreu nach der Natur in sein Malerbuch hineinzuzeichnen.

Bei den letzten Versen schossen ihm aber die Thränen aus den Augen. Er gedachte lebhaft seines Freundes, den er oft durch ein lustiges Wort oder durch ein heitres Kunstgespräch aus der düstren trostlosen Stimmung gerissen, in die er seit einiger Zeit versunken und den nun ein unerklärliches Unheil von ihm getrennt. „Nein," rief er endlich, indem er schnell seine Gerätschaften zusammenpackte und hastig aufsprang, „nein, noch ist Freundes Trost nicht verhallt für dich, mein George! — Fort, dich aufzusuchen und nicht eher dich zu verlassen, bis ich dich im Schooße der Ruhe sehe und des Glücks. —

Er eilte zurück in das Dorf, das er vor wenigen Stunden verlassen und wollte dann weiter fort nach Hohenflüh.

Es war gerade Sonntag, der Abend fing an einzubrechen, die Landleute eilten nach der Schenke. Da zog ein seltsam gekleideter Mensch durchs Dorf, einen lustigen Marsch auf der Papagenopfeife blasend, die ihm aus dem Busen hervorragte, und dazu derb die

Trommel schlagend, die er umgehängt. Ihm folgte ein altes Zigeunerweib, die tapfer auf dem Triangel klingelte. Hinterher schritt langsam und bedächtig ein stattlicher Esel mit zwei vollgepackten Körben belastet, auf denen zwei kleine possierliche Äffchen hin und her hüpften und sich herumbalgten. Zuweilen ließ der Mensch vom Blasen ab und begann einen seltsamen kreischenden Gesang, in den das Zigeunerweib, sich aus ihrer niedergebeugten Stellung ein wenig aufrichtend, mit gellenden Tönen einstimmte. Begleitete nun der Esel den Gesang mit seinen klagenden Naturlauten, quiekten die Äffchen dazu, so gab es einen angenehmen lustigen Chor, wie man sich ihn wohl genügend denken mag.

Bertholds ganze Aufmerksamkeit fesselte der junge Mensch, denn jung war er, das war sichtlich, unerachtet er sein Antlitz mit allerlei Farben häßlich beschmiert und durch eine große Doktorperücke, auf der ein winziges Tressenhütlein saß, auf widrige Weise entstellt hatte. Dazu trug er einen abgeschabten roten Sammetrock mit großen goldstoffnen Aufschlägen, einen offnen Hamletskragen, schwarzseidne Unterkleider nach der letzten Mode, auf den Schuhen große bunte Bandschleifen und ein zierliches Ritterschwert an der Seite.

Er schnitt die tollsten Gesichter und sprang hin und her in den lustigsten Kapriolen, so daß das Bauernvolk übermäßig lachte, doch Bertholden erschien das ganze Wesen wie der unheimliche Spuk des Wahnsinns und überdem regte der tolle Mensch, wenn er ihn genau ins Auge faßte, in ihm Empfindungen auf, die er sich selbst nicht zu erklären wußte.

Der Mensch blieb endlich in der Mitte eines Rasenplatzes vor der Schenke stehen und schlug auf seiner Trommel einen langen starken Wirbel. Auf dies Zeichen schloß das Landvolk einen großen Kreis und der Mensch verkündete, daß er jetzt gleich vor dem verehrungswürdigen Publikum ein Schauspiel aufzuführen gedenke, wie es die höchsten Potentaten und Herrschaften nicht schöner und herrlicher geschaut.

Die Zigeunerin ging nun im Kreise umher, bot unter närrischen Redensarten und Gebärden bald Korallenschnüre, Bänder, Heiligenbilder u. a. zum Kauf aus, bald wahrsagte sie dieser, jener Dirne aus der Hand und trieb ihr, von Bräutigam und Hochzeit und Kindtaufe sprechend, das Blut in die Wangen, während die andern kicherten und lachten.

Der junge Mensch hatte indessen die Körbe ausgepackt, ein kleines

Gerüste gebaut und mit kleinen bunten Teppichen behängt. Berthold sah die Vorbereitungen zum Puppenspiel, das denn auch nach gewöhnlicher italiänischer Art erfolgte. Pulcinell war von besonderer Aktivität und hielt sich tapfer, indem er sich aus den bedrohlichsten Gefahren mit Gewandtheit rettete und über seine Feinde stets die Oberhand gewann.

Das Spiel schien geendet, als plötzlich der Puppenspieler sein, zur furchtbaren Fratze verzerrtes Antlitz emporhob in den Raum der Puppen und mit todstarren Augen gerade hin in den Kreis blickte. Pulcinell von der einen Seite, der Doktor von der andern, schienen über die Erscheinung des Riesenhaupts sehr erschrocken, dann erholten sie sich aber, beschauten sorglich mit Gläsern das Antlitz, betasteten Nase, Mund, die Stirn, zu der sie kaum hinauflangen konnten, und begannen einen sehr tiefsinnigen gelehrten Streit über die Beschaffenheit des Haupts und auf welchem Rumpf es sitzen könne oder ob überhaupt ein Rumpf als dazu gehörig anzunehmen. Der Doktor stellte die aberwitzigsten Hypothesen auf, Pulcinell zeigte aber dagegen viel Menschenverstand und hatte die lustigsten Einfälle. Darum wurden sie zuletzt einig, daß, da sie keinen zum Kopf gehörigen Körper wahrnehmen könnten, es auch keinen gäbe, nur meinte der Doktor, die Natur habe sich, als sie diesen Giganten ausgesprochen, einer rhetorischen Figur, einer Synekdoche bedient, nach der ein Teil das Ganze bezeichnet. Pulcinell behauptete dagegen, daß das Haupt ein Unglücklicher sei, dem vor vielem Denken und tollen Gedanken der Rumpf abhanden gekommen und der nun bei dem gänzlichen Mangel an Fäusten sich gegen Ohrfeigen, Nasenstüber u. dgl. nicht anders wehren könne als durch Schimpfen.

Berthold merkte bald, daß hier nicht der Scherz galt, der ein schaulustiges Volk ergötzen kann, sondern daß der finstere Geist einer Ironie spuke, die dem mit sich selbst entzweiten Innern entsteigt. Das konnte sein frohes freundliches Gemüt nicht ertragen, er begab sich weg nach der Schenke und ließ sich an einem einsamen Plätzchen hinter derselben ein mäßiges Abendbrot auftragen.

Bald vernahm er aus der Ferne Trommel, Pfeife und Triangel. Die Landleute strömten nach der Schenke, das Spiel war geendet.

In dem Augenblick, als Berthold fortwandern wollte, stürzte mit dem lauten Ausruf: „Berthold — herzgeliebter Bruder!“ jener tolle Puppenspieler herbei. Er riß die Perücke vom Haupt, wischte schnell die Farben vom Antlitz.

— „Wie? — George! — ist es möglich?“ So stammelte Berthold mühsam, beinahe zur Bildsäule erstarrt. „Was ist dir, kennst du mich denn nicht?“ So fragte George Haberland voll Erstaunen. Berthold erklärte nun, daß, wenn er nicht an Gespenster glauben wolle, er freilich nicht zweifeln könne, seinen Freund vor sich zu sehen, wie dies aber möglich wäre, das könne er durchaus nicht enträtseln.

„Warst du,“ so sprach Berthold weiter, „warst du nicht unserer Abrede gemäß nach Hohenflüh gekommen? — traf ich dich nicht dort, begegnete dir nicht Seltsames mit einem geheimnisvollen Weibe im Gasthof zum goldnen Bock? Wollten Unbekannte dich nicht dazu gebrauchen, ein Frauenzimmer entführen zu helfen, das du selbst Natalie nanntest? Wurdest du nicht im Walde durch einen Pistolenschuß schwer verwundet? — hab' ich nicht von dir Abschied genommen mit schwerem Herzen, da du entkräftet, todwund auf dem Lager lagst? — Sprachst du nicht von einem unerklärlichen Ereignis — von einem Grafen Hektor von Zelies?“

„Halt' ein, du durchbohrst mein Inneres mit glühenden Dolchen!“ so rief George im wilden Schmerz.

„Ja,“ fuhr er dann ruhiger fort, „ja Bruder Berthold, es ist nur zu gewiß, es giebt ein zweites Ich, einen Doppeltgänger, der mich verfolgt, der mich um mein Leben betrügen, der mir Natalie rauben wird!“

In voller Trostlosigkeit verstummt, sank George auf die Rasenbank.

Berthold setzte sich neben ihm hin und sang leise, indem er sanft des Freundes Hand drückte:

Freundes Trost, Balsam den Wunden,
Ist noch nicht für dich verhallt!

„Ich,“ sprach George, indem er sich die Thränen wegtrocknete, die ihm aus den Augen strömten, „ich verstehe dich ganz, mein geliebter Bruder Berthold! — Es ist unrecht, daß ich dir nicht schon längst meine ganze Brust erschloß, nicht schon längst dir alles, alles sagte. — Daß ich in Liebe bin, konntest du längst ahnen. Die Geschichte dieser Liebe — sie ist so einfältig, so abgedroschen, daß du sie in jedem abgeschmackten Roman nachlesen kannst. — Ich bin Maler und so ist nichts mehr in der hergebrachten Ordnung, als daß ich mich in ein schönes junges Frauenzimmer, die ich abkonterfeie, sterblich verliebe. So ist es mir denn auch wirklich gegangen, als ich während meines Aufenthalts in Straßburg meine Proviantbäckerei — du weißt, daß ich darunter das Porträtmalen verstehe —

mehr trieb als jemals. Ich bekam den Ruf eines außerordentlichen Porträtisten, der die Gesichter recht aus dem Spiegel stehle in der schönsten Miniatur, und so geschah es, daß eine alte Dame, die eine Pensionsanstalt hatte, sich an mich wandte, und mich ersuchte, ein Fräulein, das bei ihr, zu malen für den entfernten Vater. Ich sah, ich malte Natalien — o ihr ewigen Mächte, das Geschick meines Lebens war entschieden! — Nun nicht wahr, Bruder Berthold, da ist nichts Besonders daran! — Doch höre, manches mag doch bemerkenswert sein. — Laß es mich dir sagen, daß mich seit meiner frühen Knabenzeit in Ahnungen und Träumen das Bild eines himmlischen Weibes umschwebte, dem all mein Sehnen, all mein Lieben zugewandt. Die rohesten Versuche des malerischen Knaben zeigen dies Bild ebenso als die vollendeteren Gemälde des reisenden Künstlers. — Natalie, sie war es! — Das ist wunderbar, Berthold! — Auch mag ich dir sagen, daß derselbe Funke, der mich entzündet, auch in Nataliens Brust gefallen, daß wir uns verstohlen sahen. — O zerronnenes Glück der Liebe! — Nataliens Vater, Graf Hektor von Zelies war gekommen, das Bildlein der Tochter hatte ihm ausnehmend gefallen, ich wurde eingeladen, ihn auch zu malen. Als der Graf mich sah, geriet er in eine seltsame Bewegung, ich möchte sagen Bestürzung. Er fragte mich mit auffallender Ängstlichkeit über alle meine Lebensverhältnisse aus, und schrie dann mehr als er sprach, indem seine Augen glühten, er wolle nicht gemalt sein, aber ich sei ein wackrer Künstler, müsse nach Italien und das auf der Stelle, er wolle mir Geld geben, wenn ich dessen bedürfe!" —

„Ich fort? — ich mich trennen von Natalien? — Nun es giebt Leitern, bestechliche Zofen — wir sahen uns verstohlen. Sie lag in meinen Armen, als der Graf eintrat. — „Ha, meine Ahnung — er ist reif!" — so schrie der Graf wütend auf und stürzte auf mich los mit gezogenem Stilett. Ohne daß sein Stoß mich treffen konnte, rannte ich ihn über den Haufen und entfloh. — Spurlos war er andern Tages mit Natalien verschwunden!" —

„Es begab sich, daß ich auf die alte Zigeunerin stieß, die du heute bei mir gesehen. Sie schwatzte mir solch abenteuerliche Prophezeiungen vor, daß ich gar nicht darauf achten, sondern meinen Weg fortsetzen wollte. Da sprach sie mit einem Ton, der mein Innerstes durchdrang: „George, mein Herzenskind, hast du Natalien vergessen?" — Mag es nun Hexerei geben oder nicht, genug, die Alte wußte um meinen Liebesbund, wußte genau, wie sich alles begeben, beteuerte

mir, daß ich durch sie zu Nataliens Besitz gelangen solle und gab mir auf, mich zu einer bestimmten Zeit in Hohenflüh einzufinden, wo ich sie, wiewohl in einer ganz andern Gestalt, finden werde. — Nun, Berthold, laß mich nicht alles weitläuftig erzählen — mir brennt die Brust — ein Wagen rollt auf mich zu — hält — die Reiter kommen näher — Jesus! ruft eine Stimme im Wagen — es ist Nataliens Stimme. — Eile — eile, ruft eine andre Stimme — die Reiter biegen seitwärts ein. — Die Gefahr ist vorüber, spreche ich, und steige in den Wagen — in dem Augenblick fällt ein Schuß, fort geht es! — Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, es ist Natalie, es ist die alte Zigeunerin — Sie hat Wort gehalten." — „Glücklicher George!" sprach Berthold.

„Glücklicher?" wiederholte George, indem er eine wilde Lache aufschlug, „ha! noch im Walde holten uns Polizeisoldaten ein. Ich sprang aus dem Wagen, die Zigeunerin mir nach, packte mich mit Riesenkraft und schleppte mich ins finstre Dickicht. — Natalie war verloren. — Ich war in Wut, die Zigeunerin wußte mich zu besänftigen, mich zu überzeugen, daß kein Widerstand möglich, und daß noch keine Hoffnung verloren. Ich vertraue ihr blindlings und wie du uns hier siehst, das ist ihr Plan, ihr Rat, um der Verfolgung eines mordsüchtigen Feindes zu entgehen." —

In dem Augenblick trat die alte Zigeunerin hinzu und sprach mit krächzender Stimme: „George, schon leuchtet der Nachtwurm, wir müssen fort über die Berge."

Da wollte es Berthold bedünken, die Alte treibe leeres loses Gaukelspiel mit Georgen, den sie an sich gelockt, um durch ihn mit jenen Possen mehr Geld zu gewinnen.

Zornig wandte er sich zur Alten, erklärte, daß er als Georges bester innigster Freund es nicht länger zugeben werde, daß er schnöder Landstreicherei und niedrigen Possen sein Kunstleben opfere, mit ihm solle er nach Italien und fragte dann, was sie überhaupt für ein Recht habe auf den ihm verbundenen Freund.

Da erhob sich die Alte, die Züge des Antlitzes schienen sich zu veredeln, aus den Augen strahlte ein dunkles Feuer, plötzlich war ihr ganzes Wesen die Würde und Hoheit selbst, sie sprach mit fester volltönender Stimme: „Du fragst, was für ein Recht ich habe auf diesen Jüngling? — Ich kenne dich wohl, du bist der Kupferstecher Berthold — du bist sein Freund, aber ich — o ihr ewigen Mächte! — ich bin — seine Mutter!"

Damit faßte sie Georgen in ihre Arme, und drückte ihn stürmisch an ihre Brust. Doch plötzlich überfiel sie ein krampfhaftes Zittern, sie stieß Georgen von sich mit abgewandtem Gesicht, sie ließ sich erschöpft, halb ohnmächtig auf die Rasenbank, sie wimmerte, indem sie sich mit dem weiten Mantel, den sie umgeworfen, das Antlitz verhüllte: „Starre mich nicht so an, George, mit seinen Augen — warum wirfst du mir immer und ewig mein Verbrechen vor? — Du mußt fort — fort!“ —

„Mutter!“ rief George, indem er der Zigeunerin zu Füßen stürzte. Diese schloß ihn nochmals heftig in ihre Arme, indem sie keines Wortes mächtig aus tiefer Brust aufseufzte. Sie schien in Schlaf zu versinken. Doch bald erhob sie sich mühsam, sprach wieder ganz Zigeunerin mit krächzender Stimme: „George, schon leuchtet der Nachtwurm, wir müssen fort über die Berge!“ und schritt langsam fort.

George warf sich sprachlos an die Brust des Freundes, dem auch das bis zum Entsetzen gesteigerte Erstaunen die Zunge band.

Bald vernahm Berthold das Trommeln, Pfeifen, Klingeln, den schauerlichen Gesang, das Geschrei des Esels und das Quieken der Affen und den Jubel des nachziehenden Landvolks, bis alles dumpf verhallte in der weiten Ferne.

Viertes Kapitel.

Förster, welche am frühen Morgen den Wald durchstrichen, fanden den jungen Deodatus Schwendy ohnmächtig in seinem Blute liegend. Der Branntwein, den sie in Jagdflaschen bei sich führten, that gute Dienste, ihn ins Leben zurückzurufen, sie verbanden, so gut sie es vermochten, die Brustwunde, packten ihn auf einen Wagen und brachten ihn nach Hohenflüh in das Wirtshaus zum silbernen Lamm.

Der Schuß hatte nur die Brust stark gestreift, ohne daß die Kugel eingedrungen war, der Wundarzt erklärte daher, daß an Lebensgefahr nicht zu denken, wiewohl der Schreck und die Kälte der Nacht den erschöpften Zustand herbeigeführt, in dem sich Deodatus befand. Kräftige Mittel würden aber auch diesen bald heben.

Hätte Deodatus nicht den Schmerz der Wunde gefühlt, das ganze unerklärliche Ereignis wäre ihm nichts gewesen als ein Traum. Es schien ihm gewiß, daß jenes Geheimnis, von dem der Vater in dunklen Worten gesprochen, sich zu enthüllen begann, daß aber irgend

ein feindliches Wesen dazwischen getreten, und seine Hoffnung vernichtet. Dieses feindliche Wesen, wer konnte es anders sein, als der Maler George Haberland, der ihm so durchaus ähnlich, daß er überall mit ihm verwechselt worden.

„Und wie," sprach er zu sich selbst, „wenn jene Natalie, jener schöne Liebestraum, der in süßen Ahnungen durch mein Leben ging, nur ihm angehörte, meinem unbekannten Doppeltgänger, meinem zweiten Ich, wenn er sie mir geraubt, wenn all mein Sehnen, all mein Hoffen ewig unerfüllt bliebe?"

Deodatus verlor sich in trübe Gedanken, immer dichtere Schleier schienen seine Zukunft zu verhüllen, jede Ahnung war dahin, er sah ein, daß er nur auf den Zufall hoffen dürfte, der ihm vielleicht Geheimnisse erschließen konnte, welche gar verhängnisvoll, gar gefährlich sein müßten, da sein Vater, der alte Amadäus Schwendy, es selbst nicht gewagt, sie ihm zu offenbaren. —

— Der Wundarzt hatte den kranken Deodatus eben verlassen, er befand sich allein, als die Thüre leise geöffnet wurde und ein großer in einen Mantel gehüllter Mann hineintrat. Als er den Mantel zurückschlug, erkannte Deodatus in ihm augenblicklich jenen Fremden wieder, den er im Gasthause zum goldnen Bock auf dem Flur getroffen und er erriet, daß es derselbe sein mußte, der ihm das unerklärliche Billet geschrieben, nämlich der Graf Hektor von Zelies. Es war dem so.

Der Graf schien sich Mühe zu geben, den finsteren stechenden Blick, der ihm eigen, zu mildern, er zwang sich sogar zu einiger Freundlichkeit.

„Wahrscheinlich," so begann er, „wahrscheinlich erstaunen Sie, mich hier zu sehen, Herr Haberland, noch mehr werden Sie erstaunen, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich hier bin, um Ihnen Frieden, Versöhnung anzubieten, im Fall Sie gewisse Bedingungen" —

Deodatus unterbrach den Grafen, indem er mit Heftigkeit versicherte, daß er keineswegs der Maler George Haberland sei, daß hier ein unglücklicher Irrtum vorwalten müsse, der ihn in ein Labyrinth unerklärlicher Ereignisse stürzen zu wollen scheine. Starr schaute der Graf ihm ins Gesicht und sprach dann mit einem Blick, aus dem ein wenig der Teufel lächelte: „Sie haben, mein Herr Schwendy oder mein Herr Haberland oder wie Sie sich sonst zu nennen belieben mögen, Natalien entführen wollen?" —

„Natalie, o Natalie," seufzte Deodatus tief aus der Seele.

„Hoho," sprach der Graf mit dem bittersten Ingrimm, „Sie lieben Natalien wohl sehr?"

„Mehr," erwiderte Teodatus, indem er vor Schwäche zurücksank auf sein Lager, „mehr als mein Leben. — Sie wird mein werden, sie muß mein werden, in meinem Innersten glüht die Hoffnung, das Verlangen!" —

„Welche unerhörte Frechheit," fuhr der Graf auf im flammenden Zorn, „he warum traf" — plötzlich innehaltend, seinen Zorn mit Gewalt niederkämpfend, sprach der Graf, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, mit erkünstelter Ruhe: „Verdanken Sie Ihrem Zustande, daß ich Sie schone, unter andern Umständen würde ich Rechte geltend machen, die Sie vernichten könnten. Aber ich verlange nun, daß Sie mir augenblicklich sagen, wie es geschehen konnte, daß Sie Natalien sahen hier in Hohenflüh?"

Der Ton, in dem der Graf sprach, erfüllte den Teodatus Schwendy mit dem tiefsten Unwillen. Sich trotz seiner Schwäche ermannend, richtete er sich auf und sprach mit festem männlichen Ton: „Es kann nur das Recht der Unverschämtheit sein, das Sie geltend machen zu können glauben, wenn Sie in mein Zimmer dringen, wenn Sie mich mit Fragen belästigen, die ich nicht beantworten kann. Sie sind mir völlig unbekannt, niemals hatte ich mit Ihnen etwas zu schaffen, und diese Natalie, von der Sie sprechen, wissen Sie denn, daß diese das Himmelsbild ist, das in meinem Herzen lebt? — Weder in Hohenflüh noch sonst irgendwo sahen meine leiblichen Augen, die — doch es ist Frevel, zu Ihnen von Geheimnissen zu reden, die ich bewahre tief in meiner innersten Brust!"

Der Graf schien in Staunen und Zweifel zu geraten, er lispelte kaum hörbar: „Niemals hätten Sie Natalien gesehen? — Und als Sie sie malten? — Wie wenn dieser Haberland — dieser Schwendy" —

„Genug," rief Teodatus, „genug! — Entfernen Sie sich, nichts habe ich zu schaffen mit dem finstern Geist, den ein wahnsinniger Irrtum hinter mir hertreibt und der mich angriff auf den Tod! — Es giebt Gesetze, welche schützen gegen hinterlistigen Meuchelmord — Sie verstehen mich, Herr Graf!" —

Teodatus zog stark die Glocke. —

Der Graf biß die Zähne zusammen und maß den Teodatus mit furchtbarem Blick.

„Hüte dich," sprach er dann, „hüte dich, Knabe! Du hast ein

unglückliches Gesicht — hüte dich, daß dein Gesicht nicht noch einem andern mißfalle als mir.“ —

Die Thüre ging auf und herein trat der kleine alte etwas zu dicke Herr mit der goldnen Dose, den der geneigte Leser als Mitglied des hochweisen Rathes an der Wirtstafel im goldnen Bock gesehen und sehr klug raisonnieren gehört hat.

Der Graf entfernte sich mit einer drohenden Bewegung gegen Deodatus zur Thüre hinaus und zwar so wild und heftig, daß der kleine Rathsherr und seine Begleitung darob etwas erstaunt und verblüfft schienen.

Dem Rathsherrn folgte nämlich ein ganz kleines winziges verwachsenes Männlein, das einen großen Stoß Papier unter dem Arm trug und hinterher traten zwei Rathsdiener herein, die sich sofort als Wachen an der Thüre postierten.

Der Rathsherr grüßte den Deodatus mit ernster Amtsmiene, das Männlein rückte mit Mühe einen Tisch vor das Bett, legte die Papiere darauf, holte ein Schreibzeug aus der Tasche, erkletterte den ebenfalls mit Mühe herangerückten Stuhl und setzte sich in schreibfertige Positur, während der Rathsherr sich auch auf einen Stuhl dicht vor dem Bette niedergelassen hatte und ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

Deodatus wartete ungeduldig, was aus dem allen nun endlich werden sollte. Endlich begann der Rathsherr pathetisch: „Mein Herr Haberland oder mein Herr Schwendy, denn Sie, mein Herr, der Sie da vor mir im Bette liegen, belieben zwei diverse Namen zu führen, unerachtet das ein Luxus ist, den keine tüchtige Obrigkeit dulden darf. — Nun! — ich hoffe, Sie werden, da der hochweise Rath schon von allem auf das Genaueste unterrichtet ist, nicht durch unnütze Lügen, Ränke und Schwänke Ihren Arrest verlängern. Denn arretiert sind Sie in diesem Augenblick, wie Sie aus der Postierung jener treuen und ehrlichen Rathswächter mit mehrerem ersehen werden.“

Deodatus fragte verwundert, welches Verbrechens man ihn denn anklage, und welches Recht man habe, ihn als durchreisenden Fremden zu verhaften.

Da hielt ihm aber der Rathsherr vor, daß er wider das erst neuerdings emanierte Duell-Mandat des gnädigsten Herrn Fürsten auf das Schrecklichste gesündigt, indem er sich wirklich im Walde duelliert, welches denn schon die Pistolen, die man in seiner Rocktasche gefunden, hinlänglich bewiesen. Er möge daher nur ohne weiteres den

frechen Mitduellanten, sowie die etwanigen Sekundanten nennen und hübsch erzählen, wie sich alles begeben von Anfang an.

Dagegen versicherte nun Teodatus sehr ruhig und fest, daß hier nicht von einem Duell, sondern von einem meuchelmörderischen Angriff auf seine Person die Rede. Ein Ereignis, das ihm selbst unerklärlich, und das einem hochweisen Rath noch viel unerklärlicher sein werde, habe ihn ganz ohne seinen vorbedachten Willen in den Wald geführt. Die gefährliche Drohung eines ihm ganz unbekannten Verfolgers sei die Ursache, warum er sich bewaffnet und der hochweise Rath würde viel besser thun, seine Pflicht, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, viel besser erfüllen, wenn er, statt auf eine grundlose Vermutung hin Arrest und Untersuchung zu verfügen, jenem Meuchelmörder nachforschte.

Dabei blieb Teodatus stehen, unerachtet der Rathsherr noch hin und her fragte, und bezog, als dieser mehr von seinen Lebensverhältnissen wissen wollte, sich lediglich auf seinen Paß, der, solange nicht ein gegründeter Verdacht der Falschheit vorhanden, dem hochweisen Rath genügen müsse.

Der Rathsherr wischte sich den Angstschweiß von der Stirne. Der Kleine hatte schon ein Mal übers andere den grandiosen Gänsekiel in das Tintenfäßlein getunkt und wieder ausgespritzt, schreibbegehrliche Blicke auf den Rathsherrn werfend. Der schien aber vergebens nach Worten zu trachten. Da schrieb der Kleine keck und las mit krächzender Stimme:

„Aktum Hohenflüh den — Auf Befehl eines hiesigen hochweisen Raths hatte sich der unterschriebene Deputierte“ —

„Recht,“ rief der Rathsherr, „recht, liebster Drosselkopf, recht, himmlischer Aktuar, der unterschriebene Deputierte hatte sich — der unterschriebene Deputierte — das bin ich — ich hatte mich“ —

Es war im Rath des Himmels beschlossen, daß der unterschriebene Deputierte sein Werk nicht vollenden, nicht unterschreiben, Teodatus vielmehr von dem unseligen Zuspruch befreit werden sollte.

Hinein trat nämlich ein Offizier von der Leibgarde des Fürsten, in Begleitung des Wirts, den er, als er Teodatus erblickte, fragte, ob das wirklich der junge Mann sei, der im Walde verwundet worden. Als der Wirt es bejaht, näherte sich der Offizier dem Lager des Teodatus und erklärte mit bescheidner Artigkeit, daß er Befehl habe, den Herrn George Haberland sogleich zum Fürsten nach Sonsitz zu bringen. Er hoffe, daß sein Zustand kein Hindernis in den Weg

legen würde; übrigens seien alle Vorkehrungen getroffen, daß die Fahrt ihm durchaus nicht nachteilig sein könne, und werde auch übrigens der Leibchirurgus des Fürsten beständig an seiner Seite sein.

Der Rathsherr, auf einmal des Auftrags enthoben, der ihm Angstschweiß ausgepreßt, näherte sich, vollen Sonnenschein im Antlitz, dem Offizier und fragte mit submisser Verbeugung, ob er vielleicht den Arrestanten schließen lassen solle, größerer Sicherheit halber. Der Offizier blickte ihn aber ganz verwundert an und fragte dann seinerseits, ob der gestrenge Rathsherr wahnsinnig sei, was er denn für einen Arrestanten meine? Der Fürst wolle den Herrn Haberland selbst sprechen, um alle Umstände eines Ereignisses zu erfahren, das seinen Zorn gereizt. Nicht begreifen könne der Fürst, wie in seinem Lande und vorzüglich ganz in der Nähe von Hohenflüh noch ein verruchter Meuchelmörder sein Wesen treiben dürfe, und werde deshalb die Obrigkeit, der die Sorge für die Sicherheit der Bürger obliege, zur schweren Verantwortung ziehen.

Man kann denken, wie dies dem dicken Rathsherrn in alle Glieder fuhr, der kleine Schreiber purzelte aber sofort vom Stuhle herab und wimmerte unten: er sei nichts als ein armer höchst unglücklicher Aktuarius, dem es ganz schrecklich ergangen sein würde, wenn er jemals die Zweifel hätte laut werden lassen, die er schon längst gegen die Weisheit des hochweisen Raths im Innern gehegt. —

Deodatus beteuerte, um jedem Irrtum vorzubeugen, daß er nicht der Maler Haberland sei, mit dem er nur große Ähnlichkeit haben müsse, vielmehr, wie er hinlänglich auf die glaubhafteste Art nachweisen könne, Deodatus Schwendy heiße und aus der Schweiz hergereiset sei. Der Offizier versicherte dagegen, daß es hier auf den Namen gar nicht ankomme, da der Fürst nur eben den jungen Mann zu sprechen verlange, der im Walde verwundet worden. Nun erklärte Deodatus, daß er dann in jedem Fall der sei, den der Fürst gemeint, und daß er, da die Wunde nicht im mindesten bedeutend, sich stark genug fühle, mitzugehen nach Sonsitz. Der Leibchirurgus des Fürsten bestätigte dies, Deodatus wurde sogleich in den bequemsten Reisewagen des Fürsten gepackt und fort ging es nach Sonsitz.

Ganz Hohenflüh war in Bewegung, als Deodatus durch die Straßen fuhr, und des Verwunderns kein Ende, da es unerhört, daß der Fürst einen Fremden nach Sonsitz holen lassen. Ebenso, ja noch mehr verwunderten sich aber die Hohenflüher, als sie die beiden seit vielen Jahren tödlich entzweiten Gevattern und Wirte zum goldnen

Bock und zum silbernen Lamm erblickten, wie sie mitten auf der Straße, auf dem sogenannten breiten Stein freundlich miteinander konversierten, ja zutraulich sich in die Ohren zischelten.

Der geneigte Leser weiß bereits, wodurch der goldne Bock und das silberne Lamm versöhnt wurden, einen noch wirkungsvolleren Grund dieser augenblicklichen Versöhnung fanden beide aber jetzt in der gemeinschaftlichen brennenden, verzehrenden Neugierde, wer wohl der Fremde sein könne, dem das Außerordentlichste geschehn. —

Fünftes Kapitel.

Auf das Schwingen des Sturms war das tobende Gewitter schnell entflohn über die Berge und nur noch aus weiter Ferne zürnte murmelnd der Donner. Die sinkende Sonne blickte feurig durch die dunklen Büsche, die tausend blinkende Krystalltropfen abschüttelnd sich wollüstig badeten in den Wogen der lauen Abendluft. — Auf einem von babylonischen Weiden umschlossenen Platz in jenem Park bei Sonsitz, den der geneigte Leser schon kennt, stand der Fürst mit übereinander geschlagenen Armen wie eingewurzelt und blickte hinauf in das Azur des wolkenlosen Himmels, als wolle er verschwundene Hoffnungen, ein in Gram und Schmerz verlorenes Leben herab erflehen. — Da wurde in dem Gebüsch der Gardeoffizier sichtbar, den der Fürst nach Hohenflüh geschickt. Ungeduldig winkte er ihn heran und befahl den jungen Menschen, dessen Ankunft der Offizier ihm meldete, sogleich vor ihn zu bringen und sollte man sich dazu eines Tragsessels bedienen. — Es geschah wie der Fürst geboten.

Sowie der Fürst den Deodatus ins Auge faßte, schien er auf das Heftigste bewegt, unwillkürlich entflohen ihm die Worte: „O Gott! — meine Ahnung! — ja — er ist es!“

Deodatus erhob sich langsam und wollte sich dem Fürsten nähern in ehrfurchtsvoller Stellung. „Bleiben Sie,“ — rief der Fürst, „bleiben Sie, Sie sind schwach, ermattet, Ihre Wunde ist vielleicht gefährlicher als Sie glauben — mein Neugierde soll Ihnen auf keine Weise nachteilig sein. — Man bringe zwei Lehnsessel.“ —

Alles dieses sprach der Fürst mit halber Stimme, abgebrochen, man merkte, daß er mit Gewalt des Sturms mächtig werden wollte, der in seinem Innern tobte.

Als die Lehnsessel herbeigebracht, als sich auf Geheiß des Fürsten

Deodatus in den einen hineingesetzt, als alles sich schon entfernt hatte, ging der Fürst noch immer mit starken Schritten auf und ab. Dann blieb er vor Deodatus stehen und in dem Blick, mit dem er ihn anschaute, lag der lebendigste Ausdruck des herzzerreißendsten Schmerzes, der tiefsten Wehmut, dann war es, als ginge alles wieder unter in der Glut eines schnell auflodernden Zorns. — Eine unsichtbare Macht schien sich feindlich zu erheben zwischen ihm und Deodatus, und voll Entsetzen, ja voll Abscheu, prallte er zurück und schritt wieder heftiger auf und ab, indem er nur halb verstohlen hinblickte nach dem Jüngling, dessen Staunen mit jeder Sekunde stieg, der gar nicht wußte, wie sich ein Auftritt enden werde, der ihm die Brust zuschnürte.

Der Fürst schien sich an Deodatus' Anblick gewöhnen zu müssen, er rückte endlich den Lehnsessel halb abwärts von Deodatus und ließ sich ganz erschöpft darauf nieder. Dann sprach er mit gedämpfter beinahe weicher Stimme: „Sie sind fremd, mein Herr, Sie betraten als Reisender mein Land. — Was gehen den fremden Fürsten, dessen Ländchen ich durchreise, meine Lebensverhältnisse an? So können Sie fragen — aber Ihnen selbst unbekannt, giebt es vielleicht gewisse Verhältnisse, gewisse geheimnisvolle Beziehungen — doch — genug. — Nehmen Sie mein fürstliches Wort, daß mich nicht leere kindische Neugierde treibt, auch sonst keine unlautere Absicht, aber — ich will, ich muß alles wissen!“

Die letzten Worte sprach der Fürst im Zorn entflammt heftig auffahrend von dem Lehnsessel. Doch bald sich besinnend, sich zusammenfassend, ließ er sich aufs neue nieder und sprach so weich wie vorher: „Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen, junger Mann, verschweigen Sie mir keines Ihrer Lebensverhältnisse; sagen Sie mir insbesondere, woher und wie Sie nach Hohenflüh kamen, in welcher Art das, was Ihnen in Hohenflüh begegnete, mit früheren Ereignissen in Bezug stand. Vorzüglich wünschte ich genau zu wissen, wie es mit der weisen Frau“ —

Der Fürst stockte, dann fuhr er fort — wie sich selbst beschwichtigend: „Es ist tolles, wahnsinniges Zeug — aber eine Ausgeburt der Hölle ist dies Blendwerk oder — nun — sprechen Sie, junger Mann, sprechen Sie frei, kein Geheimnis, keine Lü“ —

Eben wollte der Fürst wieder heftig auffahren, er besann sich schnell und sprach das Wort nicht aus, das er auf der Zunge hatte.

Aus der tiefen Bewegung, die der Fürst zu unterdrücken sich ver-

gebens mühte, konnte Deodatus wohl abnehmen, daß es sich hier um Geheimnisse handle, in die der Fürst selbst verflochten und die ihm auf diese oder jene Weise bedrohlich sein müßten.

Deodatus seinerseits fand gar keinen Grund, nicht so aufrichtig zu sein, wie es der Fürst verlangte, und begann von seinem Vater, von seinen Knaben- und Jünglingsjahren, von seinem einsamen Aufenthalt in der Schweiz zu erzählen. Er gedachte ferner, wie ihn der Vater nach Hohenflüh geschickt und ihm in geheimnisvollen Worten angedeutet, daß dort der Wendepunkt seines ganzen Lebens eintreten, daß er selbst zu einer That sich angeregt fühlen werde, die über sein Schicksal entscheiden würde. Getreu erzählte er nun weiter alles, was sich mit ihm, mit der weisen Frau, mit dem Grafen in Hohenflüh begeben.

Mehrmals äußerte der Fürst das lebhafteste Erstaunen, ja er fuhr auf, wie im jähen Schreck, als Deodatus die Namen Natalie — Graf Hektor von Zelies nannte.

Deodatus hatte seine Erzählung geendet, der Fürst schwieg mit niedergebeugtem Haupt in tiefes Nachdenken versunken, dann erhob er sich, stürzte los auf Deodatus und rief: „Ha der Verruchte, dieses Herz sollte die Kugel durchbohren, die letzte Hoffnung wollte er töten, dich vernichten — dich, mein“ —

Ein Thränenstrom erstickte des Fürsten Worte, er schloß ganz Wehmut und Schmerz den Deodatus in seine Arme, drückte ihn heftig an seine Brust.

Doch plötzlich prallte wie vorher der Fürst voll Entsetzen zurück und rief, indem er die geballte Faust emporstreckte: „Fort, fort, Schlange, die sich einnisten will in meiner Brust — fort! Du teuflisches Trugbild, du sollst meine Hoffnung nicht töten, du sollst mir mein Leben nicht verstören!“

Da rief eine ferne, seltsam dumpfe Stimme:

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!“ und krächzend flatterte ein schwarzer Rabe auf und hinein ins Gebüsch.

Sinnlos stürzte der Fürst zu Boden. Deodatus zu schwach, ihm beizustehen, rief laut um Hülfe. Der Leibarzt fand den Fürsten vom Schlage getroffen und in dem bedenklichsten Zustande. Deodatus wußte selbst nicht, welches unnennbar schmerzhafte Gefühl des tiefsten Mitleids seine Brust durchdrang, er kniete nieder bei der Tragbahre, auf die man den Fürsten gelegt, er küßte seine welk herabgesunkene

Hand und benetzte sie mit heißen Thränen. Der Fürst kam zu sich, die wie zum Tode erstarrten Augen hatten wieder Sehkraft. Er erblickte Deodatus, winkte ihn fort und rief mit bebenden Lippen kaum verständlich: „Weg — weg!“

Deodatus tief erschüttert von dem Auftritt, der in das Innerste seines Lebens zu dringen schien, fühlte sich der Ohnmacht nahe und auch seinen Zustand fand der Leibarzt so bedenklich, daß es nicht ratsam war, ihn zurückzubringen nach Hohenflüh.

Habe auch, meinte der Leibarzt, der Fürst den Willen geäußert, daß der junge Mensch sich wegbegeben solle, so könne er doch fürs erste in einem entfernten Flügel des Landhauses untergebracht werden, und es sei gar nicht zu befürchten, daß der Fürst, der wohl in langer Zeit nicht aus dem Zimmer kommen dürfte, seinen Aufenthalt im Landhause erfahren sollte. Deodatus, in der That so erschöpft, daß er keines Willens, keines Widerspruchs fähig, ließ es sich gefallen, im Landhause des Fürsten zu bleiben.

War es schon sonst im Landhause still und traurig, so herrschte jetzt bei der Krankheit des Fürsten das Schweigen des Grabes und Deodatus gewahrte nur dann, wenn ein Diener ihn mit den nötigen Bedürfnissen versorgte oder der Wundarzt ihn besuchte, daß noch außer ihm Menschen im Landhause befindlich. Diese klösterliche Einsamkeit that indessen dem von allen Seiten bestürmten Deodatus wohl und er hielt eben das Landhaus des Fürsten für ein Asyl, in das er sich vor dem bedrohlichen Geheimnis, das ihn umgarnen wolle, gerettet.

Dazu kam, daß durch die schmucklose, aber freundliche bequeme Einrichtung der beiden kleinen Zimmer, die er bewohnte, vorzüglich aber durch die herrliche Aussicht, die er genoß, sein Aufenthalt jenen Reiz wohlthuender Behaglichkeit erhielt, der das verdüstertste Gemüt aufzuheitern vermag. Er übersah den schönsten Teil des Parks, an dessen Ende auf einem Hügel die malerischen Ruinen eines alten Schlosses lagen. Hinter diesen stiegen die blauen Spitzen des fernen Gebirges empor. —

Deodatus nutzte sogleich die Zeit, als er ruhiger geworden und als ihm der Wundarzt dergleichen Beschäftigung erlaubte, um seinem alten Vater ausführlich zu schreiben, was sich alles mit ihm begeben bis zum letzten Augenblick. Er beschwor ihn, nicht länger zu schweigen über das, was ihm in Hohenflüh bevorgestanden und ihn so in den Stand zu setzen, seine eigne Lage ganz zu übersehen und sich gegen die Arglist unbekannter Feinde zu rüsten. —

Von dem alten verfallenen Schloß, dessen Ruinen Deodatus aus seinen Fenstern erblickte, stand noch ein kleiner Teil des Hauptgebäudes ziemlich unversehrt da. Dieser Teil schloß sich mit einem herausgebauten Erker, der, da an der andern Seite die Hauptmauer eingestürzt, frei und luftig heraushing wie ein Schwalbenneſt. Eben dieser Erker war, wie sich Deodatus durch ein Fernrohr überzeugte, mit Gesträuch, das sich aus den Mauerritzen hervorgedrängt, bewachsen und eben dieses Gesträuch bildete ein Laubdach, welches sich ganz hübsch ausnahm. Deodatus meinte, daß es dort recht wohnlich sein müsse, wiewohl jetzt es unmöglich schien, hinaufzugelangen, da die Treppen eingestürzt. Um so mehr mußte daher Deodatus erstaunen, als er in einer Nacht, da er noch zum Fenster hinausschaute, ganz deutlich ein Licht in jenem Erker bemerkte, das erst nach einer Stunde wieder verschwand. Nicht allein in dieser, sondern auch in den folgenden Nächten gewahrte Deodatus das Licht und man kann denken, daß der in unerklärliche Geheimnisse verflochtene Jüngling auch hier wieder ein verhängnisvolles Abenteuer vermutete.

Er teilte seine Beobachtung dem Wundarzte mit, der meinte aber, das Erscheinen des Lichts in dem Erker könne seinen natürlichen einfachen Grund haben: Eben in dem unversehrten Teil des Hauptgebäudes und zwar im Erdgeschoß, wären einige Zimmer für den Förster eingerichtet, der die Aufsicht habe über den fürstlichen Park; könne nun, wie er sich bei dem Beschauen der Ruinen oftmals überzeugt, auch nicht wohl oder wenigstens nicht ohne Gefahr der Erker bestiegen werden, so sei es doch möglich, daß vielleicht die Jägerbursche das Schwalbennest dort oben erklettert, um ihr Wesen ungestört zu treiben.

Deodatus war mit dieser Erklärung durchaus nicht zufrieden, er ahnte lebhaft irgend ein Abenteuer, das sich in den Ruinen des Schlosses verborgen.

Der Arzt verstattete ihm endlich, in der Dämmerung den Park zu durchwandern, wobei er aber mit Behutsamkeit jeden Ort vermeiden mußte, der aus den Fenstern des Zimmers, in dem der kranke Fürst befindlich, übersehen werden konnte. Der Fürst war nämlich so weit hergestellt, daß er am Fenster zu sitzen und hinauszuschauen vermochte, seinem Scharfblick wäre Deodatus nicht entgangen und fort hätte dieser müssen ohne Widerrede. Wenigstens glaubte der Leibarzt bei der Art, wie der Fürst damals mit dem Ausdruck des Abscheues den Jüngling von sich fortwies, dies voraussetzen zu müssen.

Deodatus wanderte, als ihm der Arzt Freiheit gegeben, sogleich nach dem verfallnen Schloß. Er traf auf den Förster, der über seine Erscheinung sehr verwundert that, und, als Deodatus ihm des breiteren sagte, wie er hergekommen und wie sich dann alles begeben, ganz unverhohlen meinte, daß die Herren, die ihn ohne Vorwissen des Fürsten einquartiert hätten ins Landhaus, ein gewagtes Spiel spielten. Erführe nämlich der Fürst etwas davon, so könne es sein, daß er fürs erste den jungen Herrn zum Tempel hinauswerfen ließe und alle seine Beschützer hinterher.

Deodatus wünschte den innern, noch unversehrten Teil des Schlosses zu sehen, der Förster versicherte dagegen trocken, daß dies nicht wohl angehe, da jeden Augenblick irgend eine morsche Decke oder sonst ein Stück Mauer einstürzen könne, überdem sei aber die Treppe so verfallen, daß kein sichrer Tritt möglich und man jeden Augenblick Gefahr laufe, den Hals zu brechen. Als nun aber Deodatus dem Förster bemerkte, daß er oftmals Licht im Erker erblickt, da entgegnete dieser im groben barschen Ton, daß das ein einfältiger Irrtum sein müsse und daß der junge Herr auch übrigens wohlthun werde, sich um nichts anderes zu kümmern, als um sich selbst, und auch nicht auf Beobachtungen auszugehen. Er könne dem Himmel danken, daß er, der Förster, Mitleiden mit ihm habe und nicht gleich hinginge, und dem Fürsten rein heraussage, wie man gegen seinen strengsten Befehl gehandelt.

Deodatus gewahrte wohl, daß der Förster unter dieser Grobheit ein gewisses verlegenes Wesen zu verstecken sich mühte. Bestätigt fand aber Deodatus die Vermutung, daß ein Geheimnis hier verborgen, als er, über den Schloßhof schreitend, in einem ziemlich verborgenen Winkel des Gemäuers eine schmale hölzerne Freitreppe gewahrte, die neuerbaut und eben in den obern Stock des Hauptgebäudes zu führen schien.

Sechstes Kapitel.

Des Fürsten Krankheit, die immer bedenklicher wurde, erregte nicht geringe Bestürzung, nicht geringe Besorgnis. Schon früher erfuhr nämlich der geneigte Leser, daß die Gemahlin des Fürsten nebst dem Kinde, das sie geboren, auf unbegreifliche Weise verschwand. Der Fürst war daher ohne Erben und sein Nachfolger auf dem Thron ein jüngerer Bruder, der sich durch sein übermütiges Betragen, durch

lasterhafte Neigungen jeder Art, denen er auf freche Weise frönte, dem Hof und dem Volk verhaßt gemacht hatte. Ein dumpfes Gerücht klagte ihn des freventlichsten Verrats an dem Fürsten an und fand darin die Ursache, daß er sich aus dem Lande entfernen müssen, ohne daß jemand seinen jetzigen verborgenen Aufenthalt kannte.

Die Hohenflüher zerbrachen sich weidlich die Köpfe, wie es denn nun gehen würde, wenn der Fürst gestorben. Sie zitterten vor dem tyrannischen Bruder und wünschten, er läge, wie es schon einmal geheißen, wirklich in dem tiefen Grunde des Meeres.

An der Wirtstafel im goldnen Bock war nun eben von diesen Dingen stark die Rede, jeder sagte seine Meinung und der bekannte Rathsherr urteilte, ein hochweiser Rath könne ja bei der Regierung der Stadt auch ein wenig die Regierung des Landes mit übernehmen, bis sich das Weitere finde. Ein alter Mann, der in sich gekehrt, so lange geschwiegen, sprach nun mit dem Ton der tiefsten Rührung: „Welch ein herbes Ungemach trifft unser armes Land; den besten Fürsten erfaßt irgend ein unerhörtes Verhängnis und raubt ihm alles Lebensglück, alle Ruhe der Seele, bis er dem entsetzlichen Schmerz erliegt! Wir haben von dem Nachfolger alles zu fürchten und der einzige Mann, der feststehen, wie ein Fels im Meer, der unser Hort, unser Heil sein würde, dieser einzige Mann ist dahin!“ —

Jeder wußte, daß der Alte keinen andern meinte, als den Grafen von Törny, der bald, nachdem die Fürstin verschwunden, sich vom Hofe entfernte.

Graf Törny war in jeder Hinsicht ein ausgezeichneter Mensch. Mit dem schärfsten Verstande, mit der freien Genialität, die den festen Takt giebt, nur das Richtige zu wollen, und die Kraft es zu vollbringen, verband er das edelste Gemüt, den regsten Sinn für alles Gute und Schöne. Er war der Beschützer des Unterdrückten, der rastlose Verfolger des Unterdrückers. So mußte es kommen, daß der Graf nicht allein die Liebe des Fürsten, sondern auch die Liebe des Volks gewann und nur ein sehr kleiner Teil wagte es, dem Gerücht Glauben beizumessen, das ihn als schuldbar darstellte und das, man wußte es, der Bruder des Fürsten, der den Grafen in der tiefsten Seele haßte, auszustreuen sich bemüht hatte. —

Mit Einem Munde rief alles an der Wirtstafel: „Graf Törny! — unser edler Graf Törny! — O wäre er noch bei uns in dieser Zeit der Bedrängnis!“ —

Man trank auf des Grafen Wohl. Wurde nun weiter von des

Fürsten bedenklicher Krankheit gesprochen, die ihn in das Grab bringen könne, so war es natürlich, daß man des jungen Mannes gedachte, in dessen Gegenwart den Fürsten der böse Zufall getroffen hatte.

Der kluge Rathsherr witterte die abscheulichsten Dinge. Es sei gewiß, meinte er, daß der junge Mensch, der thöricht genug gewesen, den hochweisen Rath durch zwei diverse Namen über seine Person täuschen zu wollen, ein Spitzbube im höhern Stil gewesen, der Arges im Sinn getragen.

Nicht umsonst habe der Fürst ihn nach Sonsitz und heraus nach dem Landhause bringen lassen, um ihn selbst über allerlei höllische Anschläge zu befragen, und die Artigkeit des Offiziers, der bequeme Wagen, der Leibarzt, alles sei nur Maske gewesen, um den Verbrecher lustig zu erhalten und guter Dinge, damit er alles gleich gestehe. Gewiß würde es dem Fürsten gelungen sein, alles heraus zu bringen, wenn ihm nicht die kalte nasse Abendluft den Schlagfluß zugezogen und der junge Mensch nicht die Verwirrung benutzt hätte, um schnell zu entfliehen. Er wünschte nur, daß der Taugenichts sich wieder sehen lasse in Hohenflüh, da solle er nicht zum zweiten Mal der Gerechtigkeit des hochweisen Raths entrinnen. — Eben hatte der Rathsherr dies gesprochen, als der junge Mann, von dem die Rede, hereintrat, stillschweigend und ernst die Gesellschaft grüßte und sich an die Tafel setzte.

„Schönstens willkommen, bester Herr Haberland," sprach der Wirt, der des Rathsherrn böse Meinung gar nicht teilen konnte, „schönstens willkommen! — Nun! — Sie dürfen gewiß keine Scheu tragen, sich in Hohenflüh sehen zu lassen?" Der junge Mann schien über des Wirts Anrede sehr befremdet, da setzte sich der kleine dicke Rathsherr in Positur und begann sehr pathetisch: „Mein Herr, ich erkläre Ihnen hiermit" — da faßte ihn aber der junge Mann mit einem scharfen durchdringenden Blick so fest ins Auge, daß er verstummte und unwillkürlich mit einer Verbeugung herausstotterte: „Ganz gehorsamster Diener!" —

Vielleicht hat der geneigte Leser auch schon die Bemerkung gemacht, daß es Leute giebt, die, faßt man sie scharf ins Auge, sogleich wie im Gefühl schuldiger Demut zu grüßen pflegen.

Der junge Mann aß und trank nun, ohne ein Wort zu reden. Auf der ganzen Gesellschaft lag ein schwüles erwartungsvolles Stillschweigen.

Der Alte, der vorhin gesprochen, redete endlich den jungen

Menschen an, indem er ihn fragte, ob die Brustwunde, die er im Walde bei Hohenflüh erhalten, schon wieder ganz geheilt sei. Der junge Mann erwiderte, daß man sich in seiner Person irren müsse, da er nie in der Brust verwundet worden.

„Ich verstehe,“ fuhr der alte Mann schlau lächelnd fort, „ich verstehe, Herr Haberland, Sie sind wieder völlig hergestellt und wollen von dem unangenehmen Vorfall nicht ferner reden. — Aber da Sie gegenwärtig waren, als unsern guten Fürsten der Schlag traf, so werden Sie uns am besten sagen können, wie sich alles begab und was man von dem Zustande des Fürsten zu hoffen oder zu fürchten hat.“

Der junge Mensch erwiderte, daß derselbe Irrtum auch hier im Spiele sein müsse, da er nie in Sonsitz gewesen, nie den Fürsten Remigius gesehen habe. Indessen sei ihm die Krankheit des Fürsten bekannt geworden und er wünsche Näheres darüber zu erfahren.

„Vielleicht,“ meinte der Alte, „wolle oder dürfe der Herr Haberland von seinem Aufenthalt bei dem Fürsten nicht viel sprechen, vielleicht habe auch das Gerücht vieles von dem entstellt, was sich in Sonsitz begeben, so viel sei aber gewiß, daß der Fürst den jungen Mann, der hier verwundet worden und für den er den Herrn Haberland nun einmal halten müsse, nach Sonsitz herausholen lassen und daß ihn bei einem einsamen Gespräch mit diesem jungen Manne im Park der Schlag getroffen. Entfernte Diener hätten auch eine seltsame dumpfe Stimme rufen gehört:

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!““

Der junge Mensch seufzte tief auf, wechselte die Farbe, alles verriet die tiefste innere Bewegung. Er stürzte schnell einige Gläser Wein hinunter, bestellte eine zweite Flasche und entfernte sich aus dem Zimmer. Die Tafel war geendet, der junge Mensch kam nicht wieder. Der Portier hatte ihn schnell dem Neudorfer Thor zueilen gesehen. Die Bezahlung für das Couvert lag auf dem Teller.

Nun gerieth der Rathsherr in gewaltigen Amtseifer, sprach von Nachsetzen, Steckbriefen ꝛc. Der Alte erinnerte ihn aber an einen gewissen Vorfall, der ihm, als er bei ähnlichem Anlaß eine unzeitige Thätigkeit bewiesen, eine tüchtige Nase von der Landesbehörde zugezogen, und meinte, es möchte wohl besser sein, sich um den jungen Mann gar nicht weiter zu kümmern und die Sache ruhen zu lassen.

Die ganze Gesellschaft stimmte dieser Meinung bei und der Rathsherr ließ wirklich die Sache ruhen. —

Während sich dies in Hohenflüh begab, war Haberlands Doppeltgänger, der junge Deodatus Schwendy, in einen neuen Zauberkreis bedrohlicher Abenteuer geraten.

Mit magischer Gewalt hatte es ihn immer hingezogen nach dem verfallenen Schlosse.

Als er einst, da es schon dämmerte, vor dem geheimnisvollen Erker stand und mit einer Sehnsucht, die er selbst nicht zu deuten wußte, hinaufblickte nach den erblindeten Fenstern, war es ihm, als gewahre er eine weiße Gestalt, und in demselben Augenblick fiel auch ein Stein zu seinen Füßen nieder. Er hob ihn auf und löste das Papier los, mit dem er umwickelt. Er fand folgende Worte mit Bleistift kaum leserlich hingekritzelt:

„Georg! — mein Georg! — ist es möglich? täuscht mich nicht mein aufgeregter Sinn? Du hier! — o ihr ewigen Himmelsmächte! — In diesen verfallenen Mauern liegt der Vater wie im Hinterhalt — ach! nur Böses brütend! Fliehe, fliehe, Georg! ehe des Vaters Zorn Dich erreicht! Doch nein — bleibe noch! — Ich muß Dich sehen — und ein einziger Augenblick seliger Wonne, dann fliehen! — bis Mitternacht ist der Vater abwesend. Komme! — über den Schloßhof — die hölzerne Treppe! doch nein, es ist nicht möglich. Des Försters Leute — schlafen sie auch, die wachen Hunde fallen Dich an! Auf der Südseite steht noch eine Treppe, die nach den Zimmern führt, doch ist sie morsch und verfallen — Du darfst es nicht wagen, aber ich komme herab! — O Georg, was vermag alle Arglist der Hölle gegen ein liebendes Herz. Natalie ist Dein — Dein auf ewig!“ —

„Sie ist es,“ rief Deodatus ganz außer sich, „es ist kein Zweifel mehr, ja sie ist es, der Traum des Knaben, die glühende Sehnsucht des Jünglings! — Hin zu ihr — um sie nie wieder zu lassen, aufgehen, lichtvoll aufgehen soll des Vaters dunkles Geheimnis! — Aber! — bin ich es denn? — bin ich der George?“ —

Wie ein tötender Krampf erfaßte den armen Deodatus der Gedanke, daß ja nicht er, daß es jener unbekannte Doppeltgänger sei, den Natalie liebe, den sie wiedergefunden zu haben glaube. Und doch, so sprach das glühende Verlangen der Liebe aus dem Innern heraus, und doch, kann nicht eben jener Doppeltgänger der sein, der sie täuscht, kann ich nicht der sein, dem sie angehört, mit dem sie geheimnisvolle Bande verknüpfen? Hin zu ihr! — Sowie die Nacht eingebrochen, schlich Deodatus hinaus aus seinen Zimmern. Im

Park, unsern des Landhauses, hörte er Stimmen flüstern, schnell duckte er sich nieder ins Gebüsch. Da schritten zwei, in Mäntel gehüllte, Männer dicht bei ihm vorüber. „Also," sprach der eine, „also noch lange könnte es dauern mit dem Fürsten, meinte heute der Leibarzt?" „So ist es, gnädigster Herr," erwiderte der andere. „Nun," fuhr der erste fort, „so muß man zu andern Mitteln" — die Worte wurden undeutlich. Deodatus richtete sich in die Höhe, dem Sprechenden fiel der volle Glanz der leuchtenden Mondesstrahlen ins Gesicht, Deodatus erkannte mit Entsetzen den Grafen Hektor von Zelies. —

Erbebend vor dem Gedanken, daß der Hölle schwarze Ausgeburt, daß der Mord hier im Finstern lauere, zu gleicher Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt fortgetrieben von glühender Sehnsucht, von dürstendem Verlangen, schlich Deodatus fort. Im Mondlicht fand er die verfallne Treppe an der Südseite, doch wollte er verzweifeln, als er, kaum einige Stufen hinaufgeklettert, die Unmöglichkeit einsah, in der tiefen Finsternis, die ihn umgab, weiter fortzukommen. Doch plötzlich leuchtete ein fernes Licht aus dem innern Gebäude ihm entgegen. Er kletterte nicht ohne Gefahr vollends die Treppe herauf, kam in einen hohen weiten Saal. — In blendendem Liebreiz, in hoher Anmut stand das holde Wunder seiner Träume vor ihm. „Natalie!" rief Deodatus und stürzte dem herrlichen Frauenbilde zu Füßen. Doch mit süßem Wohllaut lispelte Natalie: „Mein George!" und schloß den Jüngling in ihre Arme. Keine Worte — nur Blick, nur Kuß, die Sprache heißer stürmischer Liebesglut. Da rief Deodatus im Wahnsinn tötender Angst, inbrünstiger Wonne: „Mein — mein bist du, Natalie! — glaube an mein Ich — ich weiß, mein Doppeltgänger hat dir die Brust zerspalten wollen, aber er traf mich — es war nur eine Kugel, die Wunde ist geheilt und mein Ich lebt. — Natalie, sage mir nur, ob du an mein Ich glaubest, sonst erfaßt mich der Tod vor deinen Augen! — Ich heiße auch nicht George, aber doch bin ich selbst mein Ich und kein anderer." —

„Weh mir," rief Natalie, sich aus des Jünglings Armen loswindend, „George, was sprichst du? — Doch nein, nein! — ein bedrohliches Verhängnis hat deine Sinne aufgeregt! — Sei ruhig, sei ganz mein George!"

Natalie breitete die Arme aus und Deodatus umfing sie, drückte sie an die Brust, indem er laut rief: „Ja Natalie, ich bin es, ich bin der, den du liebst. — Wer will es wagen, wer vermag es, mich

aus diesem Himmel voll Seligkeit zu reißen! — Natalie — laß uns fliehen, laß uns fliehen — fort — daß mein Doppeltgänger dich nicht erreiche — fürchte nichts — es ist mein Ich, das ihn tötet!" —

In dem Augenblick ließen sich dumpfe Tritte hören und: „Natalie, Natalie!" erscholl es durch die hohen Gemächer. —

„Fort," rief Natalie, indem sie den Jüngling nach der Treppe drängte und ihm die Lampe, die sie mitgebracht, in die Hand gab, „fort, sonst sind wir verloren, der Vater ist gekommen. — Morgen um diese Zeit komme wieder, ich werde dir folgen." —

Halb sinnlos kletterte Deodatus die Treppe hinab, es war ein Wunder zu nennen, daß er nicht hinstürzte über die verfallenen Stufen. Unten löschte er die Lampe aus und warf sie ins Gebüsch. Kaum war er einige Schritte fortgegangen, als er hinterwärts von zwei Männern gepackt wurde, die mit ihm schnell davonrannten, ihn in den Wagen hoben, der vor dem Gatterthor stand, und mit ihm davonfuhren im sausenden Galopp.

Eine gute Stunde mochte Deodatus gefahren sein, als der Wagen still hielt im dicksten Walde vor einer Köhlerhütte. Männer mit Fackeln traten aus der Hütte, man bat den Jüngling auszusteigen, er that es. Ein alter stattlicher Herr kam schnell heran, und mit dem Ausruf: „Mein Vater!" stürzte ihm Deodatus an die Brust.

„Aus den Schlingen," sprach der alte Amadäus Schwendy, „aus den Schlingen der Arglist und Bosheit habe ich dich gerettet, dem Morde habe ich dich entrissen, mein teurer Sohn! Bald enthüllt sich nun das Verborgene, bald tagt nun das herauf was du in deiner Brust nicht zu ahnen vermagst." —

Siebentes Kapitel.

Am frühesten Morgen erwachte der Fürst aus tiefem ruhigen Schlummer. Er schien erquickt, die Krankheit gebrochen, mit Ungeduld verlangte er den Leibarzt. Nicht in geringe Verwunderung geriet dieser, als der Fürst ihm in dem mildesten Ton befahl, den Jüngling, den er, wie er sehr gut wisse, im Landhause verborgen, sogleich zur Stelle zu bringen.

Der Leibarzt wollte sein Verfahren mit dem Zustande des Jünglings, der Ruhe und die sorgsamste ärztliche Behandlung erfordert, entschuldigen, der Fürst unterbrach ihn aber mit der Versicherung,

daß es keiner Entschuldigung bedürfe, da er, der Leibarzt, ihm, ohne es zu ahnen, die größte Wohlthat erzeigt. Übrigens sei ihm gestern erst der Aufenthalt des Jünglings durch den Förster verraten worden. —

Deodatus war nun aber spurlos verschwunden, und als der Fürst dies erfuhr, geriet er in sichtliche Bewegung. Mit dem schmerzlichsten Tone wiederholte er mehrmals: „Warum entfloh er, warum entfloh er? — Wußte er nicht, daß jede Bethörung weicht im Tode?“ —

Auf Befehl des Fürsten kam der Präsident des Staatsraths, außerdem aber noch der Präsident der obersten Justizkammer mit zwei Räthen. Die Thüren wurden sogleich verschlossen, man konnte vermuten, daß der Fürst testiere.

Am folgenden Morgen verkündete der dumpfe Ton der Glocken den Sonsitzern den Tod des Fürsten, der in der Nacht nach einem wiederholten Anfall des Schlags sanft und ruhig entschlummert war.

Der Staatsrath, die obersten Behörden, versammelten sich im Schloß, der letzte Wille des Fürsten sollte eröffnet werden, da man mit Recht vermuten konnte, daß bei dem Mangel eines Thronfolgers darin Bestimmungen enthalten sein würden, wie wenigstens augenblicklich die Verwaltung des Staats fortgesetzt werden solle.

Der feierliche Akt sollte beginnen, als plötzlich, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, der verschollene jüngere Bruder des Fürsten hereintrat und erklärte, daß er nun als regierender Fürst allein zu gebieten habe und daß jede Verfügung des Fürsten, die des Bruders Rechte auf den Thron auch nur im mindesten schmälere, unwirksam sein und bleiben müsse. Mit der Eröffnung des Testaments habe es daher Zeit. —

Allen war die unerwartete Erscheinung des Fürsten Isidor ein unerklärliches Rätsel, denn niemand wußte, daß Fürst Isidor, durch das Alter, überdem aber noch durch falsches Haar, durch Schminke entstellt und auf diese Weise unerkannt im Lande hauste, daß er in den letzten Tagen in jenem verfallenen Schloß auf den Tod des Fürsten lauerte.

Gleich nachdem er das Fürstentum Reitlingen verlassen, hatte er den Namen eines Grafen Hektor von Zelies angenommen und überhaupt jede Spur, wo er geblieben, geschickt zu vertilgen gewußt. —

Der Präsident des Staatsraths, ein ehrwürdiger Greis, versicherte dem Fürsten Isidor fest ins Auge blickend, daß, bevor nicht der letzte Wille des Fürsten Remigius eröffnet, er den Bruder nicht für zur Thronfolge berechtigt halten könne. Gewisse Geheimnisse würden vielleicht kund werden und die Dinge sich anders gestalten.

Die letzten Worte sprach der Präsident mit erhöhter starker Stimme, und man sah den Fürsten Isidor plötzlich erblassen.

Die Eröffnung des Testaments geschah nun mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten und alle, den Fürsten Isidor ausgenommen, gerieten über den Inhalt in das frohste freudigste Erstaunen. Der Fürst hatte erklärt, wie er erst auf dem Todbette das heillose Unrecht eingesehen, das er der tugendhaften Gemahlin angethan, die er, auf den bloßen Verdacht der Untreue hin, den ihm ein arglistiger Bösewicht beizubringen gewußt, samt dem Kinde, das sie ihm geboren, verstoßen und in ein fernes ödes Grenzschloß einsperren lassen, aus dem sie entflohen, ohne daß es möglich gewesen, auch nur die mindeste Spur weiter von ihr zu erforschen. Den Sohn, Dank sei es der himmlischen Macht, habe er gefunden, denn die innerste Überzeugung sage es ihm, daß der Jüngling, der unter dem Namen Teodatus Schwendy zu ihm gebracht worden, kein anderer sei, als eben sein Sohn, den er in satanischer Verblendung von sich geworfen. Jeden Zweifel, der über die Identität dieses Jünglings und seines Sohnes entstehen könne, werde der Graf von Törny heben können, der den Sohn gerettet und erzogen und der unter dem Namen Amadäus Schwendy in tiefer Verborgenheit auf einem Landhause bei Luzern wohne. — Daß übrigens der böse Verdacht, den er gehegt gegen die Rechtmäßigkeit der Geburt seines Sohnes, durchaus nichts vermögen könne, verstehe sich von selbst. — Den Rest des Testaments füllten Ausbrüche der tiefsten Reue, Beteuerungen, daß aller Argwohn vertilgt sei aus seiner Brust, und an den Sohn und künftigen Herrscher gerichtete kräftige väterliche Worte.

Fürst Isidor sah ringsumher mit lächelndem Hohn und meinte dann, daß das alles auf einer Vision des sterbenden Fürsten beruhen könne, und daß er durchaus nicht geneigt sei, wohlerworbene Rechte wahnsinnigen Fantasien aufzuopfern. Wenigstens sei der vermeintliche Thronerbe nicht da und es werde sehr darauf ankommen, was der Graf von Törny sagen, und wie es ihm gelingen möchte, jene Umstände, die der Fürst angeführt, so glaubhaft ins Klare zu stellen, daß kein Zweifel gegen den Jüngling, der plötzlich als Thronerbe vom Himmel gefallen und der vielleicht ein Abenteurer, aufkommen könne. Zur Zeit werde er daher sogleich den Thron besteigen.

Kaum hatte Fürst Isidor diese Worte gesprochen, als in voller Würde, reich gekleidet, den funkelnden Stern auf der Brust, der alte Amadäus Schwendy oder vielmehr der Graf von Törny hereintrat

und an seiner Hand den jungen Menschen führte, der so lange für seinen Sohn Deodatus Schwendy gegolten. Aller Blicke waren auf den Jüngling gerichtet, alle riefen wie aus Einem Munde: „Es ist der Fürst, es ist der Fürst!“

Noch waren aber die Wunder des Tages nicht erschöpft, denn sowie Graf Törny die Lippen geöffnet zum Sprechen, so unterbrach ihn der Jubel des Volks, der sich unten auf der Straße vernehmen ließ. „Es lebe die Fürstin — es lebe die Fürstin!“ so tönte es herauf, und bald trat eine hohe majestätische Frau in den Saal, der ein Jüngling folgte.

„Ist es möglich,“ rief der Graf von Törny ganz außer sich, „ist es kein Traum? — die Fürstin — ja es ist die Fürstin, die wir verloren glaubten!“ — „Glückseliger Tag, segensreicher Augenblick, Mutter, Sohn, sie sind gefunden!“ — So rief die ganze Versammlung.

„Ja,“ sprach die Fürstin, „ja, der Tod eines unglücklichen Gemahls giebt euch, ihr Treuergebenen, eure Fürstin wieder, doch noch mehr! erblickt den Sohn, den sie gebar, erblickt euern Fürsten, euern Landesherrn!“

Damit führte sie den Jüngling, der ihr gefolgt, mitten in den Saal. Ihm trat rasch der Jüngling, der mit dem Grafen von Törny gekommen, entgegen und beide, sich nicht nur gleichend, nein, einer des andern Doppeltgänger in Antlitz, Wuchs, Gebärde ꝛc. blieben vor Entsetzen wie erstarrt in den Boden festgewurzelt stehen! — —

Es möchte hier der Ort sein, dem geneigten Leser zu sagen, wie sich alles begab am Hofe des Fürsten Remigius.

Fürst Remigius war mit dem Grafen von Törny aufgewachsen, beide sich gleich an hohem Geist und edlem Gemüt fühlten sich eng verkettet und so geschah es, daß, als der Fürst den Thron bestieg, der Freund, den er innig im Herzen trug, den er nicht lassen konnte, der Erste nach ihm wurde im Staat. Daß der Graf sich in seiner Stellung überall Vertrauen und Liebe gewann, hat der geneigte Leser bereits erfahren.

Beide, der Fürst und Graf von Törny waren, als sie einen benachbarten Hof besuchten, zu gleicher Zeit in Liebe gekommen und der Zufall wollte, daß Prinzessin Angela, welche der Fürst, und Gräfin Pauline, die der Graf gewählt, ebenso von Kindheit an in Lieb' und Freundschaft verbunden waren, als sie selbst. Sie feierten beide ihre Vermählung an einem und demselben Tage und nichts in der Welt schien ein Glück verstören zu können, das in ihrem tiefen Innern begründet.

Ein dunkles Verhängnis wollte es anders! —

Je länger die Fürstin den Grafen Törny sah, je mehr sich ihr sein ganzes inneres Wesen glanzvoll entfaltete, desto stärker, desto wunderbarer fühlte sie sich hingezogen zu dem herrlichen Mann. Die reinste Himmelstugend, die vorwurffreieste Treue selbst, gewahrte die Fürstin endlich mit Entsetzen, daß die flammendste Liebesglut sie verzehre. Sie dachte, sie empfand nur ihn, Todesöde war in ihrer Brust, wenn sie ihn nicht sah, alle Wonnen des Himmels stiegen herab, wenn er kam, wenn er sprach! — Trennung, Flucht war nicht möglich und doch der furchtbare Zustand, in dem sie mit der glühendsten Leidenschaft, mit den qualvollsten Vorwürfen rang, nicht zu ertragen. Es schien oft, als wolle sie ihre Liebe und mit dieser ihr Leben aushauchen in den Busen der Freundin. Krampfhaft schloß sie in Thränen gebadet die Gräfin in die Arme und sprach mit herzzerschneidendem Ton: „Du Selige, dir glänzt ein Paradies, aber meine Hoffnung ist der Tod!“ —

Die Gräfin, weit entfernt zu ahnen, was im Innern der Fürstin vorging, fühlte sich doch von dem namenlosen Schmerz der Fürstin so tief ergriffen, daß sie mit ihr klagte und weinte und sich auch den Tod wünschte, so daß der Graf über die plötzliche Melancholie der sonst heitern unbefangenen Frau nicht wenig in Verlegenheit geriet.

An beiden, an der Fürstin und an der Gräfin, hatte man schon in ihrer früheren Jugend zu Zeiten eine an Hysterismus grenzende Überspannung bemerkt; mit so größerem Recht glaubten daher die Ärzte, alle seltsamen Ausbrüche eines krankhaften Überreizes, die vorzüglich bei der Fürstin jedem Beobachter auffallen mußten, dem Zustande zuschreiben zu müssen, in dem sich beide Frauen befanden. Beide waren in guter Hoffnung.

Ein seltnes Spiel des Zufalls — oder mag es ein wunderbares Verhängnis genannt werden — fügte es, daß beide, die Fürstin und die Gräfin, in derselben Stunde, ja in demselben Augenblick von Söhnen entbunden wurden. — Noch mehr! Mit jeder Woche, mit jedem Tage offenbarte sich deutlicher eine solche Ähnlichkeit, ja eine solche völlige Gleichheit beider Kinder, daß es ganz unmöglich, sie voneinander zu unterscheiden. Beide trugen in ihren kindischen Gesichtern aber schon deutlich die Züge des Grafen von Törny. Konnte hier noch ein Irrtum, eine Täuschung stattfinden, so entschied der ganz ausgezeichnete Bau des Schädels, sowie ein kleines, wie die Mondessichel geformtes Mal auf der linken Schläfe jene Ähnlichkeit ganz und gar.

Das feindliche Mißtrauen, der böse Argwohn, der jederzeit in einem verderbten Herzen zu wohnen pflegt, hatte dem Fürsten Isidor das Geheimnis der Fürstin verraten. Er war bemüht gewesen, das Gift dem Fürsten einzuflößen, das er gesogen, doch der Fürst wies ihn mit Verachtung zurück. Jetzt war der Zeitpunkt da, der dem Fürsten Isidor gelegen schien, seinen Angriff auf den Grafen Törny und auf die Fürstin, die er beide tödlich haßte, da sie überall seiner bösen Einwirkung entgegenstanden, zu erneuern.

Der Fürst wankte, doch nimmermehr hätte jene bloße Ähnlichkeit des Kindes mit dem Grafen Törny den Fürsten zu irgend einem entsetzlichen Entschluß gebracht, hätte das Betragen der Fürstin nicht den Ausschlag gegeben.

Keine Ruhe fand die Fürstin, wie von dem tiefsten Schmerz, ja von namenloser Qual zerrissen, durchjammerte sie die Tage, die Nächte. Bald bedeckte sie das Kind mit den zärtlichsten Küssen, bald gab sie es mit abgewandtem Gesicht, mit dem Ausdruck des tiefsten Abscheus zurück. „Gerechter Gott, so hart straffst du das Verbrechen!“ diesen Ausruf der Fürstin hatten mehrere gehört und auf nichts anders konnte dies deuten, als auf eine verbrecherische That, der nun die bitterste Reue folgte.

Mehrere Monate vergingen, endlich kam der Fürst zum Entschluß. In der Nacht ließ er Mutter und Kind nach einem öden entfernten Grenzschloß bringen und verwies den Grafen Törny vom Hofe. Aber auch der Bruder, dessen Anblick dem Fürsten unerträglich, mußte fort. —

Nur der Geist hatte gesündigt, irdische Begierde keinen Teil daran, fest stand die Treue, aber auch jene Sünde des Geistes galt der Fürstin als ein strafwürdiges Verbrechen, das nur die tiefste Reue zu sühnen vermochte.

Der Aufenthalt in dem öden Schlosse, die strenge Bewachung, alles trug dazu bei, den krampfhaften Zustand, in dem sich die Fürstin befand, beinahe bis zum Wahnsinne zu steigern.

Da begab es sich, daß eines Tages mit Spiel und Gesang ein Zigeunertrupp daherzog und sich hinlagerte dicht vor den Mauern des Schlosses.

Der Fürstin war es, als fielen plötzlich dichte Schleier und sie vermöge hinauszublicken in ein helles buntes Leben. Eine unaussprechliche Sehnsucht erfaßte ihre Brust. — „Hinaus — hinaus ins Freie! — Nehmt mich auf — nehmt mich auf!“ — so rief sie,

indem sie die Arme ausstreckte durch das geöffnete Fenster. Ein Zigeunerweib schien sie zu verstehen, denn freundlich winkte sie ihr zu, und blitzschnell hatte ein Zigeunerbube die Mauer erklettert. Die Fürstin nahm ihr Kind, rannte hinab, die Pforte war offen, der Zigeunerbube schaffte geschickt das Kind herüber. Trostlos stand die Fürstin vor der Mauer, die sie nicht zu erklettern vermochte. Doch alsbald senkte sich eine Strickleiter herab, wenige Sekunden und sie war in Freiheit. —

Mit Jubel empfing sie die Zigeunerhorde, die ihrem Glauben gemäß in der vornehmen Frau, die dem Gefängnisse entflohen, einen Glücksstern fand, der ihnen aufgegangen. „Hoho," sprach ein altes Zigeunerweib, „seht ihr denn nicht, wie die Fürstenkron' auf ihrem Haupte funkelt! — solch ein Glanz kann nie verbleichen."

Das wilde nomadische Herumstreifen der Zigeuner, ihr Treiben dunkler Wissenschaft, geheimnisvoller Kunst war der Fürstin wohlthätig, denn indem ihre, beinahe bis zum wirklichen Wahnsinn gesteigerte, Überspannung frei ins Leben treten konnte, wurde sie versöhnt mit dem Leben. Das Kind wußten die Zigeuner geschickt unterzubringen bei einem alten frommen Landpriester. Es ist kaum nötig zu sagen, daß es die Fürstin war, die, als sie ruhiger geworden und des wilden Lebens satt, sich von der Horde getrennt hatte, auftrat als weise Frau mit dem Raben u. s. w. und ebenso ist es nun erklärt, warum Fürst Isidor den Maler Georg Haberland und den jungen Deodatus Schwendy für eine und dieselbe Person und zwar für den jungen Fürsten haltend, sich den auf jede Weise vom Halse zu schaffen suchte, der allein ihm jede Hoffnung auf den Thron vereiteln konnte.

Wunderbar ist es, daß beide, Haberland und Schwendy, das geliebte Wesen längst träumten, das ihnen dann in vollem Leben entgegentrat; wunderbar, daß eben dieses Wesen Natalie, die Tochter des Fürsten Isidor war, welche beide, der Graf von Törny und die Fürstin, als auserwählt ansahen, in der Verbindung mit dem Fürsten das dunkle Verhängnis, das bis dahin gewaltet, aufzuhalten, daß beide daher alle Mittel, die ihnen zu Gebote standen, aufbietend, dahin strebten, ein Paar zu vereinen, welches, wie sie wähnten, eine geheimnisvolle Verkettung der Dinge für einander bestimmt hatte.

Man weiß, wie nun alle Pläne scheiterten, weil die Doppeltgänger auf ihren Wegen sich durchkreuzten, man weiß auch, wie, als der Fürst tödlich erkrankt, sich alle die, welche sein Gebot vertrieben hatte, wieder sammelten in seiner Nähe.

Achtes Kapitel.

Also! — vor Entsetzen erstarrt, in den Boden festgewurzelt standen die beiden Doppeltgänger sich gegenüber. Eine dumpfe Gewitterschwüle lag auf der ganzen Versammlung, jeder fragte im Herzen: „Welcher von beiden ist der Fürst?“

Der Graf von Törny brach zuerst das Stillschweigen, indem er dem Jüngling, der der Fürstin gefolgt, entgegen trat und wie in schmerzlicher Wonne rief: „Mein Sohn!“ —

Da blitzten die Augen der Fürstin von strahlendem Feuer, und sie sprach mit niederschmetternder Hoheit: „Dein Sohn, Graf Törny? — Und wer ist der, der neben dir steht? — Der Räuber eines Thrones, der diesem gebührt, der an meiner Brust gelegen?“

Fürst Isidorus wandte sich an die Versammlung und meinte, daß, da über die Person des jungen Fürsten und Tronfolgers vollkommene Ungewißheit herrsche, so sei es natürlich, daß weder der eine noch der andere der beiden Prätendenten den Thron besteigen könne, vielmehr werde es darauf ankommen, wer von beiden seine rechtmäßige Geburt am besten und glaubhaftesten ausführen werde.

Einer solchen Ausführung, versicherte der Graf von Törny, bedürfe es ganz und gar nicht, da er imstande sei, in wenigen Minuten die Versammlung davon zu überzeugen, daß sein Zögling der Sohn des verstorbenen Fürsten Remigius, mithin dessen rechtmäßiger Thronfolger sei.

Das, was der Graf von Törny der Versammlung jetzt vortrug, bestand in folgendem:

Zu sehr war die vertrauteste Dienerschaft des Fürsten Remigius dem Grafen ergeben, als daß dieser nicht von dem Entschluß des Fürsten unterrichtet sein, ja nicht den Augenblick hätte wissen sollen, der zur Fortschaffung der Fürstin und ihres Kindes bestimmt worden. Der Graf übersah die Gefahr, in die der Thronerbe geriet, die Verwirrung, die vielleicht künftig die Ähnlichkeit des Kindes mit dem seinigen veranlassen, das Unglück, welches nach dem Tode des Fürsten einbrechen konnte. Er beschloß allem vorzubeugen.

Es gelang ihm in später Nacht in Begleitung zweier vertrauter Räthe, des Vorstehers des geheimen Archivs, des Leibdoktors, des Wundarztes und eines alten Kammerdieners in das Vorzimmer der Fürstin zu gelangen. Die alte, ebenfalls ins Vertrauen gezogene Wärterin brachte das Kind herbei, während die Fürstin eingeschlum-

mert, diesem, das in einem durch narkotische Mittel hervorgebrachten Schlaf lag, wurde nun von dem Wundarzt ein kleines Zeichen auf die linke Brust gebrannt, dann nahm es der Graf Törny, und übergab der Wärterin sein eignes Kind. Über den ganzen Hergang der Sache wurde ein genauer Akt aufgenommen und derselbe, dem eine Abbildung des eingebrannten Zeichens beigefügt, von allen gegenwärtigen Personen unterschrieben und besiegelt, dem Archivarius übergeben zur Aufbewahrung im geheimen fürstlichen Archiv.

So geschah es, daß der Sohn des Grafen Törny mit der Fürstin fortgebracht und der junge Fürst von dem Grafen von Törny auferzogen wurde, für seinen Sohn geltend.

Die Gräfin, niedergebeugt von Gram, trostlos über das heillose Geschick ihrer Herzensfreundin starb nach ihrer Ankunft in der Schweiz.

Von den Personen, die damals bei dem Akt gegenwärtig gewesen waren, lebten noch der Wundarzt, der Archivarius, die Wärterin und der Kammerdiener; auf Graf Törnys Veranstaltung hatten sich alle eingefunden auf dem Schlosse.

Der Archivarius brachte nun den Akt herbei, der im Beisein der vorhin genannten Personen geöffnet und von dem Präsidenten des Staatsraths laut verlesen wurde.

Der junge Fürst entblößte die Brust, das Zeichen wurde gefunden, jeder Zweifel war gehoben und heiße Segenswünsche ertönten aus der Brust der treusten Vasallen.

Mit dem Ausdruck des tiefsten Jngrimms hatte sich der Fürst Jsidorus entfernt, während der Akt verlesen wurde. — Als nun die Fürstin sich allein befand mit dem Grafen von Törny und den beiden Jünglingen, da war es, als wollte ihre Brust zerspringen, nicht mehr vermögend, den Sturm der mannigfachsten Gefühle zu bergen. Ungestüm warf sie sich an die Brust des Grafen und rief wie ganz aufgelöst in schmerzlicher Wonne: „O Törny! dein Kind, deinen Sohn hast du verstoßen, um den zu retten, der unter diesem Herzen lag! — Aber ich bringe ihn dir wieder, den Verlornen! — O Törny, wir gehören nicht mehr der Erde an, kein irdischer Gram hat hinfort Macht über uns! — Laß uns die Ruhe, die Seligkeit des Himmels genießen! — Über uns schwebt sein versöhnter Geist! — Doch was vergaß ich! — sie harrt, sie harrt, die selige Braut!“

Damit ging die Fürstin in ein Nebenzimmer und kam zurück mit der bräutlich geschmückten Natalie. Keines Wortes mächtig,

hatten sich bis jetzt die Jünglinge angestarrt mit Blicken, in denen sich ein unheimliches Grauen abspiegelte. In dem Augenblick, als die Jünglinge Natalien erblickten, schien ein zündender Blitzstrahl sie zu beleben; mit dem lauten Ausruf: „Natalie!“ stürzten sie beide los auf das holde Engelskind. Aber auch Natalien faßte tiefes Entsetzen, als sie die beiden Jünglinge gewahrte, ein Doppeltbild des Geliebten, den sie im Herzen getragen.

„Ha!“ rief nun wild der junge Törny, „ha! Fürst, bist du [es], du der Hölle entstiegene Doppeltgänger, der mir mein Ich gestohlen, der mir Natalien zu rauben, der mir das Leben aus der zerfleischten Brust zu reißen trachtet? — Eitler, wahnsinniger Gedanke! Sie ist mein, mein!“

Darauf der junge Fürst: „Was drängst du dich in mein Ich? — Was habe ich mit dir zu schaffen, daß du mich äffst mit meinem Antlitz, mit meiner Gestalt! — Fort! hinweg — mein ist Natalie!“

„Entscheide, Natalie!“ schrie nun Törny, „sprich — schwurst du nicht Treue mir tausendmal in jenen seligen Stunden, als ich dich malte, als“ — „Ha,“ unterbrach ihn der Fürst, „gedenke jener Stunde in dem verfallenen Schloß, als du mir folgen wolltest“ — und nun riefen beide wild durcheinander, „entscheide, Natalie, entscheide,“ und dann wieder einer zum andern: „Laß sehen, wem es gelingt, sich den Doppeltgänger vom Halse zu schaffen — bluten, bluten sollst du, bist du kein satanisches Trugbild der Hölle!“

Da rief Natalie im Jammerton trostloser Verzweiflung: „Gerechter Gott! wer ist es, wer von beiden, den ich liebe? — Ist dies Herz zerspalten und kann doch leben? — Gerechter Gott — laß mich sterben, sterben in diesem Augenblick!“ — Thränen erstickten ihre Stimme — Dann beugte sie das Haupt, hielt beide Hände vors Gesicht, es war, als ob sie hineinschauen wollte in ihre eigne innerste Brust. Dann sank sie nieder auf die Knie, erhob den thränenschweren Blick, die gefalteten Hände, wie brünstig betend und sprach leise, mit dem Ton der innigsten herzdurchbohrendsten Wehmut: „Entsaget!“

„Es ist,“ sprach die Fürstin mit verklärter Begeisterung, es ist der Engel des ewigen Lichts selbst, der zu euch spricht.“

Noch starrten sich die Jünglinge an, wilde Flammen im Blick — da quoll plötzlich ein Thränenstrom ihnen aus den Augen, sie fielen sich in die Arme, sie drückten sich an die Brust, sie stammelten: „Ja! — entsagen — entsagen — vergieb — vergieb mir, Bruder!“ —

dann der Fürst zum jungen Törny: „Um meinetwillen verstieß dich der Vater — um meinetwillen hast du gelitten — ja ich entsage!“ — Dann der junge Törny zum Fürsten: „Was ist meine Entsagung gegen die deine! — Ja du, du warst es, du der Fürst des Landes, dem die Prinzessin bestimmt.“ —

„Habe Dank,“ rief Natalie, „habe Dank, o ewige Macht des Himmels, es ist vorüber!“ — Dann drückte sie den Abschiedskuß auf die Stirne beider Jünglinge und entfernte sich wankend auf der Fürstin Arm gestützt. —

„Ich verliere dich aufs neue,“ sprach der Graf Törny mit tiefem Schmerz, als der Sohn fort wollte. „Vater,“ rief dieser, „Vater, laß mir Zeit, laß mir Freiheit, daß ich nicht untergehe, daß dieses zerrissene Herz gesunde!“ — Damit umarmte er schweigend nochmals den Fürsten, den Vater und eilte schnell davon. — —

Natalie begab sich in ein weit entferntes Fräuleinstift, dessen Äbtissin sie wurde. Die Fürstin, in ihren letzten Hoffnungen getäuscht, ließ das Grenzschloß, in dem sie sonst gefangen, bequem einrichten und wählte es zu ihrem einsamen Aufenthalt. Graf Törny blieb bei dem Fürsten. Beide sahen es gern, daß Fürst Isidor wieder außer Landes gegangen.

Ganz Hohenflüh war berauscht in Jubel und Freude. Die Tischlerzunft, unterstützt von würdigen Zimmerleuten, kletterte an der stattlichen Ehrenpforte, jede Gefahr verhöhnend, hin und her, und klopfte und hämmerte rüstig darauf los, während die Maler, jeden Augenblick des Losstreichens gewärtig, in den Farbentöpfen rührten und die Gärtnerbursche unabsehbare Kränze flochten von Taxus und buntleuchtenden Blumen. Die Waisenknaben standen schon in die Sonntagskleider gepreßt auf dem Markt, die Schuljugend plärrte: „Heil dir im Siegerkranz,“ als Vorübung, dazwischen schrie dann und wann eine Trompete, wie die Heiserkeit ausräuspernd, und der ganze Mädchenflor gutdenkender Bürger prangte in neugewaschenen Kleidern, während Bürgermeisters Tinchen allein in weißen knisternden Atlas angethan, Schweißtropfen vergoß, da der junge Kandidat, der zu Hohenflüh der Dichter von Profession, nicht nachließ, ihr die in Versen abgefaßte Anrede an den Fürsten einzustudieren und dabei keinen einzigen deklamatorischen Effekt vernachlässigt haben wollte.

Arm in Arm gingen die beiden versöhnten Wirte zum goldnen Bock und zum silbernen Lamm die Straße auf und ab, beide sich

sonnend in dem Gedanken, daß sie den gnädigsten Landesherrn bewirtet, beide behaglich hinaufschauend zu dem gewaltigen: Vivat Princeps! das eben über ihren Hausthüren eingeölt wurde, um abends bei der Illumination mächtig zu flammen. — Man erwartete den Fürsten in wenigen Stunden. —

In Reisekleidern, Reisebündel und Mappe auf dem Rücken, schlich der Maler Georg Haberland (kein anderer wollte der junge Graf Törny zur Zeit sein) durch das Neudorfer Thor. — „Ha," rief ihm Berthold entgegen, „herrlich getroffen! — Glück auf, Bruder George! — Ich weiß alles! — Gott sei gedankt, daß du kein regierender Fürst bist, da wäre freilich alles vorbei gewesen. Aus dem Grafen mache ich mir ganz und gar nichts, denn ich weiß, du bist und bleibst Künstler. Und die, die du liebst? — Sie ist kein irdisches Wesen, sie lebt nicht auf der Erde, aber in dir selbst als hohes reines Ideal deiner Kunst, das dich entzündet, das aus deinen Werken die Liebe aushaucht, die über den Sternen thront." —

„Ha Bruder Berthold," rief George, indem seine Augen aufstrahlten in himmlischem Feuer, „ha Bruder Berthold, du hast recht, sie — sie selbst ist die Kunst, in der mein ganzes Wesen atmet. — Nichts habe ich verloren, und will mich, abgewendet vom Himmlischen, irdischer Schmerz erfassen, mich niederbeugen — du — dein unwandelbar heitres Gemüt —

Freundes Trost, Balsam den Wunden,
Ist noch nicht für mich verhallt!" —

Die Jünglinge zogen weiter fort über die Berge! —

Datura fastuosa.

(Der schöne Stechapfel.)

Erzählung von **E. T. A. Hoffmann.**

Erstes Kapitel.

Das Glashaus des Professors Ignaz Helms. Der junge Student Eugenius. Gretchen und die alte Professorin. Kampf und Entschluß.

In dem Glashause des Professors Ignaz Helms stand der junge Student Eugenius und betrachtete die schönen hochroten Blüten, die die königliche Amaryllis (Amaryllis reginae) eben zur Morgenzeit entfaltet.

Es war der erste milde Februarstag. Hell und freundlich leuchtete das reine Azur des wolkenlosen Himmels, strahlte die Sonne hinein durch die hohen Glasfenster. Die Blumen, die noch in grüner Wiege schlummerten, rührten sich wie im ahnenden Traum und trieben die saftigen Blätter empor, aber der Jasmin, die Reseda, die immerblühende Rose, der Schneeball, das Veilchen, erfüllten, ins neue blühende Leben erwacht, das Haus mit den süßesten, lieblichsten Düften, und hin und wieder flatterten schon Vögelein, die sich schüchtern hervorgewagt aus dem warmen Nest, hinan und pickten an die Scheiben, als wollten sie sehnsüchtig den schönen bunten Frühling herauslocken, der in dem Hause verschlossen.

„Armer Helms," sprach Eugenius mit tiefer Wehmut, „armer alter Helms, alle diese Pracht, alle diese Herrlichkeit schaust du nicht mehr! — Deine Augen schlossen sich für immer, du ruhst in kalter Erde! — Doch nein, nein! ich weiß es ja, du bist unter all' deinen lieben Kindern, die du so treulich hegtest und pflegtest, und keines, dessen frühen Tod du beklagtest, ist gestorben, und nun erst verstehest du ganz ihr Leben und ihre Liebe, die du nur zu ahnen vermochtest." —

In dem Augenblick klapperte und hantierte das kleine Gretchen mit der Gießkanne gar sehr unter den Blumen und Pflanzen umher. —

Gretchen, Gretchen! rief Eugenius, was machst du denn? ich glaube beinahe, du begießest schon wieder die Pflanzen ganz und gar zu unrechter Zeit und verdirbst, was ich sorglich gepflegt. — Dem armen Gretchen wäre beinahe die gefüllte Gießkanne aus den Händen gefallen.

„Ach, lieber Herr Eugenius," sprach sie, indem ihr die hellen Thränen in die Augen traten, „schelten Sie doch nur nicht, sein Sie doch nur nicht böse. Sie wissen ja, ich bin ein dummes, einfältiges Ding, ich denke immer, die armen Stauden und Sträucher, die hier im Hause kein Tau, kein Regen erquickt, schauten mich verschmachtend an, und ich müsse ihnen Speise und Trank reichen." — Naschwerk, fiel ihr Eugenius in die Rede, Naschwerk, Gretchen, verderbliches Naschwerk ist ihnen das jetzt, woran sie erkranken und sterben. Überhaupt, du meinst es gut mit den Blumen, ich weiß es, aber es fehlt dir ganz an botanischer Kenntnis, und du giebst dir, meines sorgsamen Unterrichts unerachtet, gar keine Mühe mit dieser Wissenschaft, die doch jedem Frauenzimmer wohl ansteht, ja unentbehrlich ist, denn sonst weiß ein Mädchen ja nicht einmal, zu welcher Klasse und Ord-

nung die schön duftende Rose gehört, mit der es sich schmückt, und das ist doch sehr schlimm. Sag' einmal, Gretchen, was sind das für Pflanzen dort in jenen Töpfen, die nun bald blühen werden? — „Ja!" rief Gretchen freudig, „das sind ja meine lieben Schneeglöckchen!" — Siehst du, sprach Eugenius weiter, siehst du nun wohl, Gretchen, daß du nicht einmal deine Lieblingsblumen richtig zu benennen weißt! Galanthus nivalis mußt du sagen. —

„Galanthus nivalis," sprach Gretchen leise nach, wie in scheuer Ehrfurcht. — „Ach, lieber Herr Eugenius!" rief sie dann aber, „das klingt sehr schön und vornehm, aber es ist mir so, als wenn das gar nicht mein liebes Schneeglöckchen sein könne. Sie wissen ja, wie ich sonst, da ich noch ein Kind" — „Bist du es nicht mehr, Gretchen?" fiel ihr Eugenius in die Rede. „Ei nun," erwiderte Gretchen, bis unter die Augen errötend, „wenn man in das vierzehnte Jahr getreten, rechnet man sich doch wohl nicht mehr zu den Kindern." — „Und doch," sprach Eugenius lächelnd, „und doch ist es nicht so lange her, daß die große neue Puppe —"

Schnell wandte sich Gretchen ab, sprang auf die Seite und machte sich mit den Töpfen zu schaffen, die dort auf dem Fußboden standen, sich zu ihnen niederkauernd. —

„Sei nicht böse, Gretchen," fuhr Eugenius sanft fort; „bleibe immer das gute, fromme liebe Kind, das Vater Helms der bösen Verwandtin entriß, und dann samt seiner edlen Frau so hielt, als wär's die eigne Tochter. — Doch du wolltest mir etwas erzählen!"

„Ach," erwiderte Gretchen kleinlaut, „ach, lieber Herr Eugenius, das ist wohl wieder albernes Zeug, was mir in den Kopf gekommen, aber da Sie es wünschen, will ich nur alles ganz ehrlich gestehen. Wie Sie meine Alpenglöckchen so vornehm nannten, da fiel mir Fräulein Röschen ein. Ich und sie, nun, Sie wissen es ja, Herr Eugenius, wir waren sonst Ein Herz und Eine Seele, und spielten, als wir — noch Kinder, gar zu gerne miteinander. Aber eines Tages, es mag wohl jetzt ein Jahr her sein — war Röschen so ernst, so sonderbar gegen mich in ihrem ganzen Betragen und sagte, ich sollte sie nicht mehr Röschen nennen, sondern Fräulein Rosalinda. — Ich that das, aber seit dem Augenblicke wurde sie mir immer fremder und fremder — ich hatte mein liebes Röschen verloren. So, denk' ich, wird es mir auch mit meinen lieben Blumen gehen, wenn ich sie plötzlich mit fremden, stolzen Namen anreden sollte."

Hm, sprach Eugenius, es ist zuweilen etwas in deinen Worten,

Gretchen, was ganz seltsam und sonderbar klingt. Man weiß ganz genau, was du sagen willst, und versteht doch eigentlich nicht, was du gesprochen. Aber das thut der herrlichen botanischen Wissenschaft nicht den mindesten Abbruch, und wenn auch dein Röschen jetzt Fräulein Rosalinda geworden, darfst du doch dich wohl um die Namen deiner Lieblinge, wie sie in der vornehmen, studierten Welt genannt werden, ein wenig bekümmern. — Nütze meinen Unterricht! — Für jetzt, mein gutes, liebes Mädchen, sieh' aber nach den Hyacinthen. Schiebe den Og roi de Buzan und die Gloria solis mehr ins Sonnenlicht. Aus der Peruque quarrée scheint nicht viel werden zu wollen. Der Emilius Graf Bühren, der im Dezember so stolz blühte, ist schon zur Ruhe gegangen, der hält's nicht lange aus; aber der Pastor fido läßt sich hübsch an. Den Hugo Grotius, den magst du tapfer begießen, der muß noch tüchtig ins Wachstum. —

Indem Gretchen, die aufs neue hoch errötet, als Eugenius sie sein gutes, liebes Mädchen nannte, ganz Freude und Lust, zu thun begann, was ihr geheißen, trat die Professorin Helms in das Glashaus. Eugenius machte sie darauf aufmerksam, wie herrlich schon der Frühlingsflor beginne, und rühmte vorzüglich die blühende Amaryllis reginae, die der selige Herr Professor beinahe noch höher geschätzt, als die Amaryllis formosissima, weshalb er sie dann auch ganz besonders hege und pflege, seinem teuern Lehrer und Freunde zum steten Andenken.

„Sie haben," sprach die Professorin gerührt, „Sie haben ein herzlich gutes kindliches Gemüt, lieber Herr Eugenius, und keinen von allen seinen Schülern, die denn so nach und nach ins Haus gekommen sind, hat mein verstorbener Mann so geschätzt, so väterlich geliebt, als Sie. Aber keiner hat meinen Helms auch so verstanden, keiner ist seinem Innersten so verwandt gewesen, keiner so in das recht Wahre und Eigentümliche seiner Wissenschaft eingedrungen, als Sie. Der junge Eugenius, pflegte er oft zu sagen, ist ein treuer, frommer Jüngling, deshalb lieben ihn die Gewächse, Pflanzen, Bäume, und gedeihen fröhlich unter seiner Pflege. Ein feindliches, störrisches, ruchloses Gemüt, das ist der Satan, der das Unkraut säet, welches wild aufwuchert und vor dessen giftigem Hauch die Gotteskinder absterben. — Gotteskinder nannte er ja seine Blumen."

Dem Eugenius standen die Thränen in den Augen. Ja, liebe hochverehrte Frau Professorin, sprach er, diese fromme Liebe will ich treu bewahren, und fortblühen in herrlichem Gedeihen soll dieser

schöne Tempel meines Lehrers, meines Vaters, so lange noch ein Hauch des Lebens in mir ist. — Wenn Sie es erlauben, Frau Professorin, so will ich jetzt, wie es der Herr Professor zu thun pflegte, hier das kleine Stübchen neben dem Glashause beziehen, dann hab' ich alles besser im Auge. —

„Eben," erwiderte die Professorin, „eben fiel es mir recht schwer aufs Herz, daß nun es wohl bald mit der Herrlichkeit dieser Blumenpracht ein Ende haben wird. Ich verstehe mich wohl auch recht gut auf die Pflege der Gewächse und Pflanzen, und bin, wie Sie wissen, in der Wissenschaft meines Mannes nicht unerfahren. Aber du lieber Gott, eine alte Frau wie ich, mag die so rührig sein, alles in Obhut zu halten, wie ein junger rüstiger Mensch, fehlt es ihr auch gar nicht an Liebe dafür? — Und da wir uns nun trennen müssen, lieber Herr Eugenius —"

Wie! rief Eugenius voller Schreck, wie, Sie wollen mich verstoßen, Frau Professorin? —

„Geh," sprach die Professorin zu Gretchen, „geh, liebes Gretchen ins Haus und hole mir einmal das große Umschlagetuch, es ist doch noch recht kühl."

Als Gretchen fort war, begann die Professorin sehr ernst: „Wohl Ihnen, lieber Herr Eugenius, daß Sie ein viel zu unbefangener, weltunerfahrner, ein viel zu edler Jüngling sind, um vielleicht das einmal ganz zu verstehen, was ich Ihnen jetzt zu sagen genötigt bin. Ich trete nun bald in mein sechzigstes Jahr, Sie haben kaum das vierundzwanzigste erreicht, ich könnte füglich Ihre Großmutter sein, und ich meine, daß dies Verhältnis unser Beisammensein heiligen müsse. Aber der giftige Pfeil boshafter Verleumdung schont auch nicht die Matrone, deren Leben vorwurfsfrei war, und es dürfte nicht an arglistigen Menschen fehlen, die, so lächerlich es auch klingen möchte, Ihren Aufenthalt in meinem Hause der bösen Nachrede, hämischer Neckerei bloßstellen würden. Mehr noch als mich selbst würde Sie die Bosheit treffen, darum ist es nötig, lieber Eugenius, daß Sie mein Haus verlassen. Übrigens werde ich Sie in Ihrer Laufbahn unterstützen wie meinen Sohn, und würde dies auch gethan haben, hätte mein Helms mir auch dazu nicht ausdrücklich die Verpflichtung auferlegt. — Sie und Gretchen, das sind und bleiben meine Kinder."

Eugenius stand da ganz stumm und starr. Er konnte in der That nicht begreifen, wie sein fernerer Aufenthalt bei der Professorin

irgend etwas Anstößiges haben, wie dies Stoff zur übeln Nachrede geben könne. Aber der bestimmte Wille der Professorin, daß er das Haus, das ihm für den Kreis seines ganzen Lebens galt, in dem alle seine Freuden wohnten, verlassen, der Gedanke, daß er nun von seinen Lieblingen, die er gehegt und gepflegt, scheiden solle, faßte ihn mit aller Macht und Stärke.

Eugenius gehörte zu den einfachen Menschen, denen ein kleiner Kreis, in dem sie sich froh und frei bewegen, vollkommen genügt, die in der Wissenschaft oder der Kunst, welche das Eigentum ihres Geistes worden, den schönsten und einzigen Zweck ihres Treibens und Strebens suchen und finden; denen das kleine Reich, worin sie heimatlich sind, die fruchtbare Oasis in der großen, unwirtbaren, freudenleeren Wüste scheint, für die sie das übrige Leben halten, das ihnen eben deshalb fremd bleibt, weil sie sich nicht ohne Gefahr hinauswagen zu können glauben. Man weiß, daß dergleichen Menschen eben ihrer Gesinnung halber in gewisser Art immerdar Kinder bleiben, daß sie ungeschickt, linkisch, ja in dem steifen Gewande einer gewissen kleinlichen Pedanterie, in das ihre Wissenschaft sie einhüllt, engherzig und seelenlos sich darstellen. Es fehlt dann nicht an mancher Verspottung, die der Unverstand, des leichten Sieges gewiß, sich erlaubt. Aber in dem Innersten eben solcher Menschen brennt oft die heilige Naphtaflamme höherer Erkenntnis. Fremd geblieben dem wirren Treiben des bunten Weltlebens, ist das Werk, dem sie sich einzig ergeben mit aller Liebe und Treue, der Mittler zwischen ihnen und der ewigen Macht alles Seins, und ihr stilles, harmloses Leben ein steter Gottesdienst im ewigen Tempel des Weltgeistes. — So war Eugenius! —

Als Eugenius sich von seiner Bestürzung erholt und zu Worten kommen konnte, versicherte er mit einer Heftigkeit, die ihm sonst gar nicht eigen, daß, wenn er das Haus der Professorin verlassen müsse, er seine Laufbahn hienieden für geendet ansehe; denn nimmermehr werde er, ausgestoßen aus seiner Heimat, zur Ruhe und Zufriedenheit gelangen können. Er beschwor die Professorin in den rührendsten Ausdrücken, den, den sie doch als ihren Sohn angenommen, doch nicht fortzujagen in die trostlose Einöde, denn dafür müsse er jeden andern Ort halten, welcher er auch sei.

Die Professorin schien mit Mühe nach einem Entschluß zu ringen. „Eugenius,“ sprach sie endlich, „es giebt ein Mittel, Sie mir im Hause, in denselben Verhältnissen, wie sie bis jetzt bestanden, zu erhalten. — Werden Sie mein Mann!“ —

„Es ist," fuhr sie fort, als Eugenius sie verwundert anblickte, „es ist gar nicht möglich, daß ein Gemüt, wie das Ihrige, auch nur das mindeste Mißverständnis hegen kann, deshalb nehme ich auch gar keinen Anstand, Ihnen zu gestehen, daß der Vorschlag, den ich Ihnen soeben machte, keineswegs ein augenblicklicher Einfall, sondern das Erzeugnis reiflicher Überlegung ist. — Sie sind mit den Verhältnissen des Lebens unbekannt und werden sich nicht sobald, vielleicht nie darein zu schicken lernen. Sie brauchen selbst in dem engsten Kreise des Lebens jemanden, der Ihnen die Bürde des alltäglichen Bedürfnisses abnimmt, der für Sie bis in das Kleinste hinein sorgt, damit Sie frei in voller Gemütlichkeit ganz sich selbst und der Wissenschaft leben können. Das aber vermag niemand besser als eine zärtliche, liebende Mutter, und die will ich sein und bleiben im strengsten Sinn des Worts, heiße ich auch vor der Welt Ihre Frau! — Gewiß ist Ihnen noch nie der Gedanke an Heirat und Ehe in den Sinn gekommen, lieber Eugenius, Sie dürfen auch eben nicht weiter darüber nachdenken, da, hat der Segen des Priesters uns auch verbunden, in keiner Hinsicht sich in unserm Beisammensein etwas ändern wird, es sei denn, daß jener Segen mich an heiliger Stätte erst in aller Frömmigkeit zu Ihrer Mutter weiht, wie Sie zu meinem Sohn. Mit desto größerer Ruhe durfte ich Ihnen, lieber Eugenius! den Vorschlag, der manchem Weltling gar seltsam und sonderbar bedünken möchte, wohl machen, da ich überzeugt bin, daß, gehen Sie ihn ein, nichts dadurch zerstört wird. Alles das, was weltliche Verhältnisse verlangen, um eine Frau glücklich zu machen, wird und muß Ihnen fremd bleiben, ja der Zwang des Lebens, der Druck, die Unbehaglichkeit so vieler Anforderungen, mit denen sie gequält werden würden, dürfte gar leicht jede etwanige Täuschung vernichten, und Sie desto lebhafter allen Harm, alle Not der unbequemen Wirklichkeit fühlen lassen. Deshalb kann und darf die Mutter in die Stelle der Frau treten."

Gretchen kam herein mit dem Umschlagetuch, das sie der Professorin darreichte.

„Ich will," sprach die Professorin, „ich will durchaus keinen raschen Entschluß, lieber Freund! — entscheiden Sie sich erst dann, wenn Sie sich alles recht reiflich überlegt. — Für heute kein Wort, es ist eine alte gute Regel, daß man jede Sache, ehe man sie entschließt, beschlafen müsse."

Damit verließ die Professorin das Glashaus und nahm Gretchen mit sich fort.

Die Professorin hatte ganz recht, noch niemals war dem Eugenius etwas von Heirat und Ehe in den Sinn gekommen, und eben nur deshalb hatte ihn der Antrag der Professorin bestürzt gemacht, weil plötzlich ein ganz neues Bild des Lebens ihm vor Augen zu stehen schien. Als er die Sache nun aber recht überlegte, so fand er nichts Herrlicheres, Wohlthuenderes, als daß die Kirche einen Bund segne, der ihm eine gute Mutter und die heiligen Rechte des Sohnes erworben.

Gern hätte er der alten Frau sogleich seinen Entschluß kund gethan; da sie ihm aber bis zum andern Morgen zu schweigen geboten, so mußte er wohl an sich halten, unerachtet sein Blick, sein ganzes Wesen, das ganz stilles, frommes Entzücken war, der Alten verraten mochte, was in seinem Innern vorging.

Als er nun sich aber anschickte, dem Rat der Professorin gemäß, die Sache zu beschlafen, gerade in dem Delirieren des Einschlummerns, ging ihm ein heller Schimmer, ein Traumbild auf, dessen Gestalten aus seinem Andenken sonst ganz entschwunden geschienen. Zu der Zeit, da er als Amanuensis des Professors Helms die Wohnung bei ihm genommen, kam öfters eine junge Großnichte ins Haus — ein ganz hübsches, artiges Mädchen — die aber seine Aufmerksamkeit so wenig erregte, daß er, als sie einige Zeit weggeblieben und es bald darauf hieß, sie werde zurückkommen und einen jungen Doktor am Orte heiraten, sich gar nicht mehr auf sie besinnen konnte. Als sie nun wirklich zurückkam, und ihre Hochzeit mit dem jungen Doktor gefeiert werden sollte, war der alte Helms krank und konnte das Zimmer nicht verlassen. Da sprach aber das fromme Kind, daß es gleich nach der Trauung mit dem Bräutigam ins Haus kommen und von dem ehrwürdigen Paar den Glück und Heil bringenden Segen erflehen wolle. — Nun geschah es, daß Eugenius gerade in dem Augenblick in das Zimmer trat, als das Brautpaar vor den Alten kniete.

Gar nicht jenes Mädchen, jene Großnichte, die er sonst so oft im Hause gesehen, ein ganz anderes, höheres Wesen schien ihm die engelschöne Braut. Sie war in weißen Atlas gekleidet. Eng umspannte das reiche Gewand den schlanken Leib und floß dann herab in breiten Falten. Durch kostbare Spitzen schimmerte der blendende Busen, das kastanienbraune, zierlich aufgeflochtene Haar schmückte reizend der bedeutsame Myrthenkranz. Eine süße fromme Begeisterung strahlte auf dem Antlitz der Holden, alle Anmut des Himmels schien über sie hingegossen. Der alte Helms schloß die Braut in seine

Arme, dann that die Professorin ein Gleiches und führte sie dem Bräutigam zu, der mit der Inbrunst des höchsten Entzückens das Engelskind stürmisch an seine Brust drückte.

Eugenius, den niemand bemerkte, um den sich niemand kümmerte, wußte nicht, wie ihm geschah. Eiskalt und dann glühendheiß fuhr es ihm durch alle Glieder, ein unnennbares Weh durchschnitt seine Brust, und doch dünkte ihm, es sei ihm nie wohler gewesen. — „Wie, wenn nun die Braut sich dir nahte, wenn du sie auch an deine Brust drücktest?“ — Dieser Gedanke, der ihn plötzlich traf wie ein elektrischer Schlag, schien ihm ein ungeheurer Frevel, aber die namenlose Angst, die ihn erdrücken wollte, war ja selbst die glühendste Sehnsucht, das dürstendste Verlangen, es möge sich das begeben, was sein ganzes Ich auflösen müßte in vernichtender Schmerzeslust.

Jetzt bemerkte ihn der Professor und sprach ihn an: „Nun, Herr Eugenius, da haben wir unser junges, glückliches Ehepaar — Sie mögen auch immer der Frau Doktorin Glück wünschen, das ist wohl ziemlich.“ — Eugenius war keines Wortes mächtig, doch die holde Braut nahte sich, reichte ihm mit der anmutigsten Freundlichkeit die Hand, die Eugenius, ohne zu wissen, was er that, an die Lippen drückte. Aber nun schwanden ihm auch die Sinne, er hielt sich mit Mühe aufrecht, er vernahm nichts davon, was die Braut zu ihm sprach, er fand sich erst wieder, als das junge Paar längst das Zimmer verlassen und der Professor Helms ihn ein wenig ausschalt wegen seiner unbegreiflichen Schüchternheit, in der er verstumme und wie ein lebloses Wesen erscheine ohne Teilnahme, ohne Empfindung. — Seltsam genug war es wohl, daß, nachdem Eugenius ein paar Tage durch und durch erschüttert, wie im Traum umhergegangen, die ganze Begebenheit in seinem Innern zerfloß zum wirren Traum. —

Die Gestalt der holden engelsschönen Braut, wie er sie damals in dem Zimmer des Professors Helms geschaut, war es nun, die ihm plötzlich in regem, glühenden Leben vor Augen stand, und alles namenlose Weh jenes Augenblicks preßte aufs neue seine Brust zusammen. Aber es schien ihm, als sei er selbst der Bräutigam, und die Schönste breite die Arme aus, daß er sie umfange und an seine Brust drücke. Und da er im Übermaß des höchsten Entzückens auf sie losstürzen wolle, fühle er sich festgekettet, und eine Stimme riefe ihm zu: Thor, was willst du beginnen, du gehörst nicht mehr dir selbst an, du hast deine Jugend verkauft, kein Frühling der Liebe

und Lust blüht dir mehr auf, denn in den Armen des eisigen Winters bist du erstarrt zum Greise. — Mit einem Schrei des Entsetzens erwachte er aus dem Traum, aber noch war es ihm, als sähe er die Braut, und hinter ihm stehe die Professorin und bemühe sich mit eiskalten Fingern ihm die Augen zuzudrücken, damit er die geschmückte schöne Braut nicht schauen möge. — „Hinweg," rief er, „hinweg, noch ist meine Jugend nicht verkauft, noch bin ich nicht erstarrt in den Armen des eisigen Winters!" — Mit der glühendsten Sehnsucht flammte ein tiefer Abscheu auf gegen die Verbindung mit der alten sechzigjährigen Professorsfrau. —

Eugenius mochte wohl am andern Morgen etwas verstört aussehen; die Professorin erkundigte sich sogleich nach seinem Befinden, bereitete ihm selbst, da er über Kopfweh und Mattigkeit klagte, einen stärkenden Trank und pflegte und hätschelte ihn wie ein verzärteltes krankes Kind.

Und, sprach Eugenius zu sich selbst, und all' diese mütterliche Liebe und Treue sollte ich lohnen mit dem schwärzesten Undank, in wahnsinniger Bethörtheit mich losreißen von ihr, von allen meinen Freuden, von meinem Leben? Und das eines Traumbildes halber, das nie für mich aufleben kann, das, vielleicht Verlockung des Satans, mich von schnöder Sinneslust Verblendeten stürzen sollte ins Verderben? — Giebt es da noch zu denken, zu überlegen? Fest, unwandelbar fest steht mein Entschluß! —

Noch an demselben Abend wurde die alte, beinahe sechzigjährige Professorin die Braut des jungen Herrn Eugenius, der zur Zeit noch zu den Studenten zu rechnen.

Zweites Kapitel.

Lebensansichten eines weltklugen Jünglings. Der Fluch des Lächerlichen. Der Zweikampf um der Braut willen. Verfehlte Nachtmusik und eingetroffene Hochzeit. Mimosa Pudica.

Eugenius war eben beschäftigt, einige Topfgewächse zu beschneiden, als Sever, der einzige Freund, mit dem er sparsamen Umgang pflegte, zu ihm hereintrat. — So wie aber Sever den in seine Arbeit vertieften Eugenius erblickte, blieb er festgewurzelt stehen und schlug dann eine übermäßige Lache auf.

Das hätte auch wohl ein anderer gethan, der weniger empfänglich für alles Bizarre, als der joviale, lebenslustige Sever.

Die alte Professorin hatte in aller herzlicher Gutmütigkeit dem Bräutigam die Garderobe des seligen Professors erschlossen und sogar geäußert, daß sie es gern sehen würde, wenn Eugenius, wolle er auch nicht eben in den altmodigen Kleidern über die Straße gehen, doch von den schönen bequemen Morgenanzügen Gebrauch mache.

Da stand nun Eugenius in dem weiten mächtigen Schlafrock des Professors, von indischem, mit den buntesten Blumen jeder Art besäeten Zeuge, eben eine solche hohe Mütze auf dem Kopf, auf deren Vorderseite gerade ein glühendes Lilium bulbiferum (Feuerlilie) prangte, und sah mit seinem Jünglingsgesicht in dieser Maske aus wie ein verzauberter Prinz.

„Gott behüte und bewahre," rief Sever, als er sich endlich von seinem Lachen erholt, „ich glaubte, es spuke hier, und der selige Professor wandle, aus dem Grabe erstanden, unter seinen Blumen, selbst ein artiges Staudengewächs mit den seltsamsten Blüten! — Sage, Eugenius, wie kamst du zu dieser Maskerade?"

Eugenius versicherte, daß er in diesem Anzuge gar nichts Seltsames finde. Die Professorin habe ihm in ihrem jetzigen Verhältnis erlaubt, des verstorbenen Professors Schlafröcke zu tragen, die bequem und noch dazu von solchem kostbaren Zeuge verfertigt wären, wie es kaum in der ganzen Welt mehr aufzutreiben. Alle Blumen und Kräuter wären nämlich auf das Genaueste der Natur abkonterfeit, und es gäbe in dem Nachlaß noch einige seltne Nachtmützen, die ein vollständiges Herbarium vivum ersetzten. Diese wolle er jedoch aus geziemender Ehrfurcht nur an besonderen Festtagen aufs Haupt setzen. Selbst der jetzige Anzug sei aber schon deshalb höchst merkwürdig und schön, weil der verstorbene Professor eigenhändig mit unauslöschbarer Tinte bei jeder Blume, bei jedem Kraut den richtigen Namen bemerkt, wie Sever sich durch näheres Beschauen des Schlafrocks und der Mütze überzeugen könne, so daß solch ein Schlafrock jedem wißbegierigen Lehrling zum herrlichen Studium dienen dürfte.

Sever nahm die Nachtmütze in die Hand, die ihm Eugenius darreichte, und las wirklich in feiner sauberer Schrift eine Menge Namen, z. B. Lilium bulbiferum, Pitcairnia angustifolia, Cynoglossum omphalodes, Daphne mezereum, Gloxinia maculata u. a. m. Sever wollte aufs neue ausbrechen in Lachen, doch plötzlich wurde er sehr ernst, schaute dem Freunde tief ins Auge und sprach:

„Eugenius! — Wär' es möglich — wär' es wahr? — Nein, es kann, es darf nichts anders sein, als ein possenhaftes albernes Gerücht, das der böse Leumund dir und der Professorin zum Hohn ausstreut! — Lache, Eugenius, lache recht derb, man sagt, du würdest die Alte heiraten?"

Eugenius erschrak ein wenig, dann versicherte er aber mit niedergeschlagenen Augen, daß allerdings wahr sei, was man spreche.

„So hat mich," rief Sever in vollem Eifer, „so hat mich das Schicksal zur rechten Stunde hergebracht, dich wegzureißen von dem verderblichen Abgrunde, an dessen Rande du stehst! — Sage, welch ein heilloser Wahnsinn hat dich ergriffen, daß du dein Selbst in der schönsten Zeit verkaufen willst für ein schnödes Handgeld?" — So wie es dem Sever zu geschehen pflegte bei solcher Gelegenheit, er sprudelte auf, erhitzte sich selbst immer mehr und mehr, bis er zuletzt Verwünschungen ausstieß gegen die Professorin — gegen Eugenius, und eben noch recht derbe Studentenflüche darauf setzen wollte, als Eugenius ihn endlich mit Mühe dahin brachte, still zu schweigen und ihn anzuhören. Eben Severs aufbrausende Hitze hatte dem Eugenius seine ganze Haltung wieder gegeben. Er setzte nun dem Sever mit Ruhe und Klarheit das ganze Verhältnis auseinander, verhehlte nicht, wie die ganze Sache sich von Haus aus gestaltet, und schloß endlich mit der Frage: welchen Zweifel er wohl hegen könne, daß die Verbindung mit der Professorin eben ganz unbedingt sein Lebensglück machen werde?

„Armer Freund," sprach Sever, der nun auch wieder ruhig geworden, „armer Freund, in welches dichte Netz von Mißverständnissen hast du dich versponnen! — Doch vielleicht gelingt es mir, die fest geschürzten Knoten zu lösen, und dann, erst aus den Banden gerettet, wirst du den Wert der Freiheit fühlen. — Du mußt fort von hier!" „Nimmermehr," rief Eugenius, „mein Entschluß steht fest. Du bist ein unseliger Weltling, wenn du zweifeln kannst an dem frommen Sinn, an der treuen Mutterliebe, womit die würdigste aller Frauen mich, der ich ewig ein unmündiges Kind, durch das Leben führen wird!"

„Höre," sprach Sever, „du nennst dich selbst ein unmündiges Kind, Eugenius! zum Teil bist du es wirklich, und dies giebt mir Welterfahrnen das Übergewicht, das mir sonst die Jahre nicht zugestehen würden, da ich nur wenig älter als du. Magst du es daher nicht voreilige Hofmeisterei nennen, wenn ich dich versichere, daß du von deinem Standpunkt aus gar nicht vermagst in der ganzen

Sache klar zu sehen. Glaube ja nicht, daß ich gegen die gute harmlose Absicht der Professorin den mindesten Zweifel hege, daß ich nicht überzeugt bin, sie will nur dein Glück, aber sie selbst, guter Eugenius, sie selbst ist in großem Irrtum befangen. Es ist eine alte richtige Bemerkung, daß die Weiber alles vermögen, nur nicht sich außer sich selbst heraus zu versetzen in die Seele des andern. Was sie selbst lebhaft empfinden, gilt ihnen für die Norm alles Empfindens überhaupt, und die eigene innere Gestaltung ist ihnen der Prototypus, nach dem sie das, was in des andern Brust verschlossen, beurteilen und richten. So wie ich die alte Professorin kenne in all' ihrem Thun und Wesen, muß ich denken, daß sie nie heftiger Leidenschaft fähig war, daß sie jenes Phlegma von jeher besaß, welches die Mädchen und Frauen lange hübsch erhält, denn in der That noch jetzt sieht die Alte für ihre Jahre glatt und glau genug aus. Daß der alte Helms das Phlegma selbst war, wissen wir beide, und kommt nun hinzu, daß beide nächst der frommen Einfachheit altvorderlicher Sitten eine recht herzliche Gemütlichkeit in sich trugen, so mußt' es eine recht glückliche, ruhige Ehe geben, in welcher der Mann niemals die Suppe tadelte, die Frau aber niemals die Studierstube zur Unzeit scheuern ließ. Dieses ewige Andante des ehelichen Duetts glaubt nun die Professorin mit dir in aller Gemächlichkeit fortspielen zu können, da sie dir Phlegma genug zutraut, um nicht plötzlich mit einem Allegro hinauszufahren in die Welt. Bleibt in dem botanischen Schlafrock nur alles fein still und ruhig, so ist es am Ende gleich, wer drinnen sitzt, der alte Professor Helms oder der junge Student Eugenius. O, es ist kein Zweifel, die Alte wird dich pflegen, dich hätscheln, ich bitte mich im voraus bei dir zu Gaste auf den herrlichsten Mokkakaffee, den je eine alte Frau bereitet, und sie wird es gern sehen, wenn ich mit dir eine Pfeife des feinsten Varinas rauche, die sie selbst gestopft, und die ich mit dem Fidibus anzünde, den sie aus zum Feuertode verdammten Kollektaneen des Seligen zugeschnitten und gekniffen. — Aber wenn nun mitten in diese Ruhe, die für mich wenigstens alle Trostlosigkeit einer menschenleeren Wüste hat, wenn nun in diese Ruhe plötzlich der Sturm des Lebens einbricht?" —

„Du meinst," unterbrach Eugenius den Freund, „wenn böse Zufälle sich ereignen — Krankheit" —

„Ich meine," fuhr Sever fort, „wenn durch diese Glasfenster einmal ein Paar Augen hineinblicken, von deren feurigem Strahl die

Kruste schmilzt, die dein Inneres überdeckt, und der Vulkan bricht los in verderblichen Flammen" —

„Ich verstehe dich nicht!" rief Eugenius.

„Und," sprach Sever weiter, ohne auf Eugenius zu achten, „und wider solche Strahlen schützt kein botanischer Schlafrock, er fällt in Lumpen herab vom Leibe, und wär' er von Asbest. — Und — abgesehen von dem, was sich in der Art Verderbliches ereignen kann, so lastet von Haus aus in diesem wahnsinnigen Bündnis der ärgste aller Flüche auf dir, der Fluch, vor dem auch die kleinste Blüte des Lebens erkrankt und abstirbt — es ist der Fluch des Lächerlichen." —

Eugenius verstand in seiner beinahe kindischen Unbefangenheit wirklich gar nicht recht, was der Freund sagen wollte; er war im Begriff, sich so viel möglich belehren zu lassen über die unbekannte Region, von der Sever schwatzte, als die Professorin hineintrat.

Über Severs Antlitz zuckten tausend ironische Fältchen, ein spitzes Wort schwebte ihm auf der Zunge. Doch als die Professorin mit aller gemütlichen Freundlichkeit, mit aller anmutigen Würde einer edlen Matrone auf ihn zutrat, als sie ihn mit wenigen herzlichen Worten, die aber recht aus dem Innersten strömten, bewillkommte als den Freund ihres Eugenius, da war weggetilgt alle Ironie, aller schadenfrohe Spott, und es war dem Sever im Augenblick, als gäbe es in der That Wesen und Verhältnisse im Leben, von denen der gemeine Weltsinn nichts wisse, nichts ahne.

Es sei hier gesagt, daß die Professorin beim ersten Anblick jeden seltsam wohlthuend ansprechen mußte, dessen Sinn nicht verschlossen für den Ausdruck wahrhafter Frömmigkeit und Treue, wie er aus Albrecht Dürer's Matronen spricht; denn einer solchen Matrone glich die Professorin ganz und gar. —

Also Sever verschluckte das spitze Wort, das ihm auf der Zunge schwebte, und selbst dann kam ihm der Spott nicht wieder, als die Professorin ihn wirklich einlud, da es gerade die Vesperzeit, mit Eugenius Kaffee zu trinken und Tabak zu rauchen. —

Sever dankte dem Himmel, als er wieder im Freien, denn die Gastlichkeit der alten Frau, der besondere Zauber der edelsten Frauenwürde, der über ihr ganzes Wesen verbreitet, hatte ihn so befangen, daß er in seiner tiefsten Überzeugung wankte. Ja, daß er wider seinen Willen glauben mußte, Eugenius könne in der That glücklich sein in dem widersinnigen Verhältnis mit der Alten, das war ihm beinahe unheimlich und grauenhaft. —

Doch! — wohl geschieht es im Leben, daß eine ausgesprochene böse Ahnung eintrifft im nächsten Moment, und so begab es sich denn auch, daß sich schon andern Tages etwas kund that von dem Fluch des Lächerlichen, dessen Sever erwähnt wie in feindlicher Verwünschung. —

Eugenius' seltsamer Bräutigamsstand war bekannt geworden und so konnte es nicht fehlen, daß, als er andern Morgens in das einzige Kollegium trat, das er noch besuchte, ihn alle mit lachenden Gesichtern anblickten. Ja noch mehr, als das Kollegium geendet, hatten die Studenten bis auf die Straße hinaus eine Doppelreihe gebildet, die der arme Eugenius durchwandern mußte, und nun scholl's überall: Gratulor, Herr Bräutigam — grüß' er das liebe süße Bräutlein — hm! ihm hängt wohl der Brauthimmel voll Geigen und Pfeifen u. s. w.

Dem Eugenius stieg aus allen Adern das Blut mächtig zu Kopf. — Schon auf die Straße gekommen, rief ihm ein roher Bursche aus der Reihe zu: Grüß' deine Braut, die alte — Er stieß ein garstiges Schimpfwort aus, aber in dem Augenblick erwachten auch alle Furien des Zorns und der Wut in Eugenius, mit geballter Faust schlug er seinem Widersacher ins Gesicht, daß er rücklings überstürzte. Er raffte sich auf und erhob gegen Eugenius den dicken Knotenstock, mehrere thaten ein Gleiches, da sprang aber der Senior der Landsmannschaft, zu der beide, Eugenius und der Bursche, der ihn beschimpft, gehörten, dazwischen und rief stark: Halt! — seid ihr Straßenbuben, daß ihr euch hier prügeln wollt auf offnem Markt? — Es geht euch den Teufel was an, ob Eugenius heiratet, und wer seine Braut ist. Seine Braut hat aber Marcell verunglimpft, hier in unser aller Gegenwart auf offner Straße, und zwar so plebejisch, daß er den Schimpf mit Schimpf rügen durfte und mußte auf der Stelle. Marcell weiß nun, was er zu thun hat; rührt sich aber jetzt einer, so hat er es mit mir zu thun. Der Senior nahm den Eugenius unter den Arm und geleitete ihn nach Hause. „Du bist," sprach er dann zu Eugenius, „du bist ein braver Junge, du konntest nicht anders handeln. Aber du lebst zu still, zu eingezogen, man sollte dich beinahe für einen Duckmäuser halten. Mit dem Schlagen wird es nun nichts sein; fehlt es dir auch nicht an Mut, so hast du doch keine Übung, und der Prahlhans Marcell ist einer unsrer besten geübtesten Schläger, der setzt dich auf die Erde beim dritten Stoß. Aber das soll nicht sein, ich schlage mich für dich, ich fechte deine

Sache aus; du kannst darauf bauen.“ Der Senior verließ den Eugenius, ohne seine Antwort abzuwarten.

„Siehst du wohl,“ sprach Sever, „siehst du wohl, wie meine Prophezeiungen schon jetzt sich zu bewähren beginnen?“

„O schweige,“ rief Eugenius, „das Blut kocht mir in den Adern, ich kenne mich selbst nicht mehr, mein ganzes Wesen ist zerrissen! — Gott im Himmel! — welcher böse Geist flammte aus mir heraus in diesem wilden Jähzorn! — Ich sage dir, Sever, hatte ich eine Mordwaffe in der Hand, niedergestoßen in dem Augenblick hätt' ich den Unglücklichen! — Aber auch nie hat diese Brust eine Ahnung gehegt, daß es in dem Bereich des Lebens eine Schmach geben könne der Art!“

„Nun,“ sprach Sever, „die bittern Erfahrungen treten ein.“

„Bleibe weg,“ fuhr Eugenius fort, „bleibe weg mit deiner gepriesenen Weltklugheit. Ich weiß es, Orkane giebt es, die plötzlich hineinbrechen und im Augenblick zerstören, was lange sorgliche Mühe schuf. — O mir ist es, als wenn meine schönsten Blumen zerknickt, tot vor meinen Füßen lägen.“

Ein Student forderte jetzt in Marcells Namen den Eugenius zum Zweikampf auf den andern Morgen. Eugenius versprach, zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu sein.

„Du, der du niemals ein Rappier in der Hand gehabt, du willst dich schlagen?“ so fragte Sever ganz erstaunt; Eugenius versicherte aber, daß keine Macht ihn abhalten werde, seine Sache selbst auszufechten, wie es sich gebühre, und daß Mut und Entschlossenheit das ersetzen würden, was ihm an Geschicklichkeit abginge. Sever stellte ihm vor, daß im Zweikampf auf den Stoß, wie er am Orte üblich, der Mutigste dem Geschickten unterliegen müsse. Eugenius blieb indessen standhaft bei seinem Entschluß, indem er hinzufügte, daß er im Stoßen vielleicht geübter sei, als man es glaube.

Da schloß ihn Sever freudig in die Arme, und rief: „Der Senior hat recht, du bist ein braver Junge durch und durch, aber in den Tod sollst du nicht gehen, ich bin dein Sekundant und werde dich schützen, wie ich es nur vermag.“ —

Leichenblässe lag auf Eugenius' Antlitz, als er auf den Kampfplatz trat, aber aus seinen Augen flammte ein düstres Feuer, und seine ganze Haltung war fester Mut, die Ruhe der Entschlossenheit selbst.

Nicht wenig erstaunte Sever und ebenso der Senior, als Eugenius sich gleich als ein ganz guter Fechter zeigte, dem sein Gegner beim ersten Gange durchaus nichts anhaben konnte. Beim zweiten Gange

traf den Marcell gleich ein geschickter Stoß in die Brust, daß er zusammenstürzte.

Eugenius sollte fliehen, aber nicht von der Stelle wollte er weichen, es möge über ihn ergehen, was es auch sei. Marcell, den man für tot gehalten, erholte sich wieder, und nun erst, da der Wundarzt erklärte, Rettung sei möglich, begab sich Eugenius mit Sever von dem Kampfplatz nach Hause. „Ich bitte dich," rief Sever, „ich bitte dich, Freund, hilf mir aus dem Traum, denn in der That, zu träumen glaub' ich, wenn ich dich betrachte. Anstatt des friedlichen Eugenius stehet ein gewaltiger Mensch vor mir, welcher stößet wie der vortrefflichste Senior, und ebensoviel Mut und Gelassenheit hat, als dieser." — „O mein Sever," erwiderte Eugenius, „gäbe der Himmel, du hättest recht, möchte alles nur ein böser Traum sein. Aber nein, der Strudel des Lebens hat mich erfaßt, und wer weiß, an welche Klippen mich die dunkle Macht schleudert, daß ich zum Tode wund, nicht mehr mich retten kann in mein Paradies, das ich unzugänglich glaubte den finstern wilden Geistern." —

„Und," fuhr Sever fort, „und diese finstern wilden Geister, die jedes Paradies zerstören, was sind die anders, als die Mißverständnisse, die uns um das Leben betrügen, das heiter und klar vor uns liegt? — Eugenius, ich beschwöre dich, laß ab von einem Entschluß, der dich verderben wird! — Ich sprach von dem Fluch des Lächerlichen, mehr und mehr wirst du ihn empfinden. Du bist brav, entschlossen, und es ist vorauszusehen, daß du, da nun einmal es unmöglich ist, das Lächerliche deines Verhältnisses mit der Alten zu vertilgen, dich wohl noch zwanzigmal schlagen wirst deiner Braut halber. Aber je mehr dein Mut, deine Treue sich bewähren mag, desto schärfer wird die Lauge werden, mit der man dich und deine Thaten übergießt. Aller Glanz deines studentischen Heldentums verbleicht in der absoluten Philisterei, die die alte Braut über dich bringen muß." —

Eugenius bat den Sever, von einer Sache zu schweigen, die unabänderlich in seinem Innern feststehe, und versicherte nur noch auf Befragen, daß er seine Fechtkunst lediglich dem verstorbenen Professor Helms verdanke, der als ein echter Student aus der älteren Zeit, ungemein auf diese Kunst und überhaupt auf das, was in studentischer Sprache „Komment" heißt, gehalten. Beinahe jeden Tages habe er, schon der Bewegung halber, sich ein Stündchen mit dem Alten herumrappieren müssen, woher ihm denn, ohne daß er jemals den Fechtboden besucht, hinlängliche Übung gekommen. —

Eugenius erfuhr von Gretchen, daß die Professorin ausgegangen und nicht zu Mittage, sondern erst am Abende nach Hause kommen werde, da sie gar vieles in der Stadt zu besorgen. Ihm fiel dieses deshalb ein wenig auf, weil es ganz aus der Gewohnheit, aus der Lebensweise der Professorin lag, das Haus auf so lange Zeit zu verlassen.

Vertieft in ein wichtiges botanisches Werk, das ihm eben erst zur Hand gekommen, saß Eugenius in dem Studierzimmer des Professor Helms, das nun das seine worden, und hatte in dem Augenblick alles Verhängnisvolle, das sich am Morgen begeben, beinahe vergessen. Die Dämmerung war schon eingebrochen, da hielt ein Wagen vor dem Hause, und bald darauf trat die Professorin in Eugenius' Zimmer. Er erstaunte nicht wenig, sie in dem vollen Staat zu sehen, den sie nur an hohen Festtagen anzulegen pflegte. Das schwere faltenreiche Kleid von schwarzem Moor, reichlich mit schönen Brabanter Spitzen besetzt, das kleine altertümliche Häubchen, das reiche Perlenhalsband, ebensolche Armbänder, der ganze Schmuck gab der hohen vollen Gestalt der Professorin ein gar herrliches, ehrfurchtgebietendes Ansehen.

Eugenius sprang auf von seinem Sitz, aber mit der ungewöhnlichen Erscheinung trat, selbst wußte er nicht wie, auch alles Unheil des Tages in seiner Seele hervor, und unwillkürlich aus der tiefsten Brust rief er: **O mein Gott!**

„Ich weiß,“ sprach die Professorin mit einem Ton, der in erkünstelter Ruhe nur zu sehr die tiefste Bewegung der Seele verriet, „ich weiß alles, was seit gestern vorgegangen, lieber Eugenius, ich kann, ich darf Sie nicht tadeln. — Mein Helms hat sich auch einmal meinethalber schlagen müssen, als ich seine Braut, ich hab' es erst erfahren, als wir schon zehn Jahre verheiratet, und mein Helms war ein ruhiger, gottesfürchtiger Jüngling, der gewiß niemandes Tod wollte. Aber es ist nicht anders, hab' ich auch niemals begreifen können, warum es nicht anders sein kann. Doch die Frau vermag ja manches nicht zu fassen, was sich auf jener dunkeln Kehrseite des Lebens begiebt, die ihr, will sie Weib sein, und des Weibes Ehre und Würde behaupten, fern, dunkel bleiben muß, und mit frommer Ergebung mag sie daran glauben, was der Mann von der Gefahr jener Klippen, die er, ein kühner Pilot, umschifft hat, erzählt, und nicht weiter forschen! — Noch von anderm ist hier aber die Rede. — Ach, so sollte man, — ist die Sinnenlust der Jugend vorüber, sind die grellen Bilder des Lebens verbleicht, — denn das Leben selbst

nicht mehr verstehen, sollte der Geist, ist er ganz zugewendet dem ewigen Licht, doch nicht das reine Blau des Himmels schauen können, ohne daß aus dem Pfuhl des Irdischen dunkle Wolken und Gewitter aufsteigen? — Ach! — als mein Helms sich um meinetwillen schlug, da war ich ein blühendes achtzehnjähriges Mädchen, man nannte mich schön — man beneidete ihn. — Und Sie — Sie schlagen sich für eine Matrone, für ein Verhältnis, das die leichtfertige Welt nicht zu fassen vermag, das nichtswürdige Gottlosigkeit mit frechem Spott begeifert. — Nein, das darf, das soll nicht sein! — Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, lieber Eugenius! wir müssen uns trennen!" —

„Nimmermehr," schrie Eugenius, indem er der Professorin zu Füßen stürzte und ihre Hände an seine Lippen drückte; „wie, meinen letzten Tropfen Blut sollt' ich nicht verspritzen für meine Mutter?" — Und nun beschwor er die Professorin unter den heißesten Thränen, zu halten, was sie versprochen, nämlich, daß der Segen der Kirche ihn weihen solle zu ihrem Sohn! — „Doch ich Unglückseliger," fuhr er dann plötzlich auf, „ist nicht alles zerstört, all' mein Hoffen, mein ganzes Lebensglück? Marcell ist vielleicht schon tot — in der nächsten Minute schleppt man mich vielleicht ins Gefängnis." —

„Sein Sie ruhig," sprach die Professorin, indem ein anmutiges Lächeln die Verklärung des Himmels auf ihrem Antlitz verbreitete, „sein Sie ruhig, mein lieber frommer Sohn! Marcell ist außer aller Gefahr, der Stoß ist so glücklich gegangen, daß durchaus gar keine edlen Teile verletzt sind. Mehrere Stunden habe ich bei unserm würdigen Rektor zugebracht. Er hat sich mit dem Senior Ihrer Landsmannschaft, mit dem Sekundanten, mit mehreren Studenten, die bei dem ganzen Vorfall zugegen waren, besprochen. — „Das ist keine gemeine alberne Rauferei," sprach der edle Greis, „Eugenius konnte die tiefe Schmach nicht anders rügen, und Marcell auch nicht anders handeln. Ich habe nichts erfahren und werde jeder Angeberei zu begegnen wissen." —

Eugenius schrie laut auf vor Wonne und Entzücken, und hingerissen von dem Moment, in dem der Himmel selbst durch seine schönsten Freuden den frommen Sinn des begeisterten Jünglings zu verherrlichen schien, gab die Professorin seinem Flehen nach, daß ihre Hochzeit in ganz kurzer Zeit gefeiert werden solle.

Am späten Abend, als den Morgen darauf die Trauung in möglichster Stille gefeiert werden sollte, ließ sich auf der Straße vor dem Hause der Professorin ein dumpfes Murmeln und leises Kichern ver-

nehmen. Es waren Studenten, die sich versammelten. Aufflammend in Grimm lief Eugenius nach seinem Rappier. Vor Schreck leichenblaß war die Professorin keines Wortes mächtig. Da sprach aber eine rauhe Stimme auf der Straße: Wollt ihr, so werde ich euch beistehn in dem saubern Ständchen, das ihr dem Brautpaar hier zu bringen im Sinn habt, aber morgen wird sich dann auch keiner weigern, mit mir ein Tänzchen zu machen, so lange als er sich auf den Beinen aufrecht erhalten kann! —

Die Studenten schlichen einer nach dem andern still fort. Eugenius aus dem Fenster blickend, erkannte im Laternenschimmer sehr deutlich den Marcell, der mitten auf dem Pflaster stand und nicht eher wich, bis der letzte der Versammelten den Ort verlassen.

„Ich weiß nicht,“ sprach die Professorin, als die paar alten Freunde des verstorbenen Helms, die der Trauung beigewohnt, fortgegangen waren, „ich weiß nicht, was unserm Gretchen ist, warum sie geweint hat, wie im trostlosesten Schmerz. Gewiß glaubt das arme Kind, wir würden uns nun weniger um sie kümmern. Nein! — mein Gretchen bleibt mein liebes Töchterlein!“ — So sprach die Professorin, und schloß Gretchen, die eben hereingetreten, in ihre Arme. „Ja,“ sprach Eugenius, „Gretchen ist unser gutes liebes Kind, und mit der Botanik wird's auch noch recht gut gehen.“ Damit zog er sie zu sich hin, und drückte, was er sonst bei Leibe nicht gethan, einen Kuß auf ihre Lippen. Aber wie leblos sank Gretchen in seinen Armen zusammen.

„Was,“ rief Eugenius, „was hast du, Gretchen? — Bist du denn eine kleine Mimosa*), daß du zusammenfährst, wenn man dich anrührt?“

„Das arme Kind ist gewiß krank, der feuchte kalte Dunst in der Kirche hat ihr nicht wohlgethan;“ so sprach die Professorin, indem sie der Kleinen die Stirne rieb mit stärkendem Wasser. Gretchen schlug die Augen auf mit einem tiefen Seufzer, und meinte, es sei ihr plötzlich gewesen, als bekäme sie einen Stich ins Herz hinein, aber nun wäre alles vorüber. —

---

*) Mimosa pudica — Sinnpflanze. Die vierfach gefingert gefiederten Blätter ziehen oder legen sich bei der geringsten Berührung zusammen.

Drittes Kapitel.

Stilles Familienleben. Der Ausflug in die Welt. Der Spanier Fermino Valles. Warnungen eines verständigen Freundes.

Auf den Glockenschlag fünf Uhr, wenn der letzte schöne Morgentraum von dem wohlerhaltenen Exemplar irgend einer seltnen Pflanze entflohen, verließ Eugenius sein Lager, fuhr in den botanischen Schlafrock des Professors und studierte, bis ein feines Glöcklein ertönte. Dies geschah Punkt sieben Uhr, und war ein Zeichen, daß die Professorin aufgestanden, sich angekleidet, und daß der Kaffee in ihrem Zimmer bereit stand. In dies Zimmer begab sich Eugenius, und ergriff, nachdem er zum Guten Morgen der Professorin die Hand geküßt, ganz nach der Art, wie wohl ein frommes Kind die Mutter begrüßt, die Pfeife, die schon gestopft auf dem Tische lag, und die er an dem Fidibus anzündete, den ihm Gretchen hinhielt. Unter freundlichem Gespräch wurd' es acht Uhr, dann stieg Eugenius hinab in den Garten oder in das Treibhaus, wie es nun eben Witterung und Jahreszeit gestattete, wo er sich mit botanischer Arbeit beschäftigte bis elf Uhr. Dann kleidete er sich an und stand Punkt zwölf Uhr an dem gedeckten Tisch, auf dem die Suppe dampfte. Die Professorin war dann gar höchlich erfreut, wenn Eugenius bemerkte, daß der Fisch die gehörige Würze, daß der Braten Saft und Kraft habe x. „Ganz,“ rief die Professorin, „ganz wie mein Helms, der meine Küche zu loben pflegte, wie selten ein Ehemann, dem es manchmal überall schmeckt, nur nicht im Hause! — Ja, lieber Eugenius, Sie haben ganz und gar das heitre gute Gemüt meines Seligen!“ — Nun folgte ein Zug nach dem andern aus dem stillen einfachen Leben des Verstorbenen, den die Professorin beinahe geschwätzig erzählte, und der den Eugenius, war ihm auch alles längst bekannt, doch wieder aufs neue rührte, und oft schloß sich das einfache Mahl der kleinen Familie damit, daß die letzten Tropfen Weins auf das Andenken des Professors getrunken wurden. Der Nachmittag glich dem Vormittage. Eugenius brachte ihn hin mit seinen Studien, bis um sechs Uhr abends die Familie sich wieder versammelte. Eugenius erteilte dann ein paar Stunden hindurch, in Gegenwart der Professorin, dem Gretchen Unterricht in dieser, jener Wissenschaft, dieser, jener Sprache. Um acht Uhr wurde gegessen, um zehn Uhr begab man sich zur Ruhe. So war ein Tag dem andern völlig gleich und nur der Sonntag machte eine Ausnahme. Eugenius ging dann

vormittags stattlich gekleidet in diesen, jenen Sonntagsrock des Professors, von zuweilen etwas seltsamer Farbe und noch seltsamerem Schnitt, mit der Professorin und Gretchen nach der Kirche, und nachmittags wurde, erlaubt' es die Witterung, eine Spazierfahrt nach einem nicht fern von der Stadt gelegenen Dörfchen gemacht.

So dauerte das klösterliche einfache Leben fort, aus dem sich Eugenius nicht hinaussehnte, in dem ihm sein ganzes Wirken und Sein eingeschlossen schien. Wohl mag aber zehrender Krankheitsstoff sich im Innern gebären, wenn der Geist, seinen eignen Organismus verkennend, im unseligen Mißverständnis den Bedingungen des Lebens widerstrebt. Krankheit zu nennen war nämlich die hypochondrische Selbstgenügsamkeit, zu der Eugenius' ganzes Treiben erstarrte, und die, immer mehr ihm seine unbefangene Heiterkeit raubend, ihn für alles, was außer seinem engen Kreise lag, kalt, schroff, scheu erscheinen ließ. Da er niemals, außer an den Sonntagen, in Gesellschaft seiner Gattin Mutter das Haus verließ, so kam er aus aller Berührung mit seinen Freunden; Besuche vermied er auf das sorglichste, und selbst Severs, seines alten treuen Freundes, Gegenwart beängstete ihn so sichtlich, daß dieser auch wegblieb.

„Es ist nun einmal so mit dir gekommen, du bist und mußt nun tot sein für uns. — Ein Erwachen würde dich erst recht töten!“ —

So sprach Sever, als er das letzte Mal den verlornen Freund verließ, dem es gar nicht einmal einfiel, darüber nachzudenken, was Sever mit jenen Worten wohl habe sagen wollen.

Die Spuren des geistigen Verkränkelns zeigten sich auch bald auf Eugenius' todbleichem Antlitz. Alles Jugendfeuer in den Augen war erloschen, er sprach die matte Sprache des Engbrüstigen, und sah man ihn in dem Ehrenkleide des verstorbenen Professors, so mußte man glauben, der Alte wolle den Jüngling hinaustreiben aus seinem Rock und selbst wieder hineinwachsen. Vergebens forschte die Professorin, ob der Jüngling, um den ihr bangte, sich körperlich krank fühle und des Arztes bedürfe; er versicherte indessen, daß er sich niemals wohler gefühlt. —

Eugenius saß eines Tages in der Gartenlaube, als die Professorin hineintrat, sich ihm gegenübersetzte und ihn stillschweigend betrachtete. Eugenius schien, in ein Buch vertieft, sie kaum zu bemerken.

„Das,“ begann endlich die Professorin, „das habe ich nicht gewollt, nicht gedacht, nicht geahnt!“

Eugenius fuhr, beinahe erschreckt durch den fremdartigen scharfen Ton, in dem die Professorin jene Worte sprach, von seinem Sitze auf.

„Eugenius," fuhr die Professorin sanfter und milder fort, „Eugenius, Sie entziehen sich der Welt ganz und gar, es ist Ihre Lebensweise, die Ihre Jugend verstört! Ich, meinen Sie, sollte nicht tadeln, daß Sie in klösterlicher Einsamkeit sich einschließen in das Haus, daß Sie ganz mir und der Wissenschaft leben, aber es ist dem nicht so. Fern sei von mir der Gedanke, daß Sie Ihre schönsten Jahre einem Verhältnis opfern sollten, das Sie mißverstehen, indem Sie dies Opfer bringen. Nein, Eugenius, hinaus sollen Sie in das Leben treten, das Ihrem frommen Sinn nie gefährlich werden kann."

Eugenius versicherte, daß er gegen alles, was außer dem kleinen Kreise, der seine einzige Heimat sei, liege, einen innern Abscheu hege, daß er sich wenigstens unter den Menschen beängstigt, unbehaglich fühlen werde, und daß er auch am Ende gar nicht wisse, wie er es anfangen solle, hinauszutreren aus seiner Einsamkeit.

Die Professorin, ihre gewohnte Freundlichkeit wieder gewinnend, sagte ihm nun, daß der Professor Helms ebenso wie er das einsame, ganz den Studien gewidmete Leben geliebt, daß er aber demunerachtet sehr oft und in seinen jüngern Jahren beinahe täglich ein gewisses Kaffeehaus besucht, in dem sich meistens Gelehrte, Schriftsteller, vorzüglich aber Fremde einzufinden pflegten. So sei er stets mit der Welt, mit dem Leben in Berührung geblieben, und oft habe er dort durch mancherlei Mitteilungen reichlich geerntet für seine Wissenschaft. Ein gleiches solle Eugenius thun.

Hätte die Professorin nicht darauf bestanden, schwerlich wäre Eugenius dazu gekommen, sich wirklich hinauszuwagen aus seiner Klause.

Das Kaffeehaus, dessen die Professorin gedachte, war in der That der Sammelplatz der schriftstellerischen Welt, und nebenher der Ort, den Fremde zu besuchen pflegten, so daß in den Abendstunden ein buntes Gewühl in den Sälen auf und abwogte.

Man kann denken, wie seltsam dem Klausner Eugenius zu Mute war, als er zum ersten Mal sich in diesem Gewühle befand. Doch fühlte er seine Beklommenheit weichen, als er gewahrte, daß niemand sich um ihn kümmerte. Immer unbefangener geworden, trieb er es bis zu der Keckheit, irgend eine Erfrischung bei einem müßig dastehenden Kellner zu bestellen, bis ins Tabakzimmer zu dringen, Platz zu nehmen in einer Ecke und den mannigfachen Ge-

sprächen zuhorchend, wirklich selbst seiner Lieblingsneigung gemäß eine Pfeife zu rauchen. Nun erst gewann er eine gewisse Haltung, und von dem lustigen lauten Treiben um ihn her auf ihm fremde Weise erregt, blies er, ganz fröhlich und guter Dinge, die blauen Wolken vor sich her.

Dicht neben ihm nahm ein Mann Platz, dessen Bildung und Anstand den Fremden verriet. Er stand in der Blüte des männlichen Alters, mehr klein als groß, war er sehr wohl gestaltet, jede seiner Bewegungen rasch und geschmeidig, sein Antlitz voll eigentümlichen Ausdrucks. — Es war ihm unmöglich, sich mit dem herbeigerufenen Kellner zu verständigen, je mehr er sich deshalb mühte, je mehr er in Hitze geriet und Zorn, desto wunderlicher wurde das Deutsch, das er herausstotterte. Endlich rief er auf Spanisch: Der Mensch tötet mich mit seiner Dummheit. Eugenius verstand das Spanische sehr gut und sprach es so ziemlich. Aller Blödigkeit entsagend, nahte er sich dem Fremden und erbot sich, den Dolmetscher zu machen. Der Fremde schaute ihn an mit durchbohrendem Blick. Dann versicherte er aber, indem eine anmutige Freundlichkeit in seinem Gesichte aufglänzte, daß er es für ein besonderes Glück halte, auf jemanden zu treffen, der seine Muttersprache rede, die so selten gesprochen werde, unerachtet sie wohl die herrlichste sei, die es gäbe. Er rühmte Eugens Aussprache und schloß damit, daß die Bekanntschaft, die er der Gunst des Zufalls verdanke, fester geknüpft werden müsse, welches nicht besser geschehen könne, als bei einem Glase des geistigen feurigen Weins, der auf dem vaterländischen Boden wachse.

Eugenius errötete über und über wie ein verschämtes Kind; als er indessen ein paar Gläser von dem Xeres getrunken, den der Fremde hatte bringen lassen, fühlte er mit der behaglichen Wärme, die sein Inneres durchströmte, eine ganz besondere Lust an des Fremden lebensheiterm Gespräch.

„Er möge," begann endlich der Fremde, nachdem er den Eugenius einen Augenblick stillschweigend betrachtet, „er möge es ihm nicht übel deuten, wenn er nun gestehe, daß bei dem ersten Blick er sich über sein Äußeres gar verwundert. Sein jugendliches Gesicht, seine ganze Bildung stehe nämlich mit seiner bis zum Bizarren altfränkischen Kleidung in solch wunderlichem Widerspruch, daß er ganz besondere Beweggründe vermuten müsse, die ihn nötigten, sich auf diese Weise zu verunstalten."

Eugenius errötete aufs neue, denn einen flüchtigen Blick auf

seinen zimmetfarbnen Ärmel mit den goldbesponnenen Knöpfen auf dem Aufschlag werfend, fühlte er selbst lebhaft, wie seltsam er abstechen müsse gegen alle, die im Saal befindlich, vorzüglich aber gegen den Fremden, der nach der letzten Mode schwarz gekleidet, mit der feinsten, blendend weißen Wäsche, mit dem Brustnadelbrillant die Eleganz selbst schien.

Ohne Eugens Antwort abzuwarten, fuhr der Fremde fort, „daß es durchaus außer seinem Charakter läge, jemanden seine Lebensverhältnisse abzufragen, indessen flöße ihm Eugenius ein solches hohes Interesse ein, daß er nicht umhin könne, ihm zu gestehen, wie er ihn für einen jungen, vom Unglück, von drückender Sorge verfolgten Gelehrten halte. Sein blasses, abgehärmtes Gesicht spräche dafür, und das altfränkische Kleid sei gewiß das Geschenk irgend eines alten Mäcens, das er in Ermangelung eines andern zu tragen gezwungen. Er könne und wolle helfen, er sehe ihn für seinen Landsmann an, und nur darum bitte er, alle engherzigen Rücksichten beiseite zu setzen und so offen zu sein, als er es gegen den innigsten, bewährtesten Freund sein würde."

Eugenius errötete zum dritten Mal, nun aber in dem bittern Gefühl, ja beinahe im Zorn über das Mißverständnis, das der unglückselige Rock des alten Helms vielleicht nicht bei dem Fremden allein, sondern bei allen Anwesenden veranlaßt. Eben dieser Zorn löste ihm aber Herz und Zunge. Er eröffnete dem Fremden sein ganzes Verhältnis, er sprach von der Professorin mit dem Enthusiasmus, den ihm die wahre kindliche Liebe zu der alten Frau einflößte, er versicherte, daß er der glücklichste Mensch sei auf Erden, daß er wünsche, seine jetzige Lage möge fortdauern, solange er lebe.

Der Fremde hatte sehr aufmerksam alles angehört; dann sprach er mit bedeutendem, scharfen Ton: „Ich lebte auch einmal einsam, viel einsamer als Sie, und glaubte in dieser Einsamkeit, die andere trostlos genannt hätten, daß das Schicksal keinen Anspruch mehr an mich habe. Da rauschten die Wogen des Lebens laut auf und mich ergriff ihr Strudel, der mich hinabzureißen drohte in den Abgrund. Doch bald hob ich, ein kühner Schwimmer, mich hoch empor und segle nun fröhlich und freudig daher auf silberheller Flut, und fürchte nicht mehr die hoffnungslose Tiefe, die das Spiel der Wellen verbirgt. Nur auf der Höhe versteht man das Leben, dessen erster Anspruch ist, daß man seine Lust genieße. Und auf den heitern, hellen Lebensgenuß wollen wir die Gläser leeren!"

Eugenius stieß an, ohne daß er den Fremden ganz verstanden. Seine Worte, in dem sonoren Spanisch gesprochen, klangen ihm wie fremde, aber recht ins Innere hineintönende Musik. Er fühlte sich zu dem Fremden hingezogen auf besondere Weise, selbst wußte er nicht warum.

Arm in Arm verließen die neuen Freunde das Kaffeehaus. In dem Augenblick, als sie auf der Straße sich trennten, kam Sever, der, als er Eugenius erblickte, voll Erstaunen stehen blieb.

„Sage," sprach Sever, „sage mir um des Himmels willen, was „hat das zu bedeuten? Du auf dem Kaffeehause? Du vertraulich „mit einem Fremden? — Und noch dazu siehst du ganz erregt, er= „hitzt aus, als hättest du ein Glas Wein zu viel getrunken!"

Eugenius erzählte wie alles gekommen, wie die Professorin darauf bestanden, daß er das Kaffeehaus besuchen solle, wie er dann die Bekanntschaft des Fremden gemacht.

„Was doch," rief Sever, „was doch die alte Professorin für „einen Scharfsinn hat fürs Leben! In der That, sie sieht ein, daß „der Vogel flügge geworden, und läßt ihn sich versuchen im Fliegen! — „O der klugen, weisen Frau!"

„Ich bitte dich," erwiderte Eugenius, „schweige von meiner „Mutter, die nichts will als mein Glück, meine Zufriedenheit, und „deren Güte ich eben die Bekanntschaft des herrlichen Mannes ver= „danke, der mich soeben verließ."

„Des herrlichen Mannes?" unterbrach Sever den Freund. „Nun, „was mich betrifft, ich traue dem Kerl nicht über den Weg. Er ist „übrigens ein Spanier und Sekretär des spanischen Grafen Angelo „Mora, der seit kurzem angekommen und das schöne Landhaus vor „der Stadt bezogen hat, das sonst, wie du weißt, dem bankerott ge= „wordenen Bankier Overdeen gehörte. — Doch, das wirst du schon „alles wissen von ihm selbst."

„Mit nichten," erwiderte Eugenius, „mir fiel es nicht ein, ihn „nach Stand und Namen zu fragen."

„Das ist, sprach Sever lachend weiter, das ist der wahre Welt= „bürgersinn, wackrer Eugenius! — Der Kerl heißt Fermino Valies „und ist ganz gewiß ein Spitzbube, denn so oft ich ihn sah, fiel mir „an ihm ein gewisses heimtückisches Wesen auf, und dann traf ich „ihn schon auf ganz besonderen Wegen. — Hüte dich — nimm dich „in acht, o mein frommer Professorssohn!"

„Nun merk' ich wohl, sprach Eugenius voller Unmut, daß du

„es darauf abgesehen hast, mich durch deine lieblosen Urteile zu „kränken, zu ärgern, aber du sollst mich nicht irre machen; die Stimme, „die in meinem Innern spricht, die ist es, der ich allein traue, der „ich allein folge.“

„Füge es, erwiderte Sever, füge es der Himmel, daß deine „innere Stimme kein falsches Orakel sein mag!“ — —

Eugenius vermochte erst selbst nicht zu begreifen, wie es geschehen können, daß er dem Spanier in den ersten Augenblicken der Bekanntschaft sein ganzes Innere erschlossen, und hatte er der Macht des Augenblicks die seltsame Aufregung zugeschrieben, in der er sich befunden, so mußte er nun, da das Bild des Fremden in seiner Seele unverwischt fest stand, es sich selbst gestehen, daß das Geheimnisvolle, ja Wunderbare, wie es in dem ganzen Wesen des Fremden sich kund that, mit wahrer Zauberkraft auf ihn gewirkt, und eben dieses Wesen schien ihm die Ursache des seltsamen Mißtrauens zu sein, das Sever wider den Spanier hegte.

Andern Tages, als Eugenius sich wieder auf dem Kaffeehause einfand, schien ihn der Fremde mit Ungeduld erwartet zu haben. Unrecht, meinte er, sei es gewesen, daß er gestern Eugenius' Vertrauen nicht erwidert und nicht auch von seinen Lebensverhältnissen zu ihm gesprochen. Er nenne sich Fermino Valies, sei Spanier von Geburt und zur Zeit Sekretär des spanischen Grafen Angelo Mora, den er in Augsburg getroffen und mit dem er hergekommen. Das alles habe er schon gestern von einem seiner Freunde, Namens Sever, erfahren, erwiderte Eugenius. Da flammte ein glühend Rot plötzlich auf des Spaniers Wangen und verschwand ebenso schnell. Dann sprach er mit stechendem Blick und beinahe bitter höhnendem Ton: „Nicht glauben konnt' ich, daß Leute, um die ich mich nie gekümmert, mir die Ehre erzeigen würden, mich zu kennen. Doch glaub' ich schwerlich, daß Ihr Freund Ihnen mehr über mich wird sagen können, als ich selbst.“ — Fermino Valies vertraute nun ohne Hehl seinem neuen Freunde, daß er, kaum der Knabenzeit entwachsen, verführt durch die boshafte Arglist mächtiger Verwandten, in ein Kloster gegangen und Gelübde gethan, gegen die sich später sein Innerstes empört. Ja, bedroht von der Gefahr, in immerwährender namenloser Marter hoffnungslos hinzusiechen, habe er dem Drange nicht widerstehen können, sich in Freiheit zu setzen, und sei, als die Gunst des Schicksals ihm eine Gelegenheit dazu dargeboten, entflohen aus dem Kloster. Lebendig, mit den glühendsten Farben, schilderte nun

Fermino das Leben in jenem strengen Orden, dessen Regel der erfinderische Wahnsinn des höchsten Fanatismus geschaffen, und um so greller stach dagegen das Bild ab, das er von seinem Leben in der Welt aufstellte, und das so reich und bunt war, wie man es nur bei einem geistvollen Abenteurer voraussetzen kann.

Eugenius fand sich wie von Zauberkreisen umfangen, er glaubte in dem magischen Spiegel des Traums eine ihm neue Welt voll glänzender Gestalten zu erblicken, und unbemerkt erfüllte seine Brust die Sehnsucht, selbst dieser Welt anzugehören. Er gewahrte, daß seine Verwunderung über manches, vorzüglich aber diese, jene Frage, die er unwillkürlich dazwischen warf, dem Spanier ein Lächeln entlockte, das ihm Schamröte ins Gesicht trieb. Ihm kam der niederschlagende Gedanke, daß er in Mannesjahren ein Kind geblieben!

Nicht fehlen konnte es, daß der Spanier mit jedem Tage mehr Herrschaft gewann über den unerfahrnen Eugenius. Sowie nur die gewöhnliche Stunde schlug, eilte Eugenius nach dem Kaffeehause und blieb länger und länger, da ihm, mochte er es sich selbst auch nicht gestehen, vor der Rückkehr aus heitrer Welt in die häusliche Einöde graute. Fermino wußte den kleinen Kreis, in dem er sich bis jetzt mit seinem neuen Freunde bewegt, geschickt zu erweitern. Er besuchte mit Eugenius das Theater, die öffentlichen Spaziergänge, und gewöhnlich endeten sie den Abend in irgend einer Restauration, wo hitzige Getränke die aufgeregte Stimmung, in der sich Eugenius befand, bald bis zur Ausgelassenheit steigerten. Spät in der Nacht kam er nach Hause, warf sich aufs Lager, nicht um wie sonst ruhig zu schlafen, sondern um sich hinzugeben verwirrten Träumen, die ihm oft Gebilde vorüberführten, vor denen er sich sonst entsetzt haben würde. — Matt und abgespannt, unfähig zu wissenschaftlicher Arbeit, fühlte er sich dann am Morgen, und erst wann die Stunde schlug, in der er den Spanier zu sehen gewohnt, kamen alle Geister des wildverstörten Lebens in ihm zurück, die unwiderstehlich ihn forttrieben.

Eben zu solcher Stunde, als Eugenius wieder forteilen wollte nach dem Kaffeehause, kuckte er, wie er zu thun gewohnt, in das Zimmer der Professorin, um flüchtig Abschied zu nehmen.

„Treten Sie herein, Eugenius, ich habe mit Ihnen zu reden!“ So rief ihm die Professorin entgegen, und in dem Ton, mit dem sie diese Worte sprach, lag so viel strenger, ganz ungewohnter Ernst, daß Eugenius festgebannt wurde von jäher Bestürzung.

Er trat ins Zimmer; nicht ertragen konnte er den Blick der Alten, in dem sich tiefer Verdruß mit niederbeugender Würde paarte.

Mit ruhiger Festigkeit hielt nun die Professorin dem Jüngling vor, wie er sich nach und nach zu einer Lebensart verlocken lassen, die alle Ehrbarkeit, alle gute Sitte und Ordnung verhöhne, und ihn über kurz oder lang ins Verderben stürzen werde.

Wohl mochte es sein, daß die Alte, die Bedingnisse des Jugendlebens zu sehr nach der Sitte älterer frömmerer Zeit abwägend, in ihrer langen und bisweilen zu heftig werdenden Strafpredigt das richtige Maß überschritt. So mußte es aber kommen, daß das Gefühl des Unrechts, das erst den Jüngling erfaßt hatte, unterging in dem bittern Unmut, den die immer mächtiger werdende Überzeugung, wie er sich doch niemals einem eigentlich sträflichen Hange überlassen, in ihm erregte. Wie es denn zu geschehen pflegt, daß der Vorwurf, der nicht ganz trifft ins Innerste hinein, von der Brust des Schuldigen wirkungslos abprallt.

Als die Professorin ihre Strafpredigt endlich schloß mit einem kalten, beinahe verächtlichen: „Doch! gehen Sie, thun Sie, was Sie wollen!“ da kam ihm der Gedanke, wie er in Mannesjahren ein Kind geblieben, mit erneuter Stärke zurück. — „Armseliger Schulknabe! wirst du nie der Zuchtrute entrinnen?“ — So sprach eine Stimme in seinem Innern! — Er rannte von dannen.

Viertes Kapitel.

Der Garten des Grafen Angelo Mora. Eugenius' Entzücken und Gretchens Schmerz. Die gefährliche Bekanntschaft.

Ein von dem tiefsten Unmut, von den widersprechendsten Gefühlen bestürmtes Gemüt verschließt gern sich in sich selbst, und so geschah es denn auch, daß Eugenius, als er schon vor dem Kaffeehause sich befand, statt hineinzutreten, sich schnell entfernte, unwillkürlich hinauslaufend ins Freie.

Er gelangte vor das breite Gitterthor eines Gartens, aus dem ihm balsamische Düfte entgegenströmten. Er schaute hinein und blieb im tiefsten Erstaunen festgewurzelt stehen.

Ein mächtiger Zauber schien die Bäume, die Gebüsche der entferntesten verschiedensten Zonen hieher versetzt zu haben, die im

buntesten Gemisch der seltsamsten Farben und Gestaltungen üppig prangten, wie dem heimatlichen Boden entsprossen. Die breiten Gänge, die den magischen Wald durchschnitten, faßten fremde Gewächse, Stauden ein, die Eugenius nur dem Namen, der Abbildung nach gekannt, und selbst Blumen, die er wohl gezogen im eignen Treibhause, erblickte er hier in einer Fülle und Vollendung, wie er sie nie geahnet. Durch den Mittelgang konnte er hinschauen bis zu einem großen runden Platz, in dessen Mitte aus einem Marmorbecken ein Triton Krystallstrahlen hoch in die Höhe spritzte. Silberpfauen stolzierten daher, Goldfasane badeten sich in dem Feuer der Abendsonne. — Nicht gar zu fern vom Thor blühte eine Datura fastuosa (schöner Stechapfel) mit ihren herrlich duftenden großen trichterförmigen Blumen, in solch glanzvoller Pracht, daß Eugenius mit Scham an die ärmliche Gestaltung dachte, die dasselbe Gewächs in seinem Garten zeigte. Es war das Lieblingsgewächs der Professorin, und allen Unmut vergessend, dachte Eugenius eben: Ach! — könnte die gute Mutter solch eine Datura in den Garten bekommen! — Da schwebten, wie von den Abendlüften getragen, süße Accorde eines unbekannten Instruments aus den fernen Zaubergebüschen, und leuchtend stiegen die wunderbaren Himmelstöne einer weiblichen Stimme empor. — Es war eine jener Melodien, die nur die Liebesbegeisterung des Südens aus der tiefsten Brust hervorzurufen vermag, es war eine spanische Romanze, die die Verborgene sang.

Aller süße namenlose Schmerz der innigsten Wehmut, alle Glut inbrünstiger Sehnsucht erfaßte den Jüngling, er geriet in eine Trunkenheit der Sinne, die ihm ein unbekanntes fernes Zauberland voll Traum und Ahnung erschloß. Er war auf die Kniee gesunken und hatte den Kopf fest angedrückt an die Stäbe des Gitters.

Tritte, die sich dem Gatterthor nahten, scheuchten ihn auf, und er entfernte sich schnell, um in seinem aufgeregten Zustande nicht von Fremden überrascht zu werden. —

Unerachtet die Dämmerung schon eingebrochen, fand Eugenius doch noch Gretchen im Garten mit den Pflanzen beschäftigt.

Ohne aufzublicken sprach sie mit leiser schüchterner Stimme: Guten Abend, Herr Eugenius! — „Was ist dir,“ rief Eugenius, dem des Mädchens seltsame Beklommenheit auffiel, „was ist dir, Gretchen? — Schau mich doch an!“

Gretchen blickte zu ihm auf, aber in dem Augenblick quollen ihr auch die hellen Thränen aus den Augen.

„Was ist dir, liebes Gretchen,“ wiederholte Eugenius, indem er des Mädchens Hand faßte. Aber da schien ein jäher Schmerz des Mädchens Inneres zu durchzucken. Alle Glieder bebten, die Brust flog auf und nieder, ihr Weinen brach aus in heftiges Schluchzen.

Ein wunderbares Gefühl, wohl mehr als Mitleid, durchdrang den Jüngling.

„Um des Himmels willen,“ sprach Eugenius in der schmerzlichsten Teilnahme, „um des Himmels willen, was hast du, was ist dir geschehen, mein liebes Gretchen? — Du bist krank, sehr krank! — Komm, setze dich, vertraue mir alles!“

Damit führte Eugenius das Mädchen auf eine Gartenbank, setzte sich zu ihr und wiederholte, indem er ihre Hand leise drückte: „Vertraue mir alles, mein liebes Gretchen!“

Dem Rosenschimmer des erwachten Morgens gleich, brach ein holdes Lächeln durch des Mädchens Thränen. Sie seufzte tief, der Schmerz schien gebrochen und das Gefühl unbeschreiblicher Lust, süßer Wehmut sie zu durchdringen.

„Ich bin,“ lispelte sie leise mit niedergeschlagenen Augen, „ich bin wohl ein dummes, einfältiges Ding, und es ist alles nur Einbildung, lauter Einbildung! — Und doch,“ rief sie dann stärker, indem ihr Thränen wieder aus den Augen stürzten, „und doch ist es so — doch ist es so!“

„So fasse,“ sprach Eugenius ganz bestürzt, „so fasse dich doch nur, liebes Gretchen, und erzähle, vertraue mir, was dir denn Böses geschehen, was dich so tief erschüttert hat.“

Endlich kam Gretchen zu Worten. Sie erzählte, wie in Eugenius' Abwesenheit ein fremder Mann plötzlich durch die Thüre, die sie zu verriegeln vergessen, in den Garten getreten und sehr eifrig nach ihm gefragt habe. Der Mann habe in seinem ganzen Wesen was Besonderes gehabt, sie aber mit solchen seltsamen, feurigen Augen angeblickt, daß ihr es ganz eiskalt durch alle Glieder gefahren sei und sie vor lauter Angst und Bangigkeit kaum ein Glied rühren können. Dann habe der Mann sich in ganz wunderlichen Worten, die sie, da er überhaupt gar kein rechtes Deutsch gesprochen, kaum verstanden, nach diesem, jenem erkundigt, und zuletzt gefragt — hier stockte Gretchen plötzlich, indem ihre Wangen Feuerlilien glichen. Als nun aber Eugenius in sie drang, alles, alles herauszusagen, erzählte sie weiter, daß der Fremde sie gefragt, ob sie nicht dem Herrn Eugenius recht gut sei. Recht aus der Seele habe sie erwidert: O ja, recht

von Herzen! Da sei der Fremde dicht an sie herangetreten und habe sie wieder mit jenem abscheulichen Blick ordentlich durchbohrt, so daß sie die Augen niederschlagen müssen. Noch mehr! recht frech und unverschämt habe der Fremde sie auf die Wangen geklopft, die ihr vor lauter Angst und Bangigkeit gebrannt, dabei gesagt: du niedliche hübsche Kleine, ja recht gut sein, recht gut sein! und dann so hämisch gelacht, daß ihr das Herz im Leibe gezittert. In dem Augenblick sei die Frau Professorin ans Fenster getreten, und der Fremde habe gefragt: ob das die Frau Gemahlin des Herrn Eugenius sei, und als sie erwidert: ja, es sei die Mutter, recht höhnisch gerufen: Ei, die schöne Frau! — Du bist wohl eifersüchtig, Kleine? — hierauf wieder so hämisch und arglistig gelacht, wie sie es nie von einem Menschen gehört, dann aber, nachdem er die Frau Professorin nochmals recht scharf ins Auge gefaßt, sich schnell aus dem Garten entfernt.

„Aber," sprach nun Eugenius, „aber in diesem allen, liebes Gretchen, finde ich noch gar nichts, das dich so tief, so gar schmerzlich hätte betrüben können."

„O Herr," brach Gretchen los, „o Herr des Himmels, wie oft hat die Mutter mir gesagt, daß Teufel in menschlicher Gestalt auf der Erde umherwandelten, die überall Unkraut unter den Weizen säeten, die den Guten allerlei verderbliche Schlingen legten! — O gütiger Gott! — der Fremde, er war der Teufel, der —"

Gretchen stockte. Eugenius hatte gleich gemerkt, daß der Fremde, der Gretchen im Garten überrascht, niemand anders gewesen sein konnte, als der Spanier Fermino Valies, und wußte nun recht gut, was Gretchen sagen wollte.

Nicht wenig darüber betreten, fragte er nun kleinmütig: ob er sich denn wirklich seit einiger Zeit in seinem Betragen geändert habe?

Da strömte alles heraus, was Gretchen in der Brust verschlossen. Sie hielt dem Jüngling vor, daß er jetzt im Hause stets trübe, in sich verschlossen, wortkarg, ja zuweilen so ernst und finster sei, daß sie es gar nicht wage, ihn anzureden. Daß er keinen Abend mehr sie seines Unterrichts würdige, der ihr ach so lieb, ja wohl das Beste gewesen, was sie auf der Welt gehabt. Daß er gar keine Freude mehr an den schönen Gewächsen und Blumen habe — ach! daß er gestern auf die so herrlich blühenden Balsaminen, die sie allein so sorgsam gezogen, auch nicht einen Blick geworfen, daß er überhaupt gar nicht mehr der liebe gute —

Ein Thränenstrom erstickte Gretchens Worte.

„Sei ruhig, laß keine thörichten Einbildungen in dir aufkommen, mein gutes Kind!“ — So wie Eugenius diese Worte sprach, fiel sein Blick auf Gretchen, die sich von der Bank, auf der sie gesessen, erhoben, und als zerstreuten sich plötzlich Zaubernebel, die ihn geblendet, gewahrte er nun erst, daß nicht ein Kind, daß eine sechzehnjährige Jungfrau in der höchsten Anmut des entfalteten Jugendreizes vor ihm stand. — In seltsamer Überraschung vermochte er nicht weiter zu reden. Endlich sich ermannend, sprach er leise: „Sei ruhig, mein gutes Gretchen, es wird noch alles anders werden,“ und schlich aus dem Garten ins Haus die Treppe hinauf.

Hatte Gretchens Schmerz, ihr Abscheu gegen den Fremden, des Jünglings Brust auf besondere Weise bewegt, so war eben deshalb sein Groll gegen die Professorin gestiegen, der er in seiner Bethörung allein Gretchens Gram und Leid zuschrieb.

Als er nun zur Professorin hineintrat, und diese ihn anreden wollte, unterbrach er sie mit den heftigsten Vorwürfen, daß sie dem jungen Mädchen allerlei abgeschmacktes Zeug in den Kopf gesetzt und über seinen Freund, den Spanier Fermino Valies, geurteilt habe, den sie gar nicht kenne und niemals kennen werde, da der Maßstab einer alten Professorsfrau zu klein sei für wahrhaft lebensgroße Gestaltungen.

„So weit ist es gekommen!“ rief die Professorin mit dem schmerzlichsten Ton, indem sie die Augen, die gefalteten Hände gen Himmel erhob.

„Ich weiß nicht,“ sprach Eugenius verdrießlich, „ich weiß nicht, was Sie damit meinen, aber mit mir ist es wenigstens noch nicht so weit gekommen, daß ich mit dem Teufel Gemeinschaft gemacht!“ —

„Ja,“ rief die Professorin mit erhöhter Stimme, „ja! in des Teufels Schlingen sind Sie, Eugenius! Schon hat der Böse Macht über Sie, schon streckt er seine Krallen aus, Sie hinabzureißen in den Pfuhl ewigen Verderbens! — Eugenius! lassen Sie ab von dem Teufel und seinen Werken, es ist Ihre Mutter, die Sie bittet, beschwört“ —

„Soll ich,“ unterbrach Eugenius die Professorin erbittert, „soll ich begraben sein in diesen öden Mauern? — soll ich freudenlos das kräftigste Leben des Jünglings hinopfern? — Sind die harmlosen Vergnügungen, die die Welt darbietet, Werke des Teufels?“

„Nein,“ rief die Professorin, indem sie ermattet in einen Stuhl sank, „nein, nein, aber! —“ In dem Augenblick trat Gretchen

herein, und fragte, ob die Professorin, ob Eugenius nicht zu Nacht essen wolle, alles sei bereit.

Sie setzten sich zu Tische, stumm und düster, keines Wortes mächtig vor den feindlichen Gedanken, die das Innere erfüllten. —

Am frühen Morgen erhielt Eugenius ein Billet von Fermino Valies des Inhalts:

Sie waren gestern am Gatterthor unsers Gartens. Warum traten Sie nicht hinein? Zu spät hat man Sie bemerkt, um Sie einzuladen. Nicht wahr, Sie haben ein kleines Eden für Botaniker geschaut? — Heute gegen Abend erwartet Sie an demselben Gatterthor

Ihr innigster Freund

Fermino Valies.

Nach dem Bericht der Köchin hatte das Billet ein furchtbarer, ganz schwarzer Mensch überbracht, wahrscheinlich ein mohrischer Diener des Grafen.

Eugenius fühlte sein ganzes Herz aufgehen bei dem Gedanken, daß er nun eintreten sollte in das Paradies voll herrlichen Zaubers. Er hörte die Himmelstöne, die den Gebüschen entstiegen, und seine Brust bebte vor Inbrunst und Verlangen. Zerronnen war aller Unmut in dem lusterfüllten Gemüt.

Bei Tische erzählte er, wo er gewesen und wie der Garten des Bankiers Overdeen vor dem Thore, den der Graf Angelo Mora besitze, sich ganz und gar verändert habe, und jetzt ein wahrer botanischer Zaubergarten sei. Gütig wolle ihn heute Abend sein Freund Fermino Valies hineinführen, und er werde nun alles mit leiblichen Augen in der Natur schauen, was er sonst nur aus Beschreibungen und Bildern gekannt. Weitläuftig sprach er nun über alle wunderbare, fernen Zonen entrückte Bäume und Büsche, nannte ihre Namen, gab sein tiefstes Erstaunen darüber zu erkennen, wie sie das heimatliche Klima hätten entbehren und hier aufgezogen werden können. Dazu kam er auf die Sträucher, auf die Stauden, auf die Gewächse, und versicherte, daß alles in diesem Garten ganz fremdartig und ungewöhnlich sei, daß er z. B. in seinem Leben keine solche Datura fastuosa gesehen, wie sie im Garten blühe. Der Graf müsse geheimnisvoller Zaubermittel mächtig sein, denn gar nicht zu begreifen wäre sonst, wie dies alles in der kurzen Zeit, während der Graf sich hier aufhalte, habe bewerkstelligt werden können. Dann sprach er von den Himmelstönen der weiblicher

Stimme, die den Gebüschen entschwebten, und erschöpfte sich in Schilderungen der Wonne, die er dabei gefühlt.

Eugenius bemerkte in seiner Freude, in seinem Entzücken nicht, daß er allein sprach, und daß die Professorin und Gretchen stumm und in sich gekehrt dasaßen.

Als er die Mahlzeit geendet, sprach die Professorin, indem sie sich von ihrem Sitze erhob, sehr ernst und gelassen: „Sie befinden „sich in einem sehr aufgeregten bedrohlichen Zustande, mein Sohn! „Der Garten, den Sie mit so vielem Eifer beschreiben und dessen „Wunder Sie bösen Zauberkräften des unbekannten Grafen zuschreiben, „hatte schon seit vielen, vielen Jahren dieselbe Gestalt, und diese „seltsame, ja, wie ich zugeben will, wunderbare Gestaltung ist das „Werk eines fremden kunstreichen Gärtners, der in Overdeens „Diensten stand. Ich war mit meinem lieben Helms ein paar Mal „dort, der meinte aber, es wäre ihm alles zu künstlich, und der „Zwang, den man der Natur angethan, um das Fremde, einander „Entgegengesetzte in abenteuerlicher Mischung zusammenzubringen, „beklemme ihm das Herz.“ —

Eugenius zählte die Minuten; endlich sank die Sonne, und er durfte sich auf den Weg machen.

„Die Pforte des Verderbens ist geöffnet, und der Diener steht bereit, das Opfer zu empfahen!“ So rief die Professorin im Schmerz und Zorn; Eugenius versicherte dagegen, daß er aus dem Ort des Verderbens gesund und unversehrt zurückzukommen hoffe.

Der Mensch, der das Billet von dem Fremden gebracht, habe ganz schwarz, ganz abscheulich ausgesehen, meinte Gretchen.

„Wohl gar,“ sprach Eugenius lächelnd, „wohl gar mag es Luzifer selbst, oder wenigstens sein erster Kammerdiener gewesen sein? Gretchen, Gretchen! fürchtest du dich noch vor dem Schornsteinfeger?“ Gretchen schlug errötend die Augen nieder, Eugenius entfernte sich schnell.

Vor lauter Bewunderung der botanischen Pracht und Herrlichkeit, die sich ihm in dem Garten des Grafen Angelo Mora aufthat, konnte Eugenius gar nicht zu sich selbst kommen.

„Nicht wahr,“ sprach Fermino Valies endlich, „nicht wahr, Eugenius, es giebt noch Schätze, die du nicht kanntest. Hier sieht es anders aus, als in deinem Professors Garten.“

Es ist zu bemerken, daß der enger geschlossene Bund die Benennung mit dem brüderlichen Du unter den Freunden herbeigeführt hatte. —

„O sprich,“ erwiderte Eugenius, „sprich nicht von dem armseligen öden Plätzchen, wo ich, einer kranken, mühsam vegetierenden Pflanze gleich, ein kümmerliches freudenloses Leben hingeschmachtet habe! — O diese Pracht — diese Gewächse, diese Blumen — Hier zu bleiben — hier zu wohnen!“ —

Fermino meinte, daß wenn Eugenius sich dem Grafen Angelo Mora nähern wolle, welches er (Fermino) sehr gern vermitteln werde, jener Wunsch leicht erfüllt werden könne, insofern es ihm möglich, sich von der Professorin wenigstens auf die Zeit zu trennen, während der Graf hier bliebe.

Doch,“ fuhr Fermino fort mit spöttelndem Tone, „doch das ist wohl nicht möglich. Wie sollte solch ein junger Ehemann, als du, mein Freund, nicht noch im Entzücken der Liebe schwärmen und sich nur einen Augenblick seine Seligkeit rauben lassen. — Ich habe gestern deine Frau gesehen. In der That für ihre hohen Jahre ein glaues muntres Weiblein. — Es ist doch erstaunlich, wie lange Amors Fackel in dem Herzen mancher Weiber zu brennen vermag. — Sage mir nur, wie dir bei den Umarmungen deiner Sara, deiner Ninon zu Mute wird? — Du weißt, wir Spanier sind von feuriger Einbildungskraft, und daher kann ich an dein Eheglück gar nicht denken ohne in Flammen zu geraten! — Du bist doch nicht eifersüchtig?“ —

Der spitze tötende Pfeil des Lächerlichen traf des Jünglings Brust. Er dachte an Severs Warnungen, er fühlte, daß, ließe er sich darauf ein, über sein eigentliches Verhältnis mit der Professorin zu sprechen, er den Spott des Spaniers nur noch mehr reizen würde. Aber aufs neue stand es auch klar vor seiner Seele, daß ein falscher, täuschender Traum ihn, den unerfahrnen Jüngling, um sein Leben betrogen. Er schwieg, doch die brennende Röte, die sein Gesicht überzog, mußte dem Spanier die Wirkung seiner Worte verraten.

„Schön,“ sprach Fermino Valies weiter, ohne des Freundes Antwort abzuwarten, „schön ist es hier und herrlich, es ist wahr, „aber nenne darum deinen Garten nicht öde und freudenleer. Eben „in deinem Garten fand ich gestern etwas, was alle Pflanzen, Gewächse, „Blumen auf dem ganzen Erdboden weit, weit übertrifft. — Du „weißt, daß ich nichts anders im Sinn haben kann, als das Engelsbild von Mädchen, die bei dir hauset. Wie alt ist die Kleine?“

„Sechzehn Jahre, glaub' ich,“ stotterte Eugenius.

„Sechzehn Jahre!“ wiederholte Fermino, „sechzehn Jahre! —

„hier zu Lande das schönste Alter! — In der That, als ich das „Mädchen sah, wurde mir manches klar, mein lieber Eugenius. „Euer kleiner Haushalt ist wohl recht idyllisch, alles friedlich und „freundlich, die gute Alte ist zufrieden, wenn Männlein bei guter „Laune bleibt — sechzehn Jahre? — Ob das Mädchen wohl noch „unschuldig sein mag?" —

Alles Blut gärte in Eugenius auf bei dieser frechen Frage des Spaniers.

„Sündlicher Frevel," fuhr er den Spanier zornig an, „sündlicher „Frevel ist deine Frage; Schmutz, der den himmelsklaren Spiegel, dem „des Mädchens reines Gemüt gleicht, nicht zu beflecken vermag."

„Nun nun," sprach Fermino, indem er dem Jüngling einen heimtückischen Blick zuwarf, „nun nun, ereifre dich nur nicht, mein „junger Freund! der reinste klarste Spiegel nimmt die Bilder des „Lebens auch am lebendigsten auf, und diese Bilder — doch ich merke, „daß du nicht gern von der Kleinen hören magst, und schweige daher."

In der That malte sich auf Eugenius' Gesicht bittrer Unmut, der ihn ganz verstörte. Ja, unheimlich wurde ihm dieser Fermino, und aus dem tiefsten Grunde seines Innersten wollte der Gedanke hervorkeimen, daß Gretchen, das ahnende Kind, wohl recht haben könne, wenn ihr dieser Fermino als ein satanisches Prinzip erschienen.

In diesem Augenblick ließen sich wie Meereswogen anschwellende Accorde aus dem Gebüsch hören, und jene Stimme ertönte, die gestern alles Entzücken der süßesten Wehmut in des Jünglings Brust entzündet.

„O Herr des Himmels!" rief der Jüngling, indem er erstarrt stehen blieb.

„Was ist es?" fragte Fermino; aber Eugenius gab keine Antwort, sondern horchte dem Gesange zu, ganz verloren in Wonne und Lust.

Fermino schaute ihn an, mit Blicken, die in sein Innerstes dringen zu wollen schienen.

Als der Gesang endlich schwieg, seufzte Eugenius tief auf, und als könne nun erst alle süße Wehmut der gepreßten Brust entsteigen, traten ihm helle Thränen in die Augen.

„Dich scheint," sprach Fermino lächelnd, „dich scheint der Gesang sehr zu ergreifen!"

„Woher," rief Eugenius begeistert, „woher diese Töne des Himmels? — Keiner Sterblichen Brust kann ihre Heimat sein."

„Doch," sprach Fermino weiter, „doch! — Es ist Gräfin Gabriela, die Tochter meines Herrn, welche nach Landessitte Romanzen singend und sich auf der Guitarre begleitend, durch des Gartens Gänge lustwandelt."

Ganz unvermutet trat Gräfin Gabriela, die Guitarre im Arm aus dem dunklen Gebüsch, so, daß sie plötzlich dicht vor Eugenius stand.

Es ist zu sagen, daß Gräfin Gabriela in jedem Betracht schön zu nennen war. Der üppige Bau ihres Körpers, der siegende Feuerblick ihrer großen schwarzen Augen, die hohe Anmut ihres Wesens, der volle sonore Silberklang der tiefen Stimme, alles dieses verriet, daß sie unter heiterm südlichen Himmel geboren.

Gefährlich mögen solche Reize sein, aber noch gefährlicher für den lebensunerfahrnen Jüngling ist jener unbeschreibliche Ausdruck im Antlitz, im ganzen Wesen, der auf schon erwachte, im Innern mächtig flammende Liebesglut deutet. Zu diesem Ausdruck gesellt sich denn noch jene geheimnisvolle Kunst, vermöge der das in Lieb' entflammte Weib ihren Anzug, ihren Schmuck so zu wählen, zu ordnen vermag, daß ein harmonisches Ganze jeden Reiz des Einzelnen noch blendender hervorleuchten läßt.

War nun in dieser Hinsicht Gräfin Gabriela die Göttin der Liebe selbst, so mußt' es wohl geschehen, daß ihre Erscheinung den schon durch den Gesang aufgeregten Eugenius traf, wie ein zündender Blitz.

Fermino stellte den Jüngling der Gräfin vor als einen neuerworbnen Freund, der das Spanische vollkommen verstehe und spreche, und dabei ein vortrefflicher Botaniker sei, weshalb ihm hier der Garten ungemeines Vergnügen gewähre.

Eugenius stammelte einige unverständliche Worte, während die Gräfin und Fermino bedeutende Blicke wechselten. Gabriela faßte den Jüngling scharf ins Auge, dem zu Mute war, als müsse er hinsinken in den Staub.

Da gab die Gräfin ihre Guitarre dem Fermino, und hing sich in des Jünglings Arm, indem sie mit holder Anmut erklärte, daß sie auch ein wenig von der Botanik verstehe, über manches wunderbare Gesträuch aber gern belehrt sein wolle, und daher darauf bestehen müsse, daß Eugenius nochmals den Garten durchwandle.

Bebend vor süßer Angst wandelte der Jüngling mit der Gräfin fort, aber freier wurde seine Brust, als die Gräfin nach dieser, jener seltsamen Pflanze fragte, und er sich in wissenschaftlichen Erklärungen ergießen konnte. Er fühlte den süßen Hauch der Gräfin an seiner

Wange spielen; die electrische Wärme, die sein Inneres durchdrang, erfüllte ihn mit namenloser Lust, er kannte sich selbst nicht mehr in der Begeisterung, die ihn plötzlich umgeschaffen zu einem ganz andern Wesen.

Immer dichter, immer schwärzer wurden die Schleier, in die der Abend Wald und Flur hüllte. Fermino erinnerte, daß es Zeit sein werde, den Grafen in seinen Zimmern aufzusuchen. — Eugenius, ganz außer sich selbst, drückte der Gräfin Hand stürmisch an die Lippen und schritt dann fort, wie durch die Lüfte getragen, im Gefühl einer Seligkeit, die seine Brust noch nicht gekannt.

Fünftes Kapitel.

Das Traumbild. Ferminos verhängnisvolle Geschenke. Trost und Hoffnung.

Man kann denken, daß der Aufruhr im Innern keinen Schlaf in Eugenius' Augen kommen ließ. Als er endlich, der Morgen war schon angebrochen, in jenen Schlummer fiel, der mehr ein Zustand der Betäubung zwischen Wachen und Schlafen zu nennen, als wirklicher Schlaf, da trat ihm in vollem blendenden Glanz der höchsten Anmut, wie damals geschmückt, aufs neue das Bild jener Braut entgegen, die er schon einmal im Traum gesehen, und mit verdoppelter Stärke erneute sich der fürchterliche Kampf im Innern, den er damals gekämpft.

„Wie," sprach das Bild mit süßer Stimme, „wie, du wähnst dich fern von mir? — du zweifelst, daß ich dein bin? — du glaubst, daß das Glück deiner Liebe verloren ist? — Schau doch nur auf! Geschmückt mit duftenden Rosen, mit blühenden Myrten ist die Brautkammer! — Komm, mein Geliebter, mein süßer Bräutigam! Komm an meine Brust!" —

Flüchtig wie ein Hauch glitten Gretchens Züge über das Traumbild hin, doch als es näher trat, beide Arme ausbreitend, den Jüngling zu umfangen, da war es Gräfin Gabriela.

In der Raserei wildflammender Liebesglut wollte Eugenius das Himmelskind umfassen, da bannte ihn ein eisiger Starrkrampf fest, so daß er regungslos blieb, als das Traumbild immer mehr und mehr erblaßte, ängstliche Todesseufzer ausstoßend.

Mühsam entwand sich der Brust des Jünglings ein Schrei des Entsetzens.

„Herr Eugenius, Herr Eugenius! erwachen Sie doch nur, Sie räumen ja so ängstlich!“ —

So rief eine laute Stimme. Eugenius fuhr auf aus dem räumerischen Zustand, die helle Sonne schien ihm ins Gesicht. Es var die Hausmagd, die gerufen und die ihm nun sagte, daß der remde spanische Herr schon dagewesen und mit der Frau Professorin zesprochen, die sich unten im Garten befinde und über den ungewöhnich langen Schlaf des Herrn Eugenius sehr besorgt gewesen, da ie eine Kränklichkeit vermutet. Der Kaffee stehe im Garten bereit.

Eugenius kleidete sich schnell an, und eilte hinab, die aufgeregte Stimmung, in die ihn der verhängnisvolle Traum gesetzt, mit aller Gewalt bekämpfend. —

Nicht wenig verwundert war Eugenius, als er die Professorin m Garten antraf, wie sie vor einer wunderbar herrlichen Datura fastuosa stand, und hingebeugt über die großen trichterförmigen Blumen den süßen Geruch wohlgefällig einzog.

„Ei,“ rief sie dem Eugenius entgegen, „ei, Sie Langschläfer! — Wissen Sie wohl, daß Ihr fremder Freund schon hier gewesen ist, und Sie zu sprechen verlangt hat? — Nun, am Ende habe ich wohl em fremden Herrn unrecht gethan, und auf meine böse Ahnungen u viel gegeben! — Denken Sie nur, lieber Eugenius, diese herrliche Datura fastuosa hat er aus dem Garten des Grafen herschaffen assen, weil er von Ihnen gehört, daß ich diese Blume sehr liebe. — Also haben Sie doch in Ihrem Paradiese der Mutter gedacht, lieber Eugenius! — Die schöne Datura soll auch recht gepflegt werden.“ —

Eugenius wußte nicht recht, was er von Ferminos Beginnen enken sollte. Er mochte beinahe glauben, daß Fermino durch die Aufmerksamkeit, die er bewiesen, den unverdienten Spott habe gut nachen wollen, den er sich über ein Verhältnis erlaubt, das er nicht annte. —

Die Professorin sagte ihm jetzt, daß der Fremde ihn auf heute Abend wieder in den Garten geladen. Die hohe Gutmütigkeit, die ch heute in dem ganzen Wesen der Professorin aussprach, wirkte wie ein heilender Balsam auf des Jünglings wundes zerrissenes Gemüt. Es war ihm, als sei sein Gefühl für die Gräfin von solch oher Art, daß es nichts gemein haben könne mit den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens. Liebe, die sich auf irdischen Genuß bezieht, mochte er daher jenes Gefühl gar nicht nennen, ja er fand dies Gefühl entweiht durch den leisesten Gedanken an sinnliche Lust, uner-

achtet ihn der verhängnisvolle Traum eines andern hätte belehren sollen. So kam es aber, daß er, wie es lange nicht geschehen, sich heiter und froh zeigte, und die Alte war in diesem Augenblick viel zu unbefangen, um die seltsame Spannung zu bemerken, die sich in jener Heiterkeit aussprach.

Nur Gretchen, das ahnende Kind, blieb dabei, daß der Herr Eugenius ganz ein anderer worden, als die Professorin meinte, daß er wieder zurückgekommen von seinem sonderbaren Wesen.

„Ach," sprach die Kleine, „ach, er ist uns nicht mehr so gut als sonst, und stellt sich nur so freundlich, damit wir nicht nach dem fragen sollen, was er uns verschweigen will." —

Eugenius fand seinen Freund in einem Zimmer des großen Gewächshauses mit dem Filtrieren verschiedener Flüssigkeiten beschäftigt, die er dann einfüllte in Phiolen.

„Ich arbeite," rief er dem Jüngling entgegen, „ich arbeite in deinem Fache, wiewohl auf andere Weise, als du es wohl jemals gethan haben magst!" —

Er erklärte nun, wie er sich auf die geheimnisvolle Bereitung gewisser Substanzen verstehe, die das Wachstum, vorzüglich aber die Schönheit der Gewächse, Sträucher, Pflanzen &c. beförderten, woher es denn komme, daß in dem Garten alles so wunderbar herrlich emporkeime und gedeihe. Darauf schloß Fermino einen kleinen Schrank auf, in dem Eugenius eine Menge Phiolen und kleine Schächtelchen erblickte.

„Hier," sprach Fermino, „hier erblickst du eine ganze Sammlung der seltensten Geheimnisse, deren Wirkung ganz fabelhaft zu sein scheint."

Bald war es ein Saft, bald ein Pulver, das in das Erdreich oder in das Wasser gemischt, die Farbe, den Duft dieser, jener Blume, den Glanz dieses, jenes Gewächses herrlicher und schöner machen sollte.

„Lasse, (so sprach Fermino weiter) lasse zum Beispiel ein paar „Tropfen von diesem Saft in das Wasser fallen, womit du die Rosa „**centifolia** aus einer Gießkanne dem sanften Regen gleich ansprengst, „und du wirst über die Pracht erstaunen, mit der die Knospen sich „entfalten. Noch wunderbarer scheint aber die Wirkung dieses staubähnlichen Pulvers. In den Kelch einer Blume gestreut, mischt „es sich mit dem Blumenstaub, und erhöht den Duft, ohne ihn in „seiner Natur zu ändern. Bei manchen Blumen, wie zum Beispiel „bei der **Datura fastuosa**, ist dies Pulver vorzüglich anwendbar, „nur erfordert der Gebrauch desselben eine vorzügliche Behutsamkeit

„Eine halbe Messerspitze genügt; die ganze, ja auch nur die halbe „Quantität des in dieser Phiole verschlossenen Pulvers würde aber „den stärksten Menschen augenblicklich töten, und zwar mit allen „Zeichen des Nervenschlages, so daß an eine Spur der Vergiftung „gar nicht zu denken. — Nehmen Sie, Eugenius, ich mache Ihnen „mit diesem geheimnisvollen Pulver ein Geschenk. Die Versuche, die „Sie damit anstellen möchten, werden nicht mißlingen, doch sein Sie „behutsam, und denken Sie daran, was ich Ihnen von der tötenden „Kraft dieses unbedeutend scheinenden farb- und duftlosen Staubes „gesagt habe."

Damit reichte Fermino dem Eugenius eine kleine blaue verschlossene Phiole hin, die dieser, die Gräfin Gabriela im Garten gewahrend, gedankenlos einsteckte. —

Es genügt zu sagen, daß die Gräfin, ein Weib ganz Liebe und Lust, in ihrem innersten Wesen die Kunst jener höheren Koketterie tragend, die nur die Ahnung des Genusses gewährt, und so den unlöschbaren Durst der inbrünstigsten Sehnsucht in der Brust zu wecken und zu erhalten weiß, durch ihr folgerechtes Betragen den Jüngling in immer stärkerer, immer verzehrenderer Liebesglut entflammte. Nur die Stunden, die Augenblicke, wenn er Gabriela sah, galten ihm für das Leben, sein Haus schien ihm ein finsteres ödes Gefängnis, die Professorin der böse Geist kindischer Bethörung, der ihn hineingebannt. Er bemerkte nicht den tiefen stillen Gram, der die Professorin verzehrte, nicht die Thränen, die Gretchen vergoß, wenn er sie kaum eines Blickes würdigte, für kein freundliches Wort eine Antwort hatte. —

So waren einige Wochen vergangen, als Fermino sich an einem Morgen bei Eugenius einstellte. Es lag etwas Gespanntes in seinem ganzen Wesen, das auf irgend ein ungewöhnliches Ereignis zu deuten schien.

Nach einigen gleichgültigen Worten faßte er den Jüngling scharf ins Auge, und sprach mit seltsam schneidendem Ton: Eugenius — du liebst die Gräfin und ihr Besitz ist all' dein Sehnen und Trachten. —

„Unglücklicher!" rief Eugenius ganz außer sich, „Unglücklicher! mit tötender Hand greifst du in meine Brust und vernichtest mein Paradies! — Was sage ich! — Nein! du störst den Wahnsinnigen auf aus dem Traum seiner Bethörung! — Ich liebe Gabriela — ich liebe sie, wie wohl noch kein Mensch hienieden geliebt haben mag —

aber diese Liebe führt mich zum trostlosen Verderben!" — „Das sehe ich nicht ein," sprach mit Kälte Fermino.

„Sie besitzen," fuhr Eugenius fort, „sie besitzen! — Ha! der armselige Bettler soll trachten nach dem schönsten Edelstein des reichen Perus! — Ein in dem kleinlichen Elend eines mißverstandenen Lebens verlorener Unglücklicher, der nichts behielt als die, der inbrünstigsten Sehnsucht und der trostlosen Verzweiflung offene Brust, und sie — sie — Gabriela!" —

„Ich," sprach Fermino weiter, „ich weiß nicht, Eugenius, ob nur deine freilich miserabeln Verhältnisse dich so kleinmütig machen. Ein liebendes Herz darf stolz und keck nach dem Höchsten streben." —

„Wecke," unterbrach Eugenius den Freund, „wecke nicht trügerische Hoffnungen, die mein Elend nur noch vergrößern könnten."

„Hm," erwiderte Fermino, „ich weiß doch nicht, ob das trügerische Hoffnung, ob das trostloses Elend zu nennen, wenn man mit der höchsten Inbrunst, die nur in des Weibes Brust zu glühen vermag, wiedergeliebt wird."

Eugenius wollte auffahren. „Still!" rief Fermino, „mache dir Luft in allerlei Exklamationen, wenn ich ausgeredet und mich entfernt haben werde, aber jetzt höre mich ruhig an."

„Es ist," sprach nun Fermino weiter, „es ist nur zu gewiß, „daß Gräfin Gabriela dich liebt, und zwar mit all' dem zerstörenden „Feuer, das in der Brust der Spanierin flammt. Sie lebt nur in „dir, ihr ganzes Wesen gehört nur dir an. So bist du aber kein „armseliger Bettler, kein in dem kleinlichen Elend des mißverstandenen „Lebens Verlorener; nein, in Gabrielas Liebe bist du unendlich reich, „du stehst an den goldnen Pforten eines glanzvollen Edens, das sich „dir erschlossen. Glaube ja nicht, daß dein Stand deiner Verbindung „mit der Gräfin entgegen sein würde. Es giebt gewisse Verhältnisse, „die den stolzen spanischen Grafen wohl seinen hohen Stand vergessen „und es ihn selbst auf das Eifrigste wünschen lassen würden, dich „als seinen Eidam aufzunehmen. Ich, mein lieber Eugenius, wäre „nun derjenige, der jene Verhältnisse zur Sprache bringen müßte, „und ich könnte dir schon jetzt, um dem Verdacht der unfreundschaftlichen Geheimniskrämerei zu entgehen, manches darüber sagen, doch „besser ist es, ich schweige zur Zeit. — Und um so mehr scheint dies „besser, als eben jetzt ein sehr düsteres schwarzes Gewölk an dem „Himmel deiner Liebe heraufgezogen ist. — Du kannst denken, daß „ich der Gräfin sorglich deine Verhältnisse verschwiegen habe, und ganz

„unerklärlich ist es mir, wie die Gräfin es erfahren konnte, daß du „vermählt bist, und zwar mit einer mehr als sechzigjährigen Frau. „Sie hat mir ihr ganzes Herz ausgeschüttet, sie ist ganz aufgelöst „in Schmerz und Verzweiflung. Bald verflucht sie den Augenblick, „als sie dich zum ersten Male sah, verflucht dich selbst; bald nennt „sie dich wieder mit den zärtlichsten Namen, und klagt sich selbst, „den Wahnsinn ihrer Liebe an. Sie will dich nie mehr sehen, das „hat sie —"

„Heiliger Gott," schrie Eugenius, „giebt es für mich einen gräß„licheren Tod?"

„Das hat," fuhr Fermino schalkisch lächelnd fort, „das hat sie „beschlossen in den ersten Augenblicken der Liebesraserei. Doch sollst „du, wie ich hoffe, Gräfin Gabriela noch heute zur Mitternachts„stunde sehen. Zu dieser Zeit brechen die Blüten der großblumigten „Fackeldistel in unserm Gewächshause auf, die, wie du weißt, mit „dem Aufgang der Sonne wieder hinzuwelken beginnen. So wenig „der Graf den gewürzigen durchdringenden Geruch dieser Blüten er„tragen kann, so sehr liebt ihn Gräfin Gabriela. Oder besser gesagt: „Gabrielas zur Schwärmerei geneigtes Gemüt findet in dem Wunder „dieses Gesträuchs das Mysterium der Liebe und des Todes selbst, „das in der Nacht der Blüte durch das schnelle Aufkeimen zum „höchsten Moment der Seligkeit und ebenso schnelles Hinwelken ge„feiert wird. Ihres tiefen Schmerzes, ihrer Verzweiflung unerachtet, „kommt die Gräfin daher gewiß in das Gewächshaus, wo ich dich „verstecken werde. — Sinne auf Mittel, dich von deinen Fesseln zu „befreien, entflieh dem Kerker! — Doch alles überlasse ich der Liebe „und deinem guten Stern! — Du dauerst mich mehr als die Gräfin, „und daher biete ich alle meine Kräfte auf, dich zu deinem Glück zu „führen." —

Kaum hatte Fermino den Jüngling verlassen, als die Professorin zu ihm trat.

„Eugenius," sprach sie mit dem tiefen, niederschlagenden Ernst der ehrwürdigen Matrone, „Eugenius, es kann nicht länger zwischen uns so bleiben!" —

Da durchleuchtete den Jüngling, wie ein jäher Blitz, der Gedanke, daß sein Bund ja nicht unauflöslich sei, daß der Grund richterlicher Scheidung ja schon in dem Mißverhältnis der Jahre liege.

„Ja," rief er im triumphierenden Hohn, „ja, Frau Professorin, Sie haben ganz recht, es kann zwischen uns nicht länger so bleiben!

Vernichtet werde ein Verhältnis, das eine aberwitzige Bethörung gebar, und das mich fortreißt ins Verderben. — Trennung — Scheidung — ich biete dazu die Hand." —

Die Professorin erblaßte zum Tode, Thränen standen ihr in den Augen.

„Wie," sprach sie mit zitternder Stimme, „mich, die ich warnte, „als du der Ruhe, dem innern Frieden der Seele vorzogst das irre „Treiben der Welt, mich, deine Mutter, willst du preisgeben dem „Spott, dem Hohngelächter der Bösen? Nein! Eugenius, das willst, „das kannst du nicht! — Der Satan hat dich verblendet! Gehe in „dich! — Doch ist es nun dahin gekommen, daß du die Mutter, die „dich hegte und pflegte, die nichts wollte als dein zeitliches, dein „ewiges Wohl, daß du sie verachtest, von ihr willst? Ach, Eugenius, „keines irdischen Richters wird es bedürfen, uns zu scheiden. Bald „wird es geschehen, daß der Vater des Lichts mich abruft von dieser „Welt des Grams und des Jammers! — Wenn ich längst von dem „Sohne vergessen im Grabe ruhe, dann genieße deine Freiheit — „alles Glück, das dir die Täuschungen des irdischen Seins gewähren „mögen." —

Ein Thränenstrom erstickte die Stimme der Professorin, die sich, das Schnupftuch vor den Augen, langsam entfernte.

So verstockt war des Jünglings Herz nicht, daß ihn der tötende Schmerz der Professorin nicht hätte tief durchdringen sollen. Er sah es ein, daß jeder Schritt zur Trennung ihr mit dem Gefühl der erlittenen Schmach den Tod bringen mußte, und daß auf diese Weise nicht Freiheit zu erringen. Er wollte dulden — untergehen, doch, Gabriela! rief es im Innern, und der tiefste hämische Groll gegen die Alte fand wieder Raum in seiner Seele.

Letztes Kapitel.

Es war eine dunkle schwüle Nacht. Hörbar säuselte der Atem der Natur durch das schwarze Gebüsch, und wie feurige Schlangen strahlten Blitze am fernen Horizont. Die ganze Gegend um den Garten des Grafen erfüllte der wunderbare Geruch der aufgeblühten Fackeldistel. Trunken vor Liebe und brünstigem Verlangen stand Eugenius vor dem Gatterthor; endlich erschien Fermino, öffnete und

führte ihn in das matt erleuchtete Gewächshaus, wo er ihn in einer dunkeln Ecke verbarg.

Nicht lange dauerte es, so erschien die Gräfin Gabriela, von Fermino und dem Gärtner begleitet. Sie stellten sich hin vor dem blühenden Cactus grandiflorus, und der Gärtner schien sich weitläuftig auszusprechen über das wunderbare Gesträuch und über die Mühe und Kunst, mit der er es gepflegt. Endlich führte Fermino den Gärtner fort.

Gabriela stand wie in süße Träume versunken, sie seufzte tief, dann sprach sie leise: „Könnt' ich leben — sterben, wie diese Blüte! — Ach Eugenio!"

Da stürzte der Jüngling hervor aus seinem Versteck und warf sich nieder vor der Gräfin.

Sie stieß einen Schrei des Schrecks aus, sie wollte entfliehen. Doch mit der Verzweiflung der Liebesglut umfaßte sie der Jüngling und auch sie umfing ihn mit den Lilienarmen — kein Wort — kein Laut — nur glühende Küsse! —

Tritte nahten, da drückte die Gräfin den Jüngling noch einmal fester an ihre Brust. „Sei frei — sei mein — dich oder Tod!" — So lispelte sie, stieß dann den Jüngling sanft von sich und entfloh schnell in den Garten. —

Betäubt, besinnungslos vor Entzücken fand Fermino den Freund.

„Habe," sprach Fermino endlich, als Eugenius erwacht schien, „habe ich dir zu viel gesagt? — Kann man glühender, inbrünstiger „geliebt sein, als du es bist? — Doch nach diesem begeisternden „Augenblick der höchsten Liebesextase muß ich, mein Freund, für dein „irdisches Bedürfnis sorgen. Unerachtet sich Liebende aus sonstigem „leiblichen Genuß nicht eben viel zu machen pflegen, so laß es dir „doch gefallen, ehe du, wenn der Morgen angebrochen, von hinnen „gehst, etwas Stärkendes zu genießen."

Eugenius folgte wie im Traum mechanisch dem Freunde, der ihn in das kleine Gemach führte, wo er ihn einst mit chemischen Operationen beschäftigt angetroffen hatte.

Er genoß etwas von den gewürzreichen Speisen, die er aufgetragen fand, und besser noch sagte ihm der feurige Wein zu, den Fermino ihm einnötigte.

Gabriela, und nur Gabriela war, wie man denken mag, der Inhalt des Gesprächs, das beide, Fermino und Eugenius führten und alle Hoffnung des süßesten Liebesglücks glühte auf in des Jünglings Brust.

Der Morgen war angebrochen, Eugenius wollte fort. Fermino begleitete ihn an das Gatterthor. Im Scheiden sprach Fermino: „Gedenke, mein Freund, der Worte Gabrielas: sei frei, sei mein! und fasse einen Entschluß, der dich schnell und sicher zum Ziele führt. Schnell, sage ich; denn übermorgen mit dem Anbruch des Tages reisen wir von dannen.“

Damit schlug Fermino das Gatterthor zu und entfernte sich durch einen Seitengang.

Halb entseelt vermochte Eugenius sich nicht von der Stelle zu rühren. Fort, fort sollte sie, und er nicht folgen? — Vernichtet alle Hoffnung durch diesen jähen Blitzschlag! — Endlich lief er von dannen, den Tod im Herzen. Wilder und wilder gärte das Blut in seinen Adern, als er zurückgekommen in sein Haus; die Wände schienen über ihn einzustürzen, er lief hinab in den Garten. Er erblickte die schöne vollblühende Datura fastuosa, jeden Morgen pflegte die Professorin, hingebeugt über die Blüten, den balsamischen Wohlgeruch einzuziehen. Da stiegen die Gedanken der Hölle in ihm auf, der Satan wurde seiner mächtig, er holte die kleine Phiole hervor, die ihm Fermino Valies gegeben, und die er noch bei sich trug, öffnete sie und schüttete mit abgewandtem Gesicht das Pulver aus in den Blütenkelch der Datura fastuosa.

Es war ihm nun, als stehe alles um ihn her in hellem lodernden Feuer; weit von sich warf er die Phiole und rannte fort und immer weiter fort, bis er in dem nahgelegenen Walde niedersank vor Ermattung. Sein Zustand glich dem des wirren Träumens. Da sprach die Stimme des Bösen in ihm: Was harrst du? was weilst du? die That ist geschehen, dein der Triumph! — Du bist frei! — Hin zu ihr — hin zu der, die du gewonnen um den Preis deiner Seligkeit, aber dein ist alle höchste Lust, alles namenlose Entzücken des Lebens! —

„Ich bin frei, sie ist mein!“ so schrie Eugenius laut, indem er sich aufraffte vom Boden und dann schnell fortrannte nach dem Garten des Grafen Angelo Mora.

Es war hoher Mittag worden, er fand das Gatterthor fest verschlossen und niemand kam auf sein Klopfen.

Er mußte sie sehen, sie in seine Arme fassen, alles Übermaß gewonnenen Glücks genießen im ersten Gefühl der teuer erkauften Freiheit. Der Drang des Augenblicks gab ihm ungewöhnliches Geschick, er überkletterte die hohe Mauer. Totenstille herrschte im

ganzen Garten, einsam waren die Gänge. Endlich glaubte Eugenius in dem Pavillon, dem er genaht, ein leises Flüstern zu vernehmen.

„Wenn sie es wäre!" Mit süßer Angst des brünstigsten Verlangens durchbebte ihn der Gedanke. Näher und näher schlich er heran — sah durch die Glasthüre — erblickte Gabriela freventlich sündigend in Ferminos Armen! —

Aufbrüllend wie ein wildes, vom Todesstreich getroffenes Tier stürzte er gegen die Thüre, daß sie zusammenbrach, aber in dem Augenblick faßten ihn auch die Eisschauer der Ohnmacht und er sank bewußtlos nieder auf die steinerne Schwelle des Pavillons.

„Schafft den Wahnsinnigen fort!" — So schallte es ihm in die Ohren; er fühlte sich mit Riesenkraft gepackt und hinausgeschleudert durch das Thor, das klirrend sich hinter ihm schloß.

Krampfhaft klammerte er sich fest an das Gatter, gräßliche Flüche und Verwünschungen ausstoßend gegen Fermino, gegen Gabriela! — Da lachte es hämisch in der Ferne, und es war, als rief eine Stimme: Datura fastuosa! — Zähneknirschend wiederholte Eugenius: Datura fastuosa, aber plötzlich fiel ein Hoffnungsstrahl in seine Seele. Er raffte sich empor und rannte in voller Hast zurück nach der Stadt in sein Haus. Auf der Treppe begegnete ihm Gretchen, die sich tief entsetzte über sein gräßliches Ansehen. Die zersplitternden Glasscheiben hatten sein ganzes Haupt verletzt, das Blut floß ihm über die Stirne, dazu kam sein verstörter Blick, der Ausdruck des fürchterlichsten Aufruhrs im Innern, von dem sein ganzes Wesen zeugte. Keines Wortes war das holde Kind mächtig, als Eugenius ihre Hand ergreifend mit wilder Stimme fragte: „Ist die Mutter im Garten gewesen? — Gretchen," rief er dann noch einmal in tötender Angst, „Gretchen, sei barmherzig — rede — sprich — ist die Mutter im Garten gewesen?"

„Ach," erwiderte Gretchen endlich, ach lieber Herr Eugenius, die Mutter — nein, sie war nicht im Garten. Als sie eben hinabgehen wollte, wurde ihr so ängstlich zu Mute. Sie fühlte sich krank, blieb oben, legte sich ins Bette." —

„Gerechter Gott!" rief Eugenius, auf beide Kniee niederstürzend und die Hände hoch erhebend, „gerechter Gott, du hast Erbarmen mit dem Verworfenen!"

„Aber," sprach Gretchen, „aber, lieber Herr Eugenius, was ist denn Furchtbares geschehen?" Doch ohne zu antworten lief Eugenius

hinab in den Garten, riß wütend das totbringende Gewächs aus der Erde und zertrat die Blüten in den Staub.

Er fand die Professorin im sanften Schlummer. „Nein,“ sprach er zu sich selbst, „nein, der Hölle Macht ist gebrochen, nichts vermag die Kunst des Satans über diese Heilige!“ Dann ging er auf sein Zimmer; die gänzliche Erschöpfung brachte ihm Ruhe.

Doch bald ging ihm wieder das entsetzliche Bild jenes höllischen Truges auf, der ihm unabwendbares Verderben bereitet. Nicht anders glaubte er sein Verbrechen büßen zu können, als mit dem freiwilligen Tode. Doch Rache, furchtbare Rache sollte diesem Tode vorausgehen.

Mit der dumpfen, unheilschwangern Ruhe, die dem wütendsten Sturme folgt, und in der erst die entsetzlichsten Entschlüsse zu reifen pflegen, ging er hin, kaufte sich ein paar gute Doppelpistolen, Pulver und Blei, ladete das Gewehr, steckte es in die Tasche und wanderte hinaus nach dem Garten des Grafen Angelo Mora.

Das Gatterthor stand offen, Eugenius bemerkte nicht, daß es von Polizeisoldaten besetzt war; er wollte eben eintreten, als er sich von hinten erfaßt fühlte.

„Wo willst du hin? was willst du thun?“ So sprach Sever, denn der war's, der den Freund festhielt.

„Trage,“ sprach Eugenius im Ton der düstern, auf alles verzichtenden Verzweiflung, „trage ich das Kainszeichen auf der Stirn? glaubst du, daß ich auf dem Wege des Mordes daherschleiche?“

Sever faßte den Freund unter den Arm und zog ihn sanft fort, indem er sprach: „Frage mich nicht, mein geliebter Eugenius, woher ich alles weiß, aber ich weiß es, daß man dich durch die Künste der Hölle verlockt hat in die gefährlichsten Schlingen, daß ein satanischer Trug dich bethörte, daß du dich rächen willst an dem schändlichen Bösewicht. Doch deine Rache kommt zu spät. Eben sind beide, der angebliche Graf Angelo Mora nebst seinem saubern Helfershelfer, dem verlaufenen spanischen Mönch Fermino Valies, von Regierungswegen verhaftet worden und befinden sich auf dem Wege nach der Residenz. In der angeblichen Tochter des Grafen hat man eine italiänische Tänzerin erkannt, die im letzten Karneval sich bei dem Theater St. Benedetto in Venedig befand.“ —

Sever ließ dem Freunde einige Augenblicke Ruhe, sich zu fassen, und übte dann über ihn die Macht, die jedem festen, klaren Gemüt eigen.

Bei den sanften Vorstellungen, wie es eben der irdische Erbteil

des Menschen sei, daß er oft nicht widerstehen könne der bösen Verlockung, wie aber oft der Himmel ihn errette auf wunderbare Weise, und daß in dieser Rettung eben Sühne und Trost zu finden, erweichte sich der in Verzweiflung erstarrte Sinn des Jünglings. Ein Thränenstrom stürzte ihm aus den Augen, er ließ es geschehen, daß Sever ihm die Pistolen aus der Tasche zog und abdrückte in die Luft. —

Eugenius wußte selbst nicht, wie es sich begeben, daß er plötzlich mit Sever vor dem Zimmer der Professorin stand, durchbebt von der Angst des Verbrechers.

Die Professorin lag erkrankt auf dem Bette. Doch lächelte sie beide Freunde mild an und sprach dann zu Eugenius: „Meine „bösen Ahnungen haben mich nicht betrogen. Aus der Hölle hat Sie „der Herr des Lichts errettet. Alles, lieber Eugenius, verzeihe ich — „doch, o himmlischer Vater! darf ich denn von Verzeihen sprechen, „da ich mich selbst anklagen muß? — Ach erst jetzt, erst in meinem „hohen Alter muß ich es einsehen, daß der irdische Mensch fest„gehalten ist im Irdischen durch Bande, denen er sich nicht ent„winden darf, da der Wille der ewigen Macht sie selbst geschlungen. „Ja, Eugenius, es ist ein thörichter Frevel, die gerechten Ansprüche „des Lebens, wie sie aus der Natur unseres Daseins entspringen, „nicht gelten lassen zu wollen, und hochmütig zu glauben, man wäre „über sie erhaben! — Nicht Sie, Eugenius, ich allein habe gefehlt, „ich will auch dafür büßen und den Spott der Bösen ertragen mit „Geduld. — Werden Sie frei, Eugenius!“ —

Da kniete aber der Jüngling, ganz zerknirscht von der bittersten Reue, vor dem Bette nieder und schwur, indem er die Hand der Professorin mit Küssen und Thränen bedeckte, daß er nie lassen werde von der Mutter, daß er nur ganz in ihrer Frömmigkeit, in ihrem heiligen Frieden lebend Vergebung seiner Sünden hoffen dürfe.

„Sie sind mein guter Sohn,“ sprach die Professorin mit dem sanften Lächeln himmlischer Verklärung, „bald, ich fühle es, bald wird Sie der Himmel lohnen!“ —

Merkwürdig genug war es, daß der spanische Mönch dem Sever gleiche Schlingen gestellt hatte, wie dem harmlosen Eugenius, der sich darin verfing, während der lebenskluge, verständige Sever sich ihnen leicht entzog. Freilich wollte es indessen auch ein günstiger Zufall, daß Sever über das zweideutige Verhältnis des angeblichen Grafen Angelo Mora und seiner Begleitung Kunde aus der Residenz erhielt.

Beide, der Graf und Fermino, waren nämlich nichts anders, als

geheime Emissare des Jesuiten-Ordens, und bekannt ist das Prinzip dieses Ordens, sich überall Anhänger und sichere Agenten zu verschaffen. Eugenius hatte die Aufmerksamkeit des Mönchs nun gewiß zuerst durch seine Kenntnis der spanischen Sprache erregt. Fand nun der Mönch bei näherer Bekanntschaft, daß er es mit einem ganz unerfahrnen harmlosen Jüngling zu thun habe, der noch dazu in ganz gezwungenen, dem Leben widerstreitenden Verhältnissen lebe, so mußte er eben diesen Jüngling für ganz bildungsfähig zu den Zwecken des Ordens achten. Ebenso bekannt ist es ferner, daß der Orden sich der seltsamsten Mystifikationen bedient, um Anhänger zu werben; nichts kettet aber fester, als das Verbrechen, und Fermino glaubte daher mit Recht sich des Jünglings nicht besser versichern zu können, als wenn er die schlummernde Leidenschaft der Liebe mit aller Gewalt weckte, die ihn dann führen sollte zur fluchwürdigen That.

Bald, nachdem dies alles geschehen, begann die Professorin immer mehr und mehr zu kränkeln. So wie der verstorbene Helms, entschlummerte sie, da schon Bäume und Gebüsche entlaubt waren, sanft in Gretchens und Eugenius Armen. —

Aber, als die Professorin schon zu Grabe getragen, da kam der Gedanke an die gräßliche, fluchwürdige That, die er begangen, in Eugenius zurück. Blieb auch diese That selbst wirkungslos, so klagte sich doch Eugenius als den Mörder der Mutter an, und sein Inneres zerfleischten die Furien der Hölle.

Nur dem treuen Freunde Sever gelang es, den Verzweifelnden endlich zur Fassung zu bringen. Er versank in stillen zerstörenden Gram, verließ nicht sein Zimmer, sah niemanden und genoß kaum soviel, als zur Erhaltung nötig.

Ein paar Wochen waren in der Art verflossen, als eines Tages Gretchen zu ihm hineintrat in Reisekleidern und mit bebender Stimme sprach: „Ich komme, von Ihnen Abschied zu nehmen, lieber Herr Eugenius! — Die Verwandte in dem kleinen Städtchen, drei Meilen von hier, will mich wieder aufnehmen. — Leben Sie —“

Sie vermochte nicht zu endigen.

Da wand sich ein ungeheurer Schmerz los aus der Brust des Jünglings, und durch diesen Schmerz leuchtete plötzlich die Naphtaflamme der reinsten Liebe.

„Gretchen!“ rief er, „Gretchen, wenn du mich verlässest, so sterbe ich den qualvollen Tod des verzweifelnden Sünders! — Gretchen — sei mein.“ —

Ach, mit welchem treuen Herzen hatte ihn, ohne es selbst zu ahnen, Gretchen längst geliebt. Halb ohnmächtig vor süßem Bangen, vor himmlischer Wonne, sank die Jungfrau dem Jüngling an die Brust.

Sever trat hinein und sprach, als er die Seligen erblickte, ernst und feierlich: „Eugenius, du hast den Engel des Lichts gefunden, der dir den Frieden deiner Seele wiedergeben wird, und selig wirst du sein hienieden und dort.“ — —

Meister Johannes Wacht.

Eine Erzählung
von
E. T. A. Hoffmann.

Zu der Zeit, als die Leute in der schönen freundlichen Stadt Bamberg, um mit dem bekannten Sprichwort zu reden, gut, d. h. unter dem Krummstab wohnten, nämlich gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts, lebte daselbst ein Mann, der, dem Bürgerstande angehörend, in jeder Hinsicht selten und ausgezeichnet zu nennen.

Er hieß Johannes Wacht, und war seiner Profession nach ein Zimmermann. —

Die Natur verfolgt, ihrer Kinder Schicksal erwägend und bestimmend, ihren eignen dunkeln, unerforschlichen Weg, und das, was Konvenienz, was im beengten Leben geltende Meinungen und Rücksichten als wahre Tendenz des Seins feststellen wollen, ist ihr nur das vorwitzige Spiel sich weise dünkender bethörter Kinder. Aber der kurzsichtige Mensch findet oft in dem Widerspruch der Überzeugung seines Geistes mit jenem dunkeln Walten der unerforschlichen Macht, die ihn erst an ihrem mütterlichen Busen gehegt und gepflegt und ihn dann verlassen, eine heillose Ironie; und diese Ironie erfüllt ihn mit Grausen und Entsetzen, weil sie sein eignes Ich zu vernichten droht.

Nicht die Paläste der Großen, nicht fürstliche Prunkgemächer, wählt die Mutter des Lebens für ihre Lieblinge. — So ließ sie unsern Johannes, der, wie der geneigte Leser es erfahren wird, wohl einer ihrer begünstigtsten Lieblinge zu nennen, auf dem elenden

Strohlager, in der Werkstatt eines verarmten Drechslermeisters z Augsburg, das Licht der Welt erblicken. Die Frau starb vor Jamme und Not gleich nach der Geburt des Kindes, und der Mann folgt ihr nach wenigen Monaten.

Der Rath mußte sich des hülflosen Knaben annehmen, dem de erste Sonnenblick eines künftigen günstigen Geschicks aufging, als de Raths-Zimmermeister, ein wohlthätiger ehrwürdiger Mann, es nic zugab, daß das Kind, in dessen Antlitz, unerachtet es von Hunge entstellt, er dennoch Züge fand, die ihm gefielen, in einer öffentliche Anstalt untergebracht werde, sondern es in sein Haus nahm, um e selbst mit seinen Kindern zu erziehen.

In unglaublich kurzer Zeit entwickelte sich nicht allein die Gestal des Kindes, so daß man glauben mochte, das kleine unscheinbar Wesen in der Wiege sei wirklich die farb- und formlose Pupp gewesen, aus der, wie ein schöner Schmetterling, der lebendige bild hübsche goldgelockte Knabe hervorgegangen. Doch wichtiger schie als mit dieser Anmut der Gestalt sich bald bei dem Knaben ein Eminenz der Geistesfähigkeiten zeigte, die den Pflegevater sowohl al seine Lehrer in Erstaunen setzte. Johannes wuchs in einer Werkstat auf, aus der, da der Raths-Zimmermeister beständig mit den wichtigste Bauten beschäftigt war, das Grandioseste hervorging, was das Hand werk zu liefern vermag. Kein Wunder, daß des Knaben alles lebendi auffassender Sinn dadurch aufgeregt wurde, und er sich mit ganze Seele zu einer Profession hingezogen fühlte, deren Tendenz, insofer sie Großes und Kühnes zu schaffen vermag, er in tiefer Seele ahnet Man kann denken, wie diese Neigung des Knaben den Pflegevate erfreute: er fühlte sich dadurch bewogen, im Praktischen selbst sei sorgfältiger aufmerksamer Lehrmeister zu sein, sowie er den Knabe da er zum Jüngling heranreifte, in allem, was zum höhern Ein sehen und Treiben des Handwerks gehört, wie z. B. in der Zeichen kunst, Architektur, Mechanik u. s. w., von den geschicktesten Meister unterrichten ließ.

Vierundzwanzig Jahre war unser Johannes alt, als der alt Zimmermeister starb, und schon damals war sein Pflegesohn ein i allen Teilen seines Handwerks völlig erfahrner, durchaus geübte Geselle, der weit und breit seinesgleichen suchte. Er trat zu der Ze mit seinem treu verbundenen Kameraden Engelbrecht die gewöhnlich Wanderschaft an.

Genug weißt du, geliebter Leser, aus der Jugendzeit des wacker

Wacht, und es dürfte nur noch nötig sein, mit kurzen Worten zu sagen, wie es kam, daß er in Bamberg ansässig und Meister wurde.

Als er nämlich nach langer Wanderung auf der Rückkehr in die Heimat mit seinem Kameraden Engelbrecht durch Bamberg kam, war man dort gerade mit der Hauptreparatur des bischöflichen Palastes beschäftigt, und zwar sollte eben an der Seite, wo die Mauern aus der Tiefe eines engen Gäßchens himmelhoch emporsteigen, ein ganz neuer Dachstuhl aus den größten schwersten Balken gesetzt werden. Es galt eine Maschine, die, den möglich kleinsten Platz einnehmend, mit konzentrierter Kraft die großen Lasten in die Höhe hob. Der fürstliche Baumeister, der auf ein Däuschen herzurechnen wußte, wie die Trajanssäule in Rom zum Stehen gebracht und wie dabei hundert Fehler begangen worden, die er nimmermehr sich hätte zu Schulden kommen lassen, hatte auch wirklich eine Maschine, eine Art von Krahn, hingestellt, welche sehr hübsch aussah und von allen als ein mechanisches Meisterstück gerühmt wurde. Als aber die Leute die Maschine in Bewegung setzen sollten, fand es sich, daß der Herr Baumeister auf lauter Simsone und Herkulesse gerechnet hatte. Das Räderwerk gab ein gräßliches kreischendes Jammergeschrei von sich, die eingehakten großen Balken blieben sitzen, die Arbeiter erklärten im Schweiß ihres Angesichts, daß sie lieber Holländerbäume steile Treppen herauftragen, als in der Maschine die angestrengteste Kraft nutzlos vergeuden wollten, und dabei blieb es.

In einiger Entfernung schauten Wacht und Engelbrecht dem Wesen, oder vielmehr dem Unwesen, zu, und es mag sein, daß Wacht über die Unkenntnis des Baumeisters ein wenig lächelte.

Ein eisgrauer Altgeselle erkannte an der Kleidung der Fremden das Handwerk, trat ohne weiteres auf sie zu und fragte den Wacht, ob er das Ding mit der Maschine dort denn besser verstehe, da er so klug drein sehe? „Ei nun, erwiderte Wacht ganz unbefangen, ei nun, mit dem besser Verstehn ist es immer ein mißliches Ding, denn jeder Narr glaubt, er verstehe alles am Allerbesten, aber mich nimmt's nur Wunder, daß Ihr hier zu Lande die einfache Vorrichtung nicht kennt, welche das mit Leichtigkeit bewirkt, warum der Herr Baumeister dort vergebens die Leute sich abquälen läßt.“

Den eisgrauen Altgesellen verschnupfte die kecke Antwort des jungen Menschen nicht wenig; er wandte sich murrend weg und bald wußte jeder, daß ein fremder junger Zimmergeselle den Baumeister mit samt seiner Maschine verhöhnt und sich berühmt, eine wirksamere

Vorrichtung zu kennen. So wie es in der Regel, achtete kein Mensc
darauf; sondern der würdige Baumeister, sowie die ehrliche Zimmer
mannszunft zu Bamberg meinte: der aus der Fremde würde auc
nicht alle Weisheit gefressen haben und alte erfahrene Meister eine
Bessern belehren wollen. Siehst du nun wohl, sprach Engelbrech
zu seinem Kameraden, siehst du nun wohl, Johannes, wie dein Vor
witz schon wieder die Leute, welche wir noch dazu als Handwerks
genossen begrüßen müssen, gegen dich aufgebracht hat?

Wer kann, erwiderte Johannes mit funkelndem Blick, wer ma
es ruhig ansehen, wenn das arme bedauernswürdige Handlangervol
ohne Not über alle Gebühr geschunden und geplagt wird! Und we
weiß, was mein Vorwitz nicht noch für ersprießliche Folgen habe
wird. — Es traf wirklich so ein!

Ein einziger Mann von solch eminentem Geist, daß seinen
Scharfblick kein noch so flüchtig hingeworfener Funke entging, faßt
die Äußerung des Jünglings, die ihm von dem Baumeister selbs
als ein vorwitziges Wort eines jungen Kiekindiewelt hinterbrach
wurde, gar anders auf, als die übrigen. Dieser Mann war de
Fürst-Bischof selbst. Er ließ den Jüngling vor sich kommen, um ih
näher über seine Äußerung zu befragen, und wurde nicht wenig vo
seinem Anblick, von seinem ganzen Wesen, in Erstaunen gesetzt. De
geneigte Leser muß erfahren, woher dies Erstaunen rührte, und es
ist an der Zeit, von Johannes Wachts ganzem Innern und Äußern
mehr zu sagen.

Johannes war, was Antlitz und ganze Gestalt betrifft, ein aus
gezeichnet schöner Jüngling zu nennen, und doch erhielten diese edle
Züge, dieser majestätische Wuchs erst im männlicheren Alter die voll
Bedeutung. Ästhetische Kapitulare nannten den Johannes einen alte
Römerkopf, ein jüngerer Domizellar, der auch im strengsten Winte
ganz schwarz in Seide einherzugehen pflegte, und der Schillers Fiesc
bereits gelesen, versicherte dagegen, Johannes Wacht sei der leib
haftige Verrina.

Nicht Schönheit und Anmut der äußern Gestalt übt aber jene
geheimnisvollen Zauber, vermöge dessen manche hochbegabte Menschen
jeden, dem sie entgegentreten, auf der Stelle für sich einnehmen
Man fühlt in gewisser Art ihre Überlegenheit; aber dies Gefühl is
keineswegs, wie man denken sollte, lästig, sondern erregt, indem es
den Geist erhebt, ein gewisses Behagen, das dem ganzen Innern
unendlich wohl thut. Die vollkommenste Harmonie verbindet all

Teile des physischen und psychischen Organismus zum Ganzen, so daß die Erscheinung, wie ein reiner Akkord, keinen Mißklang duldet. Diese Harmonie schafft jenen unnachahmlichen Anstand, jenes — man möchte sagen — Bequeme in der kleinsten Bewegung, worin sich das Bewußtsein der wahrhaften menschlichen Würde kund thut. Diesen Anstand lehrt kein Tanzmeister und kein Prinzenhofmeister, und er dürfte wohl deshalb recht eigentlich der vornehme Anstand sein, weil ihn die Natur selbst als solchen gestempelt. Es ist hier nur noch hinzuzufügen, daß Meister Wacht, unerschütterlich in Edelmut, Treue und Bürgersinn, mit jedem Jahre mehr ein Mann des Volks wurde. Er trug alle Tugenden, aber auch jene unbesiegbaren Vorurteile in sich, die gewöhnlich die Schattenseite solcher Männer zu sein pflegen. Der geneigte Leser wird bald erfahren, worin diese Vorurteile bestanden. —

Erklärt möchte nun auch hinlänglich sein, warum des Jünglings Erscheinung auf den würdigen Fürst-Bischof solch einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Lange betrachtete er den jungen stattlichen Handwerksmann schweigend mit sichtbarem Wohlgefallen, dann fragte er ihn über sein ganzes bisheriges Leben aus. Johannes antwortete auf alles freimütig und bescheiden, und setzte zuletzt dem Fürsten mit überzeugender Klarheit auseinander, wie des Baumeisters Maschine vielleicht zu andern Zwecken tauglich, die beabsichtigte Wirkung aber niemals hätte hervorbringen können.

Auf die Äußerung des Fürsten: ob Wacht sich wohl getraue, selbst eine zweckmäßigere Maschine anzugeben, die die Lasten emporbringe, erwiderte dieser, daß er, um eine solche Maschine herzustellen, nur eines Tages, unter Hülfe seines Kameraden Engelbrecht und einiger geschickter und williger Handlanger, bedürfe.

Man kann denken, mit welcher boshaften Schadenfreude im Innern der Baumeister, und was ihm anhängig, den Morgen kaum erwarten konnten, an dem der vorlaute Fremde mit Schande und Spott nach Hause geschickt werden würde. Es kam aber anders, als wie es diese gutherzigen Leute gedacht und auch wohl gewünscht hatten.

Drei zweckmäßig angebrachte, in der Wirkung ineinander greifende Erdwinden, jede nur mit acht Arbeitern bemannt, hoben die schweren Balken so leicht bis zur schwindelnden Höhe des Daches, daß diese in den Lüften zu tanzen schienen. Seit diesem Augenblick war des braven geschickten Handwerksmanns Ruf in Bamberg begründet. Der Fürst drang in ihn, in Bamberg zu bleiben und das Meister-

recht zu erlangen, wozu er ihm selbst allen nur möglichen Vorschuß leisten wolle. Wacht war zweifelhaft, unerachtet es ihm in dem freundlichen wohlfeilen Bamberg sehr wohl gefiel. Ansehnliche Bauten, die eben im Werke, legten für das Bleiben ein großes Gewicht in die Wagschale; den Ausschlag gab aber ein Umstand, der im Leben gar oft zu entscheiden pflegt. Johannes Wacht fand nämlich ganz unvermutet in Bamberg die bildhübsche ehrsame Jungfrau wieder, die er vor mehreren Jahren in Erlangen gesehen und welcher er schon damals zu tief in die freundlichen blauen Augen geguckt hatte. Mit zwei Worten, — Johannes Wacht ward Meister, heiratete die ehrsame Jungfrau aus Erlangen, und brachte es durch Fleiß und Geschicklichkeit bald dahin, daß er ein artiges Haus, welches auf dem Kaulberge belegen, mit einem großen Hofraum nach den Bergen hinaus, kaufen und sich so ganz ansiedeln konnte. Doch wem leuchtet unwandelbar im gleichen Glanz des Glücks freundlicher Stern! Der Himmel hatte beschlossen, unsern wackern Johannes einer Prüfung zu unterwerfen, der vielleicht jeder andere, weniger stark an Geist, unterlegen sein würde. Die erste Frucht der glücklichsten Ehe war ein Sohn, der, ein herrlicher Jüngling, ganz in die Fußstapfen des Vaters treten zu wollen schien. Achtzehn Jahre war dieser Jüngling alt worden, als in einer Nacht nicht fern von Wachts Hause ein bedeutendes Feuer ausbrach. Vater und Sohn eilten, ihrem Beruf gemäß, zur Dämpfung des Brandes herbei. Kühn kletterte der Sohn mit andern Zimmerleuten hinauf, um das brennende Dachgerippe so viel als möglich wegzuschlagen. Der Vater, der unten geblieben, um, wie es immer zu geschehen pflegte, das Einreißen und Löschen zu leiten, warf einen Blick hinauf, erkannte die entsetzliche Gefahr, schrie: Johannes, Leute, hinab, hinab! Zu spät — mit fürchterlichem Krachen stürzte die Brandmauer ein — erschlagen lag der Sohn in den Flammen, die wie im gräßlichen Triumph stärker prasselnd empor loderten. —

Doch nicht dieser entsetzliche Schlag allein sollte den armen Johannes Wacht treffen. Eine unvorsichtige Magd drang mit wütendem Jammergeschrei in die Stube, wo die Hausfrau, erst halb genesen von einer zerstörenden Nervenkrankheit, in Angst und Not lag über das Feuer, dessen dunkelroter Widerschein sich an den Wänden spiegelte.

„Euer Sohn, Euer Johannes ist erschlagen, begraben in den Flammen hat ihn mit seinen Kameraden die Brandmauer!“

So schrie die Magd.

Wie von jäher Gewalt getrieben, richtete sich die Hausfrau aus dem Bett hoch empor; doch tief aufseufzend sank sie wieder zurück auf das Lager.

Der Nervenschlag hatte sie getroffen, — sie war tot.

„Sehen wir nun, sprachen die Bürger, wie Meister Wacht sein „großes Leid tragen wird. Oft genug hat er uns gepredigt, daß „der Mensch dem größten Unglück nicht erliegen, sondern sein Haupt „emporhalten und mit der Kraft, die der Schöpfer in jedes Brust „gelegt, dem bedrohlichen Verderben so lange widerstehen müsse, als „dieses nicht augenscheinlich im ewigen Rath beschlossen. Laßt uns „sehen, was er uns nun für ein Beispiel geben wird!"

Nicht wenig war man verwundert, als man zwar den Meister selbst nicht in der Werkstatt, wohl aber die ununterbrochene Thätigkeit der Gesellen wahrnahm, so daß nicht die mindeste Stockung entstand, sondern die begonnenen Werke, so, als ob dem Meister kein Leid widerfahren, gefördert wurden.

„Engelbrecht," sprach der Meister an demselben Mittage, als er „in der Frühe mit standhaftem Mute, festen Schrittes, allen Trost, „alle Hoffnung, die ihm sein Glaube, die wahrhafte Religion, die in „seinem Innern festgewurzelt blieb, gewährte, in dem verklärten „Antlitz, den Leichen seines Weibes und seines Sohnes gefolgt; „Engelbrecht, es ist nun vonnöten, daß ich mit meinem Gram, „der mir das Herz abstoßen will, allein bleibe, damit ich ver„traut mit ihm werde, und mich gegen ihn ermanne. Du, Bruder, „bist ja mein wackerer thätiger Werkmeister, und weißt wohl, was „in acht Tagen zu thun; denn so lange schließ ich mich in mein „Kämmerlein." —

In der That verließ Meister Wacht acht Tage hindurch nicht seine Stube. Das Essen brachte die Magd oft unangerührt wieder hinab, und man vernahm oft auf dem Hausflur seine leise, wehmütige, tief ins Herz dringende Klage: o mein Weib, o mein Johannes!

Viele von Wachts Bekannten waren der Meinung, daß man ihn durchaus dieser Einsamkeit nicht überlassen müsse, die ihn, da er beständig seinem Gram nachhänge, zerstören könne. Engelbrecht entgegnete indessen: „Laßt ihn gewähren, ihr kennt meinen Johannes „nicht, schickte ihm die Macht des Himmels, nach ihrem unerforsch„lichen Rathschluß, diese harte Prüfung, so gab sie ihm auch die „Kraft, sie zu überstehen, und jeder irdische Trost würde ihn nur

„verletzen. Ich weiß, auf welche Weise er sich hinausarbeitet aus „seinem tiefen Schmerz.“ —

Letzteres sprach Engelbrecht mit beinahe schlauer Miene, ohne sich weiter darüber auslassen zu wollen, was er damit meine. Die Leute mußten zufrieden sein und den unglücklichen Wacht in Ruhe lassen.

Acht Tage waren vergangen; am neunten, und zwar an einem heitern Sommermorgen, früh um fünf Uhr trat Meister Wacht ganz unvermutet hinaus in den Werkhof unter die Gesellen, die in voller Arbeit. Die Äxte, die Sägen sanken ihnen nieder, und halb wehmütig riefen sie: Meister Wacht, unser guter Meister Wacht! —

Mit heiterm Antlitz, auf dem die Spuren des überstandenen Grams den Ausdruck inniger Gutmütigkeit bis zum rührendsten Charakter erhöhten, trat er unter seine Getreuen und verkündigte, wie der gütige Himmel den Geist der Gnade und des Trostes auf ihn herabgesandt, und wie er nun gestärkt, mit Mut und Kraft, seinen Beruf erfüllen werde. Er begab sich nach dem Gebäude, das in der Mitte des Hofes zum Aufbewahren des Handwerkszeugs, zum Aufzeichnen der Werke u. s. bestimmt war.

Engelbrecht, die Gesellen, die Lehrburschen, folgten ihm wie im Zuge; als er eintrat, blieb er fast eingewurzelt stehen.

Man hatte im Schutt des abgebrannten Hauses die Axt des armen Johannes, welche an ganz entscheidenden Zeichen kennbar, mit halbverbranntem Stiel, vorgefunden. Diese war von seinen Kameraden hoch an der, der Thüre gegenüberstehenden Wand befestigt und rund umher mit ziemlich roher Kunst ein Kranz von Rosen und Cypressen gemalt worden. Unter dem Kranz hatten sie aber Namen, Geburtsjahr ihres geliebten Kameraden, sowie das Datum der unglückseligen Nacht seines gewaltsamen Todes gesetzt.

„Armer Hans,“ rief Meister Wacht, als er dies rührende Monu„ment wahrhaft treuer Gemüter erblickte, und ein Thränenstrom „stürzte ihm aus den Augen, armer Hans, zum letzten Male erhobst „du jenes Werkzeug zum Wohl deiner Brüder, aber du ruhst im „Grabe und nimmer wirst du mehr an meiner Seite in wackerer „Thätigkeit tüchtige Werke fördern helfen!“ —

Damit ging Meister Wacht die Reihe umher, schüttelte jedem Gesellen, jedem Lehrburschen, treuherzig die Hand, und sprach: denkt an ihn! — Alles ging nun wieder an die Arbeit, nur Engelbrecht mußte bei Wacht zurückbleiben.

„Sieh nur, mein alter Kamerad,“ sprach Wacht, welchen wunder=

„baren Weg die ewige Macht gewählt hat, um mich mein großes „Leid überstehen zu lassen. In den Tagen, als mich der Gram über „Weib und Kind, das ich auf solch entsetzliche Weise verloren, ganz „und gar zermalmen wollte, gab mir der Geist den Gedanken eines „besonders künstlichen und zusammengesetzten Hängewerks ein, über „welches ich schon lange gegrübelt, das mir aber nie ins Klare „kommen wollte. Schau her!" —

Damit rollte Meister Wacht die Zeichnung auf, an der er die Tage über gearbeitet hatte, und Engelbrecht erstaunte ebensosehr über die Kühnheit und Originalität der Erfindung, als über die ausnehmende Sauberkeit der vollendeten Arbeit. So künstlich, so sinnig war die Mechanik des Werkes angelegt, daß selbst der vielerfahrene Engelbrecht sich nicht gleich darin finden konnte, desto mehr aber in freudige Verwunderung ausbrach, als, nachdem ihm Meister Wacht das kleinste Detail des ganzes Baues erklärt, er sich von der Unfehlbarkeit des Gelingens in der Ausführung überzeugen mußte. —

Wachts ganze Familie bestand jetzt nur noch aus zwei Töchtern, doch sollte dieser Hausstand gar bald vermehrt werden.

So arbeitsam, so geschickt auch Meister Engelbrecht sein mochte, doch gelang es ihm nicht, die niedrigste Stufe der Wohlhabenheit zu erlangen, welche gleich in der ersten Zeit Wachts Unternehmungen krönte. Der ärgste Feind des Lebens, gegen den keine menschliche Kraft etwas vermag, lehnte sich gegen ihn auf, um ihn zu verderben, und verdarb ihn wirklich; nämlich Siechheit des Körpers. Er starb und hinterließ die Frau mit zwei Knaben in beinahe dürftigen Umständen; die Frau begab sich in ihre Heimat, und Meister Wacht hätte gern beide Söhne in sein Haus genommen, dies war aber nur mit dem ältesten, Sebastian geheißen, thunlich. Dieser war ein kräftiger kluger Junge, der, zum Handwerk des Vaters geneigt, ein tüchtiger Zimmermann zu werden versprach. Eine gewisse Störrigkeit des Charakters, die zuweilen bis ans Bösartige zu grenzen schien, so wie ein gewisses rohes Wesen, oft bis zur Wildheit gesteigert, glaubte Wacht durch eine weise Erziehung besiegen zu können. Der jüngere Bruder, Namens Jonathan, war gerade das Gegenteil des ältern; ein kleines bildhübsches schwächliches Bübchen, dem die Milde und Herzensgüte aus den blauen Augen lachte. Diesen Knaben hatte schon bei Lebzeiten des Vaters der ehrwürdige Doktor des Rechts, sowie erster und ältester Advokat am Orte, Herr Theophilus Eichheimer, zu sich genommen, um ihn, da er einen vorzüglichen

Geist, sowie den entschiedensten Hang zu den Wissenschaften zeigte, zum Rechtsgelehrten zu erziehen.

Hier zeigte sich nun eines jener unbesiegbaren Vorurteile unseres Wacht, von denen schon oben die Rede gewesen. Wacht trug nämlich die vollkommenste Überzeugung in sich, daß alles, was man unter dem Namen Rechtsgelehrsamkeit verstehe, nichts anders als künstlich ergrübelte Menschensatzung wäre, die nur dazu diene, das wahre Recht, das in jedes Tugendhaften Brust geschrieben stehe, zu verwirren. Konnte er die Einrichtung der Gerichtshöfe auch nicht geradehin verwerfen, so hatte er doch seinen ganzen Haß auf die Advokaten geworfen, welche er insgesamt, wo nicht geradezu für elende Betrüger, doch für solche nichtswürdige Menschen hielt, die mit dem Heiligsten und Ehrwürdigsten auf der Welt schändlichen Wucher trieben. Man wird sehen, wie der verständige, sonst alle Lebensverhältnisse klar durchschauende Wacht in diesem Punkt dem Rohesten aus dem gemeinsten Volke glich. Daß er fürs andere unter den Anhängern der katholischen Kirche keine Frömmigkeit, keine Tugend statuierte, daß er keinem Katholiken traute, möchte ihm eher zu verzeihen sein, da er in Augsburg die Grundsätze eines beinahe fanatischen Protestantismus eingesogen. Man kann denken, wie es dem Meister Wacht das Herz zerschnitt, den Sohn seines treusten Freundes eine Laufbahn beginnen zu sehen, die er so tief verabscheute.

Doch war ihm des Verstorbenen Wille heilig, und es war so viel gewiß, daß der schwächliche Jonathan nicht zu irgend einem Handwerk, das nur einigermaßen körperliche Kraft erforderte, erzogen werden konnte; sowie, daß wenn der alte Herr Theophilus Eichheimer mit dem Meister über das göttliche Geschenk der Wissenschaften sprach, und dabei den kleinen Jonathan als einen frommen verständigen Knaben lobte, der Meister in dem Augenblick den Advokaten, die Rechtsgelehrsamkeit und sein Vorurteil vergaß. Meister Wacht hatte seine ganze Hoffnung darauf gestellt, daß Jonathan, des Vaters Tugenden im Herzen, ein Metier in dem Augenblick verlassen werde, als er an Jahren gereift, dessen ganze Schändlichkeit einzusehen im Stande. —

War Jonathan ein stiller, frommer, dem häuslichen Studieren ergebener Junge, so trieb es Sebastian desto ärger mit ausgelassenem tollen Wesen. Da er aber Rücksichts seines Handwerks ganz der Vater wurde, und an dem Fleiß, sowie an der Nettigkeit seiner Arbeit, nie etwas auszusetzen war, so maß Meister Wacht die bisweilen doch

zu argen Streiche dem ungeläuterten Feuer der aufbrausenden Jugend bei, vergab sie dem Jüngling und meinte, er werde sich auf der Wanderschaft wohl die Hörner ablaufen.

Diese Wanderschaft trat Sebastian bald an, und Meister Wacht hörte auch nicht früher etwas von ihm, als bis er, majorenn geworden, von Wien aus sich sein kleines väterliches Erbteil ausbat, welches ihm Meister Wacht von Heller zu Pfennig übersandte, und worüber er eine von den Gerichten zu Wien ausgefertigte Quittung erhielt. —

Eben eine solche Verschiedenheit der Gemütsart, die die Engelbrechts trennte, fand auch bei Wachts beiden Töchtern statt, von denen die älteste Rettel, die jüngere aber Nanni geheißen.

In aller Eil' kann hier bemerkt werden, daß nach der allgemeinen in Bamberg herrschenden Meinung der Vorname Nanni der allerschönste und herrlichste ist, den ein Mädchen führen kann. Frägst du daher, geliebter Leser, in Bamberg ein hübsches Kind: „wie heißen Sie, mein süßer Engel?“ so wird die Holde verschämt die Augen niederschlagen, an der schwarzseidnen Schürze zupfen und etwas errötend freundlich lispeln: „I nun, Nanni, Ihr Gnoden!“ —

Rettel, Wachts älteste Tochter, war ein kleines rundes Ding mit hochroten Wangen und recht freundlichen schwarzen Äugelein, mit denen sie in den Sonnenschein des Lebens, wie er ihr aufgegangen, keck hineinschaute, ohne zu blinzeln. Sie war rücksichts ihrer Bildung und ihres ganzen Wesens auch nicht eine Linie hoch über die Sphäre des Handwerks gestiegen. Sie klatschte mit den Frau Basen, putzte sich gern, wiewohl in bunten Staat ohne Geschmack; ihr eigentliches Element, worin sie lebte und webte, war aber die Küche. Keiner, und auch der ausgelerntesten Köchin weit und breit, konnte der Hasen- und Gänsepfeffer so schmackhaft geraten, über die Sulzen herrschte sie nach freier Willkür, Gemüse wie z. B. Mirschieg, Keesköhl, bereitete Rettels kunstreiche Hand ohnegleichen, da ein feiner untrüglicher Sinn sie über das plus oder minus des Fetts auf der Stelle entscheiden ließ, und ihre Krapfen spotteten der wohlgeratensten Erzeugnisse der luxuriösesten Kirchweihen.

Vater Wacht war mit der Kochkunst seiner Tochter sehr wohl zufrieden und meinte einmal, es sei unmöglich, daß der Fürstbischof schmackhaftere Schunkennudeln auf seiner Tafel haben könne. Das ging denn nun der guten Rettel so tief ins freudige Herz, daß sie im Begriff stand, eine gewaltige Schüssel mit besagten Schunken-

nudeln, und zwar an einem Fasttage, dem Fürstbischof aufs Schloß zu schicken. Zum Glück kam Meister Wacht zeitig genug dahinter, und verhinderte unter herzlichem Lachen die Ausführung des kühnen Gedankens.

War die kleine dicke Nettel eine tüchtige Wirtschafterin, eine perfekte Köchin und dabei die Gutmütigkeit, kindliche Treue und Liebe selbst, so mußte sie Vater Wacht als ein wohlgeratenes Kind recht zärtlich lieben.

Geistern von Wachts Art ist indessen, trotz ihres Ernstes, wohl eine gewisse ironische Schalkheit eigen, die sich im Leben anmutig bewegt bei irgend einem Anstoß, so wie der tiefe Bach den über ihn hinwegstreifenden Windhauch mit silbern spielenden Wellen begrüßt.

Es war nicht anders möglich, als daß Nettelchen mit ihrem ganzen Wesen diese Schalkheit oft anregen mußte, und so erhielt das ganze Verhältnis mit der Tochter oft eine seltsam nuancierte Farbe. Der geneigte Leser wird künftig Beispiele von der Art genug erfahren; vorderhand mag nur eines hier stehen, welches lustig genug zu nennen. In Meister Wachts Hause fand sich ein stiller, hübscher, junger Mann ein, der bei der fürstlichen Kammer angestellt war und sein reichliches Auskommen hatte. Er freite nach gerader deutscher Sitte bei dem Vater um die älteste Tochter, und Meister Wacht konnte, ohne dem jungen Mann und seiner Nettel unrecht zu thun, nicht umhin, ihm den Zutritt in sein Haus zu verstatten, damit er Gelegenheit fände, sich um Nettels Zuneigung zu bewerben. Nettel, von des Mannes Absicht unterrichtet, sah ihn mit gar freundlichen Augen an, in denen man zuweilen lesen konnte: Zu unserer Hochzeit, Liebster, back' ich die Kuchen selbst! —

Dem Meister Wacht war diese Zuneigung seiner Tochter gar nicht recht, weil ihm der bischöfliche Herr Kastner gar nicht recht war.

Fürs erste war der Mann natürlicherweise Katholik, fürs zweite glaubte Wacht bei näherer Bekanntschaft an dem Herrn Kastner ein gewisses schleichendes zurückhaltendes Wesen wahrzunehmen, das auf einen befangenen Geist schließen ließ. Gern hätte er den unangenehmen Freier wieder aus dem Hause entfernt, ohne jedoch der Nettel wehe zu thun. Meister Wacht beobachtete sehr scharf und wußte seine Beobachtungen schlau und verständig zu nutzen. So hatte er wahrgenommen, daß der Herr Kastner sich nicht viel aus gut bereiteten Speisen machte, sondern alles ohne sonderlichen Geschmack und noch dazu auf etwas widerwärtige Weise herunterschluckte. Eines

Sonntags, als, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegte, der Herr Kastner bei dem Meister Wacht zu Mittag aß, begann dieser, jede Speise, die die geschäftige Nettel auftragen ließ, gar sehr zu loben und zu preisen, und forderte den Herrn Kastner nicht allein auf, in dieses Lob einzustimmen, sondern fragte auch besonders, was er von dieser oder jener Bereitung der Speisen halte? Der Herr Kastner versicherte aber ziemlich trocken, er sei ein mäßiger nüchterner Mann und seit Jugend auf an die äußerste Frugalität gewöhnt. Mittags genüge ihm ein Löffelchen Suppe und ein Stücklein Ochsenfleisch, nur müsse dieses hart gekocht sein, da es so in geringer Quantität genossen mehr sättige und man sich den Magen mit großen Bissen nicht zu überladen brauche; zur Nacht sei er gewöhnlich mit einer Untertasse guten Eierschmalzes und einem geringen Schnäpschen abgefunden, übrigens ein Glas extra Bier um sechs Uhr abends, wo möglich in der schönen Natur genossen, sein ganzes Labsal. Man kann denken, mit welchen Blicken Nettelchen den unglückseligen Kastner ansah. Und doch sollte noch das Ärgste geschehen. Es wurden Bayersche Dampfnudeln aufgetragen, die hoch — hoch angeschwollen, das Meisterstück der Tafel schienen; der frugale Herr Kastner nahm sein Messer und zerschnitt die Nudel, die ihm zu teil worden, mit der ruhigsten Gleichgültigkeit in viele Stücken. Nettel stürzte mit einem lauten Jammergeschrei zur Thüre hinaus.

Der mit der Behandlung Bayerscher Dampfnudeln unbekannte Leser mag erfahren, daß sie beim Genuß geschickt zerrissen werden müssen, da sie zerschnitten allen Geschmack verlieren und die Ehre der Köchin zu Schande machen.

Nettel hielt von dem Augenblicke an den frugalen Herrn Kastner für den abscheulichsten Menschen unter der Sonne; Meister Wacht widersprach ihr keinesweges, und der wilde Bilderstürmer im Gebiete der Kochkunst hatte die Braut auf immer verloren.

Hat der kleinen Nettel buntes Bild beinahe zu viele Worte gekostet, so werden dem geneigten Leser ein paar Züge hinreichen, sich Antlitz, Gestalt, ganzes Wesen der holden anmutigen Nanni ganz vor Augen zu bringen.

Im südlichen Deutschland, vorzüglich in Franken, und zwar beinahe nur ausschließlich in der Bürgerklasse, trifft man solche feine, zierliche Gestalten, solche liebliche fromme Engelsgesichtlein, süße Sehnsucht des Himmels in den blauen Augen, des Himmels Lächeln auf den Rosenlippen, daß man wohl gewahrt, wie die alten Maler

die Originale zu ihren Madonnen nicht weit suchen durften. So ganz diese Gestalt, dies Antlitz, dies Wesen war die Erlanger Jungfrau, welche Meister Wacht freite, und Nanni ihr treustes Ebenbild.

Die Mutter war rücksichts der zartesten Weiblichkeit, rücksichts der wohlthuenden Bildung, die nichts ist als der richtige Takt des Lebens, ganz das, was den Meister Wacht als Mann charakterisierte.

Weniger ernst und fest als die Mutter, mochte die Tochter sein, dafür aber die Lieblichkeit selbst, und man hätte ihr nur vorwerfen können, daß ihr weibliches Zartgefühl, eine Empfindsamkeit, die einer verschwächten Organisation zuzuschreiben und sich daher leicht bis zur weinerlichen Empfindelei steigerte, sie fürs Leben zu verletzbar machte.

Meister Wacht konnte das liebe Kind nicht ohne Rührung ansehen, und liebte es auf eine Weise, die sonst einem starken Gemüte eben nicht eigen.

Es konnte sein, daß Meister Wacht die zarte Nanni von Hause aus ein wenig verzärtelte; wodurch aber jene oft in süßliche Empfindelei ausartende Zartheit ganz besonders Stoff und Nahrung erhielt, wird sich sehr bald zeigen.

Nanni kleidete sich gern höchst einfach, jedoch in die feinsten Zeuge und nach einem Schnitt, der über die Sphäre ihres Standes hinausging. Wacht ließ sie gewähren, da so gekleidet das holde Kind gar zu hübsch und anmutig aussah.

Ganz geschwinde muß hier ein Bild vertilgt werden, das dem Leser aufgehn könnte, der vor langen Jahren in Bamberg war, und der an den abscheulichen geschmacklosen Kopfputz denkt, der damals die hübschesten Gesichter der Mädchen entstellte. Eine glatte an den Kopf schließende Haube, die nicht das kleinste Löckchen zum Vorschein kommen ließ — ein schwarzes, nicht zu breites, an die Stirne festschließendes Band, das hinten tief in den Nacken mit einer höchst servilen Schleife zusammenfuhr.

Später wurde dieses Band breiter und breiter, bis es die unbillige Breite von beinahe einer halben Elle erreichte, deshalb besonders in der Fabrik bestellt werden mußte und mit hartem Karton gefüttert, wie eine Turmhaube emporstieg. Eine Schleife, die vermöge ihrer weit über die Achseln ragenden Breite den ausgespannten Flügeln eines Adlers glich, saß gerade über dem Nackengrübchen. An den Schläfen und bei den Ohren schlängelten sich kleine Löckchen hervor, und mancher kecken Bamberger Inkroyable stand diese Tracht seltsam und anmutig genug.

Einen sehr pittoresken Anblick gab es, wenn man von hinten einen Leichenzug erblickte, der sich eben in Bewegung setzte. Es ist Sitte in Bamberg, daß die Bürger zur Leichenfolge eines Verstorbenen durch die sogenannte Totenfrau eingeladen werden, die ihre Einladung mit kreischender Stimme im Namen des Verstorbenen, wie z. B. „der Herr u. s. w., die Frau u. s. w. läßt sich die letzte Ehre ausbitten", auf der Straße vor dem Hause eines jeden abschreit. Die Frau Bosen und die jungen Madels, die sonst wenig ins Freie kommen, unterlassen es nicht, sich in großer Anzahl einzufinden, und wenn sich nun der Zug der Weiber zu bewegen anfängt und der Wind sich in die großen Schleifen setzt, so ist es nicht anders, als wenn ein ganzes Heer von schwarzen Raben oder Adlern jählings wach werde und den rauschenden Flug beginnen wolle.

Der geneigte Leser wird daher gebeten, sich die hübsche Nanni in keinem andern Kopfputz, als in einem niedlichen Erlanger Häubchen zu denken. —

So widerwärtig es auch dem Meister Wacht war, daß Jonathan dem Stande angehören sollte, den er haßte, so ließ er dies doch den Knaben, sowie später den Jüngling, keinesweges entgelten. Er sah es vielmehr gern, daß der stille fromme Jonathan sich nach vollendetem Tagewerk jedesmal bei ihm einfand und die Abende mit seinen Töchtern und der alten Barbara zubrachte. Dabei schrieb Jonathan die schönste Hand, die man nur sehen konnte, und es machte dem Meister Wacht, der eine schöne Handschrift liebte, nicht geringe Freude, als seine Nanni, zu deren Schreibmeister sich Jonathan selbst erkoren, nach und nach dieselbe zierliche Schrift zu schreiben begann, als ihr Meister.

Meister Wacht war an den Abenden entweder in seinem Arbeitszimmer beschäftigt, oder er besuchte manchmal ein Bierhaus, in dem er seine Handwerksgenossen und auch die Herren vom Rath antraf und nach seiner Art mit seltenem Geist die Gesellschaft belebte. Im Hause ließ indessen Barbara den Spinnrocken wacker schnurren, während Rettel die Wirtschaftsrechnung fertig schrieb, über die Bereitung neuer unerhörter Schüsseln nachsann, oder mit lautem Lachen der Alten wiedererzählte, was diese, jene Frau Bos ihr heute vertraut. Und der Jüngling Jonathan? —

Der saß mit Nanni am Tisch: und die schrieb und zeichnete auch wohl unter seiner Leitung. Und doch, Schreiben und Zeichnen ist für den ganzen Abend ein herzlich langweiliges Ding; und so

geschah es denn, daß Jonathan oftmals ein sauber gebundenes Buch aus der Tasche zog und der schönen empfindsamen Nanni mit leiser süßlispelnder Stimme vorlas.

Jonathan hatte durch den alten Eichheimer die Gönnerschaft des jungen Domizellars erworben, der den Meister Wacht einen wahrhaften Verrina nannte. Der Domizellar, Graf von Kösel, war ein schöner Geist und lebte und webte in Goethes und Schillers Werken, die damals wie glanzvolle, alles überstrahlende Meteore am Horizont des litterarischen Himmels aufzusteigen begannen. Er glaubte mit Recht in dem jungen Schreiber seines Anwalts eine gleiche Tendenz zu entdecken und fand seine besondere Freude daran, ihn dadurch, daß er ihm nicht allein jene Werke mitteilte, sondern dieselben mit ihm auch gemeinschaftlich durchlas, sich ganz zu assimilieren.

Des Grafen ganzes Herz gewann aber Jonathan dadurch, daß er die Verse, welche der Graf im Schweiße seines Angesichts aus wohlklingenden Phrasen zusammendrechselte, vortrefflich fand und zu des Grafen unaussprechlichem Vergnügen sattsam davon erbaut und gerührt wurde. Wahr ist's indessen, daß Jonathans ästhetische Bildung wirklich durch den Umgang mit dem geistreichen und nur etwas überspannten Grafen gewann.

Der geneigte Leser weiß nun, was für Bücher Jonathan bei der hübschen Nanni aus der Tasche zog und ihr daraus vorlas, und kann selbst ermessen, wie Schriften der Art ein Mädchen, so geistig organisiert wie Nanni, anregen mußten.

„Stern der dämmernden Nacht!“

Wie flossen Nannis Thränen, wenn der liebenswürdige Schreiber also dumpf und feierlich begann!

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß junge Leute, die oft zärtliche Duetten zusammen singen, sich selbst sehr leicht in die Person der Duettisten umsetzen und besagte Duetten für die Melodie und den Text des ganzen Lebens halten; so wie der Jüngling, der einem Mädchen einen zärtlichen Roman vorliest, sehr leicht der Held des Stücks wird, während das Mädchen sich in die Rolle der Geliebten hinüberträumt.

Bei so gleichgestimmten Gemütern, wie Jonathan und Nanni, hätte es nicht einmal solcher Anregungen bedurft, um zu einander in Liebe zu kommen.

Die Kinder waren ein Herz und eine Seele, die Jungfrau, der Jüngling nur eine rein und unauslöschlich emporlodernde Liebes-

flamme. — Vater Wacht hatte von diesem Liebesverständnis seiner Tochter auch nicht die leiseste Ahnung; er sollte indessen bald alles erfahren. —

Jonathan hatte es durch unermüdeten Fleiß und wahrhaftes Talent in kurzer Zeit dahin gebracht, daß sein Rechtsstudium für vollendet erachtet und er zur Advokatur gelassen werden konnte, welches denn auch wirklich geschah.

Er wollte mit dieser frohen Nachricht, die ihm seinen Standpunkt im Leben sicherte, eines Sonntags den Meister Wacht überraschen. Doch wie erbebte er vor Entsetzen, als Wacht ihn mit einem flammensprühenden Blick, nie hatte er ihn so aus des Vaters Augen hervorblitzen sehen, durchbohrte. „Was," rief Vater Wacht mit einer Stimme, daß die Wände erdröhnten, „was, du elender Taugenichts, die Natur hat deinen Körper vernachlässigt, aber dich mit herrlichen Geistesgaben reichlich geschmückt, und diese willst du wie ein hinterlistiger Bösewicht mißbrauchen auf schändliche Weise und so das Messer gegen deine eigne Mutter kehren? Mit dem Recht willst du Handel treiben, wie mit einer feilen schnöden Ware auf öffentlichem Markt, und es zuwägen mit falscher Wage, den armen Bauern, dem gedrückten Bürger, der vor des starren Richters Polsterstuhl vergebens winselte, und dich zahlen lassen mit dem blutigen Heller, den der Arme dir, in Thränen gebadet, hinreicht?

Mit lügnerischen Menschensatzungen willst du dein Hirn anfüllen und Lug und Trug treiben, wie ein einträgliches Handwerk, wovon du dich mästest? Ist denn alle Tugend des Vaters aus deinem Herzen gewichen?

Dein Vater — du heißest Engelbrecht — nein, wenn ich dich so nennen höre, so will ich nicht glauben, daß es der Name meines Kameraden sei, der die Tugend und Rechtschaffenheit selbst war, sondern daß der Satan im äffenden Spott der Hölle den Namen über seinem Grabe hinrufe und so die Menschen verführe, den jungen lügnerischen Rechtsbuben wirklich für den Sohn des wackern Zimmermanns Gottfried Engelbrecht zu halten — fort — nicht mehr mein Pflegesohn — eine Schlange, die ich von meinem Busen reiße — ich verstoße —"

In dem Augenblick stürzte Nanni mit einem kreischenden, die Brust zerreißenden Jammergeschrei dem Meister Wacht zu Füßen.

„Vater!" rief sie ganz aufgelöst in wildem Schmerz und trostloser Verzweiflung, „Vater, wenn du ihn verstößest, so verstößest du

auch mich, mich deine liebste Tochter, er ist mein, mein Jonathan; nicht lassen kann ich von ihm in dieser Welt.“ —

Ohnmächtig schlug die Arme mit dem Kopf gegen den Wandschrank, daß Blutstropfen die zarte weiße Stirn benetzten. Barbara und Nettel sprangen herbei und brachten die Ohnmächtige auf das Kanapee. Jonathan stand da, erstarrt, wie vom Blitz getroffen, nicht der leisesten Bewegung mächtig.

Es möchte schwer sein, die Bewegung zu beschreiben, die von innen heraus sich auf Wachts Antlitz kund that. Statt der Flammenröte überzog jetzt Leichenblässe das Gesicht, ein dunkles Feuer glühte nur noch in den stieren Augen, kalter Todesschweiß schien auf seiner Stirne zu stehen; er starrte einige Augenblicke schweigend vor sich hin; dann machte sich die gepreßte Brust Luft, und er sprach mit seltsamem Ton: das war es also! — Langsam schritt er dann nach der Thüre, in der er noch einmal stehen blieb und halb zurückgewandt den Weibern zurief: spart nicht kölnisches Wasser und die Faxen sind bald vorüber.

Bald darauf sah man den Meister zum Hause heraus schnell nach den Bergen wandeln.

Man kann denken, in welches tiefe Herzleid die Familie versenkt war. Nettel und Barbara konnten eigentlich gar nicht begreifen, was denn Entsetzliches vorgegangen, und es wurde ihnen dann erst recht angst und bange, als der Meister, wie er es noch niemals gethan, nicht zum Essen wiederkehrte, sondern bis spät in die Nacht ausblieb.

Dann hörte man ihn kommen, die Hausthüre aufmachen, heftig zuwerfen, die Treppe mit starken Schritten hinaufsteigen und sich in seiner Stube einschließen. —

Die arme Nanni erholte sich bald wieder und weinte still vor sich hin. Jonathan ließ es aber an wilden Ausbrüchen trostloser Verzweiflung nicht fehlen, und sprach auch mehrmals vom Erschießen; ein Glück, daß Pistolen eben nicht zum Mobiliar junger empfindsamer Advokaten notwendig gehören, oder wenigstens, befinden sie sich darunter, gewöhnlich kein Schloß haben, oder sonst nicht im Stande sind.

Nachdem Jonathan einige Straßen durchrannt, wie ein toller Mensch, führte ihn instinktmäßig sein Lauf zu seinem hohen Gönner, dem er sein ganzes unerhörtes Herzeleid unter den Ausbrüchen des wütendsten Schmerzes klagte. Es darf kaum hinzugefügt werden,

so sehr versteht es sich von selbst, daß der junge verliebte Advokat nach seinen verzweiflungsvollen Beteurungen der erste und einzige Mensch auf der ganzen Erde war, dem solch Ungeheures geschehn, weshalb er denn auch das Schicksal und alle feindliche Mächte, als nur gegen ihn verschworen, anklagte.

Der Domizellar hörte ihn ruhig und mit einer gewissen Teilnahme an, die indessen doch das ganze Gewicht des Schmerzes, wie es der Advokat zu fühlen wähnte, nicht ganz zu erwägen schien. —

„Mein lieber junger Freund,“ sprach der Domizellar, indem er den Advokaten freundlich bei der Hand nahm und ihn zu einem Sessel führte, „mein lieber junger Freund, ich habe bisher den Herrn Zimmermeister Johannes Wacht für einen in seiner Art großen Mann gehalten, ich sehe aber jetzt ein, daß er dabei auch ein sehr großer Narr ist. Große Narren sind wie stätische Pferde, man bringt sie schwer zur Wendung, ist dieses aber gelungen, so traben sie den gebotenen Weg lustig fort. Des heutigen bösen Auftritts halber, des unsinnigen Zorns des Alten unerachtet, dürftet Ihr die schöne Nanni keineswegs aufgeben.

„Doch ehe wir über Euren in der That anmutigen und romanesken Liebeshandel weiter reden, laßt uns hier ein kleines Frühstück zu uns nehmen. Ihr seid um den Mittag bei dem alten Wacht gekommen, und ich diniere erst um vier Uhr im Seehof.“

Auf dem kleinen Tisch, an dem beide, der Domizellar und der Advokat, saßen, war in der That ein gar appetitliches Frühstück aufgetragen. Bayonner Schinken, rund umher mit Scheiben portugiesischer Zwiebeln garniert, ein kaltes gespicktes Rebhuhn von der roten Art, mithin auch ein Fremdling, in rotem Wein gekochte Trüffeln, ein Teller mit Straßburger Gänse-Leber-Pastete, zuletzt ein Teller mit echtem Strachino, und ein anderer mit Butter, so gelb und glänzend, wie die Maiblumen selbst. —

Der geneigte Leser, der nach Bamberg kommt und dergleichen appetitliche Butter liebt, wird sich freuen, sie auf das schönste und reinste zu erhalten, zugleich sich aber ärgern, wenn er erfährt, daß sie von den Einwohnern aus übertriebener Wirtschaftlichkeit zu einem Schmalz eingeschmolzen wird, der gewöhnlich ranzig schmeckt und alle Speisen verdirbt. —

Dazu perlte in einer schön geschliffenen Krystallflasche edler Champagner von der nicht moussierenden Sorte. Der Domizellar, der die vorgebundene Serviette, mit der er den Advokaten empfangen,

gar nicht losgeknüpft hatte, legte, nachdem der Kammerdiener ein zweites Couvert schnell herbeigebracht, dem verzweiflungsvollen Liebhaber die schönsten Bissen vor, schenkte ihm Wein ein und langte dann selbst tapfer zu. Es hat jemand einmal frech genug behauptet, daß der Magen mit dem ganzen übrigen physischen und psychischen Teil des Menschen al pari stünde. Das ist eine gottlose abscheuliche Meinung, aber so viel ist gewiß, daß der Magen oft als despotischer Tyrann, oder ironischer Mystifikant, seinen eignen Willen durchsetzt.

Das geschah eben jetzt.

Denn instinktmäßig, ohne daran deutlich zu denken, hatte der Advokat in wenigen Minuten ein mächtiges Stück Bayonner Schinken verzehrt, in der portugiesischen Garnitur schreckliche Verwüstungen angerichtet, ein halbes Rebhuhn, eine nicht geringe Anzahl von Trüffeln, sowie mehr Straßburger Pastete vertilgt, als einem jungen schmerzerfüllten Advokaten ziemlich. Dazu ließen sich beide, der Domizellar und der Advokat, den Champagner so wohl schmecken, daß der Kammerdiener die Krystallflasche bald noch einmal füllen mußte.

Der Advokat fühlte eine angenehme wohlthuende Wärme sein ganzes Innere durchdringen, und sein Herzeleid erfaßte ihn nur mit seltsamen Schauern, die eigentlich elektrischen Schlägen gleichen, welche schmerzen und doch wohlthun. Er war empfänglich für die Trostreden seines Gönners, der, nachdem er das letzte Glas Wein behaglich eingeschlürft und sich zierlich den Mund geputzt hatte, sich in Positur setzte und in folgender Art begann:

„Fürs erste, mein lieber guter Freund, müßt Ihr nicht so thöricht sein zu glauben, daß Ihr der einzige Mensch auf Erden seid, dem der Vater die Hand seiner Tochter verweigert. Doch das thut hier gar nichts zur Sache. Wie ich Euch schon gesagt habe, ist die Ursache, warum Euch der alte Narr haßt, so höchst abgeschmackt, daß es damit keinen Bestand haben kann, und mag es Euch in diesem Augenblick widersinnig vorkommen oder nicht, ich kann den Gedanken kaum ertragen, daß sich alles ganz nüchtern mit einer Hochzeit endigen, und daß man von der ganzen Sache nichts weiter sagen wird, als, Peter hat um Grete gefreit und Grete und Peter sind Mann und Weib worden.

„Die Situation ist sonst neu und herrlich, da bloß der Haß gegen einen Stand, den der geliebte Pflegesohn ergriffen, der einzige Hebel ist, welcher eine neue und auserlesene Tragik der Handlung in Bewegung setzen könnte; — doch zur Sache, Ihr seid Dichter,

mein Freund, und dies verändert alles. Eure Liebe, Euer Leid, muß Euch als poetisches Prachtstück im vollen Glanz der heiligen Dichtkunst erscheinen; Ihr vernehmt die Accorde der Lyra, die die Euch nahe Muse anschlägt, und in göttlicher Begeisterung empfangt Ihr die geflügelten Worte, die Eure Liebe, Euer Leid aussprechen. Als Dichter seid Ihr in diesem Augenblick der glücklichste Mensch auf Erden zu nennen, da Eure tiefste Brust wirklich verwundet ist, so daß Euer Herzblut quillt; Ihr bedürft also keiner künstlichen Anregung, um Euch poetisch zu stimmen, und gebt acht: diese Zeit des Grams wird Euch Großes und Vortreffliches erzeugen lassen.

„Aufmerksam muß ich Euch darauf machen, daß in diesen ersten Momenten Eurem Liebesschmerz sich ein seltsames, sehr unangenehmes Gefühl beimischen wird, das sich in keine Poesie einfügen lassen will, doch dies Gefühl verrauscht bald. Damit Ihr mich aber versteht! Wenn z. B. der unglückliche Liebhaber von dem erzürnten Vater sattsam abgeprügelt und zum Hause herausgeworfen wird, wenn die beleidigte Mama das Mägdlein in ihre Kammer sperrt und den versuchten Sturm des verzweiflungsvollen Liebhabers durch den bewaffneten Hausstand zurückschlagen läßt, wenn sogar die plebejesten Fäuste vor dem feinsten Tuch keine Scheu tragen (der Domizellar seufzte bei diesem Worte ein wenig), so muß diese aufgegärte Prosa der erbärmlichen Gemeinheit erst verdampfen, damit als Niederschlag der reine poetische Liebesschmerz sich setze. Ihr seid garstig ausgescholten worden, mein lieber junger Freund, und dies war die bittere zu überwindende Prosa; Ihr habt sie überwunden, ergebt Euch jetzt ganz der Poesie.

„Hier habt Ihr Petrarkas Sonette, Ovids Elegien, nehmt, les't, dichtet, les't mir vor, was Ihr gedichtet habt. Vielleicht kommt unterdessen mir auch irgend ein Liebesschmerz, wozu mir nicht alle Hoffnung abgeschnitten, da ich mich wahrscheinlich in eine Fremde verlieben werde, die im weißen Lamm auf dem Steinwege abgestiegen ist und von der der Graf Nesselstädt behauptet, sie sei die Schönheit und Anmut selbst, unerachtet er sie nur ganz flüchtig am Fenster erblickt. Dann, o Freund! wollen wir, wie die Dioskuren, die gleiche glanzvolle Laufbahn in Poesie und Liebesschmerz wandeln. Bemerkt, Freundchen, welchen großen Vorteil mir mein Stand giebt, der jede Liebe, die mich erfaßt, als ein nie zu erfüllendes Sehnen und Hoffen zum Tragischen hinaufsteigert. Doch nun, mein Freund, hinaus, hinaus in den Wald, wie es ziemlich.“ —

Dem geneigten Leser müßte es gewiß sehr langweilig, ja unerträglich sein, wenn nun hier weitläufig und wohl gar in allerlei überaus zierlichen Worten und Redensarten geschildert werden sollte, was Jonathan und Nanni alles in ihrem Schmerz begannen. Dergleichen findet sich in jedem schlechten Roman, und es ist oft lustig genug, wie der preßhafte Autor sich gar wunderlich gebärdet, um nur neu zu erscheinen.

Gar wichtig scheint es dagegen, den Meister Wacht auf seinem Spazier- oder vielmehr auf seinem Ideengange zu verfolgen.

Sehr merkwürdig muß es scheinen, daß ein Mann, stark und mächtig im Geiste, wie Meister Wacht, der das Entsetzlichste, was ihm geschah, und das andere minder kräftige Gemüter zermalmt haben würde, mit unerschütterlichem Mute, mit unbeugsamer Standhaftigkeit zu tragen vermochte, durch einen Vorfall außer sich gesetzt werden konnte, den jeder andere Familienvater für ein gewöhnliches, leicht zu beseitigendes Ereignis gehalten haben, und auf diese oder jene, schlechte oder gute Weise es wirklich beseitigt haben würde. Gewiß ist der geneigte Leser auch der Meinung, daß dies seinen guten psychologischen Grund hatte. Nur der widerwärtige Mißklang in Wachts Seele erzeugte den Gedanken, daß die Liebe der armen Nanni zu dem unschuldigen Jonathan ein sein ganzes Leben verstörendes Unglück sei. Eben darin aber, daß dieser Mißklang überhaupt in dem harmonischen Wesen des sonst durchaus großartigen Alten forttönen konnte, lag auch die Unmöglichkeit, ihn zu dämpfen, oder ganz zum Schweigen zu bringen.

Wacht hatte das weibliche Gemüt von einer einfachen, aber zugleich herrlichen und erhabenen Seite kennen gelernt. Sein eigenes Weib hatte ihn in die Tiefe des wahrhaft weiblichen Wesens blicken lassen, wie in einen spiegelhellen See; er kannte den weiblichen Heros, der stets mit unbesiegbaren Waffen kämpft. Sein elternloses Weib hatte die Erbschaft einer steinreichen Base, die Liebe aller ihrer Verwandten verscherzt, dem harten, ihr Leben durch manche Qual erbitternden Eindringen der Kirche mit unerschütterlichem Mut widerstanden, als sie, selbst in der katholischen Religion erzogen, den protestantischen Wacht heiratete, und kurz vorher aus reiner, glühender Überzeugung in Augsburg selbst zu diesem Glauben übergetreten war. Alles dieses kam dem Meister Wacht in den Sinn, und er vergoß heiße Thränen, als er gedachte, mit welchen Empfindungen er die Jungfrau zum Traualtar geführt. Nanni war ganz und gar

die Mutter, Wacht liebte das Kind mit einer Inbrunst, der nichts zu vergleichen, und dieses war wohl mehr als hinreichend, jede auch nur im mindesten gewaltsam scheinende Maßregel, die Liebenden zu trennen, als abscheulich, ja als satanisch zu verwerfen. Überdachte er auf der andern Seite Jonathans ganzes Leben, so mußte er sich zugestehen, daß nicht leicht alle Tugenden eines frommen, fleißigen, bescheidenen Jünglings so glücklich vereinigt werden konnten, als in Jonathan, dessen schönes, ausdrucksvolles Gesicht mit vielleicht ein wenig zu weichlichen, beinahe weiblichen Zügen, dessen kleiner und schwächlicher, aber zierlicher Körperbau von einem zarten, geistvollen Innern zeugte. Überlegte er ferner, wie die beiden Kinder immer zusammen gewesen waren, wie offenbar sich ihre Gemütsart zu einander neigte, so konnte er selbst nicht begreifen, wie er das, was geschehen, nicht hatte vermuten und zur rechten Zeit Mittel ergreifen können. Nun war es zu spät. —

Durch die Berge wurde er fortgetrieben von einer sein Inneres gewaltsam zerreißenden Stimmung, die er noch nie gekannt und die er für Versuchungen des Satans zu halten geneigt war, da mancher Gedanke in seiner Seele aufstieg, der ihm im nächsten Augenblick selbst höllisch vorkommen mußte. Er konnte zu keiner Fassung, viel weniger zu irgend einem Entschluß kommen. Schon war die Sonne im Sinken, als er in dem Dorfe Bug anlangte; er kehrte im Gasthofe ein und ließ sich etwas Gutes zu essen und eine Flasche vortreffliches Felsenbier auftragen.

„Ei! schönen guten Abend, ei! welch eine seltsame Erscheinung, den lieben Meister Wacht hier zu sehen in dem schönen Bug an dem herrlichen Sonntagsabend. Fürwahr, ich traute meinen Augen nicht. Werte Familie wahrscheinlich anderswo über Land?“

So wurde Meister Wacht von einer gellenden, quäkenden Stimme angerufen. Es war niemand anders, als der Herr Pickard Leberfink, seiner Profession nach ein Lackierer und Vergolder, einer der drolligsten Menschen auf der Welt, der den Meister Wacht in seinen Betrachtungen unterbrach.

Schon Leberfinks Äußeres fiel jedem seltsam und abenteuerlich ins Auge. Er war klein, untersetzt, hatte einen etwas zu langen Leib und kurze Säbelbeinchen; dabei aber kein häßliches, gutmütiges, rundes Antlitz mit roten Bäckchen und grauen lebhaft genug blickenden Äuglein. Täglich ging er, nach einer verjährten französischen Mode, hoch frisiert und gepudert; an Sonntagen war aber sein Anzug

durchaus merkwürdig. So trug er z. B. einen lila und kanariengelb gestreiften seidenen Rock mit ungeheuren silberbesponnenen Knöpfen, eine buntgestickte Weste, zeisiggrüne Atlashosen, weiß und himmelblau fein gestreifte seidene Strümpfe und glänzend schwarz lackierte Schuhe, auf denen große Steinschnallen blitzten. Rechnet man dazu den zierlichen Gang des Tanzmeisters, eine gewisse katzenartige Geschmeidigkeit des Körpers, eine seltene Virtuosität der Beinchen, in schicklichen Momenten, z. B. beim Überspringen einer Gosse, ein Entrechat zu schlagen, so mußte es geschehen, daß der kleine Lackierer sich überall als eine absonderliche Kreatur auszeichnete. Sein übriges Wesen wird der geneigte Leser bald kennen lernen.

Dem Meister Wacht war es gerade nicht unangenehm, auf diese Weise in seinen schmerzhaften Betrachtungen unterbrochen zu werden.

Der Lackierer und Vergolder, Herr oder besser Monsieur Pickard Leberfink, war ein großer Geck, dabei aber die treuste, ehrlichste Seele von der Welt, von der liberalsten Gesinnung, freigebig gegen Arme, dienstfertig gegen Freunde. Er trieb sein Metier nur hin und wieder aus purer Liebhaberei, da er dessen nicht bedurfte.

Er war reich; sein Vater hatte ihm ein schönes Grundstück mit einem herrlichen Felsenkeller hinterlassen, das nur durch einen großen Garten von Meister Wachts Grundstück getrennt wurde.

Meister Wacht hatte den drolligen Leberfink gern, seiner Ehrlichkeit halber und weil er auch ein Glied der kleinen protestantischen Gemeinde war, der man die Übung ihres Religions-Kultus gestattet hatte. Mit auffallender Bereitwilligkeit nahm Leberfink Wachts Vorschlag an, sich zu ihm zu setzen und noch eine Flasche Felsenbier zu trinken. Schon längst, begann Leberfink, habe er den Meister Wacht in seinem Hause aufsuchen wollen, da er mit ihm über zwei Dinge zu reden, wovon eins ihm beinahe das Herz abdrücke. Wacht meinte, Leberfink kenne ihn ja und wisse, daß man, sei es was es sei, mit ihm geradeheraus sprechen könne.

Leberfink eröffnete nun dem Meister im Vertrauen, daß der Weinhändler seinen schönen Garten mit dem massiven Gartenhause, der ihre, Wachts und Leberfinks Grundstücke trenne, ihm unter der Hand zum Kauf angeboten habe. Er glaube sich zu erinnern, daß Wacht einmal geäußert, wie ihm der Besitz des Gartens sehr angenehm sein würde; zeige sich nun eine Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen, so erbiete er — Leberfink — sich dazu, den Unterhändler zu machen und alles in Ordnung zu bringen.

In der That hatte Meister Wacht längst den Wunsch in sich getragen, sein Grundstück durch einen schönen Garten zu vergrößern; insbesondere weil Nanni sich stets nach den schönen Büschen und Bäumen sehnte, die in üppiger Fülle duftend aus jenem Garten emporstiegen. In diesem Augenblick schien es ihm überdem noch eine anmutige Gunst des Schicksals, daß gerade zur Zeit, als die arme Nanni solch tiefen Schmerz erfahren, sich unvermutet eine Gelegenheit darbot, ihr Gemüt zu erfreuen.

Der Meister redete sogleich das Nötige mit dem dienstfertigen Lackierer ab, welcher versprach, daß der Meister künftigen Sonntag in dem Garten, als in seinem Eigentum, lustwandeln solle. „Nun! rief Meister Wacht, nun, Freund Leberfink, heraus damit, was Euch das Herz abdrücken will.“

Da begann Herr Pickard Leberfink auf die erbärmlichste Art zu seufzen, die absonderlichsten Gesichter zu schneiden und kauderwelsches Zeug zu schwatzen, woraus niemand recht klug werden konnte. Meister Wacht wurde aber doch klug daraus, schüttelte ihm die Hand, sprach: „dafür kann Rat werden,“ und lächelte für sich über die wunderbare Sympathie verwandter Seelen.

Die ganze Episode mit Leberfink hatte dem Meister Wacht wohlgethan; er glaubte auch einen Entschluß gefaßt zu haben, vermöge dessen er dem schwersten entsetzlichsten Ungemach, das nach seiner verblendeten Meinung ihn erfaßt, widerstehen, ja es gar überwinden wollte. Nur das, was er that, kann den Ausspruch des Tribunals im Innern kund thun, und vielleicht, sehr geneigter Leser! hat dies Tribunal zum ersten Male etwas geschwankt. — Mag hier doch eine kleine Andeutung stehen, die sich später vielleicht nicht füglich einschieben lassen würde. Wie es in derlei Fällen dann wohl geschieht, so hätte sich die alte Barbara an den Meister Wacht gedrängt und das Liebespaar vorzüglich deshalb verklagt, weil es beständig weltliche Bücher miteinander gelesen. Der Meister ließ sich ein paar Bücher, die Nanni hatte, herausgeben. Es war ein Werk von Goethe; leider weiß man nicht, was für ein Werk es gewesen. Nachdem er es durchgeblättert, gab er es der Barbara zurück, um es dort wieder hinzulegen, wo sie es heimlich weggenommen. Niemals entschlüpfte ihm ein einziges Wort über Nannis Lektüre, sondern nur einmal sagte er bei Tische, als es irgend eine Gelegenheit gab: „es steigt ein ungemeiner Geist unter uns Deutschen auf, Gott gebe ihm Gedeihen. Meine Jahre sind vorüber, meines Alters, meines Berufs

ist es nicht mehr; — doch dich, Jonathan, beneide ich um so manches, was der künftigen Zeit entsprießen wird!" —

Jonathan verstand Wachts mystische Worte um so deutlicher, als er erst vor einigen Tagen zufällig, unter andern Papieren halb versteckt, auf Meister Wachts Arbeitstisch den Götz von Berlichingen entdeckt hatte. Wachts großes Gemüt hatte den ungemeinen Geist, aber auch die Unmöglichkeit erkannt, einen neuen Flug zu beginnen. —

Andern Tages hing die arme Nanni das Köpfchen, wie eine kranke Taube. „Was ist meinem lieben Kinde," sprach Meister Wacht mit dem liebreichen Tone, der ihm so eigen und mit dem er alles hinzureißen verstand, „was ist meinem lieben Kinde, bist du krank? ich will es nicht glauben; du kommst zu wenig an die frische Luft; sieh, schon lange habe ich gewünscht, daß du mir einmal mein Vesperbrot auf die Werkstatt hinaus brächtest. Thue es heute, wir haben den schönsten Abend zu erwarten. Nicht wahr, Nanni, liebes Kind, du thust es, du bereitest mir selbst die Butterwecken, das wird herrlich munden."

Damit nahm Meister Wacht das liebe Kind in die Arme, strich ihr die braunen Locken von der Stirne, küßte, herzte, hätschelte es, kurz, übte alle Gewalt des liebevollsten Betragens, wie es in seiner Macht stand, und dessen unwiderstehlichen Zauber er wohl kannte. Ein Thränenstrom entstürzte Nannis Augen, und nur mit Mühe brachte sie die Worte heraus: „Vater! Vater!"

„Nun, nun," sprach Wacht, und man hätte in dem Ton seiner Stimme einige Verlegenheit bemerken können, „es kann noch alles gut werden." —

Acht Tage waren vergangen; Jonathan hatte sich natürlicherweise nicht blicken lassen, und der Meister seiner mit keiner Silbe gedacht. Sonntags, als die Suppe schon dampfte und die Familie sich zu Tische setzen wollte, fragte Meister Wacht ganz heiter: „wo bleibt denn unser Jonathan?" Rettel sprach, aus Schonung gegen die arme Nanni, halb leise: „Vater, wißt Ihr denn nicht, was geschehen? muß Jonathan nicht Scheu tragen, sich vor Euch zu zeigen?" — „Seht den Affen, sprach Wacht mit lachendem Ton, Christian soll gleich hinspringen und ihn herholen." —

Man kann denken, daß der junge Advokat nicht unterließ, sich alsbald einzustellen, aber auch, daß in den ersten Augenblicken, als er gekommen war, es über allen schwebte, wie eine düstre drückende Gewitterwolke.

Meister Wachts unbefangenem heiterm Wesen, sowie Leberfinks drolligem Treiben, gelang es indessen, einen gewissen Ton hervorzubringen, der, wenn auch gerade nicht lustig zu nennen, doch das ganze harmonische Gleichgewicht erhielt. „Laßt uns, sprach Meister Wacht nach Tische, ein wenig ins Freie, auf meinen Werkhof hinausgehen.“ Es geschah.

Monsieur Pickard Leberfink schmiegte sich sehr geflissentlich an Rettelchen, die die Freundlichkeit selbst war, da der höfliche Lackierer sich im Loben der Speisen erschöpft und gestanden hatte, in seinem Leben, selbst bei den geistlichen Herrn in Banz, habe er nicht delikater gegessen. Da nun Meister Wacht, ein großes Schlüsselbund in der Hand, starken Schrittes voran eilte, mitten durch den Werkhof, so kam der junge Advokat von selbst in Nannis Nähe. Verstohlne Seufzer, leis hingehauchte Liebesklagen, das war alles, was die Liebenden wagten.

Meister Wacht blieb vor einem schönen neugezimmerten Thore stehen, das in der Mauer, die Wachts Werkhof von dem Garten des Kaufmanns trennte, angebracht war.

Er schloß das Thor auf und schritt hinein, indem er die Familie einlud, ihm zu folgen. Alle, Herrn Pickard Leberfink ausgenommen, welcher gar nicht aus dem schlauen Lächeln und leisen Kichern herauskam, wußten nicht recht, was sie von dem Alten denken sollten. Mitten in dem schönen Garten war ein sehr geräumiger Pavillon gelegen, auch diesen öffnete Meister Wacht, schritt hinein und blieb in der Mitte des Saals stehen, aus dessen jedem Fenster man einer andern romantischen Aussicht genoß.

„Ich, sprach Meister Wacht mit einem Ton, der von dem innig erfreuten Herzen zeugte, ich stehe hier in meinem Eigentum, der schöne Garten ist mein, er mußte mein sein, nicht um mein Grundstück zu vergrößern, nicht den Reichtum meines Besitzes zu vermehren, nein, weil ich wußte, daß ein gewisses herziges Ding sich so nach diesen Bäumen, Büschen, nach diesen schönen duftenden Blumenbeeten sehnte.“

Da warf sich Nanni dem Alten an die Brust, und rief: „o! Vater, Vater! du zerreißest mir das Herz mit deiner Milde, mit deiner Güte, sei barm —“ „Still, still, unterbrach Meister Wacht das leidende Kind, sei nur gut, es kann sich alles fügen auf wunderbare Weise; in diesem kleinen Paradiese ist viel Trost zu finden.“ — „Ja wohl, ja wohl, rief Nanni wie begeistert, o ihr Bäume, ihr Büsche, ihr Blumen, ihr fernen Berge, du schönes fliehendes Abend=

gewölk, mein ganzes Gemüt lebt in euch, ich finde mich selbst wieder, wenn eure lieblichen Stimmen mich trösten.“ —

Damit sprang Nanni wie ein junges flüchtiges Reh zur offenen Thür des Pavillons hinaus ins Freie, und der junge Advokat, den wohl in diesem Augenblick keine Macht zurückgehalten haben würde, verfehlte nicht, eiligst zu folgen. Monsieur Pickard Leberfink bat sich die Erlaubnis aus, Nettelchen in dem neuen Besitztum herumzuführen. Der alte Wacht ließ sich indessen unter die Bäume nahe am Abhang der Berge, wo er hinabschauen konnte ins Thal, Bier und Tabak bringen, und blies die blauen Wolken des echten Holländers recht froh und gemütlich in die Lüfte. Gewiß ist der geneigte Leser über diese Gemütsstimmung des Meister Wachts sehr verwundert, ja, er weiß sich nicht zu erklären, wie sie bei einem solchen Geiste möglich ist.

Meister Wacht war nicht sowohl zu irgend einem Entschluß, als zur Überzeugung gelangt, daß die ewige Macht ihn unmöglich das entsetzlichste Unglück erleben lassen könne, seinem liebsten Kinde einen Advokaten, mithin den Satan selber, verbunden zu sehen.

Es geschieht was, sprach er zu sich selbst, es muß was geschehen, wodurch das unglückselige Verständnis aufgehoben, oder Jonathan der Hölle entrissen wird, und es wäre Vorwitz, ja vielleicht verderblicher Frevel, der gerade das Gegenteil bewirken könnte, wenn man versuchen wollte, mit ohnmächtiger Hand hineinzugreifen in das große Schwungrad des Geschicks.

Es ist kaum zu glauben, welche elende, ja oft alberne Gründe der Mensch hervorsucht, sich ein Herannahen des Unglücks als abwendbar zu denken. So gab es Augenblicke, in denen Wacht darauf rechnete, daß die Ankunft des wilden Sebastian, den er sich als einen in der vollsten Blüte der Jugend stehenden rüstigen Jüngling, im Begriff, die Mannesjahre zu erreichen, dachte, in dem ganzen Getriebe der Angelegenheiten, wie sie jetzt standen, eine Änderung hervorbringen würde. Der gemeine, wiewohl leider nur oft allzuwahre Gedanke kam ihm in den Sinn, daß ausgesprochene Männlichkeit dem Weibe zu sehr imponiere, um es nicht zuletzt zu besiegen. Als die Sonne zu sinken begann, lud Monsieur Pickard Leberfink die Familie ein, in seinem anstoßenden Garten einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen.

Dieser Garten des edlen Lackierers und Vergolders bildete nun gegen Wachts neues Besitztum den lächerlichsten und seltsamsten Kontrast. Beinahe so klein, daß man ihm nur die schöne Höhe hätte

nachrühmen können, war er nach holländischer Art angelegt, und Baum und Hecke unter der sorgfältigsten pedantischen Schere gehalten. Sehr hübsch nahmen sich die himmelblauen, rosenroten, eigelben u. s. w. Stämme der dünnen Obstbäume aus, die in den Blumenbeeten standen. Leberfink hatte sie lackiert und also die Natur verschönert. Auch erblickte man in den Bäumen die Äpfel der Hesperiden.

Doch noch mehrere Überraschungen gab es. Leberfink bat die Mädchen, sich einen Strauß zu pflücken, doch sowie sie die Blumen abpflückten, gewahrten sie zu ihrem Erstaunen, daß Stengel und Blätter vergoldet. Sehr merkwürdig war es überdem, daß alle Blätter, die der Nettel zur Hand kamen, wie Herzen gestaltet waren.

Der Imbiß, womit Leberfink seine Gäste regalierte, bestand in dem auserlesensten Kuchen, dem feinsten Zuckerwerk und altem Rheinwein und herrlichem Muskateller. Nettel war über das Gebackene ganz außer sich, und behauptete insonderheit, daß das zum Teil herrlich versilberte und vergoldete Zuckerwerk gar nicht in Bamberg fabriziert sein könne; da versicherte ihr Monsieur Pickard Leberfink heimlich mit dem süßesten Schmunzeln, daß er selbst sich ein wenig auf die Kuchen- und Zuckerbäckerei verstehe und der glückliche Autor aller dieser Süßigkeiten sei. Nettel hätte vor Ehrfurcht und Erstaunen vor ihm auf die Knie sinken mögen, und doch stand ihr noch die größte Überraschung bevor.

In der tiefen Dämmerung wußte Monsieur Pickard Leberfink die kleine Nettel sehr geschickt in eine kleine Laube zu locken. Kaum war er aber mit ihr allein, als er ganz rücksichtslos, unerachtet er wieder die Zeisig-Atlashosen angelegt, mit beiden Knien ins feuchte Gras niederplumpte und ihr unter vielen seltsamen, unverständlichen Jammertönen, den nächtlichen Elegien des Katers Hinz nicht unähnlich, einen ungeheuren Blumenstrauß überreichte, in dessen Mitte die schönste aufgeblühte Rose prangte, die man nur sehen konnte.

Nettel that, was jeder thut, dem ein Strauß überreicht wird, sie fuhr damit nach der Nase, fühlte aber in demselben Augenblick einen empfindlichen Stich. Erschrocken wollte sie den Strauß wegwerfen.

Welches liebliche Wunder hatte sich indessen begeben! Ein kleiner schön lackierter Liebesgott war aus dem Kelch der Rose gesprungen und hielt der Nettel mit beiden Händen ein flammendes Herz entgegen. Aus dem Munde hing ihm aber ein Zettelchen, worauf die Worte standen:

„voilà le coeur de Monsieur Pikard Leberfink, que je vous offre!“

„O Jemine, rief Rettel ganz erschrocken, o Jemine, was thun „Sie, lieber Herr Leberfink? knieen Sie doch nicht vor mir, wie vor „einer Prinzessin; die schönen atlassenen — bekommen in dem feuchten „Grase Flecken und Sie, Bester, den Schnupfen; dafür hilft Flieder„thee und weißer Kandis.“

„Nein, rief der wilde Liebhaber, nein, o Margaretha, nicht eher „entsteigt der Sie auf das Innigste liebende Pickard Leberfink dem „feuchten Grase, bis Sie ihm gelobt, die Seine zu werden.“ — „Heiraten wollen Sie mich? sprach Rettel, nun denn, frisch auf„gestanden. Sprechen Sie mit meinem Vater, liebstes Leberfinkchen, „und trinken Sie heute Abend ein paar Tassen Fliederthee.“

Was soll der geneigte Leser mit Leberfinks und Rettels Albernheiten noch länger ermüdet werden; für einander geschaffen, wurden sie ein Brautpaar, und Vater Wacht hatte recht seine schalkische Freude daran.

Durch Rettels Brautschaft kam ein gewisses Leben in Wachts Haus; selbst das Liebespaar gewann, weniger beobachtet, mehr Freiheit. Es sollte sich etwas besonders ereignen, um diese behagliche Ruhe, in der sich alles bewegte, zu stören.

Der junge Advokat schien auf besondere Weise zerstreut, mit irgend einer Sache, die sein ganzes Wesen einnahm, beschäftigt: er begann sogar sparsamer Wachts Haus zu besuchen und vorzüglich an Abenden auszubleiben, die er sonst nie zu versäumen pflegte.

„Was mag unserm Jonathan geschehen sein, er ist ja ganz zer„streut, ganz ein anderer worden, als er sonst war;“ so sprach Meister Wacht, unerachtet er die Ursache, oder vielmehr das Ereignis, das auf den jungen Advokaten so sichtlich einwirkte, wenigstens der äußern Erscheinung nach, sehr wohl kannte. Ja, er hielt dies Ereignis für die Schickung des Himmels, durch die er vielleicht dem großen, sein ganzes Leben verstörenden, Unglück entgehen werde, von dem er sich bedroht glaubte.

Vor wenigen Monaten war nämlich eine junge unbekannte Dame in Bamberg angekommen, deren ganze Erscheinung mystisch und sonderbar zu nennen. Sie wohnte im weißen Lamm. Ihre ganze Umgebung bestand nur in einem eisgrauen Diener und in einer alten Kammerfrau.

Die Meinungen über sie waren sehr verschieden. Manche be-

haupteten, sie sei eine vornehme, steinreiche ungarische Gräfin, welche Zwistigkeiten der Ehe nötigten, einen momentanen einsamen Aufenthalt in Bamberg zu nehmen. Andere machten sie dagegen zu einer gewöhnlichen Didone abandonnata; noch andere zu einer verlaufenen Sängerin, die bald die vornehmen Schleier abwerfen und als Konzertgeberin auftreten werde; wahrscheinlich müsse es ihr an Empfehlungen an den Fürstbischof fehlen; genug, die mehrsten Stimmen einigten sich dahin, die Fremde, die übrigens nach den Aussagen der wenigen Personen, die sie erblickt hatten, von ausnehmender Schönheit sein sollte, für eine höchst zweideutige Person zu halten.

Man hatte nun bemerkt, daß der alte Diener der Fremden dem jungen Advokaten so lange nachgeschlichen war, bis er ihn eines Tages am Brunnen auf dem Markt, den die Statue des Neptun ziert (welchen die ehrlichen Bamberger gewöhnlich den Gobelmann zu nennen pflegen) festhielt und lange, sehr lange mit ihm sprach. Aufmerksame Gemüter, die niemanden begegnen können, ohne lebhaft zu fragen: „wo mag er gewesen sein, wo mag er hingehen, was mag er treiben?“ u. s. hatten herausgebracht, daß der junge Advokat sehr oft, beinahe täglich, zu nächtlicher Weile zu der schönen Unbekannten hinschlich, und mehrere Stunden bei ihr zubrachte. Stadtgespräch wurde es bald, daß der junge Advokat sich in die gefährlichen Liebesnetze der jungen unbekannten Abenteurerin verstrickt habe.

Meister Wachts ganzem Wesen mußte es gänzlich fremd sein und bleiben, diese scheinbare Verirrung des jungen Advokaten als Waffe gegen die arme Nanni zu gebrauchen. Daß sie alles haarklein und gewiß noch mit vergrößerten Umständen erfahre, dafür ließ er die Frau Barbara nebst dem ganzen Anhange der Bosen sorgen. Der ganzen Sache setzte die Krone auf, daß der junge Advokat mit der Dame eines Tages ganz schnell abreisete; niemand wußte, wohin.

„So geht's mit dem Leichtsinn, hin ist des vorwitzigen Herrn Praxis,“ sprachen die klugen Leute. Dies war aber nicht der Fall; denn, zu nicht geringem Erstaunen aller, besorgte der alte Eichheimer selbst die Praxis seines Pflegesohnes auf das Pünktlichste, und eingeweiht in das Geheimnis mit der Dame, schien er alle Maßregeln seines Pflegesohns zu billigen.

Meister Wacht schwieg über die ganze Angelegenheit, und wenn die arme Nanni ihren Schmerz nicht bergen konnte, sondern mit, von Thränen halberstickter Stimme leise klagte: „warum hat uns Jona

than verlassen?" so sprach Meister Wacht mit wegwerfendem Ton: „ja die Advokaten machen es nicht anders; wer weiß, was für eine Intrigue, die ihm Geld und Nutzen schafft, Jonathan mit der Fremden angesponnen."

Dann pflegte aber Herr Pickard Leberfink Jonathans Partei zu nehmen und zu versichern, daß er seinerseits überzeugt sei, wie die Fremde nichts Geringeres sein könne, als eine Prinzessin, die sich in einer äußerst delikaten Rechtssache an den schon weltberühmten jungen Advokaten gewandt. Er kramte dabei so viel Geschichten von Advokaten aus, die durch besondere Sagazität, durch besondern Scharfblick und Geschicklichkeit, die verworrensten Knoten entwickelt, die geheimsten Dinge ans Tageslicht gebracht, daß Meister Wacht ihn bat, um des Himmels willen stillzuschweigen, da ihm übel und weh werde, wogegen Nanni sich an allem, was Leberfink hervorbrachte, innig labte und neue Hoffnungen faßte.

Nannis Schmerz hatte eine merkliche Beimischung von Verdruß, und zwar in den Augenblicken, wenn es ihr ganz unmöglich schien, daß Jonathan ihr hätte untreu werden sollen. Hieraus war zu folgern, daß Jonathan sich nicht zu entschuldigen gesucht, sondern über sein Abenteuer hartnäckig geschwiegen.

Einige Monden waren vergangen, als der junge Advokat in der fröhlichsten Stimmung nach Bamberg zurückkehrte, und Meister Wacht mußte aus den leuchtenden Augen, womit Nanni ihn anblickte, wohl schließen, daß er sich ganz gerechtfertigt. Es dürfte dem geneigten Leser nicht unlieb sein, die ganze Begebenheit, die sich mit der fremden Dame und dem jungen Advokaten zugetragen, hier gleich einer episodischen Novelle eingeschaltet zu sehen.

Der ungarische Graf Z . . ., im Besitz von mehr als einer Million, heiratete aus reiner Zuneigung ein blutarmes Fräulein, die den Haß der Familie schon dadurch auf sich lud, daß sie, außerdem daß über ihre Familie ein völliges Dunkel herrschte, keine andern Schätze besaß, als alle Tugend, Schönheit und Anmut des Himmels.

Der Graf versprach seiner Gemahlin, mittelst Testaments sein ganzes Vermögen, auf den Fall seines Todes, zuzuwenden.

Einst, als ihn diplomatische Geschäfte von Paris nach Petersburg gerufen hatten und er nach Wien in die Arme seiner Gemahlin zurückkehrte, erzählte er dieser, daß er in einem Städtchen, dessen Namen er ganz vergessen, von einer schweren Krankheit befallen und die Augenblicke seiner Genesung sogleich dazu benutzt habe, um ein

Testament zu Gunsten ihrer aufzusetzen und den Gerichten zu übergeben. Es müsse daher kommen, daß ihn einige Meilen weiter ein neuer Anfall der bösen Nervenkrankheit mit verdoppelter Gewalt gepackt habe, daß ihm Name des Orts, des Gerichts, wo und bei wem er testiert, gänzlich aus dem Gedächtnisse entschwunden, sowie, daß der von den Gerichten über die Niederlegung des Testaments erhaltene Empfangschein ihm verloren gegangen sei. Wie es wohl zu geschehen pflegt, von Tage zu Tage verschob der Graf die Errichtung eines neuen Testaments, bis ihn der Tod übereilte, und die Verwandten nicht unterließen, den ganzen Nachlaß in Anspruch zu nehmen, so daß die arme Gräfin das überreiche Erbe bis auf die geringe Summe einiger kostbaren Geschenke des Grafen zusammenschmelzen sah, die ihr die Verwandten nicht entreißen konnten. Mancherlei Notizen über den Hergang der Sache waren in den Papieren des Grafen enthalten; da aber solche Notizen, daß ein Testament vorhanden sei, das Testament selbst nicht ersetzen können, so schufen sie der Gräfin nicht den mindesten Nutzen.

Viele Rechtsgelehrte hatte die Gräfin über ihren bösen Fall zu Rate gezogen, bis sie endlich nach Bamberg kam und sich an den alten Eichheimer wandte, der sie aber an den jungen Engelbrecht wies, welcher, weniger beschäftigt, ausgerüstet mit vorzüglichem Scharfsinn und großer Liebe zur Sache, vielleicht doch das unglückliche Testament erspüren, oder einen andern künstlichen Beweis über die wirkliche Existenz desselben antreten würde.

Der junge Advokat begann damit, sich bei den kompetenten Behörden die nochmalige genaue Nachforschung in den Papieren des Grafen auf dem Schlosse auszubitten. Er ging selbst mit der Gräfin hin, und unter den Augen der Beamten des Gerichts fand sich in einem bisher nicht beachteten nußbaumen Schrank ein altes Portefeuille, worin zwar nicht der gerichtliche Empfangschein über die Niederlegung des Testaments, wohl aber ein Papier befindlich, was dem jungen Advokaten im höchsten Grade wichtig sein mußte.

Dieses Papier enthielt nämlich die genaue Beschreibung aller Umstände bis ins kleinste Detail, unter denen der Graf zu Gunsten seiner Gemahlin ein Testament errichtet und einem Gerichtshofe übergeben hatte. Die diplomatische Reise von Paris nach Petersburg brachte den Grafen nach Königsberg in Preußen. Hier fand er zufällig einige ostpreußische Edelleute, die er früher auf einer Reise in Italien getroffen. Der Eilfertigkeit, womit der Graf reisen

wollte, unerachtet, ließ er sich doch bereden, eine kleine Streiferei in Ostpreußen zu unternehmen, vorzüglich da die reichen Jagden aufgegangen und der Graf ein passionierter Jäger. Er nannte die Städte Wehlau, Allenburg, Friedland u. s. w., wo er gewesen. Unmittelbar wollte er nun, ohne nach Königsberg zurückzukehren, vorwärts nach der russischen Grenze.

In einem kleinen Städtchen, dessen Ansehn der Graf nicht erbärmlich genug beschreiben konnte, verfiel er aber plötzlich in die Nervenkrankheit, die ihm mehrere Tage hindurch alle Sinne raubte. Zum Glück befand sich am Orte ein junger recht geschickter Arzt, der dem Übel kräftigen Widerstand leistete, so daß der Graf nicht allein zu sich kam, sondern auch imstande war, in wenigen Tagen seine Reise fortzusetzen. Schwer fiel es ihm aber aufs Herz, daß ein zweiter Anfall ihn auf der Reise töten und seine Gemahlin in die tiefste Armut versetzen könne. Er erfuhr von dem Arzt zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß der Ort, seiner Kleinheit und seines erbärmlichen Ansehens unerachtet, doch der Sitz eines preußischen Landeskollegii sei, und daß er mit aller Förmlichkeit sein Testament dort deponieren könne, sobald es ihm nur gelänge, die Identität seiner Person nachzuweisen. Dies war aber der harte Punkt. Denn wer kannte den Grafen in dieser Gegend?

Doch wie wunderbar ist das Spiel des Zufalls? Gerade als der Graf in dem Städtchen aus dem Wagen stieg, stand ein alter invalider Greis von beinahe achtzig Jahren, der auf einem benachbarten Dorfe wohnte, sich vom Korbflechten nährte, und nur selten nach der Stadt zu kommen pflegte, in der Thüre des Wirtshauses. Dieser hatte in seiner Jugend in der österreichischen Armee gedient, und war fünfzehn Jahre hindurch Reitknecht bei dem Vater des Grafen gewesen. Auf den ersten Blick erinnerte er sich des Sohnes seines Herrn, und er und sein Weib wurden die völlig unverdächtigen Rekognoszenten des Grafen, wie man denken kann, nicht zu ihrem Schaden. Der junge Advokat sah sogleich ein, daß, um Näheres auszumitteln, es hier nur allein auf die Lokalität und deren genaue Vergleichung mit den Notizen des Grafen ankomme, um die nähere Spur, wo der Graf krank geworden sei und testiert habe, zu ermitteln.

Er reiste mit der Gräfin nach Ostpreußen; hier wollte er, wo möglich, durch Einsicht der Postbücher die Reiseroute ausmitteln, die der Graf damals genommen. Doch nach vielem vergeblichen Mühen brachte er nur heraus, daß der Graf Postpferde von Eylau nach

Allenburg genommen. Hinter Allenburg verlor sich jede Spur, jedoch war so viel gewiß, daß der Graf seine Tour nach Rußland durch das Preußische Litauen genommen, und zwar um so mehr, als in Tilsit des Grafen Ankunft und Abreise mit Extrapost wieder eingetragen war. Von hier aus verlor sich aufs neue jede Spur. Auf dem kleinen Wege von Allenburg nach Tilsit schien indessen dem jungen Advokaten, daß man die Lösung des Rätsels suchen müsse. Ganz mißmütig und voller Sorgen traf er einst an einem regnigten Abend mit der Gräfin in dem kleinen Landstädtchen Insterburg ein. Von seltsamen Ahnungen fühlte er sich befangen, als er in die elenden Zimmer des Wirtshauses trat. Es kam ihm so heimisch darin vor, als wenn er schon selbst dagewesen, oder als wenn ihm der Aufenthalt auf das Genaueste geschildert worden. Die Gräfin begab sich nach ihrem Schlafgemach; der junge Advokat wälzte sich unruhig auf dem Lager. Als die Morgensonne hell ins Zimmer schien, fiel sein Blick auf die Tapete in einer Ecke des Zimmers. Er gewahrte, daß von einem großen Fleck die blaue Farbe, womit das Zimmer übertüncht, abgesprungen und die widerwärtige hochgelbe Grundfarbe zum Vorschein gekommen, worauf allerlei scheußliche Gesichter als anmutige Arabesken im Neuseeländischen Geschmack angebracht waren.

Ganz außer sich vor Freude und Entzücken sprang der junge Advokat aus dem Bette; er befand sich in dem Zimmer, in welchem Graf Z... das verhängnisvolle Testament gemacht hatte. Die Schilderung traf zu genau ein; es war nicht daran zu zweifeln.

Was nun noch den Leser mit all' den Kleinigkeiten ermüden, die nach und nach eintrafen! Genug, Insterburg war wie noch jetzt der Sitz eines preußischen Obergerichts, damals Hofgericht geheißen. Der junge Advokat begab sich sofort mit der Gräfin zu dem Präsidenten; durch die mitgebrachten, in der authentischen Form ausgefertigten Papiere wurde die Legitimation der Gräfin auf das Vollständigste geführt, die Publikation des Testaments als unzweifelhaft vorgenommen, und die Gräfin, welche trostlos in großer Dürftigkeit ihr Vaterland verlassen, kehrte wieder, im Besitz aller Rechte, die ein feindliches Geschick ihr hatte rauben wollen.

Der Nanni erschien der Advokat wie ein himmlischer Heros, der die verlassene Unschuld gegen die Bosheit der Welt siegreich geschützt. Auch Leberfink ergoß sich in übertriebenen Lobeserhebungen, den

Scharfsinn und die Thätigkeit des jungen Advokaten hoch bewundernd. Meister Wacht rühmte ebenfalls nicht ohne Nachdruck Jonathans Betriebsamkeit, wiewohl er eigentlich nichts als seine Schuldigkeit gethan, und es ihn — den Meister Wacht — bedünken wollte, daß alles auf viel kürzerem Wege zu erlangen gewesen sein würde.

Diese Angelegenheit, sprach Jonathan, halte ich für einen wahren Glücksstern, der mir in meiner kaum begonnenen Laufbahn aufgegangen. Die Sache hat viel Aufsehen erregt. Alle ungarische Magnaten waren in Bewegung. Mein Name ist bekannt geworden, und was nicht das Schlimmste dabei ist, die Gräfin war liberal genug, mir zehntausend Stück Brabanter Thaler zu verehren.

Schon während der ganzen Erzählung des jungen Advokaten hatte auf Meister Wachts Gesicht ein seltsames Muskelspiel begonnen, das sich bis zum Ausdruck des tiefsten Verdrusses steigerte.

„Was, fuhr er endlich mit Flammenblicken und mit einer Löwenstimme heraus, was, hab' ich's nicht gesagt, das Recht hast du verkauft; dafür, daß die Gräfin ihr rechtmäßiges Erbe von den betrügerischen Verwandten herausbekam, mußte sie Geld zahlen, mußte sie dem Mammon opfern. Pfui, pfui, schäme dich!"

Alle vernünftige Vorstellungen des jungen Advokaten, sowie der übrigen Personen, die gerade anwesend waren, fruchteten auch nicht das allermindeste. Meister Wacht blieb [dabei], unerachtet eine Sekunde hindurch die Vorstellung Platz zu greifen schien, daß wohl nie eine Person mit freudigerem Gemüte ein Geschenk gegeben, als die Gräfin bei der plötzlichen Entscheidung ihres Falles, und daß, wie Leberfinkchen auch genau wissen wollte, nur der junge Advokat selbst daran schuld war, daß das Honorar nicht viel stärker und nicht mehr dem Gewinn gemäß ausgefallen; doch sogleich kehrten die alten starrsinnigen Worte zurück: sobald von Recht die Rede ist, giebt es kein Geld auf der Erde.

Es ist wahr, fuhr Wacht nach einer Weile beruhigter fort, bei dieser Geschichte kommen manche Umstände vor, die dich wohl entschuldigen können und zum schnöden Eigennutz verleiten konnten, doch thue mir den Gefallen und halt das Maul von der Gräfin, dem Testament, den zehntausend Thalern; es könnte mir manchmal bedünken wollen, daß du an den Platz dort, den du an meinem Tische einnimmst, nicht hingehörtest.

„Ihr seid sehr hart, sehr ungerecht gegen mich, Vater," sprach der junge Advokat mit vor Wehmut bebender Stimme. Nanni ver-

goß stille Thränen; Leberfink, als ein gewandter socialer Mann, brachte schnell das Gespräch auf die neuen Vergoldungen zu St. Gangolph.

Man kann sich das gespannte Verhältnis wohl denken, in dem jetzt die Familie Wacht lebte. Wo war die Freiheit des Gesprächs, wo aller frische Lebensmut, wo aller muntre Sinn? Ein tötender Verdruß nagte langsam an Wachts Herzen, und auf seinem Antlitz stand das geschrieben.

Von Sebastian Engelbrecht ging durchaus nicht die mindeste Nachricht ein, und so schien auch die letzte schwache Hoffnung, die dem Meister Wacht geschimmert, unterzugehen.

Meister Wachts Altgesell, Andres geheißen, war ein treuer, ehrlicher, schlichter Mensch, der ihm anhing mit einer Liebe ohnegleichen. „Meister, sprach dieser eines Morgens, als sie eben miteinander Balken abschnürten, Meister, ich kann's nicht länger tragen, es stößt mir das Herz ab, Euch so leiden zu sehen! Jungfer Nanni! der arme Herr Jonathan!"

Da warf Meister Wacht schnell das Schnürbündel fort, trat auf ihn zu, packte ihn bei der Brust, und rief: „Mensch, vermagst du aus diesem Herzen die Überzeugung, was wahr und recht, wie sie die ewige Macht mit Flammenzügen hineingezeichnet hat, herauszureißen, so mag das geschehn, dessen du gedenkest!"

Andres, der nicht der Mann war, sich mit seinem Meister auf Kontestationen der Art einzulassen, kratzte sich hinter den Ohren und meinte verlegen schmunzelnd: „so würde wohl auch ein gewisser Morgenbesuch eines vornehmen Herrn auf der Werkstatt von keiner sonderlichen Wirkung sein." Meister Wacht merkte den Augenblick, daß es auf einen Sturm gegen ihn abgesehen sei, den höchst wahrscheinlich der Graf von Köfel dirigieren werde.

Mit dem Glockenschlage neun Uhr kam Nanni, der die alte Barbara mit dem Frühstück folgte, auf die Werkstatt. Es war dem Meister unangenehm, daß Nanni kam, da dies außer der Regel und die verabredete Karte schon jetzt hervorkuckte.

Nicht lange dauerte es, so erschien denn auch wirklich der Domizellar, gestriegelt und geschniegelt wie ein Püppchen; ihm folgte auf dem Fuß der Lackierer und Vergolder, Monsieur Pickard Leberfink, in allerlei bunte Farben gekleidet und einem Frühlingskäfer nicht unähnlich. Wacht that hoch erfreut über den Besuch, dem er sogleich

die Ursache unterschob, daß der Herr Domizellar wahrscheinlich seine neuesten Modelle sehen wolle.

Meister Wacht trug in der That große Scheu, die weitläufigen Sermonen zu hören, in die sich der Domizellar nutzlos ergießen würde, um rücksichts Nannis und Jonathans seinen Entschluß zum Wanken zu bringen. Der Zufall rettete ihn, indem er wollte, daß in dem Augenblick, als der Domizellar, der junge Advokat und der Lackierer nebeneinander standen, und der Domizellar schon mit den zierlichsten Worten die süßesten Verhältnisse des Lebens berührte, der dicke Hans rief: „Holz her!“ der große Peter auf der andern Seite aber so derb zuschob, daß der Domizellar heftig an der Schulter berührt, auf den Monsieur Pickard stürzte; dieser prallte aber auf den jungen Advokaten, und im Nu waren alle drei verschwunden. Hinter ihnen befand sich nämlich ein hoch aufgetürmter Haufen von Holzsplittern, Sägespänen u. a.

In diesen Haufen waren die Unglücklichen begraben, so, daß man von ihnen nichts erblickte, als vier schwarze und zwei chamoisfarbene Füße; letztere waren aber die Galastrümpfe des Herrn Lackierer und Vergolder Pickard Leberfink. Es konnte nichts anders möglich sein, die Gesellen und Bursche brachen in ein schallendes Gelächter aus, unerachtet Meister Wacht Ernst und Ruhe gebot.

Am schrecklichsten sah der Domizellar aus, dem die Sägespäne in alle Falten des Kleides und sogar auch in die Locken der zierlichen Frisur gedrungen waren; er floh beschämt, wie auf den Flügeln des Windes, und ihm folgte der junge Advokat auf dem Fuße: nur Monsieur Pickard Leberfink blieb froh und freundlich, unerachtet es für gewiß anzunehmen, daß die chamois Strümpfe nicht mehr brauchbar, da besonders feindliche Späne die Pracht der Zwickel gänzlich vernichtet. So hatte ein lächerlicher Vorfall den Sturm, der auf Wacht gewagt werden sollte, vereitelt.

Der Meister hatte keine Ahnung, wie noch heute ihn Entsetzliches treffen würde.

Meister Wacht hatte abgegessen und stieg soeben die Treppe herab, um sich nach dem Werkhofe zu begeben; da hörte er vor dem Hause eine brutale Stimme rufen: „Heda! wohnt der alte spitzbübische Kerl, der Zimmermann Wacht, nicht hier?“ Eine Stimme von der Straße antwortete: „ein alter spitzbübischer Kerl wohnt nicht hier, wohl ist dies aber das Haus des ehrsamen Bürgers und Zimmermeisters, Herrn Johannes Wacht.“

In dem Augenblick wurde mit einem starken Schlage die Hausthür eingestoßen, und ein großer starker Kerl von wildem Ansehn stand vor dem Meister. Die schwarzen Haare spießten sich durch die durchlöcherte Soldatenmütze, und überall konnte der zerlumpte Kittel den nackten, von Schmutz und Witterung ekelhaften Körper nicht verbergen; an den Füßen trug der Kerl Soldatenschuhe und die blauen Striemen an den Knöcheln zeigten die Spur getragener Ketten.

„Hoho! rief der Kerl, Ihr kennt mich wohl nicht mehr? Ihr kennt wohl nicht mehr den Sebastian Engelbrecht, den Ihr um sein Erbe betrogen?" Meister Wacht trat dem Kerl mit aller imponierenden Majestät seines Äußern einen Schritt entgegen, indem er unwillkürlich die Hand mit dem Rohrstock vorstreckte. Da war es, als träfe den wilden Kerl ein Blitz; er taumelte ein paar Schritte zurück, streckte die geballten Fäuste drohend empor und schrie: „Hoho! ich weiß, wo mein Erbteil ist, ich will es mir verschaffen trotz dir, du alter Sünder!"

Er rannte pfeilschnell den Kaulberg hinab, von dem Volke verfolgt.

Erstarrt blieb Meister Wacht einige Sekunden im Flur stehen, bis er auf den angstvollen Zuruf Nannis: „Um Gott, Vater, das war Sebastian!" in die Stube hinein mehr schwankte, als ging, erschöpft auf einen Lehnsessel sank, beide Hände vors Gesicht hielt und mit erschütternder Stimme rief: „ewige Barmherzigkeit des Himmels, das ist Sebastian Engelbrecht!"

Es entstand Lärm auf der Straße, das Volk strömte den Kaulberg hinab, und ganz aus der Ferne riefen Stimmen: „Mord! Mord!"

Von den entsetzlichsten Ahnungen ergriffen, rannte der Meister hinab nach Jonathans Wohnung, die eben ganz am Fuße des Kaulbergs belegen.

Ein dichter Volkshaufe wälzte sich vor ihm her; in der Mitte desselben gewahrte er den wie ein wildes Tier sich sträubenden Sebastian, der soeben von der Wache zu Boden geworfen, so überwältigt, an Händen und Füßen geschlossen und eben abgeführt wurde.

„Jesus! Jesus! der Sebastian hat seinen Bruder erschlagen!" so wehklagte das Volk, welches sich aus dem Hause drängte. Meister Wacht machte sich Platz und fand den armen Jonathan unter den Händen der Ärzte, die sich mühten, ihn ins Leben zurückzurufen; drei mit der vollsten Kraft eines starken Mannes geführte Faustschläge auf den Kopf ließen das Schlimmste ahnen.

Nanni hatte, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, durch lieb-

reiche Freundinnen sogleich den ganzen Hergang der Sache erfahren und war nach des Geliebten Wohnung gestürzt, wo sie in dem Augenblick anlangte, als der junge Advokat, kraft der verschwendeten Naphtha, wieder die Augen aufschlug, und die Chirurgen vom Trepanieren sprachen. Man kann sich das übrige denken.

Nanni war trostlos, Nettel, trotz ihrer Brautschaft, in Trauer versenkt, und selbst Monsieur Pickard Lebersink versicherte, indem ihm die Thränen vor Wehmut über die Backen liefen: „Gott solle dem gnädig sein, auf dessen Caput eine Zimmermannsfaust niederfalle; der Verlust des jungen Herrn Jonathan sei unersetzlich. Indessen solle der Lack seines Sarges an Glanz und Schwärze unübertrefflich sein, die Versilberung der Totenköpfe und anderer anmutiger Embleme ihresgleichen vergebens suchen."

Es ergab sich, daß Sebastian einem Trupp Landstreicher, der vom Bayerschen Militär durch das Bambergische transportiert wurde, entsprungen und in die Stadt gelaufen war, um einen wahnsinnigen Vorsatz auszuführen, den er längst im Innern getragen. Sein Lebenslauf war nicht der eines verworfenen verruchten Bösewichts, sondern gab nur das Beispiel eines durchaus leichtsinnigen Menschen, der, der vortrefflichsten Gaben, die ihm die Natur verlieh, unerachtet, sich jeder Verlockung des Bösen preisgiebt, und zuletzt auf der höchsten Stufe des Lasters untergeht, in Elend und Schmach.

Im Sächsischen war er einem Rabulisten in die Hände gefallen, der ihm weis machte, daß er von dem Meister Wacht bei der Auszahlung der väterlichen Erbschaft merklich verkürzt worden, und das zwar zu Gunsten seines Bruders Jonathan, dem er sein liebstes Töchterchen, Namens Nanni, zum Weibe versprochen. Wahrscheinlich hatte der alte Betrüger sich dies Märchen aus verschiedenen Äußerungen Sebastians selbst zusammengesetzt. Der geneigte Leser weiß bereits, wie Sebastian sich Recht verschaffen wollte mit wilder Gewalt. Unmittelbar, als er den Meister Wacht verlassen, war er nämlich hinaufgestürmt in Jonathans Zimmer, wo dieser gerade vor dem Arbeitstische saß, eine Rechnung in Ordnung brachte und Geldrollen zählte, die vor ihm aufgehäuft lagen.

Der Schreiber saß in der andern Ecke des Zimmers.

„Ha, Verruchter! schrie Sebastian wütend, sitzest du bei deinem Mammon, zählst du, was du geraubt hast? her damit, was der alte Bösewicht mir gestohlen und dir zugewandt hat. Du schwächlich

Ding von geizigem lüsternem Satan!" Da Sebastian auf ihn eindrang, hielt Jonathan instinktmäßig abwehrend beide Hände vor, und rief laut: „Bruder! um Gottes willen, Bruder!" dafür versetzte ihm aber Sebastian mit der geballten Faust mehrere harte Schläge an den Kopf, so daß Jonathan ohnmächtig niedersank, packte eiligst einige Geldrollen zusammen und wollte damit fort, welches ihm natürlicherweise nicht gelang.

Zum Glück fand es sich, daß keine von Jonathans Wunden, die äußerlich nur starke Beulen schienen, eine bedeutende Hirnerschütterung verursacht hatte, mithin für lebensgefährlich zu achten. Nach Verlauf von zwei Monaten, als Sebastian nach der Zuchtanstalt, wo er den versuchten Raubmord mit schwerer Strafe büßen sollte, abgeführt wurde, fühlte der junge Advokat sich völlig wieder hergestellt.

Der entsetzliche Vorfall hatte auf Meister Wacht so zerstörend eingewirkt, daß ein zehrender Mißmut davon die Folge war. Diesmal war die stammhafte Eiche von dem Wipfel bis zur tiefsten Wurzel erschüttert.

Oft, wenn man ihn mit ganz andern Dingen beschäftigt glaubte, vernahm man, wie er leise murmelte: Sebastian! Brudermörder, du mir das gethan! und dann schien er aus einem tiefen Traum zu erwachen. Nur die stärkste, angestrengteste Arbeit erhielt ihn aufrecht. —

Doch wer ermißt die unerforschlichen Tiefen, in denen sich der verborgene Organismus der Gefühle so seltsam verkettet, wie in Meister Wachts Seele! Der Abscheu gegen Sebastian und seine verruchte That verblaßte, indem das Bild des durch Jonathans Liebe verstörten Lebens sich immer in frischer Farbe lebendig erhielt.

Mancherlei kurze Äußerungen Meister Wachts bewiesen diese Gemütsstimmung. „Also dein Bruder sitzt auf dem Bau in Ketten? — die gegen dich gerichtete That hat ihn dahin gebracht? — Es ist doch schlimm, schuld daran zu sein, daß der eigene Bruder den Bruder auf den Bau gebracht hat — möchte nicht in der Stelle dieses Bruders sein — doch Juristen denken anders, die wollen das Recht, d. h. sie wollen mit der Puppe spielen, die sie ausputzen und ihr einen Namen geben, wie sie wollen." —

Dergleichen bittere, ja unverständige Worte mußte der junge Advokat nur zu oft von Meister Wacht hören. Nutzlos würde jeder Versuch der Widerlegung geblieben sein. Der junge Advokat entgegnete daher nichts, sondern brach oft, wenn ihm der verderbliche

Wahn des Alten, in dem sein ganzes Glück unterging, die Brust zermalmen wollte, im Übermaß des Schmerzes aus: „Vater, Vater, Ihr thut mir Unrecht, himmelschreiendes Unrecht!“

Eines Tages, als die Familie bei dem Lackierer Leberfink versammelt und Jonathan auch zugegen war, sprach Meister Wacht davon, daß jemand gemeint, wie der Sebastian Engelbrecht, sei er auch als Verbrecher verhaftet, doch Ansprüche gegen den Meister Wacht, als seinen gewesenen Vormund, im Wege des Rechts geltend machen könne. „Das wäre, sprach der Meister giftig lachend, indem er sich zu Jonathan wandte, das wäre so ein hübscher Prozeß für einen jungen Advokaten; ich dächte, du unternähmst den Rechtshandel, du bist vielleicht dabei selbst im Spiele, vielleicht habe ich dich auch betrogen.“ Da fuhr der junge Advokat in die Höhe, seine Augen flammten, seine Brust flog auf und nieder, er schien plötzlich ein ganz anderer; er streckte die Hand gen Himmel empor und rief: „nein, Ihr seid nicht mehr mein Vater, Ihr seid ein Wahnsinniger, der einem lächerlichen Vorurteil ohne Bedenken Ruh' und Glück der liebsten Kinder opfert; nie seht Ihr mich wieder; ich gehe auf die Anträge, die mir heute der amerikanische Konsul gemacht hat, ein, fort nach Amerika!“ — „Ja, rief Wacht, ganz Zorn und Wut, ja, fort aus meinen Augen, du dem Satan Verkaufter, du Bruder des Brudermörders!“

Mit einem vollen Blick, in dem alle trostlose Liebe, aller Schmerz, alle Verzweiflung des hoffnungslosesten Abschiedes lag, auf die halbohnmächtige Nanni, verließ der Advokat schnell den Garten.

Schon früher während des Laufs der Geschichte wurde, als der junge Advokat sich à la Werther totschießen wollte, bemerkt, wie gut es sei, daß die dazu nötigen Pistolen mehrenteils nicht gleich bei der Hand. Hier ist es ebenso ersprießlich, anzuführen, daß der junge Advokat zu seinem eignen Besten sich nicht gleich auf der Regnitz einschiffen konnte, um geradesweges nach Philadelphia hinüberzuschiffen.

So geschah es, daß die Drohung, Bamberg und die geliebte Nanni auf ewig zu verlassen, auch in dem Augenblick noch unausgeführt geblieben, als endlich, nachdem aufs neue über zwei Jahre vergangen, der Hochzeitstag des Herrn Lackierer und Vergolder Leberfink herangekommen war.

Untröstlich würde Leberfink über diesen unbilligen Aufschub seines

Glücks, den freilich das Entsetzliche, was in Wachts Hause Schlag auf Schlag geschehen, herbeiführen mußte, gewesen sein, hätte er nicht dadurch Gelegenheit erhalten, die Verzierungen seines Prunkzimmers, welche sehr sauber in Himmelblau und Silber glänzten, in Hochrot umzulackieren, mit gehöriger Vergoldung, da er seinem Rettelchen abgemerkt, daß ein roter Tisch, rote Stühle u. s. w. ihrem Geschmack besser zusagen würden.

Meister Wacht widerstand nicht einen Augenblick dem Andringen des glücklichen Lackierers, den jungen Advokaten auf seiner Hochzeit zu sehen, und der junge Advokat — ließ es sich auch gefallen.

Man kann denken, in welcher Stimmung sich die beiden jungen Leute, die seit jenem entsetzlichen Augenblick sich wirklich nicht gesehen hatten, wieder erblickten. Die Versammlung war groß, aber kein einziges, ihnen befreundetes Gemüt ermaß ihren Schmerz.

Schon stand man im Begriff, sich nach dem Gotteshause zu begeben, als Meister Wacht einen starken Brief erhielt, und dann, kaum hatte er einige Zeilen gelesen, heftig erschüttert zur Thüre hinausstürzte, zu nicht geringem Schreck der andern, die neues Böses ahnen wollten.

Nicht lange dauerte es, so rief Meister Wacht den jungen Advokaten heraus, und als sie nun beide allein in dem Arbeitszimmer des Meisters sich befanden, so begann dieser, indem er vergeblich die tiefste Erschütterung zu verbergen sich mühte: „Es sind die außerordentlichsten Nachrichten von deinem Bruder eingegangen; hier ist ein Brief von dem Direktor der Gefangenanstalt, der umständlich schreibt, wie sich alles begeben. Du kannst das nicht alles wissen, ich müßte dir daher, um das Unglaubliche dir glaublich zu machen, haarklein alles sagen; aber die Zeit drängt." — Bei diesen Worten sah Meister Wacht dem Advokaten scharf ins Gesicht, der beschämt errötend die Augen niederschlug.

„Ja, ja, fuhr der Meister Wacht mit erhöhter Stimme fort, du weißt nichts davon, daß dein Bruder kaum wenige Stunden auf dem Bau von einer Reue ergriffen worden ist, wie sie wohl kaum jemals eines Menschen Brust zerrissen hat. Du weißt nichts davon, daß der Versuch des Raubmordes ihn zermalmt hat. Du weißt nicht, daß er in wahnsinniger Verzweiflung Tag und Nacht geheult und gefleht hat, daß der Himmel ihn vernichten oder retten möge, damit er fortan durch die strengste Tugend sich rein wasche von der Blutschuld.

„Du weißt nicht, daß bei Gelegenheit eines wichtigen Anbaues

des Gefangenhauses, bei dem Züchtlinge als Handlanger gebraucht wurden, sich dein Bruder so sehr als ein geschickter kenntnisreicher Zimmermann auszeichnete, daß er bald, ohne daß jemand daran dachte, wie sich das begebe, die Stelle des Poliers vertrat. Du weißt nicht, daß ihm dabei sein stilles frommes Wesen, seine Bescheidenheit, mit der Bestimmtheit des geläuterten Verstandes gepaart, alle zu Freunden machte.

„Das weißt du alles nicht, darum mußte ich's dir sagen. Was weiter! Der Fürstbischof hat deinen Bruder begnadigt, er ist Meister worden; aber wie war das alles möglich ohne Geldzuschüsse?“ — „Ich weiß, sprach der junge Advokat sehr leise, ich weiß, daß Ihr, mein guter Vater, monatlich Geld der Direktion zugesendet habt, um meinen Bruder von den übrigen Gefangenen absondern und besser verpflegen zu können. Ihr habt ihm später Handwerkszeug geschickt.“ —

Da trat Meister Wacht auf den jungen Advokaten zu, faßte ihn bei beiden Armen und sprach mit einer Stimme, die in Entzücken, Wehmut, Schmerz auf unbeschreibliche Weise schwankte: „Hätte das dem Sebastian, sproßte auch seine ursprüngliche Tugend mächtig hervor, wieder zur Ehre, Freiheit, Bürgerrecht, Besitztum verhelfen können? Ein unbekannter Menschenfreund, dem Sebastians Schicksal besonders am Herzen liegen muß, hat zehntausend große Thaler beim Gericht niedergelegt, um —“ Weiter konnte Meister Wacht vor gewaltsamer Bewegung nicht sprechen, er riß den jungen Advokaten an seine Brust und rief, indem er mit Mühe die Worte herauspreßte: „Advokat, mache, daß ich eindringe in die Tiefe des Rechts, wie es in deiner Brust lebendig worden, und daß ich bestehe vor dem ewigen Weltgericht, wie du dereinst bestehen wirst. — Doch,“ fuhr Meister Wacht nach einigen Sekunden fort, indem er den jungen Advokaten von seiner Brust ließ, „doch, mein geliebter Jonathan, wenn nun Sebastian als ein frommer thätiger Bürger wiederkehrt und mich an mein gegebenes Wort mahnt, wenn Nanni“ — „So trag' ich, sprach der junge Advokat, meinen Schmerz, bis er mich tötet. — Ich fliehe nach Amerika.“

„Bleibe hier, rief Meister Wacht ganz begeistert von Wonne und Lust, bleibe hier, mein Herzensjunge! Sebastian heiratet ein Mädchen, das er früher verführt und verlassen hatte; Nanni ist dein!“ Noch einmal umhalste der Meister den jungen Advokaten und rief:

„Junge, wie ein Schulknabe stehe ich vor dir und möchte dir

alle Schuld, alles Unrecht abbitten, das ich dir angethan! — Doch kein Wort weiter; andere Leute warten auf uns.“ —

Damit faßte Meister Wacht den jungen Advokaten, riß ihn fort in das Hochzeitszimmer hinein und sprach, indem er sich mit Jonathan mitten in den Kreis stellte, mit erhöhter feierlicher Stimme:

„Ehe wir zur heiligen Handlung schreiten, lade ich euch alle ihr ehrsamen Männer und Frauen, ihr tugendbelobten Jungfrauen und Jünglinge, über sechs Wochen zu einer gleichen Feier in meiner Behausung ein; denn hier stelle ich euch den Herrn Advokaten Jonathan Engelbrecht vor, dem ich in diesem Augenblick meine jüngste Tochter Nanni feierlich verlobe!“

Die Liebenden sanken sich selig in die Arme.

Nur ein Hauch der tiefsten Verwunderung durchlief die ganze Versammlung, doch der alte fromme Andres sprach leise, indem er das kleine dreieckige Zimmermannshütlein vor die Brust hielt:

„Des Menschen Herz ist ein wunderliches Ding, aber der „wahre fromme Glaube überwindet wohl die schnöde, ja sünd„liche Tapferkeit eines verhärteten Gemüts, und alles wendet „sich, wie der liebe Gott es will, zum Guten.“

Des Vetters Eckfenster.

Mitgeteilt

von

E. T. A. Hoffmann.

Meinen armen Vetter trifft gleiches Schicksal mit dem bekannten Scarron. So wie dieser, hat mein Vetter durch eine hartnäckige Krankheit den Gebrauch seiner Füße gänzlich verloren, und es thut not, daß er sich, mit Hülfe standhafter Krücken, und des nervigten Arms eines grämlichen Invaliden, der nach Belieben den Krankenwärter macht, aus dem Bette in den mit Kissen bepackten Lehnstuhl, und aus dem Lehnstuhl in das Bette schrotet. Aber noch eine Ähnlichkeit trägt mein Vetter mit jenem Franzosen, den eine besondere, aus dem gewöhnlichen Gleise des französischen Witzes ausweichende, Art des Humors, trotz der Sparsamkeit seiner Erzeugnisse, in der

französischen Litteratur feststellte. So wie Scarron, schriftstellert mein Vetter; so wie Scarron, ist er mit besonderer lebendiger Laune begabt, und treibt wunderlichen humoristischen Scherz auf seine eigene Weise. Doch zum Ruhme des deutschen Schriftstellers sei es bemerkt, daß er niemals für nötig achtete, seine kleinen pikanten Schüsseln mit Asa fötida zu würzen, um die Gaumen seiner deutschen Leser, die dergleichen nicht wohl vertragen, zu kitzeln. Es genügt ihm das edle Gewürz, welches, indem es reizt, auch stärkt. Die Leute lesen gerne, was er schreibt; es soll gut sein und ergötzlich; ich verstehe mich nicht darauf. Mich erlabte sonst des Vetters Unterhaltung, und es schien mir gemütlicher, ihn zu hören, als ihn zu lesen. Doch eben dieser unbesiegbare Hang zur Schriftstellerei hat schwarzes Unheil über meinen armen Vetter gebracht; die schwerste Krankheit vermochte nicht den raschen Rädergang der Fantasie zu hemmen, der in seinem Innern fortarbeitete, stets Neues und Neues erzeugend. So kam es, daß er mir allerlei anmutige Geschichten erzählte, die er, des mannigfachen Wehs, das er duldete, unerachtet, ersonnen. Aber den Weg, den der Gedanke verfolgen mußte, um auf dem Papiere gestaltet zu erscheinen, hatte der böse Dämon der Krankheit versperrt. Sowie mein Vetter etwas aufschreiben wollte, versagten ihm nicht allein die Finger den Dienst, sondern der Gedanke selbst war verstoben und verflogen. Darüber verfiel mein Vetter in die schwärzeste Melancholie. „Vetter!“ sprach er eines Tages zu mir, mit einem Ton, der mich erschreckte, „Vetter mit mir ist es aus! Ich komme mir vor, wie jener alte, vom Wahnsinn zerrüttete Maler, der tagelang vor einer in den Rahmen gespannten grundierten Leinewand saß, und allen, die zu ihm kamen, die mannigfachen Schönheiten des reichen, herrlichen Gemäldes anpries, das er soeben vollendet; — ich geb's auf, das wirkende, schaffende Leben, welches, zur äußern Form gestaltet, aus mir selbst hinaustritt, sich mit der Welt befreundend! — Mein Geist zieht sich in seine Klause zurück!“ Seit der Zeit ließ sich mein Vetter, weder vor mir, noch vor irgend einem andern Menschen, sehen. Der alte grämliche Invalide wies uns murrend und keifend von der Thüre weg, wie ein beißiger Haushund. —

Es ist nötig zu sagen, daß mein Vetter ziemlich hoch in kleinen niedrigen Zimmern wohnt. Das ist nun Schriftsteller- und Dichtersitte. Was thut die niedrige Stubendecke? die Fantasie fliegt empor, und baut sich ein hohes, lustiges Gewölbe bis in den blauen glänzenden Himmel hinein. So ist des Dichters enges Gemach, wie jener

zwischen vier Mauern eingeschlossene zehn Fuß ins Gevierte große Garten, zwar nicht breit und lang, hat aber stets eine schöne Höhe. Dabei liegt aber meines Vetters Logis in dem schönsten Teile der Hauptstadt, nämlich auf dem großen Markte, der von Prachtgebäuden umschlossen ist, und in dessen Mitte das kolossal und genial gedachte Theatergebäude prangt. Es ist ein Eckhaus, was mein Vetter bewohnt, und aus dem Fenster eines kleinen Kabinetts übersieht er mit einem Blick das ganze Panorama des grandiosen Platzes.

Es war gerade Markttag, als ich, mich durch das Volksgewühl durchdrängend, die Straße hinab kam, wo man schon aus weiter Ferne meines Vetters Eckfenster erblickt. Nicht wenig erstaunte ich, als mir aus diesem Fenster das wohlbekannte rote Mützchen entgegen leuchtete, welches mein Vetter in guten Tagen zu tragen pflegte. Noch mehr! Als ich näher kam, gewahrte ich, daß mein Vetter seinen stattlichen Warschauer Schlafrock angelegt, und aus der türkischen Sonntagspfeife Tabak rauchte. — Ich winkte ihm zu, ich wehte mit dem Schnupftuch hinauf; es gelang mir, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, er nickte freundlich. Was für Hoffnungen! — Mit Blitzesschnelle eilte ich die Treppe hinauf. Der Invalide öffnete die Thüre; sein Gesicht, das sonst runzlicht und faltig, einem naßgewordenen Handschuh glich, hatte wirklich einiger Sonnenschein zur passabeln Fratze ausgeglättet. Er meinte, der Herr säße im Lehnstuhl, und sei zu sprechen. Das Zimmer war rein gemacht, und an dem Bettschirm ein Bogen Papier befestigt, auf dem mit großen Buchstaben die Worte standen:

Et si male nunc, non olim sic erit.

Alles deutete auf wiedergekehrte Hoffnung, auf neuerweckte Lebenskraft. — „Ei," rief mir der Vetter entgegen, als ich in das Kabinett trat, „ei kommst du endlich, Vetter; weißt du wohl, daß ich rechte Sehnsucht nach dir empfunden? Denn, unerachtet du den Henker was nach meinen unsterblichen Werken frägst, so habe ich dich doch lieb, weil du ein munterer Geist bist, und amüsable, wenn auch gerade nicht amüsant."

Ich fühlte, daß mir bei dem Kompliment meines aufrichtigen Vetters das Blut ins Gesicht stieg.

„Du glaubst," fuhr der Vetter fort, ohne auf meine Bewegung zu achten, „du glaubst mich gewiß in voller Besserung, oder gar von meinem Übel hergestellt. Dem ist beileibe nicht so. Meine Beine sind durchaus ungetreue Vasallen, die dem Haupt des Herrschers ab-

trünnig geworden, und mit meinem übrigen werten Leichnam nichts mehr zu schaffen haben wollen. Das heißt, ich kann mich nicht aus der Stelle rühren, und karre mich in diesem Räderstuhl hin und her auf anmutige Weise, wozu mein alter Invalide die melodiösesten Märsche aus seinen Kriegsjahren pfeift. Aber dies Fenster ist mein Trost; hier ist mir das bunte Leben aufs neue aufgegangen, und ich fühle mich befreundet mit seinem niemals rastenden Treiben. Komm, Vetter, schau hinaus!"

Ich setzte mich, dem Vetter gegenüber, auf ein kleines Tabouret, das gerade noch im Fensterraum Platz hatte. Der Anblick war in der That seltsam und überraschend. Der ganze Markt schien eine einzige, dicht zusammengedrängte Volksmasse, so daß man glauben mußte, ein dazwischen geworfener Apfel könne niemals zur Erde gelangen. Die verschiedensten Farben glänzten im Sonnenschein, und zwar in ganz kleinen Flecken, auf mich machte dies den Eindruck eines großen, vom Winde bewegten, hin und her wogenden Tulpenbeets, und ich mußte mir gestehen, daß der Anblick zwar recht artig, aber auf die Länge ermüdend sei, ja wohl gar aufgereizten Personen einen kleinen Schwindel verursachen könne, der dem nicht unangenehmen Delirieren des nahen Traums gliche; darin suchte ich das Vergnügen, das das Eckfenster dem Vetter gewähre, und äußerte ihm dieses ganz unverhohlen.

Der Vetter schlug aber die Hände über den Kopf zusammen, und es entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch.

Der Vetter. Vetter, Vetter! nun sehe ich wohl, daß auch nicht das kleinste Fünkchen von Schriftstellertalent in dir glüht. Das erste Erfordernis fehlt dir dazu, um jemals in die Fußstapfen deines würdigen lahmen Vetters zu treten; nämlich ein Auge, welches wirklich schaut. Jener Markt bietet dir nichts dar, als den Anblick eines scheckigten, sinnverwirrenden Gewühls des in bedeutungsloser Thätigkeit bewegten Volks. Hoho, mein Freund! mir entwickelt sich daraus die mannigfachste Scenerie des bürgerlichen Lebens, und mein Geist, ein wackerer Callot, oder moderner Chodowiecki, entwirft eine Skizze nach der andern, deren Umrisse oft keck genug sind. Auf, Vetter! ich will sehen, ob ich dir nicht wenigstens die Primitien der Kunst zu schauen beibringen kann. Sieh einmal gerade vor dich hinab in die Straße; hier hast du mein Glas, bemerkst du wohl die etwas fremdartig gekleidete Person mit dem großen Marktkorbe am Arm, die, mit einem Bürstenbinder in tiefem Gespräch begriffen, ganz ge-

schwinde andere Domestica abzumachen scheint, als die des Leibes Nahrung betreffen?

Ich. Ich habe sie gefaßt. Sie hat ein grell citronenfarbiges Tuch, nach französischer Art, turbanähnlich um den Kopf gewunden, und ihr Gesicht, sowie ihr ganzes Wesen, zeigt deutlich die Französin. Wahrscheinlich eine Restantin aus dem letzten Kriege, die ihr Schäfchen hier ins Trockne gebracht.

Der Vetter. Nicht übel geraten. Ich wette, der Mann verdankt irgend einem Zweige französischer Industrie ein hübsches Auskommen, so daß seine Frau ihren Marktkorb mit ganz guten Dingen reichlich füllen kann. Jetzt stürzt sie sich ins Gewühl. Versuche, Vetter, ob du ihren Lauf in den verschiedensten Krümmungen verfolgen kannst, ohne sie aus dem Auge zu verlieren; das gelbe Tuch leuchtet dir vor.

Ich. Ei, wie der brennende gelbe Punkt die Masse durchschneidet. Jetzt ist sie schon der Kirche nah — jetzt feilscht sie um etwas bei den Buden — jetzt ist sie fort — o weh! ich habe sie verloren — nein, dort am Ende duckt sie wieder auf — dort bei dem Geflügel — sie ergreift eine gerupfte Gans — sie betastet sie mit kennerischen Fingern.

Der Vetter. Gut Vetter, das Fixieren des Blicks erzeugt das deutliche Schauen. Doch, statt dich auf langweilige Weise in einer Kunst unterrichten zu wollen, die kaum zu erlernen, laß mich lieber dich auf allerlei Ergötzliches aufmerksam machen, welches sich vor unsern Augen aufthut. Bemerkst du wohl jenes Frauenzimmer, die sich an der Ecke dort, ungeachtet das Gedränge gar nicht zu groß, mit beiden spitzen Ellenbogen Platz macht?

Ich. Was für eine tolle Figur, — ein seidner Hut, der in kapriziöser Formlosigkeit stets jeder Mode Trotz geboten, mit bunten, in den Lüften wehenden Federn, — ein kurzer seidner Überwurf, dessen Farbe in das ursprüngliche Nichts zurückgekehrt, — darüber ein ziemlich honetter Shawl, — der Florbesatz des gelb kattunenen Kleides reicht bis an die Knöchel, — blaugraue Strümpfe, — Schnürstiefeln, — hinter ihr eine stattliche Magd mit zwei Marktkörben, einem Fischnetz, einem Mehlsatz. — Gott sei bei uns! was die seidene Person für wütende Blicke um sich wirft, mit welcher Wut sie eindringt in die dicksten Haufen, — wie sie alles angreift, Gemüse, Obst, Fleisch u. s. w.; wie sie alles beäugelt, betastet, um alles feilscht und nichts erhandelt. —

Der Vetter. Ich nenne diese Person, die keinen Markttag fehlt, die rabiate Hausfrau. Es kommt mir vor, als müsse sie die Tochter eines reichen Bürgers, vielleicht eines wohlhabenden Seifensieders sein, deren Hand, nebst annexis, ein kleiner Geheimsekretär nicht ohne Anstrengung erworben. Mit Schönheit und Grazie hat sie der Himmel nicht ausgestattet, dagegen galt sie bei allen Nachbaren für das häuslichste, wirtschaftlichste Mädchen, und in der That sie ist auch so wirtschaftlich, und wirtschaftet jeden Tag, vom Morgen bis in den Abend, auf solche entsetzliche Weise, daß dem armen Geheimsekretär darüber Hören und Sehen vergeht, und er sich dorthin wünscht, wo der Pfeffer wächst. Stets sind alle Pauken- und Trompetenregister der Einkäufe, der Bestellungen, des Kleinhandels und der mannigfachen Bedürfnisse des Hauswesens gezogen, und so gleicht des Geheimsekretärs Wirtschaft einem Gehäuse, in dem ein aufgezogenes Uhrwerk ewig eine tolle Sinfonie, die der Teufel selbst komponiert hat, fortspielt; ungefähr jeden vierten Markttag wird sie von einer andern Magd begleitet. —

Sapienti sat! — Bemerkst du wohl — doch nein, nein, diese Gruppe, die soeben sich bildet, wäre würdig von dem Crayon eines Hogarth verewigt zu werden. Schau doch nur hin, Vetter, in die dritte Thüröffnung des Theaters!

Ich. Ein paar alte Weiber auf niedrigen Stühlen sitzend, — ihr ganzer Kram in einem mäßigen Korbe vor sich ausgebreitet, — die eine hält bunte Tücher feil, sogenannte Vexierware, auf den Effekt für blöde Augen berechnet, — die andere hält eine Niederlage von blauen und grauen Strümpfen, Strickwolle u. s. w. Sie haben sich zu einander gebeugt, — sie zischeln sich in die Ohren, — die eine genießt ein Schälchen Kaffee; die andere scheint, ganz hingerissen von dem Stoff der Unterhaltung, das Schnäpschen zu vergessen, das sie eben hinabgleiten lassen wollte; in der That ein paar auffallende Physiognomien! welches dämonische Lächeln, — welche Gestikulation mit den dürren Knochenarmen! —

Der Vetter. Diese beiden Weiber sitzen beständig zusammen, und unerachtet die Verschiedenheit ihres Handels keine Kollision, und also keinen eigentlichen Brotneid zuläßt, so haben sie sich doch bis heute stets mit feindseligen Blicken angeschielt, und sich, darf ich meiner geübten Physiognomik trauen, diverse höhnische Redensarten zugeworfen. O! sieh', sieh' Vetter, immer mehr werden sie ein Herz und eine Seele. Die Tuchverkäuferin teilt der Strumpfhändlerin

ein Schälchen Kaffee mit. Was hat das zu bedeuten? Ich weiß es! Vor wenigen Minuten trat ein junges Mädchen von höchstens sechzehn Jahren, hübsch wie der Tag, deren ganzem Äußern, deren ganzem Betragen man Sitte und verschämte Dürftigkeit ansah, angelockt von der Vexierware, an den Korb. Ihr Sinn war auf ein weißes Tuch mit bunter Borte gerichtet, dessen sie vielleicht eben sehr bedurfte. Sie feilschte darum, die Alte wandte alle Künste merkantilischer Schlauheit an, indem sie das Tuch ausbreitete, und die grellen Farben im Sonnenschein schimmern ließ. Sie wurden handelseinig. Als nun aber die Arme aus dem Schnupftuchzipfel die kleine Kasse entwickelte, reichte die Barschaft nicht hin zu solcher Ausgabe. Mit hochglühenden Wangen, helle Thränen in den Augen, entfernte sich das Mädchen so schnell sie konnte, während die Alte, höhnisch auflachend, das Tuch zusammenfaltete und in den Korb zurückwarf. Artige Redensarten mag es dabei gegeben haben. Aber nun kennt der andere Satan die Kleine, und weiß die traurige Geschichte einer verarmten Familie aufzutischen, als eine skandalöse Chronik von Leichtsinn und vielleicht gar Verbrechen, zur Gemütsergötzlichkeit der getäuschten Krämerin. Mit der Tasse Kaffee wurde gewiß eine derbe, faustdicke Verleumdung belohnt. —

Ich. Von allem, was du da herauskombinierst, lieber Vetter, mag kein Wörtchen wahr sein, aber indem ich die Weiber anschaue, ist mir, Dank sei es deiner lebendigen Darstellung, alles so plausibel, daß ich daran glauben muß, ich mag wollen oder nicht.

Der Vetter. Ehe wir uns von der Theaterwand abwenden, laß uns noch einen Blick auf die dicke gemütliche Frau mit vor Gesundheit strotzenden Wangen werfen, die, in stoischer Ruhe und Gelassenheit, die Hände unter die weiße Schürze gesteckt, auf einem Rohrstuhle sitzt, und vor sich einen reichen Kram von hellpolierten Löffeln, Messern und Gabeln, Fayence, porzellanenen Tellern und Terrinen von verjährter Form, Theetassen, Kaffeekannen, Strumpfware, und was weiß ich sonst, auf weißen Tüchern ausgebreitet hat, so daß ihr Vorrat, wahrscheinlich aus kleinen Auktionen zusammengestümpert, einen wahren Orbis pictus bildet. Ohne sonderlich eine Miene zu verziehen, hört sie das Gebot des Feilschenden, sorglos, ob aus dem Handel was wird oder nicht; schlägt zu, streckt die eine Hand unter der Schürze hervor, um eben nur das Geld vom Käufer zu empfangen, den sie die erkaufte Ware selbst nehmen läßt. Das ist eine ruhige besonnene Handelsfrau, die was vor sich bringen wird. Vor vier

Wochen bestand ihr ganzer Kram in ungefähr einem halben Dutzend feiner baumwollener Strümpfe, und ebensoviel Trinkgläsern. Ihr Handel steigt mit jedem Markt, und da sie keinen bessern Stuhl mitbringt, die Hände auch noch ebenso unter die Schürze steckt, wie sonst, so zeigt das, daß sie Gleichmut des Geistes besitzt, und sich durch das Glück nicht zu Stolz und Übermut verleiten läßt. Wie kommt mir doch plötzlich die skurrile Idee zu Sinn! Ich denke mir in diesem Augenblick ein ganz kleines schadenfrohes Teufelchen, das, wie auf jenem Hogarthischen Blatt unter den Stuhl der Betschwester, hier unter den Sessel der Krämerfrau gekrochen ist, und, neidisch auf ihr Glück, heimtückischerweise die Stuhlbeine wegsägt. Plump! fällt sie in ihr Glas und Porzellan, und mit dem ganzen Handel ist es aus. Das wäre denn doch ein Fallissement im eigentlichsten Sinne des Wortes. —

Ich. Wahrhaftig, lieber Vetter! du hast mich jetzt schon besser schauen gelehrt. Indem ich meinen Blick in dem bunten Gewühl der wogenden Menge umherschweifen lasse, fallen mir hin und wieder junge Mädchen in die Augen, die, von sauber angezogenen Köchinnen, welche geräumige, glänzende Marktkörbe am Arme tragen, begleitet, den Markt durchstreifen, und um Hausbedürfnisse, wie sie der Markt darbietet, feilschen. Der Mädchen modester Anzug, ihr ganzer Anstand, läßt nicht daran zweifeln, daß sie wenigstens vornehmen bürgerlichen Standes sind. Wie kommen diese auf den Markt?

Der Vetter. Leicht erklärlich. Seit einigen Jahren ist es Sitte geworden, daß selbst die Töchter höherer Staatsbeamten auf den Markt geschickt werden, um den Teil der Hauswirtschaft, was den Einkauf der Lebensmittel betrifft, praktisch zu erlernen.

Ich. In der That eine löbliche Sitte, die nächst dem praktischen Nutzen, zu häuslicher Gesinnung führen muß.

Der Vetter. Meinst du, Vetter? ich für mein Teil glaube das Gegenteil. Was kann der Selbsteinkauf für andere Zwecke haben, als sich von der Güte der Ware, und von den wirklichen Marktpreisen zu überzeugen? Die Eigenschaften, das Ansehn, die Kennzeichen eines guten Gemüses, eines guten Fleisches u. s. w., lernt die angehende Hausfrau sehr leicht auf andere Weise erkennen, und das kleine Ersparnis der sogenannten Schwenzelpfennige, das nicht einmal stattfindet, da die begleitende Köchin mit den Verkäufern sich unbedenklich insgeheim versteht, wiegt den Nachteil nicht auf, den der Besuch des Markts sehr leicht herbeiführen kann. Niemals

würde ich, um den Preis von etlichen Pfennigen, meine Tochter der Gefahr aussetzen, eingedrängt in den Kreis des niedrigsten Volks, eine Zote zu hören, oder irgend eine lose Rede eines brutalen Weibes oder Kerls einschlucken zu müssen. — Und dann, was gewisse Spekulationen liebeseufzender Jünglinge in blauen Röcken zu Pferde, oder in gelben Flauschen mit schwarzen Kragen zu Fuß betrifft, so ist der Markt — — Doch sieh', sieh' Vetter! wie gefällt dir das Mädchen, das soeben dort an der Pumpe, von der ältlichen Köchin begleitet, daherkommt? Nimm mein Glas, nimm mein Glas, Vetter!

Ich. Ha, was für ein Geschöpf, die Anmut, die Liebenswürdigkeit selbst, — aber sie schlägt die Augen verschämt nieder, — jeder ihrer Schritte ist furchtsam, — wankend, — schüchtern hält sie sich an ihre Begleiterin, die ihr mit forciertem Angriff den Weg ins Gedränge bahnt, — ich verfolge sie, — da steht die Köchin still vor den Gemüsekörben, — sie feilscht, — sie zieht die Kleine heran, die mit halb weggewandtem Gesicht ganz geschwinde, geschwinde Geld aus dem Beutelchen nimmt und es hinreicht, froh, nur wieder loszukommen, — ich kann sie nicht verlieren, Dank sei es dem roten Shawl, — sie scheinen etwas vergeblich zu suchen, — endlich, endlich; dort weilen sie bei einer Frau, die in zierlichen Körben feines Gemüse feil bietet, — der holden Kleinen ganze Aufmerksamkeit fesselt ein Korb mit dem schönsten Blumenkohl, — das Mädchen selbst wählt einen Kopf und legt ihn der Köchin in den Korb, — wie, die Unverschämte! — ohne weiteres nimmt sie den Kopf aus dem Korbe heraus, legt ihn in den Korb der Verkäuferin zurück, und wählt einen andern, indem ihr heftiges Schütteln mit dem gewichtigen kantenhaubengeschmückten Haupte noch dazu bemerken läßt, daß sie die arme Kleine, welche zum ersten Male selbständig sein wollte, mit Vorwürfen überhäuft.

Der Vetter. Wie denkst du dir die Gefühle dieses Mädchens, der man eine Häuslichkeit aufdringen will, welche ihrem zarten Sinn gänzlich widerstrebt? Ich kenne die holde Kleine; es ist die Tochter eines Geheimen Oberfinanzraths, ein natürliches, von jeder Ziererei entferntes Wesen, von echtem weiblichen Sinn beseelt, und mit jenem jedesmal richtig treffenden Verstande und feinem Takt begabt, der Weibern dieser Art stets eigen. — Hoho, Vetter! das nenn' ich glückliches Zusammentreffen. Hier um die Ecke kommt das Gegenstück zu jenem Bilde. Wie gefällt dir das Mädchen, Vetter?

Ich. Ei, welch eine niedliche, schlanke Gestalt! — Jung —

leichtfüßig — mit keckem, unbefangenem Blick in die Welt hineinschauend — am Himmel stets Sonnenglanz — in den Lüften stets lustige Musik — wie dreist, wie sorglos sie dem dicken Haufen entgegenhüpft — die Servante, die ihr mit dem Marktkorbe folgt, scheint eben nicht älter, als sie, und zwischen beiden eine gewisse Kordialität zu herrschen — die Mamsell hat gar hübsche Sachen an, der Shawl ist modern — der Hut passend zur Morgentracht, so wie das Kleid von geschmackvollem Muster — alles hübsch und anständig — o weh! was erblicke ich, die Mamsell trägt weißseidene Schuhe. Ausrangierte Ballchaussüre auf dem Markt! — Überhaupt, je länger ich das Mädchen beobachte, desto mehr fällt mir eine gewisse Eigentümlichkeit auf, die ich mit Worten nicht ausdrücken kann. — Es ist wahr, sie macht, so wie es scheint, mit sorglicher Emsigkeit ihre Einkäufe, wählt und wählt, feilscht und feilscht, spricht, gestikuliert, alles mit einem lebendigen Wesen, das beinahe bis zur Spannung geht; mir ist aber, als wolle sie noch etwas anderes, als eben Hausbedürfnisse, einkaufen. —

Der Vetter. Bravo, bravo, Vetter! dein Blick schärft sich, wie ich merke. Sieh nur, mein Liebster, trotz der modesten Kleidung hätten dir, — die Leichtfüßigkeit des ganzen Wesens abgerechnet, — schon die weißseidenen Schuhe auf dem Markt verraten müssen, daß die kleine Mamsell dem Ballett, oder überhaupt dem Theater angehört. Was sie sonst noch will, dürfte sich vielleicht bald entwickeln — ha, getroffen! Schau doch, lieber Vetter, ein wenig rechts die Straße hinauf, und sage mir, wen du auf dem Bürgersteig, vor dem Hotel, wo es ziemlich einsam ist, erblickst?

Ich. Ich erblicke einen großen, schlankgewachsenen Jüngling, im gelben kurzgeschnittenen Flausch mit schwarzem Kragen und Stahlknöpfen. Er trägt ein kleines rotes silbergesticktes Mützchen, unter dem schöne schwarze Locken, beinahe zu üppig, hervorquillen. Den Ausdruck des blassen, männlich schön geformten Gesichts erhöht nicht wenig das kleine schwarze Stutzbärtchen auf der Oberlippe. Er hat eine Mappe unter dem Arm, — unbedenklich ein Student, der im Begriff stand, ein Kollegium zu besuchen; — aber fest eingewurzelt steht er da, den Blick unverwandt nach dem Markt gerichtet, und scheint Kollegium und alles um sich her zu vergessen. —

Der Vetter. So ist es, lieber Vetter. Sein ganzer Sinn ist auf unsere kleine Komödiantin gerichtet. Der Zeitpunkt ist gekommen; er naht sich der großen Obstbude, in der die schönste Ware appetitlich

aufgetürmt ist, und scheint nach Früchten zu fragen, die eben nicht zur Hand sind. Es ist ganz unmöglich, daß ein guter Mittagstisch ohne Dessert von Obst bestehen kann; unsere kleine Komödiantin muß daher ihre Einkäufe für den Tisch des Hauses an der Obstbude beschließen. Ein runder rotbäckiger Apfel entschlüpft schalkhaft den kleinen Fingern — der Gelbe bückt sich darnach, hebt ihn auf — ein leichter anmutiger Knix der kleinen Theaterfee — das Gespräch ist im Gange — wechselseitiger Rath und Beistand bei einer sattsam schwierigen Apfelsinenwahl vollendet die gewiß bereits früher angeknüpfte Bekanntschaft, indem sich zugleich das anmutige Rendezvous gestaltet, welches gewiß auf mannigfache Weise wiederholt und variiert wird.

Ich. Mag der Musensohn liebeln und Apfelsinen wählen, soviel er will; mich interessiert das nicht, und zwar um so weniger, da mir dort an der Ecke der Hauptfronte des Theaters, wo die Blumenverkäuferinnen ihre Ware feil bieten, das Engelsbild, die allerliebste Geheimraths-Tochter, von neuem aufgestoßen ist.

Der Vetter. Nach den Blumen dort schau' ich nicht gerne hin, lieber Vetter; es hat damit eine eigene Bewandtnis. Die Verkäuferin, welche der Regel nach den schönsten Blumenflor ausgesuchter Nelken, Rosen und anderer seltener Gewächse hält, ist ein ganz hübsches, artiges Mädchen, strebend nach höherer Kultur des Geistes; denn, sowie sie der Handel nicht beschäftigt, lies't sie emsig in Büchern, deren Uniform zeigt, daß sie zur großen Kralowski'schen ästhetischen Hauptarmee gehören, welche bis in die entferntesten Winkel der Residenz siegend das Licht der Geistesbildung verbreitet. Ein lesendes Blumenmädchen ist für einen belletristischen Schriftsteller ein unwiderstehlicher Anblick. So kam es, daß, als vor langer Zeit mich der Weg bei den Blumen vorbeiführte, — auch an andern Tagen stehen die Blumen zum Verkauf, — ich das lesende Blumenmädchen gewahrend, überrascht stehen blieb. Sie saß, wie in einer dichten Laube von blühenden Geranien, und hatte das Buch aufgeschlagen auf dem Schooße, den Kopf in die Hand gestützt. Der Held mußte gerade in augenscheinlicher Gefahr, oder sonst ein wichtiger Moment der Handlung eingetreten sein; denn höher glühten des Mädchens Wangen, ihre Lippen bebten, sie schien ihrer Umgebung ganz entrückt. Vetter, ich will dir die seltsame Schwäche eines Schriftstellers ganz ohne Rücksicht gestehen. Ich war wie festgebannt an die Stelle — ich trippelte hin und her; was mag das Mädchen lesen? Dieser

Gedanke beschäftigte meine ganze Seele. Der Geist der Schriftsteller-eitelkeit regte sich, und kitzelte mich mit der Ahnung, daß es eins meiner eigenen Werke sei, was eben jetzt das Mädchen in die fantastische Welt meiner Träumereien versetze. Endlich faßte ich ein Herz, trat hinan, und fragte nach dem Preise eines Nelkenstocks, der in einer entfernten Reihe stand. Während daß das Mädchen den Nelkenstock herbeiholte, nahm ich mit den Worten: „was lesen Sie denn da, mein schönes Kind?“ das aufgeklappte Buch zur Hand. O! all ihr Himmel, es war wirklich ein Werklein von mir, und zwar ***. Das Mädchen brachte die Blumen herbei, und gab zugleich den mäßigen Preis an. Was Blumen, was Nelkenstock; das Mädchen war mir in diesem Augenblick ein viel schätzenswerteres Publikum, als die ganze elegante Welt der Residenz. Aufgeregt, ganz entflammt von den süßesten Autorgefühlen, fragte ich mit anscheinender Gleichgültigkeit, wie denn dem Mädchen das Buch gefalle. „I, mein lieber Herr,“ erwiderte das Mädchen, „das ist ein gar schnakisches Buch. Anfangs wird einem ein wenig wirrig im Kopfe; aber dann ist es so, als wenn man mitten darin säße.“ Zu meinem nicht geringen Erstaunen erzählte mir das Mädchen den Inhalt des kleinen Märchens ganz klar und deutlich, so daß ich wohl einsah, wie sie es schon mehrmals gelesen haben mußte; sie wiederholte, es sei ein gar schnakisches Buch, sie habe bald herzlich lachen müssen, bald sei ihr ganz weinerlich zu Mute geworden; sie gab mir den Rat, falls ich das Buch noch nicht gelesen haben sollte, es mir nachmittags von Herrn Kralowski zu holen, denn sie wechsele eben nachmittags Bücher. — Nun sollte der große Schlag geschehen. Mit niedergeschlagenen Augen, mit einer Stimme, die an Süßigkeit dem Honig von Hybla zu vergleichen, mit dem seligen Lächeln des wonneerfüllten Autors, lispelte ich: „hier, mein süßer Engel, hier steht der Autor des Buchs, welches Sie mit solchem Vergnügen erfüllt hat, vor Ihnen in leibhaftiger Person.“ Das Mädchen starrte mich sprachlos an, mit großen Augen und offenem Munde. Das galt mir für den Ausdruck der höchsten Verwunderung, ja eines freudigen Schrecks, daß das sublime Genie, dessen schaffende Kraft solch ein Werk erzeugt, so plötzlich bei den Geranien erschienen. Vielleicht, dachte ich, als des Mädchens Miene unverändert blieb, vielleicht glaubt sie auch gar nicht an den glücklichen Zufall, der den berühmten Verfasser des *** in ihre Nähe bringt. Ich suchte nun ihr auf alle mögliche Weise meine Identität mit jenem Verfasser darzuthun, aber es war, als

sei sie versteinert, und nichts entschlüpfte ihren Lippen, als: hm — so — J das wäre — wie —. Doch was soll ich dir die tiefe Schmach, welche mich in diesem Augenblick traf, erst weitläuftig beschreiben. Es fand sich, daß das Mädchen niemals daran gedacht, daß die Bücher, welche sie lese, vorher gedichtet werden müßten. Der Begriff eines Schriftstellers, eines Dichters war ihr gänzlich fremd, und ich glaube wahrhaftig, bei näherer Nachfrage wäre der fromme kindliche Glaube ans Licht gekommen, daß der liebe Gott die Bücher wachsen ließe, wie die Pilze.

Ganz kleinlaut fragte ich nochmals nach dem Preise des Nelkenstocks. Unterdessen mußte eine ganz andere dunkle Idee von dem Verfertigen der Bücher dem Mädchen aufgestiegen sein; denn, da ich das Geld aufzählte, fragte sie ganz naiv und unbefangen: ob ich denn alle Bücher beim Herrn Kralowski mache? — pfeilschnell schoß ich mit meinem Nelkenstock von dannen.

Ich. Vetter, Vetter, das nenne ich gestrafte Autoreitelkeit; doch, während du mir deine tragische Geschichte erzähltest, verwandte ich kein Auge von meiner Lieblingin. Bei den Blumen allein ließ der übermütige Küchendämon ihr volle Freiheit. Die grämliche Küchengouvernante hatte den schweren Marktkorb an die Erde gesetzt, und überließ sich, indem sie die feisten Arme bald übereinanderschlug, bald, wie es der äußere rhetorische Ausdruck der Rede zu erfordern schien, in die Seiten stemmte, mit drei Kolleginnen der unbeschreiblichen Freude des Gesprächs, und ihre Rede war, der Bibel entgegen, gewiß viel mehr, als ja, ja, und nein, nein. Sieh nur, welch einen herrlichen, herrlichen Blumenflor sich der holde Engel ausgewählt hat, und von einem rüstigen Burschen nachtragen läßt. Wie? Nein, das will mir nicht ganz gefallen, daß sie im Wandeln Kirschen aus dem kleinen Körbchen nascht; wie wird das feine Battisttuch, das wahrscheinlich darin befindlich, sich mit dem Obst befreunden?

Der Vetter. Der jugendliche Appetit des Augenblicks frägt nicht nach Kirschflecken, für die es Kleesalz und andere probate Hausmittel giebt. Und das ist eben die wahrhaft kindliche Unbefangenheit, daß die Kleine nun von den Drangsalen des bösen Markts sich in wiedererlangter Freiheit ganz gehen läßt. —

Der Vetter. (Das Gespräch fortsetzend.) Doch schon lange ist mir jener Mann aufgefallen, und ein unauflösbares Rätsel geblieben, der eben jetzt dort an der zweiten entfernten Pumpe an dem Wagen steht, auf dem ein Bauerweib aus einem großen Faß, um ein

Billiges, Pflaumenmus verspendet. Fürs erste, lieber Vetter, bewundere die Agilität des Weibes, das, mit einem langen hölzernen Löffel bewaffnet, erst die großen Verkäufe zu viertel, halben und ganzen Pfunden beseitigt, und dann den gierigen Näschern, die ihre Papierchen, mitunter auch wohl ihre Pelzmütze hinhalten, mit Blitzesschnelle das gewünschte Dreierkleckschen zuwirft, welches sie sogleich als stattlichen Morgenimbiß wohlgefällig verzehren — Caviar des Volks! Bei dem geschickten Verteilen des Pflaumenmuses, mittelst des geschwenkten Löffels, fällt mir ein, daß ich einmal in meiner Kindheit hörte, es sei auf einer reichen Bauernhochzeit so splendid hergegangen, daß der delikate, mit einer dicken Kruste von Zimmet, Zucker und Nelken überhäutete Reisbrei mittelst eines Dreschflegels verteilt worden. Jeder der werten Gäste durfte nur ganz gemütlich das Maul aufsperren, um die gehörige Portion zu bekommen, und es ging auf diese Weise recht zu, wie im Schlaraffenland. Doch, Vetter, hast du den Mann ins Auge gefaßt?

Ich. Allerdings! — Wes Geisteskind ist die tolle abenteuerliche Figur? Ein wenigstens sechs Fuß hoher, winddürrer Mann, der noch dazu kerzengrade mit eingebogenem Rücken dasteht! Unter dem kleinen dreieckigen, zusammengequetschten Hütchen starrt hinten die Kokarde eines Haarbeutels hervor, der sich dann in voller Breite dem Rücken sanft anschmiegt. Der graue, nach längst verjährter Sitte zugeschnittene Rock schließt sich, vorne von oben bis unten zugeknöpft, enge an den Leib an, ohne eine einzige Falte zu werfen, und schon erst, als er an den Wagen schritt, konnte ich bemerken, daß er schwarze Beinkleider, schwarze Strümpfe, und mächtige zinnerne Schnallen in den Schuhen trägt. Was mag er nur in dem viereckigen Kasten haben, den er so sorglich unter dem linken Arme trägt, und der beinahe dem Kasten eines Tabulettkrämers gleicht? —

Der Vetter. Das wirst du gleich erfahren, schau nur aufmerksam hin.

Ich. Er schlägt den Deckel des Kastens zurück — die Sonne scheint hinein — strahlende Reflexe — der Kasten ist mit Blech gefüttert — er macht der Pflaumenmusfrau, indem er das Hütchen vom Kopfe zieht, eine beinahe ehrfurchtsvolle Verbeugung. — Was für ein originelles, ausdrucksvolles Gesicht — feingeschlossene Lippen — eine Habichtsnase — große, schwarze Augen — hochstehende, starke Augenbraunen — eine hohe Stirn — schwarzes Haar — das Toupet en coeur frisiert, mit kleinen steifen Löckchen über den Ohren. —

Er reicht den Kasten der Bauerfrau auf den Wagen, die ihn ohne weiteres mit Pflaumenmus füllt, und, ihm freundlich nickend, wieder zurückreicht. — Mit einer zweiten Verbeugung entfernt sich der Mann — er windet sich hinan an die Heringstonne — er zieht ein Schubfach des Kastens hervor, legt einige erhandelte Salzmänner hinein, und schiebt das Fach wieder zu — ein drittes Schubfach ist, wie ich sehe, zu Petersilie und anderem Wurzelwerk bestimmt. — Nun durchschneidet er mit langen, gravitätischen Schritten den Markt in verschiedenen Richtungen, bis ihn der reiche, auf einem Tisch ausgebreitete, Vorrat von gerupftem Geflügel festhält. So wie überall, macht er auch hier, ehe er zu feilschen beginnt, einige tiefe Verbeugungen — er spricht viel und lange mit der Frau, die ihn mit besonders freundlicher Miene anhört — er setzt den Kasten behutsam auf den Boden nieder, und ergreift zwei Enten, die er ganz bequem in die weite Rocktasche schiebt. — Himmel! es folgt noch eine Gans — den Puter schaut er bloß an mit liebäugelnden Blicken — er kann doch nicht unterlassen, ihn wenigstens mit dem Zeige- und Mittelfinger liebkosend zu berühren; — schnell hebt er seinen Kasten auf, verbeugt sich gegen das Weib ungemein verbindlich, und schreitet, sich mit Gewalt losreißend von dem verführerischen Gegenstand seiner Begierde, von dannen — er steuert geradezu los auf die Fleischerbuden — ist der Mensch ein Koch, der für ein Gastmahl zu sorgen hat? — er erhandelt eine Kalbskeule, die er noch in eine seiner Riesentaschen gleiten läßt. — Nun ist er fertig mit seinem Einkauf; er geht die Charlottenstraße herauf, mit solchem ganz seltsamen Anstand und Wesen, daß er aus irgend einem fremden Lande hinabgeschneit zu sein scheint.

Der Vetter. Genug habe ich mir schon über diese exotische Figur den Kopf zerbrochen. — Was denkst du, Vetter, zu meiner Hypothese? Dieser Mensch ist ein alter Zeichenmeister, der in mittelmäßigen Schulanstalten sein Wesen getrieben hat, und vielleicht noch treibt. Durch allerlei industriöse Unternehmungen hat er viel Geld erworben; er ist geizig, mißtrauisch, Cyniker bis zum Ekelhaften, Hagestolz, — nur einem Gott opfert er — dem Bauche; — seine ganze Lust ist, gut zu essen, versteht sich allein auf seinem Zimmer; — er ist durchaus ohne alle Bedienung, er besorgt alles selbst — an Markttagen holt er, wie du gesehen hast, seine Lebensbedürfnisse für die halbe Woche, und bereitet in einer kleinen Küche, die dicht bei seinem armseligen Stübchen belegen, selbst seine Speisen, die er

dann, da der Koch es stets dem Gaumen des Herrn zu Dank mach
mit gierigem, ja vielleicht tierischem, Appetit verzehrt. Wie geschic
und zweckmäßig er einen alten Malkasten zum Marktkorbe aptie
hat, auch das hast du bemerkt, lieber Vetter.

Ich. Weg von dem widrigen Menschen.

Der Vetter. Warum widrig? Es muß auch solche Käu
geben, sagt ein welterfahrner Mann, und er hat recht, denn d
Varietät kann nie bunt genug sein. Doch mißfällt dir der Man
so sehr, lieber Vetter, so kann ich dir darüber, was er ist, thut un
treibt, noch eine andere Hypothese aufstellen. Vier Franzosen, un
zwar sämtlich Pariser, ein Sprachmeister, ein Fechtmeister, ein Tanz
meister und ein Pastetenbäcker, kamen in ihren Jugendjahren gleich
zeitig nach Berlin, und fanden, wie es damals (gegen das Ende de
vorigen Jahrhunderts) gar nicht fehlen konnte, ihr reichliches Bro
Seit dem Augenblick, als die Diligence sie vereinigte, schlossen sie de
engsten Freundschaftsbund, blieben ein Herz und eine Seele, und ver
lebten jeden Abend nach vollbrachter Arbeit zusammen, als echte alt
Franzosen, in lebhafter Konversation, bei frugalem Abendessen. De
Tanzmeisters Beine waren stumpf geworden, des Fechtmeisters Arm
durch das Alter entnervt, dem Sprachmeister Rivale, die sich de
neuesten Pariser Mundart rühmten, über den Kopf gestiegen, und di
schlauen Erfindungen des Pastetenbäckers überboten jüngere Gaumen
kitzler, von den eigensinnigsten Gastronomen in Paris ausgebildet.

Aber jeder des treu verbundenen Quatuors hatte indessen sei
Schäfchen ins Trockne gebracht. Sie zogen zusammen in eine ge
raume, ganz artige, jedoch entlegene, Wohnung, gaben ihre Geschäft
auf, und lebten zusammen, altfranzösischer Sitte getreu, ganz lusti
und sorgenfrei, da sie selbst den Bekümmernissen und Lasten de
unglücklichen Zeit geschickt zu entgehen wußten. Jeder hat ein be
sonderes Geschäft, wodurch der Nutzen und das Vergnügen de
Societät befördert wird. Der Tanzmeister und der Fechtmeister be
suchen ihre alten Scholaren, ausgediente Offiziers von höherm Rang
Kammerherren, Hofmarschälle u. s. w.; denn sie hatten die vornehmst
Praxis, und sammeln die Neuigkeiten des Tages zum Stoff für ihr
Unterhaltung, der nie ausgehen darf. Der Sprachmeister durchwühl
die Läden der Antiquare, um immer mehr französische Werke aus
zumitteln, deren Sprache die Akademie gebilligt hat. Der Pasteten
bäcker sorgt für die Küche; er kauft ebensogut selbst ein, als er di
Speisen ebenfalls selbst bereitet, worin ihm ein alter französischer

Hausknecht beisteht. Außer diesem besorgt für jetzt, da eine alte zahnlose Französin, die sich von der französischen Gouvernante bis zur Aufwaschmagd heruntergedient hatte, gestorben, ein pausbäckiger Junge, den die Vier von den Orphelins françois zu sich genommen, die Bedienung. — Dort geht der kleine Himmelblaue, an einem Arm einen Korb mit Mundsemmeln, an dem andern einen, in dem der Salat hoch aufgetürmt ist. — So habe ich den widrigen cynischen deutschen Zeichenmeister augenblicklich zum gemütlichen französischen Pastetenbäcker umgeschaffen, und ich glaube, daß sein Äußeres, sein ganzes Wesen, recht gut dazu paßt.

Ich. Diese Erfindung macht deinem Schriftstellertalent Ehre, lieber Vetter. Doch mir leuchten schon seit ein paar Minuten dort jene hohen weißen Schwungfedern in die Augen, die sich aus dem dicksten Gedränge des Volkes emporheben. Endlich tritt die Gestalt dicht bei der Pumpe hervor — ein großes, schlankgewachsenes Frauenzimmer von gar nicht üblem Ansehen — der Überrock von rosarotem schweren Seidenzeuge ist funkelnagelneu — der Hut von der neuesten Façon, der daran befestigte Schleier von schönen Spitzen — weiße Glacéhandschuhe. — Was nötigte die elegante, wahrscheinlich zu einem Dejeuner eingeladene, Dame, sich durch das Gewühl des Marktes zu drängen? Doch wie, auch sie gehört zu den Einkäuferinnen? Sie steht still, und winkt einem alten, schmutzigen, zerlumpten Weibe, die ihr, ein lebhaftes Bild der Misère in der Hefe des Volks, mit einem halbzerbrochenen Marktkorbe am Arm, mühsam nachhinkt. Die geputzte Dame winkt an der Ecke des Theatergebäudes, um dem erblindeten Landwehrmann, der dort an die Mauer gelehnt steht, ein Almosen zu geben. Sie zieht mit Mühe den Handschuh von der rechten Hand — hilf Himmel! eine blutrote, noch dazu ziemlich mannhaft gebaute, Faust kommt zum Vorschein. Doch ohne lange zu suchen und zu wählen, drückt sie dem Blinden rasch ein Stück Geld in die Hand, läuft rasch bis in die Mitte der Charlottenstraße, und setzt sich dann in einen majestätischen Promenadenschritt, mit dem sie, ohne sich weiter um ihre zerlumpte Begleiterin zu kümmern, die Charlottenstraße hinauf nach den Linden wandelt.

Der Vetter. Das Weib hat, um sich auszuruhen, den Korb an die Erde gesetzt, und du kannst mit einem Blick den ganzen Einkauf der eleganten Dame übersehen.

Ich. Der ist in der That wunderlich genug. — Ein Kohlkopf — viele Kartoffeln — einige Äpfel — ein kleines Brot — einige

Heringe in Papier gewickelt — ein Schafkäse, nicht von der appetitlichsten Farbe — eine Hammelleber — ein kleiner Rosenstock — ein Paar Pantoffeln — ein Stiefelknecht. — Was in aller Welt —

Der Vetter. Still, still, Vetter, genug von der Rosenroten! — Betrachte aufmerksam jenen Blinden, dem das leichtsinnige Kind der Verderbnis Almosen spendete. Giebt es ein rührenderes Bild unverdienten menschlichen Elends, und frommer in Gott und Schicksal ergebener Resignation? Mit dem Rücken an die Mauer des Theaters gelehnt, beide abgedürrte Knochenhände auf einen Stab gestützt, den er einen Schritt vorgeschoben, damit das unvernünftige Volk ihm nicht über die Füße laufe, das leichenblasse Antlitz emporgehoben, das Landwehrmützchen in die Augen gedrückt, steht er regungslos vom frühen Morgen bis zum Schluß des Markts an derselben Stelle. —

Ich. Er bettelt, und doch ist für die erblindeten Krieger so gut gesorgt.

Der Vetter. Du bist in gar großem Irrtum, lieber Vetter. Dieser arme Mensch macht den Knecht eines Weibes, welches Gemüse feil hält, und die zu der niedrigeren Klasse dieser Verkäuferinnen gehört, da die vornehmere das Gemüse in, auf Wagen gepackten, Körben herbeifahren läßt. Dieser Blinde kommt nämlich jeden Morgen, mit vollen Gemüsekörben bepackt, wie ein Lasttier, so daß ihn die Bürde beinahe zu Boden drückt, und er sich nur mit Mühe im wankenden Schritt mittelst des Stabes aufrecht erhält, herbei. Eine große, robuste Frau, in deren Diensten er steht, oder die ihn vielleicht nur eben zum Hinschaffen des Gemüses auf den Markt gebraucht, giebt sich, wenn nun seine Kräfte beinahe ganz erschöpft sind, kaum die Mühe, ihn beim Arm zu ergreifen, und weiter an Ort und Stelle, nämlich eben an den Platz, den er jetzt einnimmt, hinzuhelfen. Hier nimmt sie ihm die Körbe vom Rücken, die sie selbst hinüberträgt, und läßt ihn stehen, ohne sich im mindesten um ihn eher zu bekümmern, als bis der Markt geendet ist, und sie ihm die ganz, oder nur zum Teil geleerten Körbe wieder aufpackt.

Ich. Es ist doch merkwürdig, daß man die Blindheit, sollten auch die Augen nicht verschlossen sein, oder sollte auch kein anderer sichtbarer Fehler den Mangel des Gesichts verraten, dennoch an der emporgerichteten Stellung des Hauptes, die den Erblindeten eigentümlich, sogleich erkennt; es scheint darin ein fortwährendes Streben zu liegen, etwas in der Nacht, die den Blinden umschließt, zu erschauen.

Der Vetter. Es giebt für mich keinen rührendern Anblick, als wenn ich einen solchen Blinden sehe, der mit emporgerichtetem Haupt in die weite Ferne zu schauen scheint. Untergegangen ist für den Armen die Abendröte des Lebens, aber sein inneres Auge strebt schon das ewige Licht zu erblicken, das ihm in dem Jenseits voll Trost, Hoffnung und Seligkeit leuchtet. — Doch ich werde zu ernst. — Der blinde Landwehrmann bietet mir jeden Markttag einen Schatz von Bemerkungen dar. Du gewahrst, lieber Vetter, wie sich bei diesem armen Menschen die Mildthätigkeit der Berliner recht lebhaft ausspricht. Oft ziehen ganze Reihen bei ihm vorüber, und keiner daraus verfehlt ihm ein Almosen zu reichen. Aber die Art und Weise, wie dieses gereicht wird, hierin liegt alles. Schau einmal, lieber Vetter, eine Zeitlang hin, und sag' mir, was du gewahrst.

Ich. Eben kommen drei, vier, fünf stattliche derbe Hausmägde; die, mit zum Teil schwer ins Gewicht fallenden Waren übermäßig vollgepackten Körbe schneiden ihnen beinahe die nervigten blau aufgelaufenen Arme wund; sie haben Ursache zu eilen, um ihre Last los zu werden, und doch weilt jede einen Augenblick, greift schnell in den Marktkorb, und drückt dem Blinden ein Stück Geld, ohne ihn einmal anzusehen, in die Hand. Die Ausgabe steht als notwendig und unerläßlich auf dem Etat des Markttages. Das ist recht! Da kommt eine Frau, deren Anzuge, deren ganzem Wesen man die Behaglichkeit und Wohlhabenheit deutlich anmerkt, — sie bleibt vor dem Invaliden stehen, zieht ein Beutelchen hervor, und sucht und sucht, und kein Stück Geld scheint ihr klein genug zum Akt der Wohlthätigkeit, den sie zu vollführen gedenkt, — sie ruft ihrer Köchin zu, — es findet sich, daß auch dieser die kleine Münze ausgegangen, — sie muß erst bei den Gemüseweibern wechseln, — endlich ist der zu verschenkende Dreier herbeigeschafft, — nun klopft sie den Blinden auf die Hand, damit er ja merke, daß er etwas empfangen werde, — er öffnet den Handteller, — die wohlthätige Dame drückt ihm das Geldstück hinein, und schließt ihm die Faust, damit die splendide Gabe ja nicht verloren gehe. — Warum trippelt die kleine niedliche Mamsell so hin und her, und nähert sich immer mehr und mehr dem Blinden? Ha, im Vorbeihuschen hat sie schnell, daß es gewiß niemand als ich, der ich sie auf dem Kern meines Glases habe, bemerkte, dem Blinden ein Stück Geld in die Hand gesteckt, — das war gewiß kein Dreier. Der glaue, wohlgemästete Mann im braunen Rocke, der dort so gemütlich dahergeschritten kommt, ist gewiß ein sehr reicher Bürger.

Auch er bleibt vor dem Blinden stehen, und läßt sich in ein langes Gespräch mit ihm ein, indem er den übrigen Leuten den Weg versperrt und sie hindert, dem Blinden Almosen zu spenden; — endlich, endlich zieht er eine mächtige grüne Geldbörse aus der Tasche, entknüpft sie nicht ohne Mühe, und wühlt so entsetzlich im Gelde, daß ich glaube, es bis hieher klappern zu hören. — Parturiunt montes! — Doch will ich wirklich glauben, daß der edle Menschenfreund, vom Bilde des Jammers hingerissen, sich bis zum schlechten Groschen verstieg. Bei allem dem meine ich doch, daß der Blinde an den Markttagen nach seiner Art keine geringe Einnahme macht, und mich wundert, daß er alles ohne das mindeste Zeichen von Dankbarkeit annimmt; nur eine leise Bewegung der Lippen, die ich wahrzunehmen glaube, zeigt, daß er etwas spricht, was wohl Dank sein mag, — doch auch diese Bewegung bemerke ich nur zuweilen.

Der Vetter. Da hast du den entschiedenen Ausdruck vollkommen abgeschlossener Resignation: was ist ihm das Geld, er kann es nicht nutzen; erst in der Hand eines andern, dem er sich rücksichtslos anvertrauen muß, erhält es seinen Wert, — ich kann mich sehr irren, aber mir scheint, als wenn das Weib, deren Gemüsekörbe er trägt, eine fatale böse Sieben sei, die den Armen schlecht hält, unerachtet sie höchst wahrscheinlich alles Geld, was er empfängt, in Beschlag nimmt. Jedesmal, wenn sie die Körbe zurückbringt, keift sie mit dem Blinden, und zwar in dem Grade mehr oder weniger, als sie einen bessern oder schlechtern Markt gehabt hat. Schon das leichenblasse Gesicht, die abgehungerte Gestalt, die zerlumpte Kleidung des Blinden, läßt vermuten, daß seine Lage schlimm genug ist, und es wäre die Sache eines thätigen Menschenfreundes, diesem Verhältnis näher nachzuforschen.

Ich. Indem ich den ganzen Markt überschaue, bemerke ich, daß die Mehlwagen dort, über die Tücher wie Zelte aufgespannt sind, deshalb einen malerischen Anblick gewähren, weil sie dem Auge ein Stützpunkt sind, um den sich die bunte Masse zu deutlichen Gruppen bildet.

Der Vetter. Von den weißen Mehlwagen und den mehlbestaubten Mühlknappen und Müllermädchen mit rosenroten Wangen, jede eine bella molinara, kenne ich gerade auch etwas Entgegengesetztes. Mit Schmerz vermisse ich nämlich eine Köhlerfamilie, die sonst ihre Ware geradeüber meinem Fenster am Theater feil bot, und jetzt hinübergewiesen sein soll auf die andere Seite. Diese

Familie besteht aus einem großen robusten Mann mit ausdrucksvollem Gesicht, markigen Zügen, heftig, beinahe gewaltsam in seinen Bewegungen, genug, ganz treues Abbild der Köhler, wie sie in Romanen vorzukommen pflegen. In der That, begegnete ich diesem Manne einsam im Walde, es würde mich ein wenig frösteln, und seine freundschaftliche Gesinnung würde mir in dem Augenblicke die liebste auf Erden sein. Diesem Manne steht als zweites Glied der Familie, im schneidendsten Kontrast, ein kaum vier Fuß hoher, seltsam verwachsener Kerl entgegen, der die Possierlichkeit selbst ist. Du weißt, lieber Vetter, daß es Leute giebt von gar seltsamem Bau; auf den ersten Blick muß man sie für bucklig erkennen, und doch vermag man, bei näherer Betrachtung, durchaus nicht anzugeben, wo ihnen denn eigentlich der Buckel sitzt.

Ich. Ich erinnere mich hiebei des naiven Ausspruchs eines geistreichen Militärs, der mit einem solchen Naturspiel in Geschäften viel zu thun hatte, und dem das Unergründliche des wunderlichen Baues ein Anstoß war. „Einen Buckel," sagte er, „einen Buckel hat der Mensch; aber wo ihm der Buckel sitzt, das weiß der Teufel!" —

Der Vetter. Die Natur hatte im Sinn, aus meinem kleinen Kohlenbrenner eine riesenhafte Figur von etwa sieben Fuß zu bilden, denn dieses zeigen die kolossalen Hände und Füße, beinahe die größten, die ich in meinem Leben gesehen. Dieser kleine Kerl, mit einem großkragigen Mäntelchen bekleidet, eine wunderliche Pelzmütze auf dem Haupte, ist in steter rastloser Unruhe; mit einer unangenehmen Beweglichkeit hüpft und trippelt er hin und her, ist bald hier, bald dort, und müht sich, den Liebenswürdigen, den Scharmanten, den primo amoroso des Markts, zu spielen. Kein Frauenzimmer, gehört sie nicht geradehin zum vornehmern Stande, läßt er vorübergehn, ohne ihm nachzutrippeln, und mit ganz unnachahmlichen Stellungen, Gebärden und Grimassen, Süßigkeiten auszustoßen, die nun freilich im Geschmack der Kohlenbrenner sein mögen. Zuweilen treibt er die Galanterie so weit, daß er im Gespräch den Arm sanft um die Hüften des Mädchens schlingt, und, die Mütze in der Hand, der Schönheit huldigt, oder ihr seine Ritterdienste anbietet. Merkwürdig genug, daß die Mädchen sich nicht allein das gefallen lassen, sondern überdem dem kleinen Ungetüm freundlich zunicken, und seine Galanterien überhaupt gar gerne zu haben scheinen. Dieser kleine Kerl ist gewiß mit einer reichen Dosis von natürlichem Mutterwitz, dem entschiedenen Talent fürs Possierliche, und der Kraft, es darzustellen,

begabt. Er ist der Pagliasso, der Tausendsasa, der Allerweltskerl in der ganzen Gegend, die den Wald umschließt, wo er hauset; ohne ihn kann keine Kindtaufe, kein Hochzeitsschmaus, kein Tanz im Kruge, kein Gelag bestehen; man freuet sich auf seine Späße, und belacht sie das ganze Jahr hindurch. Der Rest der Familie besteht, da die Kinder und etwanigen Mägde zu Hause gelassen werden, nur noch aus zwei Weibern von robustem Bau und finsterm, mürrischem Ansehen, wozu freilich der Kohlenstaub, der sich in den Falten des Gesichts festsetzt, viel beiträgt. Die zärtliche Anhänglichkeit eines großen Spitzes, mit dem die Familie jeden Bissen teilt, den sie während des Marktes selbst genießt, zeigte mir übrigens, daß es in der Köhlerhütte recht ehrlich und patriarchalisch zugehen mag. Der Kleine hat übrigens Riesenkräfte, weshalb die Familie ihn dazu braucht, die verkauften Kohlensäcke den Käufern ins Haus zu schaffen. Ich sah oft ihn von den Weibern mit wohl zehn großen Säcken bepacken, die sie hoch übereinander auf seinen Rücken häuften, und er hüpfte damit fort, als fühle er keine Last. Von hinten sah nun die Figur so toll und abenteuerlich aus, als man nur etwas sehen kann. Natürlicherweise gewahrte man von der werten Figur des Kleinen auch nicht das allermindeste, sondern bloß einen ungeheuren Kohlensack, dem unten ein Paar Füßchen angewachsen waren. Es schien ein fabelhaftes Tier, eine Art märchenhaftes Känguruh über den Markt zu hüpfen.

Ich. Sieh, sieh, Vetter! dort an der Kirche entsteht Lärm. Zwei Gemüseweiber sind wahrscheinlich über das leidige Meum und Tuum in heftigen Streit geraten, und scheinen, die Fäuste in die Seiten gestemmt, sich mit feinen Redensarten zu bedienen. Das Volk läuft zusammen — ein dichter Kreis umschließt die Zankenden — immer stärker und gellender erheben sich die Stimmen — immer heftiger fechten sie mit den Händen durch die Lüfte — immer näher rücken sie sich auf den Leib — gleich wird es zum Faustkampf kommen — die Polizei macht sich Platz — wie? Plötzlich erblicke ich eine Menge Glanzhüte zwischen den Zornigen — im Augenblick gelingt es den Gevatterinnen, die erhitzten Gemüter zu besänftigen — aus ist der Streit — ohne Hülfe der Polizei — ruhig kehren die Weiber zu ihren Gemüsekörben zurück — das Volk, welches nur einigemal, wahrscheinlich bei besonders drastischen Momenten des Streits, durch lautes Aufjauchzen seinen Beifall zu erkennen gab, läuft auseinander. —

Der Vetter. Du bemerkst, lieber Vetter, daß dieses während

der ganzen langen Zeit, die wir hier am Fenster zugebracht, der einzige Zank war, der sich auf dem Markte entspann und der lediglich durch das Volk selbst beschwichtigt wurde. Selbst ein ernsterer, bedrohlicherer Zank wird gemeinhin von dem Volke selbst auf diese Weise gedämpft, daß sich alles zwischen die Streitenden drängt, und sie auseinanderbringt. Am vorigen Markttage stand zwischen den Fleisch- und Obstbuden ein großer, abgelumpter Kerl, von frechem, wildem Ansehen, der mit dem vorübergehenden Fleischerknecht plötzlich in Streit geriet; er führte ohne weiteres mit dem furchtbaren Knittel, den er wie ein Gewehr über die Schulter gelehnt trug, einen Schlag gegen den Knecht, der diesen unfehlbar zu Boden gestreckt haben würde, wäre er nicht geschickt ausgewichen, und in seine Bude gesprungen. Hier bewaffnete er sich aber mit einer gewaltigen Fleischeraxt, und wollte dem Kerl zu Leibe. Alle Aspekten waren dazu da, daß das Ding sich mit Mord und Totschlag endigen, und das Kriminalgericht in Thätigkeit gesetzt werden würde. Die Obstfrauen, lauter kräftige und wohlgenährte Gestalten, fanden sich aber verpflichtet, den Fleischerknecht so liebreich und fest zu umarmen, daß er sich nicht aus der Stelle zu rühren vermochte; er stand da mit hoch emporgeschwungener Waffe, wie es in jener pathetischen Rede vom rauhen Pyrrhus heißt:

> wie ein gemalter Wütrich, und wie parteilos zwischen Kraft und Willen, that nichts.

Unterdessen hatten andere Weiber, Bürstenbinder, Stiefelknechtverkäufer u. s. w., den Kerl umringend, der Polizei Zeit gegönnt, heranzukommen, und sich seiner, der mir ein freigelassener Sträfling schien, zu bemächtigen.

Ich. Also herrscht in der That im Volk ein Sinn für die zu erhaltende Ordnung, der nicht anders, als für alle sehr ersprießlich wirken kann.

Der Vetter. Überhaupt, mein lieber Vetter, haben mich meine Beobachtungen des Marktes in der Meinung bestärkt, daß mit dem Berliner Volk, seit jener Unglücksperiode, als ein frecher, übermütiger Feind das Land überschwemmte, und sich vergebens mühte, den Geist zu unterdrücken, der bald wie eine gewaltsam zusammengedrückte Spiralfeder mit erneuter Kraft emporsprang, eine merkwürdige Veränderung vorgegangen ist. Mit Einem Wort: das Volk hat an äußerer Sittlichkeit gewonnen; und wenn du dich einmal an einem schönen Sommertage gleich nachmittags nach den Zelten bemühst,

und die Gesellschaften beobachtest, welche sich nach Moabit einschiffen lassen, so wirst du selbst unter gemeinen Mägden und Tagelöhnern ein Streben nach einer gewissen Courtoisie bemerken, das ganz ergötzlich ist. Es ist der Masse so gegangen, wie dem Einzelnen, der viel Neues gesehen, viel Ungewöhnliches erfahren, und der mit dem Nil admirari die Geschmeidigkeit der äußern Sitte gewonnen. Sonst war das Berliner Volk roh und brutal; man durfte z. B. als Fremder kaum nach einer Straße, oder nach einem Hause, oder sonst nach etwas fragen, ohne eine grobe, oder verhöhnende Antwort zu erhalten, oder durch falschen Bescheid gefoppt zu werden. Der Berliner Straßenjunge, der den kleinsten Anlaß, einen etwas auffallenden Anzug, einen lächerlichen Unfall, der jemandem geschah, zu dem abscheulichsten Frevel benutzte, existiert nicht mehr. Denn jene Cigarrenjungen vor den Thoren, die „den fidelen Hamburger avec du feu" ausbieten, diese Galgenstricke, welche ihr Leben in Spandau, oder Straußberg, oder, wie noch kürzlich einer von ihrer Rasse, auf dem Schafott endigen, sind keineswegs das, was der eigentliche Berliner Straßenjunge war, der nicht Vagabond, sondern gewöhnlich Lehrbursche bei einem Meister, — es ist lächerlich zu sagen, — bei aller Gottlosigkeit und Verderbnis, doch ein gewisses Point d'Honneur besaß, und dem es an gar drolligem Mutterwitz nicht mangelte.

Ich. O, lieber Vetter, laß mich dir in aller Geschwindigkeit sagen, wie neulich mich ein solcher fataler Volkswitz tief beschämt hat. Ich gehe vors Brandenburger Thor, und werde von Charlottenburger Fuhrleuten verfolgt, die mich zum Aufsitzen einladen; einer von ihnen, ein höchstens sechzehn, siebenzehnjähriger Junge, trieb die Unverschämtheit so weit, daß er mich mit seiner schmutzigen Faust beim Arme packte. „Will Er mich wohl nicht anfassen!" fahre ich ihn zornig an. „Nun Herr," erwiderte der Junge ganz gelassen, indem er mich mit seinen stieren Augen anglotzte, „nun Herr, warum soll ich Ihnen denn nicht anfassen; sind Sie vielleicht nicht ehrlich?"

Der Vetter. Haha! dieser Witz ist wirklich einer, aber recht aus der stinkenden Grube der tiefsten Depravation gestiegen. — Die Witzwörter der Berliner Obstweiber u. a. waren sonst weltberühmt, und man that ihnen sogar die Ehre an, sie Shakespearesch zu nennen, unerachtet bei näherer Beleuchtung ihre Energie und Originalität nur vorzüglich in der schamlosen Frechheit bestand, womit sie den niederträchtigsten Schmutz als bekannte Schüssel auftischten. — Sonst

war der Markt der Tummelplatz des Zanks, der Prügeleien, des Betrugs, des Diebstahls, und keine honette Frau durfte es wagen, ihren Einkauf selbst besorgen zu wollen, ohne sich der größten Unbill auszusetzen. Denn nicht allein, daß das Hökervolk gegen sich selbst und alle Welt zu Felde zog, so gingen noch Menschen ausdrücklich [darauf] aus, Unruhe zu erregen, um dabei im Trüben zu fischen, wie z. B. das aus allen Ecken und Enden der Welt zusammengeworbene Gesindel, welches damals in den Regimentern steckte. Sieh, lieber Vetter, wie jetzt dagegen der Markt das anmutige Bild der Wohlbehaglichkeit und des sittlichen Friedens darbietet. Ich weiß, enthusiastische Rigoristen, hyperpatriotische Ascetiker eifern grimmig gegen diesen vermehrten äußern Anstand des Volks, indem sie meinen, daß mit dieser Abgeschliffenheit der Sitte auch das Volkstümliche abgeschliffen werde und verloren gehe. Ich meinesteils bin der festen, innigsten Überzeugung, daß ein Volk, das sowohl den Einheimischen, als den Fremden, nicht mit Grobheit oder höhnischer Verachtung, sondern mit höflicher Sitte behandelt, dadurch unmöglich seinen Charakter einbüßen kann. Mit einem sehr auffallenden Beispiel, welches die Wahrheit meiner Behauptung darthut, würde ich bei jenen Rigoristen gar übel wegkommen.

Immer mehr hatte sich das Gedränge vermindert; immer leerer und leerer war der Markt worden. Die Gemüseverkäuferinnen packten ihre Körbe zum Teil auf herbeigekommene Wagen, zum Teil schleppten sie sie selbst fort — die Mehlwagen fuhren ab — die Gärtnerinnen schafften den übrig gebliebenen Blumenvorrat auf großen Schiebkarren fort — geschäftiger zeigte sich die Polizei, alles, und vorzüglich die Wagenreihe, in gehöriger Ordnung zu erhalten; diese Ordnung wäre auch nicht gestört, wenn es nicht hin und wieder einem schismatischen Bauerjungen eingefallen wäre, quer über den Platz, seine eigene neue Behringsstraße zu entdecken, zu verfolgen, und seinen kühnen Lauf mitten durch die Obstbuden, geradezu nach der Thüre der deutschen Kirche, zu richten. Das gab denn viel Geschrei und viel Ungemach des zu genialen Wagenlenkers. „Dieser Markt," sprach der Vetter, „ist auch jetzt ein treues Abbild des ewig wechselnden Lebens. Rege Thätigkeit, das Bedürfnis des Augenblicks, trieb die Menschenmasse zusammen; in wenigen Augenblicken ist alles verödet, die Stimmen, welche im wirren Getöse durcheinander strömten, sind verklungen, und jede verlassene Stelle spricht das schauerliche:

„Es war!“ nur zu lebhaft aus.“ — Es schlug Ein Uhr, der grämliche Invalide trat ins Kabinett, und meinte mit verzogenem Gesicht: der Herr möge doch nun endlich das Fenster verlassen und essen, da sonst die aufgetragenen Speisen wieder kalt würden. „Also hast du doch Appetit, lieber Vetter?“ fragte ich. „O ja,“ erwiderte der Vetter mit schmerzlichem Lächeln, „du wirst es gleich sehen.“

Der Invalide rollte ihn ins Zimmer. Die aufgetragenen Speisen bestanden in einem mäßigen mit Fleischbrühe gefüllten Suppenteller, einem in Salz aufrecht gestellten, weichgesottenen Ei, und einer halben Mundsemmel.

„Ein einziger Bissen mehr,“ sprach der Vetter leise und wehmütig, indem er meine Hand drückte, „das kleinste Stückchen des verdaulichsten Fleisches verursacht mir die entsetzlichsten Schmerzen, und raubt mir allen Lebensmut und das letzte Fünkchen von guter Laune, das noch hin und wieder aufglimmen will.“

Ich wies nach dem am Bettschirm befestigten Blatt, indem ich mich dem Vetter an die Brust warf und ihn heftig an mich drückte.

„Ja, Vetter!“ rief er mit einer Stimme, die mein Innerstes durchdrang, und es mit herzzerschneidender Wehmut erfüllte, „ja Vetter: Et si male nunc, non olim sic erit!“

Armer Vetter!

Unvollendetes

aus

dem handschriftlichen Nachlaß.

Neueste Schicksale

eines abenteuerlichen Mannes.

Vorwort.

Nicht gar zu lange ist es her, als in dem hiesigen Gasthofe, das Hôtel de Brandenbourg geheißen, ein Fremder eingekehrt war, der, rücksichts seines Äußern, seines ganzen Betragens, mit Recht ein wenig seltsam zu nennen. — Sehr klein, und dabei beinahe magerer als mager, die Knie merklich einwärts gebogen, ging oder hüpfte er vielmehr mit einer kuriosen, man möchte sagen unangenehmen, Geschwindigkeit durch die Straßen, und trug Kleider von auffallender Farbe wie keiner; z. B. Lilas, Zeisiggrün rc., die aber, seiner Magerkeit unerachtet, ihm viel zu knapp zugeschnitten, und dazu saß ihm ein kleines rundes Hütchen mit einer blinkenden Stahlschnalle ganz schief nach dem linken Ohr zu auf der Frisur. Frisieren und pudern ließ sich der Kleine nämlich jeden Tag auf das schönste, und einen amönen Studentenzopf aus den neunziger Jahren einbinden, von dem Genre, das aufstrebende Genies bezeichnet (man sehe: Lichtenberg über Studentenzöpfe u. s. w.). Der Kleine war ferner ein ganz außerordentlicher Schmecker; er ließ sich die leckersten Schüsseln bereiten, und aß und trank mit dem ungemessensten Appetit. Hatte er sich dann satt gegessen und getrunken, so ging ihm der Mund wie eine Windmühle, oder wie ein Feuerrad. In einem Atem schwatzte er von Naturphilosophie, seltnen Affen, Theater, Magnetismus, neu erfundnen Haubenstöcken, Poesie, Kompressions-Maschinen, Politik und tausend andern Dingen, so daß man wohl bald merkte, wie er ein sattsam gebildeter Mann sein, und in litterarisch-ästhetischen Thees hinlänglich geglänzt haben müsse. — Überhaupt verstand sich der Fremde ungemein auf das, was man feine Konversation nennt, und hatte er ein Gläschen Muskat (ein Wein, den er allen übrigen

vorzog) mehr getrunken als dienlich, so ließ er ein liebes herrliches Gemüt verspüren, und auch erstaunlich viel deutschen Sinn, wiewohl er versicherte, sich deswegen etwas cachieren zu müssen, wegen China, wo er voriges Jahr ein Paar Stiefeln stehen lassen, das er mit Artigkeit wieder zu erlangen hoffe. Wollte er auch sonst nicht recht mit der Sprache heraus, wes Glaubens, Namens und Standes er eigentlich sei, so entschlüpfte ihm doch in solch gemütlicher Laune manch bedeutsames Wort, das freilich nun wieder unauflöslichen Rätseln anzugehören schien. Er gab nämlich zu verstehen, daß er sonst als bedeutender Künstler sich reichlich genährt, dann aber auf geheimnisvolle Weise zu einem sehr hohen Stande gelangt, der jedem weit mehr gewähre, als das liebe tägliche Brot. — Dabei fuhr er mit beiden Armen auseinander, welche Pantomime, die beinahe anzusehen, als wolle er jemandem das Maß nehmen, er überhaupt sehr liebte und öfters wiederholte, und zeigte dann mit geheimnisvollem Lächeln in die Mohrenstraße hinein, meinend, wenn man da so hinabginge, und so immer fort und fort, so würde man doch wohl endlich in den kleinen, von beiden Seiten mit Brombeerstrauch eingefaßten Feldweg kommen, der gleich hinter Cochinchina, links ab weiter auf die große Wiese führe, über die hinweg man in ein großes, ganz propres Reich gelange. Und er wisse wohl, wer dort zu seiner Zeit als ein berühmter Kaiser geherrscht und prächtige Goldstücke habe schlagen lassen. Dabei klapperte der Fremde mit Goldstücken in der Tasche, und sah so ganz besonders pfiffig aus, daß man auf den Gedanken geraten mußte, jener Kaiser hinter der großen Wiese sei am Ende niemand anders gewesen als er, der kleine Fremde selbst.

Wahr ist es, sein Gesicht, das sonst gewöhnlich zusammengeschrumpft, wie ein naß gewordener Handschuh, konnte sich manchmal ausglätten zu hellem Sonnenschein, und er hatte dann den gewissen gnädigen Blick, mit dem hohe Herrschaften öfters ein ganzes Rudel armer Leute satt füttern lange Zeit hindurch, und mit den Goldstücken, die er in Hülle und Fülle besaß, hatte es auch eine ganz eigne Bewandtnis. Das Gepräge war nämlich von der Art, daß die Stücke durchaus in keine Rubrik alles nur erdenklichen fremden Geldes zu bringen. Auf der einen Seite stand eine Inschrift, die beinahe chinesisch schien. Auf der Kehrseite befand sich aber in dem, mit einer turbanähnlichen Krone bedeckten, Wappenschilde ein kleiner, niedlicher geflügelter Esel. — Der Wirt des Hauses wollte daher auch diese, gänzlich unbekannte, Münze nicht eher in Zahlung nehmen,

bis auf Befragen der General-Münz-Wardein Loos ihm versichert, wie das Gold besagter Stücke so überaus fein sei, daß es ordentlicher Übermut gewesen, daraus Geld zu prägen.

Wollte man aber nun auch wirklich ahnen, daß der wunderliche Kleine ein inkognito reisender asiatischer Potentat, so stand damit wieder manches in seinem Betragen in dem grellsten Widerspruch. Mit hoher kreischender Stimme pflegte er nämlich öfters Lieder zu singen, die eben nicht in der vornehmen Welt vorzukommen pflegen, wie z. B. Am Sonnabend, am Sonnabend, da ist die Woch' zu Ende, oder: In Berlin, in Berlin, wo die schönen Linden blüh'n, oder: Der Schneider muß nach Pankow schnell hinaus 2c. 2c.

Dann hatte er auch einen unwiderstehlichen Drang, gewisse Tanzböden zu besuchen, wo sich das Handwerk zu vergnügen pflegt mit sattsam geputzten Mägden. Gewöhnlich wurde er mit Schimpf und Schande hinausgeworfen, weil er im Dreher nicht in den Takt kommen konnte, und der gewandtesten Köchin den eiergelben Schnürstiefel aus der Façon trat. Was aber eigentlich jeder guten Meinung von ihm den Hals brach, war, daß er auf dem Gensd'armes Markt, gerade an einem Marktmorgen, plötzlich wie vom bösen Teufel erfaßt, in eine Heringstonne griff und den ergriffenen Salzmann, auf einem Beine tanzend, verzehrte. Half's, daß er das tobende Weib mit einem geflügelten Esel großartig belohnte? — Jeder schalt ihn einen sittenlosen Menschen, der Gott nicht vor Augen. Hin war die gute Meinung, und die rettet kein Esel. —

Wenige Tage darauf hatte auch der wunderliche Fremdling Berlin verlassen. Zu nicht geringem Erstaunen der Wirtsleute und aller derer, die gerade aus den Fenstern kuckten, war er in einer ganz und gar silbernen Kutsche davon gefahren im brausenden Trott.

Vor wenigen Tagen war an der Wirtstafel im Hôtel de Brandenbourg die Rede von diesem seltsamen Manne, und Herr Krause erwähnte, daß man auf dem Sekretär in der Stube, die er bewohnt, ein Röllchen beschriebenes Papier gefunden, das er aufbewahre. Auf Verlangen erhielt ich dieses Röllchen. Wer schildert aber mein Erstaunen, meine Freude, mein Entzücken, als ich, auf den ersten Blick ins Manuskript, wahrnahm, daß der Fremde niemand anders gewesen, als der berühmte, zum Kaiser von Aromata avancierte, Schneidergeselle Abraham Tonelli, dessen merkwürdige Lebensgeschichte vor mehreren Jahren, in dem achten Bande der Straußfedern, der Lesewelt mitgeteilt wurde. — Merkwürdig genug

scheint es, daß gegenwärtige Memoires gerade da, wo jene Lebensgeschichte schließt, anfangen, und sich daher derselben ziemlich genau anreihen. Es ist möglich, daß Tonelli in Berlin den Redakteur seiner früheren Lebensgeschichte (Ludwig Tieck) suchte, und nicht fand. Hat mir aber nun einmal das Schicksal Tonellis ferneres Manuskript in die Hände gespielt, so finde ich darin einen Beruf, mich sogleich der Redaktion desselben zu unterziehen, und weder Herr Abraham Tonelli, noch Herr Ludwig Tieck können dies ungütig aufnehmen.*)

*) Den geneigten Lesern, die etwa den achten Band der zuerst von Musäus herausgegebenen Straußfedern, eines Buchs, das sich sehr selten gemacht hat, nicht gleich zur Hand haben sollten, dient folgendes zur kürzlichen Nachricht. A. Tonelli, von armen Schneidereltern geboren, selbst zu dieser Profession erzogen, aber Hohes im Sinne tragend, begiebt sich auf die Wanderschaft, verirrt sich, entrinnt mit Mühe Räubern, die er aus dem Walde heraus vexiert, und kommt, nachdem er viel Elend erlitten, endlich zu einem polnischen Baron. Dieser lehrt ihn die Kunst, sich, mittelst einer Wurzel, in alle nur möglichen Tiere zu verwandeln, welches ihm viel Vergnügen macht. Er läuft indessen davon, als der Baron ihn, der sich gerade in einen kleinen Hund verwandelt hat, als Elefant derb abgeprügelt, und kommt, von einem ungeheuren Vogel als Maus übers Meer getragen, zum König von Persien, dann aber zum türkischen Kaiser, der, vor Freude über den seltnen Künstler, sich kreuzigt und segnet, und ihn leben läßt in Pracht und Freude. Arglistige Diener rauben ihm indessen die Zauberwurzel, und er wird, da er sich nun nicht mehr verwandeln kann, von dem Kaiser mit Schimpf und Schande fortgejagt. Er bettelt sich durch bis nach Sibirien, wo ihn in der Schlafkammer eines Wirtshauses eine verwünschte Katze besucht, und ihn um ihre Befreiung bittet, wogegen sie ihm zu einem Schatz verhelfen will. Endlich, nach langem Widerspruch, giebt er den Bitten und Thränen der Katze nach, läßt sich von ihr die Hand reichen, und faßt Zutrauen, als sie ihn nicht kratzt. Er erhält den Schatz, und einen Stein, dessen Eigenschaft, den Teufel ihm unterwürfig zu machen, er erst dann entdeckt, als alles Gold verschwunden, und er aufs neue in Not und Elend geraten ist. Er zwingt nun den Teufel, ihm soviel Schätze zuzutragen, als er nur mag, gewinnt die Gunst des Königs von Monopolis durch einen Schmaus, den er ihm in dem Gasthofe giebt, baut ein Schloß, Tunellenburg genannt, und heiratet die Tochter eines Kaufmanns. Diese stirbt, das Schloß brennt ab, der Stein ist verloren, und Tonelli wird, als Hexenmeister, aus dem Lande gejagt. Er muß aufs neue sich durchbetteln, trifft auf zwei Leineweber, kehrt mit ihnen in ein Wirtshaus ein, wo der Wirt ihnen ein Zimmer einräumt, das von Poltergeistern heimgesucht werden soll. Als sie spielen und zechen, kommt aus Fußboden und Decke eine ganze Gesellschaft Geister, die sich an eine Tafel setzen und auf das köstlichste schmausen. Die beiden Leineweber, die zum Mittrinken gezwungen werden, fallen tot um. Als Tonelli trinken soll, ruft er in der Verzweiflung: Pereat dem Teufel, vivat Gott dem Herrn! Sogleich verschwindet die ganze Gesellschaft, und es erscheint ein Geist in der Gestalt eines schönen großen Vogels, dem Tonelli sein Kompliment macht und ihn um Verzeihung bittet wegen des unhöflichen Gebets, das ihm in der Angst entfahren. Der Vogel erwidert, das habe nichts zu sagen, und ratet ihm, von den Kostbarkeiten auf dem Tisch einen Pokal und eine Perle zu nehmen, die alles in Gold zu verwandeln vermag. Tonelli thut es,

Hier ist also die

Fortsetzung von Abraham Tonellis merkwürdiger Lebensgeschichte.

Vierte Abteilung.

1.

Lügen ist ein großes Laster, hauptsächlich deshalb, weil es der Wahrheit entgegen, die eine große Tugend. Hab' auch nimmer gelogen, als wenn's mein Vorteil. Possedier' überhaupt ein passabel starkes Gewissen, das mich zuweilen derb in den Rücken stößt. Treibt auch jetzt mich an, zu gestehen, daß gelogen, als der Welt schrieb, wie ich alt und grau, und doch immer glücklich, und wie die idealischen Träume meiner Jugend in Erfüllung gegangen. War, als das schrieb, noch ein junger hübscher Mann mit roten Backen, hatte mich aber stark pudern lassen. Aß gerade einen böhmischen Fasan mit Apfelmus und trank Muskatwein dazu. Hielt das für die idealischen Träume meiner Jugend. Wollte mich damit brüsten, daß alles durchgesetzt, was mir vorgenommen, und nun glücklich bis an mein Lebensende. Hatte mein ganzes bißchen alte Geschichte verschwitzt. Dachte nicht an Krösus, war überhaupt ein eingebildeter Narr, und, wie gesagt, alles erlogen, bis auf den guten Appetit, den ich noch heute verspüre. Erlitt auch bald nachher, als ich also gelogen, großes Unglück, Not und Pein, worüber ich meine ganze Herrlichkeit im Stich lassen und vergessen mußte. O wie muß sich doch der irdische Mensch hienieden beugen den vernichtenden Launen eines stets wankenden Schicksals! — O täuschender Glanz des Glücks, wie verbleichst du so schnell, so plötzlich vor dem Gifthauch des Mißgeschicks! — Ist einmal so und nicht anders in der Welt! —

---

und darauf bringt ihn ein geflügelter Esel nach dem Lande Aromata. Er gewinnt durch seine Goldmacherei die Gunst des Kaisers, der ihm, nachdem er als ein tapferer Feldherr die Feinde des Landes besiegt, gegen Auslieferung der Perle, seine Tochter zur Gemahlin giebt, und dem er in der Regierung folgt. Am Schlusse heißt es: „Bin jetzt alt und grau und immer noch glücklich, schreibe aus „Zeitvertreib und weil ich nicht weiß, was ich thun soll, diese meine wahrhafte „Geschichte, um der Welt zu zeigen, daß man gewiß und wahrhaftig durchsetzt, was „man sich ernsthaft vorgesetzt hat. Habe Gottlob! noch guten Appetit, und hoffe, „ihn bis an mein seliges Ende zu behalten. Die idealischen Träume meiner „Kinderjahre sind an mir in Erfüllung gegangen: das erleben nur wenige „Menschen!“ —

2.

Hatte, als Kaiser von Aromata, eine überaus schöne vortrefflich Kaiserin. War auch ein Engel dabei, und konnte singen und spielen daß einem das Herz im Leibe lachte. Tanzte auch hübsch. Dachte als die Flitterwochen vorüber, daran, daß es wohl nun zu meinen Part gehöre, die kostbare Perl' aufzubewahren, bat sie mir daher au von der Gemahlin. Schlug's mir aber schnippisch ab. Thät' den Ärger verbeißen und meinte, die Gemahlin solle, aus großer Lieb zu mir, meinem Willen nicht entgegen sein. Die Gemahlin schlu es mir aber nochmals rund ab, wurde zornig, und blickte mich an mit funkelnden Augen. Hatte noch niemals solche Augen bei eine Weibsperson gesehen, und mußte an die schwarze Katze denken. Ließ drei Tage das Maul hängen, und vergoß eines Mittags, als di Kaiserin gerade ein gebratenes Spanferkel anschnitt, das zu sehr ge pfeffert, bittre Thränen des Unmuts. Das rührte die Gemahlin und sie sagte, ich solle mir den Verlust der Perl' nicht so zu Herzen nehmen, hätte doch das unschätzbarste Kleinod auf Erden dafür ein getauscht und wolle sie manchmal die Perl' mir zum Spielen geben — War doch ein schönes ehrliches Gemüt, die Kaiserin! —

Die Genesung.

Fragment aus einem noch ungedruckten Werke.

Von **E. T. A. Hoffmann.**

Ich begab mich in den entlegenen, wildverwachsenen Teil des Waldes, wo ich den wunderlichen Baum mit seinen halb verdorrten halb grünen Ästen, und seinen malerischen Laubgruppen angetroffen hatte, um ihn so, wie er leibt und lebt, in mein Malerbuch einzutragen. Schon hatte ich meine Mappe zurechtgelegt, den Crayon gespitzt, und mich in die gehörige Positur gesetzt, als durch das dicke Gebüsch ein herrschaftlicher Wagen rasselte. Mit Mühe bahnten sich die Pferde Schritt vor Schritt einen Weg durch das wilde Gestrüpp, und es schien in der That ein seltsamer Einfall der Fahrenden, ge-

rade außer Weg und Steg den von hundert anmutigen Wegen durchschnittenen Wald aufs neue ohne Not durchbrechen zu wollen.

Endlich, als die Pferde weder vor- noch rückwärts kommen zu können schienen, hielt der Wagen, — der Schlag öffnete sich, und heraus stieg ein junger, sauber in Schwarz gekleideter Mann, den ich, als er aus dem dichen Gestrüpp heraus trat, für den jungen Doktor O . . . erkannte.

Er sah aufmerksam umher, und schien offenbar sich überzeugen zu wollen, daß niemand in der Nähe sei. Es wollte mich bedünken, als habe sein Wesen etwas besonders Ängstliches, als sei sein Blick seltsam, wirr und unstät. Ich schäme mich jetzt meiner Thorheit; der unheimliche Schauer irgend einer Unthat, deren ich in dem Augenblick den guten harmlosen Doktor O . . . für fähig hielt, durchdrang mich, und ich kam mir stolzerweise mit samt meinem Malerbuch voll verfehlter Skizzen vor, wie die rächende Nemesis, die im Finstern schleicht, gleich mir hier unter den dickbelaubten Bäumen.

Doktor O . . . ging zum Wagen zurück — der Schlag wurde aufs neue geöffnet und heraus schlüpfte eine junge Dame, so schön, so schlank, so anmutig, so malerisch in einem Shawl gewickelt, als nur jemals eine junge Dame in dem zierlichsten, rührendsten Roman in der Einsamkeit aus dem Wagen geschlüpft, und die Lunte eines rasselnden, zischenden, knallenden Feuerwerks von hundert wunderbaren Abenteuern entzündet hat. Du kannst denken, wie ich in der höchsten Spannung durch das dicke Gebüsch schlich, um dem Paare näher zu kommen, und mir von ihren Beginnen nicht das mindeste entgehen zu lassen. Ich hatte mich hinter ihren Rücken manövriert, und hörte jetzt den Doktor sagen: „Ich habe hier einen Platz ausgemittelt, der zu unsern Zwecken nicht günstiger sein kann. Es steht hier ein wunderbarer Baum, dessen Fuß Rasen umgeben; ich selbst habe schon gestern einige Rasenstücke ausgestochen, und eine ganz stattliche Rasenbank zustande gebracht. Die ausgehöhlte Stelle ist einem Grabe gleich und so ist schon symbolisch angedeutet, was wir hier beginnen wollen; Tod und Auferstehung.“ —

„Ja,“ wiederholte die Dame mit herzzerschneidender Wehmut, indem sie des Doktors Hand ergriff, der sie feurig an die Lippen drückte, „ja, Tod und Auferstehung!“ —

Mir starrte das Blut in den Adern — unwillkürlich entfloh mir ein leises Ach! Der Satan hatte sein Spiel — die Dame drehte sich um — meine werte Figur stand dicht vor ihr! Vor Erstaunen

hätte ich in die Erde sinken mögen. — Niemand anders war d Dame, als das liebenswürdigste Mädchen in B . . . . ., das Fräule Wilhelmine von S . . . Auch sie schien vor Schreck und Staun sich kaum aufrecht halten zu können — sie schlug die Hände zusamme und rief ganz zerknirscht: „Um Gott, o mein Leben! wie komm Sie hierher, Theodor, an diesen ungelegenen Ort, zu dieser ung legenen Stunde!"

Die rächende Nemesis mit der Malermappe fiel mir wieder ei und ich sprach mit einem gewichtigen Ton, wie ungefähr Min oder Rhadamanthus ihre Sprüche verkündigen mögen: „es kann sei mein sehr wertes, und bis zu dieser Minute hochgeachtetes Fräulei daß ich Ihnen sehr ungelegen komme; doch vielleicht sind es d Schicksalsmächte selbst, die mich hierher brachten, um irgend ei ruchlos —"

Der Doktor ließ mich nicht vollenden, sondern fiel mir zürnen in die Rede, indem seine Wangen sich entflammten: „Du bewähr dich wieder heute in deiner alten Rolle, nämlich als Eulenspiegel.

Damit nahm er das Fräulein bei der Hand, und führte sie z dem Wagen zurück, an dessen geöffnetem Schlage sie stehen blieb.

Der Doktor kehrte zu mir, der ich ganz verblüfft dastand, un nicht wußte, was ich sagen, was ich denken sollte, wieder zurüc indem er sprach: „Laß uns dort auf jenem abgehauenen Baumstam Platz nehmen, denn es sind mehr als zwei Worte, die ich dir z sagen habe."

„Du bist ja in dem Hause des Geheimraths von S . . . bekann Du besuchst seine großen Thees, wo sich hundert Personen die Köpf zerstoßen, hin und her rennend, ohne daß ein einziger weiß, was e eigentlich will, in denen ein langweiliges, insipides Gespräch, kau genährt von den kärgsten Mitteln, durchhilft, bis es doch am Ende nachdem die unglücklichen Bedienten, von allen Seiten gedrängt mehrere honette Personen mit Wein begossen, und diverse Torten da gegen unversehrt die Runde gemacht haben, dennoch eines schmählichen Todes stirbt."

„Wart," unterbrach ich den Doktor, „wart, daß dich Lästerzung die Frau von H . . . nicht hört, und dich aus Rache, weil sie selbs an ihre Thees denken muß, bei der Frau von S . . . verklagt, di sofort den Bann über dich aussprechen, und dich von ihren Thees gänzlich exkludieren würde. Und wer eilt denn, als hinge das Glüc des Lebens davon ab, zu jedem dieser insipiden Thees? Wer benuß

orglich jede Gelegenheit, das S . . . sche Haus zu besuchen? — Ei, , mein Freund, ich merke was, die schöne Wilhelmine —“

„Lassen wir das,“ sprach der Doktor, „und merken wir, daß ort im Wagen sich Personen befinden, die auf das Ende unsers Gesprächs nur zu begierig warten. Mit zwei Worten, die Familie des Geheimenraths von S . . . ist seit undenklicher Zeit eine durchaus ochadelige; kein einziges Glied, vorzüglich männlicherseits, war aus er Art geschlagen. Um so entsetzlicher mußte es dem Vater des errn Geheimenraths von S . . . sein, als sein jüngster Sohn, Siegried geheißen, wirklich der erste war, der aus der Art schlug. Alles ünstliche Überbauen half nicht; ein tiefes, herrliches Gemüt machte ch Platz, selbst unter den hochadeligen Gemütern. Man spricht llerlei. Viele sagen, Siegfried habe wirklich an einer Geisteskrankeit gelitten; ich kann es nicht glauben. — Genug, der Vater hielt n eingesperrt, und nur des Tyrannen Tod gab ihm die Freiheit.

„Dies ist nun der Onkel Siegfried, den du in der Gesellschaft emerkt haben mußt, wie er mit diesem oder jenem Gelehrten, den r aufgesucht und gefunden, geistreiche Worte wechselt. Die vornehmen erren behandeln ihn zuweilen sichtlich als bloß toleriert, welches er nen in solch reichlichem Maße erwidert, daß sie besser thäten, avon abzustehen. Wahr ist es, daß er sich zuweilen, vorzüglich wenn in Geist auf Dinge gerät, in denen man gut thut, die alte Mönchshilosophie zu befolgen, nach welcher es ratsam, die Welt gehen zu ssen, wie sie geht, und von dem Herrn Prior nichts zu reden, als utes, viel zu sehr von dem Feuer wahrhaftiger Überzeugung hineißen läßt, so daß die diplomatischen Herren nicht selten mit anekniffenen Ohren und zugedrückten Augen erschrocken in die enternteſten Winkel des Saales fliehen. Niemand, als Fräulein Bilhelmine wußte ihn dann so geschickt zu umkreisen, daß er sich ets nur bei den vertrautesten Freunden befand, und sehr bald den Saal verließ.

„Vor einigen Monaten wurde der arme alte Onkel Siegfried on einer schweren Nervenkrankheit befallen, aus der ihm eine fixe Idee zurückblieb, die, da sie feststeht, nachdem der Körper gesund ist, n wirklichen Wahnsinn ausgeartet. Er bildete sich nämlich ein, die Natur, erzürnt über den Leichtsinn der Menschen, die ihre tiefere Erenntnis verschmähten, die ihre wunderbaren, geheimnisvollen Arbeiten ur für ein reges Spiel zu kindischer Lust auf dem armseligen Tummellatz ihrer Lüste hielten, habe ihnen zur Strafe das Grün genommen.

In ewige schwarze Nacht sei nun der sanfte Schmuck des Frühlings, die sehnsüchtige Hoffnung der Liebe, das Vertrauen der wunde Brust, wenn der junge Sonnengott die zarten Keime aus ihren Wiegen lockt, daß sie als fröhliche Kinder emporsprossen und grünen — grüne Büsche und Bäume werden, im Flüstern und Rauschen die Lieb der Mutter, die sie selbst an ihrer Brust nährt und pflegt, mit süße Stimme preisend.

„Dahin ist das Grün, dahin die Hoffnung, dahin alle Seligkei der Erde; denn verschmachtend, weinend, verschwimmt das Blau, da alles mit liebenden Armen umschloß. Alle Mittel, dieser Idee zu widerstehen, blieben vergebens, und du kannst denken, daß der Alt der trostlosen, verderblichen Hypochondrie, welche natürlicherweis diese Idee mit sich bringt, zu erliegen drohte. Ich geriet auf den Gedanken, auf ganz eigene Weise, zur Heilung des Wahnsinnigen den Magnetismus anzuwenden.

„Fräulein Wilhelmine ist des Alten Herzblatt, und ihr allein gelang es, in schlaflosen Nächten dadurch einigen Trost in seine Seele zu bringen, daß sie, wenn er im halben Schlummer lag, leise — leise, von grünen Bäumen und Büschen sprach, und auch wohl sang. Es waren vorzüglich jene schönen Worte Calderons, womit, in der Blume und Schärpe, Lisida das Grün preist, und welche ein kunstfertiger, fein empfindender Freund in Musik gesetzt hat. Du kennst das Lied:

In der grünen Farbe glänzen,
Ist die erste Wahl der Welt,
Und was lieblich dar sich stellt! —
Grün ist ja die Tracht des Lenzen,
Und man sieht, um ihn zu kränzen,
Keimend aus der Erde Grüften,
Ohne Stimmen, doch in Düften
Atmend, in den grünen Wiegen
Buntgefärbte Blumen liegen,
Welche Sterne sind den Lüften.

„Die Methode, das dem Schlafe vorhergehende Delirium, das schon an und für sich selbst dem magnetischen Halbschlafe sehr nahe verwandt, dazu anzuwenden, in die Seele des beunruhigten Kranken beschwichtigende Ideen zu bringen, ist nicht neu. Irr' ich nicht, so bediente sich schon Puysegur ihrer. Du wirst aber nun gleich sehen, von welchem Hauptschlag meiner Kunst ich die völlige Genesung des Alten zu erlangen hoffe.“ —

Der Doktor stand auf, schritt auf Fräulein Wilhelmine zu, und sprach ein paar Worte. Dann folgte ich dem Doktor, und schwer mußte es mir in der That nicht fallen, mich mit der seltsamen Ungewöhnlichkeit des Auftrittes darüber zu entschuldigen, daß ich geblieben, und in gewisser Art den Lauscher gemacht.

Wir gingen nun an den Kutschenschlag — ein junger Mann stieg aus, und bald trug dieser, mit Hülfe des Doktors und des mitgekommenen Jägers, den schlummernden Alten zu dem seltsamen Baume in der Mitte des Platzes, und legte ihn sanft in bequemer Stellung auf die Rasenbank, die, wie der geneigte Leser es weiß, der Doktor mit eigner kunstgeübter Hand errichtet hatte.

Der Alte bot durchaus einen rührenden, herzerhebenden Anblick dar. Seine große, schöne Gestalt war in einen langen Überrock von silbergrauem, leichtem Sommerzeuge gekleidet, und er trug ein Mützchen von demselben Zeuge auf dem Haupte, unter dem nur sparsam ein paar weiße Löckchen hervorblickten. Sein Gesicht, unerachtet die Augen geschlossen, hatte einen unbeschreiblichen Ausdruck der tiefsten Wehmut, und doch war es, als sei er in seligen Hoffnungsträumen entschlummert.

Fräulein Wilhelmine setzte sich an das Hauptende der Rasenbank, so daß, wenn sie sich über das Antlitz des Alten beugte, ihr Atem seine Lippen berührte. Der Doktor nahm Platz auf einem mitgebrachten Feldstuhl vor dem Alten, so wie es die magnetische Operation zu erfordern schien. Während nun der Doktor sich mühte, den Alten auf die sanfteste Weise aus dem Schlafe zu bringen, sang das Fräulein Wilhelmine leise:

In der grünen Farbe glänzen,
Ist die schönste Wahl der Welt rc.

Der Alte schien den Duft des Gesträuchs, der Bäume, der vorzüglich stark war, da die Linden in voller Blüte standen, mit unendlicher Wonne einzuatmen. Endlich schlug er mit einem tiefen Seufzer die Augen auf, und starrte um sich, doch, wie es schien, ohne einen Gegenstand deutlich ins Auge fassen zu können. Der Doktor zog sich leise zur Seite. Das Fräulein schwieg. Der Alte lallte kaum verständlich: „Grün!“

Da ließ es die ewige Macht des Himmels geschehen, daß eine besondere anmutige Gunst des Schicksals die Liebe des Fräuleins lohnte, und die Bemühungen des guten Doktors unterstützte. In

dem Augenblick, als der Onkel das Wort: „Grün!“ lallte, fuhr näm lich ein Vogel tirilierend durch die Äste des Baums, und von de Flattern seines Gefieders brach ein blühender Zweig, und fiel de Alten auf die Brust.

Da erwachte die Röte des Lebens auf dem Antlitze des Alte Er erhob sich, und rief begeistert mit emporgerichteten Augen: „Himmels bote, seliger Himmelsbote, bringst du mir den Ölzweig des Frieden bringst du mir das Grün, bringst du mir die Hoffnung selbst? S gegrüßt, du Hoffnung; ströme über in sehnsüchtiger Lust, blutend Herz!“ —

Plötzlich schwächer werdend, lispelte er kaum hörbar: „Das i der Tod,“ und sank auf die Rasenbank, von der er sich zur sitzend Stellung kräftig erhoben, wieder zurück. Der junge Gehülfe des Do tors flößte ihm etwas Äther ein, und während Fräulein Wilhelmin aufs neue sang:

In der grünen ꝛc.

schlug der Alte die Augen auf, und schaute nun mit bestimmtem Bli in der Gegend umher. „Ha,“ sprach er dann mit ungewisser Stimm „in der That, dieser Traum neckt mich auf besondere Weise.“

Es lag etwas von bitterm Hohn in den Worten des Alten, de nach dem, was vorausgegangen, um so entsetzlicher erschien. Ti ergriffen, stürzte Fräulein Wilhelmine bei der Rasenbank nieder, faß beide Hände des Alten, benetzte sie mit Thränen, und rief mit d schmerzlichsten Wehmut: „O! mein teuerster, bester Onkel, nicht je neckt Sie ein Traum, nein, ein böses — böses Gespenst hielt Sie i entsetzlichen Träumen, wie in schweren Ketten gefangen. O! Himmel freude, die Ketten sind gesprengt — Sie haben, bester, teuerster Vate Ihre Freiheit wieder; o! glauben, glauben Sie daran, das heiter rege Leben lacht Sie an, mit aller süßen Hoffnung, im schönste Schmelz des Grüns!“

„Grün!“ rief der Alte mit dröhnender Stimme, indem er starr um sich schaute. Nach und nach schien er die Gegenstände bestimmt zu unterscheiden, und seinen Blick besonders auf gewisse Bäume un Büsche zu heften.

„Onkel Siegfried hat,“ lispelte mir der Doktor ins Ohr, „Onk Siegfried hat diesen Ort schon seit vielen Jahren besonders gelieb und in tiefer Einsamkeit besucht. Vorzüglich mag der wunderba Baum auch seinen Hang zu wunderlichen Kombinationen natu

storischer Erscheinungen geweckt, und ihn dieser romantische Platz ich von der Seite besonders interessiert haben."

Noch immer saß der Alte, um sich schauend; doch immer weicher nd weicher und wehmütiger wurde sein Blick, bis ein Thränen-rom ihm aus den Augen stürzte. Er faßte mit der Rechten Wil-lminens, mit der Linken des Doktors Hand, und zog sie heftig neben h auf die Rasenbank nieder.

„Seid ihr es, Kinder!" rief er dann mit einer Stimme, deren eltsamkeit, beinahe Schauer erregend, ein unheimlich verstörtes Ge-üt zu verkünden schien, welches sich selbst bekämpft und zu sammeln rsucht: „seid ihr es wirklich, meine Kinder?"

„O! mein bester gütigster Onkel," sprach Wilhelmine beschwich-end, „ich halte Sie ja in meinen Armen — Sie sind ja hier an nem Platz des Waldes, den Sie stets so liebten — Sie sitzen ja ter dem selt—"

Auf einen Wink des Doktors stockte Wilhelmine, und fuhr dann ch beinahe unmerklicher Pause fort, den Lindenzweig erhebend: nd dieses Zeichen des Friedens, halten Sie es jetzt nicht in Händen, erster Onkel?"

Der Alte drückte den Zweig an seine Brust, und schaute mit icken umher, die jetzt erst Lebenskraft, und eine gewisse unnennbare, klärte Heiterkeit zeigten. Der Kopf sank ihm auf die Brust, und sprach viele leise Worte, die jedem der Umstehenden unverständlich eben. Dann aber sprang er mit wilder Vehemenz von der Rasen-nk auf, breitete beide Arme aus, und rief, daß der Wald von dem n seiner Stimme wiederhallte:

„gerechte ewige Macht des Himmels, bist du es selbst, die mich ihre Brust ruft? Ja, es ist das herrliche, rege Leben, das mich ıgiebt, das meiner Brust zuströmt, so daß alle Poren sich öffnen, d Raum geben dem seligsten Entzücken!

„O! Kinder, Kinder, welche Zunge singt das Lob, den Preis Mutter würdig genug! O! Grün, Grün! mein mütterliches ün! Nein, ich allein war es, der trostlos vor dem Throne des chsten lag — nie hast du der Menschheit gezürnt! Nimm mich auf deine Arme!"

Es war, als wollte der Alte rasch vorwärts schreiten, doch knickte im jähen Krampf zusammen, und sank leblos nieder. Alle er-raken heftig; keiner aber wohl mehr, als der Doktor, der befürchten ıßte, daß seine gewagte Kur auf entsetzliche Weise mißlingen könne.

Doch nur wenige Sekunden war der Alte mit Naphta und Äther bedient worden, als er die Augen wieder aufschlug. Und nun begab sich das Merkwürdigste, was niemand, und am allerwenigsten der Doktor, hatte vermuten können.

Von Wilhelminen und dem Doktor umfaßt, ließ der Alte sich auf dem schönen Platze herumführen, und immer ruhiger, immer heiterer, wurde sein Antlitz, sein ganzes Benehmen, und es war herrlich, wie eine klare Fantasie, ein heller Verstand, immer mehr siegend hervorbrach.

Auch mich bemerkte der Baron, und zog mich ins Gespräch. Endlich fand der Baron, daß für die erste Ausfahrt nach so langer Nervenkrankheit nun genug Zeit vergangen, und man begab sich auf den Rückweg.

„Es wird schwer halten," sprach der Doktor leise zu mir, „den Schlaf von ihm abzuwehren; aber ich werde alles anwenden, zu verhüten, daß er um des Himmels willen nicht schlafe. Wie leicht könnte dieser Schlaf einen feindseligen Charakter annehmen, und dem Alten alles, was er sah und empfand, wiederum als Traum verschwimmen lassen."

Einige Zeit nachher hatte sich im Hause des Geheimraths von S... eine große Veränderung zugetragen. Onkel Siegfried war völlig von seiner Krankheit genesen, und seltsam genug schien es, daß er zu gleicher Zeit weicher und kräftiger geworden.

Er verließ die Residenz, zur Freude des liebenden Bruders, und bezog seine schönen Güter, deren Verwaltung der Doktor O..., seinen Doktorhut an den Nagel hängend, übernahm. Die dringende Fürsprache einer edlen Prinzessin bewirkte es, daß der stolze Geheimrath von S... die Hand seiner Tochter Wilhelmine dem Doktor O... nicht länger verweigerte.

Der Feind.

Eine Erzählung von **E. T. A. Hoffmann.**

Erstes Kapitel.

„Noch einen tüchtigen vollgefüllten Römer, Herr Wirt; zwar schlug es schon neun, aber der Regen stürmt an die Fenster; wir sitzen hier traulich und warm beisammen, und ich merke schon, wir werden heute ein wenig aus dem Schick kommen und Mühe haben, die Bürgerglocke einzuhalten. Kommt Ihr Eurerseits aber auch aus dem Schick, Herr Wirt, und geht ein Fäßlein weiter, wenn Ihr einschenkt, und irrt Euch in der Sorte!"

So rief der ehrsame Bürger und Drechslermeister Franz Weppering, der an dem breiten Tische in der Gaststube des Wirtshauses zum weißen Lamm den besten Platz einnahm.

„O ho!" erwiderte der kleine freundliche Herr Thomas, indem er sich das kleine schwarzsammtene Käppchen in die Stirne schob und zugleich mit dem schweren Kellerschlüsselbunde harmonisch klapperte, „o ho! was den Schick betrifft, das heißt, die schönen Ordnungen, Privilegien, Satzungen, Gesetzlichkeiten, Edikte und Verordnungen, wie sie von Kaiser und Rath ergangen, so sucht darin der ehrsame Thomas, weltberühmter Gastwirt in der weltberühmten Reichsstadt Nürnberg, dessen Tugenden der Himmel gehörig zu wägen und zu lohnen wissen wird, in deren Kenntnis seinesgleichen. Aber anlangend den Wein, so wäre es ja außerm Schick, wenn ich Eurenthalber, Meister Franz, das rechte Fäßchen vorübergehn und Euch bessern Wein geben sollte, als Euch dienlich und Ihr mir bezahlt."

„Ihr haltet den Wein," nahm Meister Wepperings Nachbar das Wort, aber auch wirklich ein wenig zu teuer und könntet alten Stammgästen, so wie wir, wohl immer einige Kreuzer weniger für das Maß anrechnen."

„Ich weiß nicht," rief Herr Thomas lachend, ich weiß nicht, was ihr wollt, ihr Herren, ihr trinkt bei mir den schönsten, edelsten, wohlschmeckendsten, feurigsten Wein in dem ganzen lieben Nürnberg, und den gebe ich euch aus purer Amicitia. Denn die paar Kreuzer, die ihr mir dafür bezahlt, sind ja bloß ein anmutiges Douceur für

die Mühe des Einschenkens. Aber ohne Scherz, ihr Herren denkt immer, uns Wirten kostet der Wein gar nichts, und wir leben noch immer in dem verfluchten Jahr 1484, wo ein ganzer Eimer Wein für ein recht schönes Hühnerei hingegeben wurde, und doch hat es damit eine ganz besondere Bewandtnis. Ich weiß nicht, ihr Herren, ob ihr die Geschichte von den zerbrochenen Hühnereiern wißt; soll ich sie euch erzählen?"

„Und," rief Weppering, „und uns während der Zeit dursten lassen; nein, nein, behaltet euren Schnack für Euch und holt so guten Wein, als Ihr's verantworten könnet."

„Ich wollte," sprach ein sehr alter Mann, der entfernt an der Ecke des Tisches saß und still für sich eine kleine Schüssel Eingemachtes verzehrte, wozu er einen sehr edlen Wein, doch nur tropfenweise, trank, „ich wollte, ihr lieben Gäste, ihr ließet unsern Herrn Wirt die Geschichte von den zerbrochenen Eiern erzählen, denn sie ist gar hübsch und anmutig."

„Wenn," rief Weppering, „wenn Ihr es wollt, mein ehrwürdiger Herr Doktor, so mag Herr Thomas so viel erzählen als er Lust hat, und ich werde meine rauhe Kehle so lange netzen mit den Tropfen aus dem Brunnen der Hoffnung."

Der Wirt, ganz Freude und Freundlichkeit, knüpfte ohne Umstände den Schlüsselbund wieder fest, setzte sich seinen Gästen gegenüber an den breiten Tisch, ließ ein großes Paßglas Wein langsam und behaglich in die Kehle hineinglucken, streckte den Körper über den Tisch und stemmte beide Backen auf die Ellenbogen.

„Ich erzähle euch also, ihr höchstschätzbaren Gäste und würdigen Freunde,

die wundersame Geschichte von den zerbrochenen Eiern,

und zwar nicht wie mir gerade das Maul steht, sondern so viel möglich, mit denselben zierlichen Phrasen, Redensarten, Wörtern und Ausdrücken, wie der alte Chroniker, der eine artige Zunge führte und seine Rede wohl zu setzen wußte."

„Früh morgens, am Tage Marzii des Evangelisten, im Jahr des Herrn 1484, befand sich viel Landvolk auf dem Wege von Fürth nach Nürnberg und trug den Nürnbergern zu, was sie nun eben an schönen Produkten des Landes zu ihrer Leibesnahrung und Notdurft vonnöten. Unter dem Landvolk schritt aber ein gar stattliches Bauernweib in Sonntagskleidern daher, die auf jeden Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!" demütiglich das Haupt verneigend: „in

Ewigkeit!" antwortete, und überhaupt, wenn die Leute auch was Ausländisches an ihr bemerken wollten, doch ein frommes, ehrliches Ding schien."

Das Weib trug einen Korb mit schönen Hühnereiern, und jedem, welcher verwundert rief: „ei Nachbarin, was sind das für schöne glänzende Eier," erwiderte sie gar freundlich, indem ihr die kleinen grauen Augelein blitzten: „ei meine Henne darf keine schlechtern legen für die ehrsame Frau Bürgermeisterin, der ich diese in die Küche trage." Das Weib ging auch wirklich mit ihrer Ware geradesweges in das Haus des Bürgermeisters.

Sowie sie eingetreten, thät sie gehorsam und demütiglich, was ihr der Vers an der Wand gebot:

Wer treten will die Steigen herein,
Dem sollen die Schuhe fein sauber sein.

Dann wurde sie von Frau Marta, der Haushälterin, zu der ehrsamen Frau Bürgermeisterin geleitet, die sich in ihrer Prangkuchen befand.

Da sah es denn nun so prächtig und blank aus, daß es eine wahre Augenverblendnis war; schöne metallene Gefäße, manchmal von solcher Sauberkeit, als ob sie Peter Fischer selbst gearbeitet hätte, standen umher. Der Fußboden war getäfelt und gebont; was unsre edle Tischler- und Drechslerzunft wohl an zierlichen und saubern Sachen zu liefern vermag, davon war ringsumher was zu finden. Die Frau Bürgermeisterin saß aber in einem prächtigen Lehnstuhl von Nußbaum mit Ebenholz ausgelegt und grünen Sammtkissen, mit goldenen Troddeln, der nicht weniger als fünf Fuß in die Breite hielt; so breit mußte er aber sein, weil das Maß nach dem Gesäß der Frau Bürgermeisterin genommen.

Das Weib reichte den Korb mit Eiern der Frau Bürgermeisterin demutsvoll hin, indem sie hoch beteuerte, daß Sprut, ihre beste Henne, sich alle Mühe gegeben, die Eier so schön als möglich für die Frau Bürgermeisterin zu legen.

Die Frau Bürgermeisterin nahm dem Weibe mit gar freundlicher Miene das Körblein aus der Hand, und übergab es ihrer Haushälterin, der Frau Marta.

Als aber nun das Bauerweib die Eier bezahlt verlangte, gerieten die Frau Bürgermeisterin und Frau Marta, die den Korb mit Eiern für eine angenehme Verehrung gehalten hatten, in großen Zorn, und das arme Bauerweib hatte Mühe, die Hälfte des niedrigsten Preises für ihre Ware zu erhalten.

Frau Marta hatte indessen die Eier aus dem Korbe gezählt und für die zerbrechliche Ware keinen schicklicheren Platz gefunden, als das grünsammtene Kissen im Lehnstuhl der Frau Bürgermeisterin, den sie eben verlassen.

Nach Paracelsi Rat hatte die Frau Bürgermeisterin soeben, um die heftige Gemütsbewegung ein wenig zu besänftigen, ein paar Gläschen Aquavit genommen und wollte nun aufs neue der Ruhe pflegen. Als sie sich aber sänftiglich in den Lehnstuhl drückte, that das den Eiern, die auf dem Polster lagen, nicht gut, sondern sie zerbrachen Stück vor Stück und kein einziges blieb ganz.

Die Frau Bürgermeisterin sprach unmutig: warum habe ich diese schönen Eier zerbrochen? da meinte aber die schelmische Magd, daß die Eier zwischen solchen Polstern unversehrt hätten liegen können, bis zu unserer fröhlichen Urständ. Aber die Bauersfrau aus Fürth sei eine böse Hexe, die den Leuten Eier von schönem Ansehn verkaufe, welche nachher zerbrochen wären.

„Die Frau Bürgermeisterin unterließ nicht, den Vorfall ihrem ehrenfesten Herrn Gemahl, dem Bürgermeister anzuzeigen. Der hochweise Rath, bestürzt, in dem Weichbilde der guten frommen Stadt eine Hexe zu wissen, ließ die arme Bauerfrau aufgreifen, nach Nürnberg bringen, wo sie alles von der Frau Bürgermeisterin erhaltene Geld von Heller zu Pfennig zurückzahlen mußte, und dann vom Büttel zum Thore und über die Grenze geschleppt wurde. Von allem Weibsvolk wurde sie verhöhnt und man rief ihr nach:

„Seht, das ist die Hexe aus Fürth, die die Eierkörbe verkauft, in die sich nachher der Satan setzt und die Eier zerquetscht mit seinem höllischen —“

Jenseits des Grenzzeichens blieb das Weib, von den Bütteln verlassen, auf einer Anhöhe stille stehen, und es war graulich anzusehen, wie sie hoch und dünn hinaufschoß, bald einer Hopfenstange gleichend und mit den dürren Armen herumfocht, die sie endlich über Nürnberg fest ausstreckte, und mit einer Stimme, die so kreischend und mißtönend war, daß man wohl den Satan selbst darin erkannte, laut in die Lüfte rief:

Pfui, arg dick Weib
Pfui du Balg schalks Magd
habt mich verjagt
Eidex euch in den Leib

Pfui Nürnbergsch Jung Volk
Traun Trat
Mennchin Krat
Heisa Mutter Zedrs vollendent hat
Paßt nur auf
jetzt werden die Eier
in dem lieben Nürnberg
erst recht teuer."

Der Satan unterließ nicht seiner Dienerin kräftig beizustehen, und in alle Weiber Nürnbergs fuhr das unwiderstehliche Gelüste, sich in Eierkörbe zu setzen, und die darin befindliche Ware zu zerbrechen, so daß einer, dem es nach einem guten Eierschmalz gelüstete, dies wohl mit Golde hätte aufwägen mögen.

Daß aber, sagt der weise Chroniker, man hätte einen ganzen Eimer Wein für ein Ei tauschen können, ist nur wie ein Sprichwort anzusehen, das auf wundersame Weise entstanden.

Ein würdiger Herr Patrizier der Stadt wollte dem satanischen Unwesen mit dem Zerdrücken der Eier ein Ende machen, und ließ daher unter lustigem Trompetenschall und Trommelschlag öffentlich bekannt machen, daß diejenige Frau, welche ihm Eier brächte, für jedes derselben, das unversehrt in seine Hände käme, einen Eimer guten Wein erhalten solle.

Unter vielen Weibern, denen der Versuch, ihrem Gelüst zu widerstehen, noch zuletzt schmählich mißglückt war, meldete sich endlich die Frau seines Meiers, ein frommes, züchtiges Weib, die freilich an jenem Tage auch die vermeintliche Hexe sehr verfolgt und verhöhnt hatte, und überreichte dem Herrn ein Körbchen der wohlerhaltensten Eier.

„Mich wundert," sprach der edle Herr sehr freundlich, „daß Ihr nicht längst gekommen seid, liebe Frau, denn Ihr seid so fromm und gut, daß Ihr von Verhexungen und bösen Lüsten nichts wißt. Der Wein ist so gut als Euer."

Hiemit wollte der edle Herr den Korb fassen, den riß ihm aber das Weib mit dem größten Ungestüm aus der Hand und setzte sich hinein mit dem größten Wohlgefallen, so daß alle Eier zerquetscht wurden.

Das arme Weib war vor Scham ganz außer sich und weinte sehr.

„Ei," sprach der Herr mit beschwichtigendem Ton, „ei, Frau Margaretha, gebt Euch doch zufrieden, es kommt ja noch auf einen Versuch an, vielleicht widersteht Ihr dem Bösen."

Frau Margaretha ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern war acht Tage darauf mit dem letzten Schock Eier da, das der Hühnerhof nachgeliefert. Sie hatte viel festen und frommen Willen gefaßt; doch sowie sie mit den Eiern in dem Zimmer des gnädigen Herrn stand, ging alles mit ihr um die Runde. Sie sah schon mit lüsterner Begier den Korb an, mit dem Gedanken, wie anmutig es sich in den Eiern sitzen würde, und war zu ihrer nicht geringen Betrübnis überzeugt, daß ihr heute der Versuch noch viel weniger gelingen würde, als das erste Mal.

Es begab sich aber, daß in dem Augenblick des Nachbars Weib, die mit der Frau Margaretha in beständigem Zank und Streit lebte, ebenfalls mit einem Korb hineintrat, um denselben Versuch zu machen. Da wurde aber Frau Margaretha ganz wütend vor dem Gedanken, daß sie vor ihrer ärgsten Feindin mit Schmach und Schande bestehen solle, und ihre Augen leuchteten wie lichterlohe Flamme. Der andern Antlitz glich auch einem glimmenden Kohlentopf und kam noch hinzu, daß beide die gespreizten Hände gegen einander ausstreckten, so waren sie wohl gereizten wilden Tieren ähnlich, die sich anfallen wollen.

Der edle Herr trat herein.

Beide stürzten auf ihn zu und reichten ihm ihre Körbe dar. Doch sowie er sie faßte, riß Frau Margaretha den ihrigen ihm schnell aus der Hand und duckte nieder. Mit gar heftigem wilden Ungestüm hatte die Nachbarsfrau auch dem Herrn Ritter ihren Korb aus der Hand gerissen und setzte sich jetzt mit dem größten Wohlbehagen hinein.

In dem Gelächter, das das Weib jetzt anstimmte, fistulierte der leidige Gottseibeiuns seine obligate Stimme darein und jubilierte über seine höllische Eierkuchen.

Frau Margaretha hatte sich aber sanft von der Erde erhoben und überreichte dem Herrn Ritter freundlich das Körbchen mit sechzig Stück wohlerhaltenen Eiern. Sie hatte glücklich ihr Gelüst überwunden und die Nachbarin getäuscht, und so mag es wohl sein, daß Weibergroll stärker ist als alle Hexenkunst.

Der edle Herr Ritter zahlte richtig für jedes der sechzig Eier einen Eimer Wein, und so kam es, daß es hieß: zu der Zeit habe man für ein einziges Ei einen ganzen Eimer Wein hingegeben."

Sowie der Wirt aufsprang, den Schlüsselbund auf den Tisch warf und nach seinem Paßglase griff, zum Zeichen, daß er geendet,

brachen alle in ein lautes, schallendes Gelächter aus; nur der ehrwürdige Herr ausgenommen. Dieser lächelte nur ein wenig, wie es seinem Stande und seinem Alter ziemte und nahm dann das Wort:

„Hatte ich nicht recht, ihr lieben Gäste, euch die Geschichte von den zerbrochenen Eiern zu empfehlen, denn außerdem, daß die Geschichte an und vor sich selbst lustig und unterhaltend genug ist, so gebe ich auch gern unserm Herrn Thomas Gelegenheit, sein Talent, alte Geschichten, nur was weniges nach seiner Weise zugestutzt, zu erzählen, zu zeigen."

Alle stimmten in das Lob ein, das der ehrwürdige Herr dem Herrn Thomas gezollt hatte, und der Wirt zum weißen Lamm wußte recht gut sich die Hände reibend zu verbeugen, die Augen niederzuschlagen und jenes ungemein freundlich und bescheiden zurückweisende Gesicht zu schneiden, das so viel sagen will, als: „Nicht wahr, daß ich solch ein Kautz sei, das hättet ihr nicht geglaubt, ihr Leute."

Meister Weppering hatte über den zerbrochenen Eiern keineswegs den bessern Wein vergessen, den er noch heute Abend zu schlucken willens war, ohne ihn zu bezahlen.

„Topp! Herr Wirt!" rief er, „Ihr seid der beste Erzähler weit und breit, aber da Euch heute der gerechte Ruhm gespendet wird, der Euch gebührt, so ist es billig, daß Ihr Eure Ehre feststellt dadurch, daß Ihr bessern Wein spendet. Also bessern Wein, Herr Wirt."

„Ich weiß nicht," sprach der Wirt, „was Ihr für Umstände macht, hier ist die Weintafel; doch mich will bedünken, ihr lieben Gäste, als wenn heute der Abendstern gerade aufs Mutterfäßchen schiene."

„So ist es!" schrie Weppering, „und ich dächte, Meisters, wir ließen eins springen."

„Ihr seid," nahm Meister Exner das Wort, „Ihr seid immer derjenige Weppering, von dem man zur Schwelgerei und zu unnützen Ausgaben verleitet wird." — „Ganz gewiß," fiel Meister Bergstainer, ein ganz junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, seinem Nachbar in die Rede, „und ich dächte, wir verzehrten friedlich und freundlich den Rest unseres Weins und suchten die Ruhe."

„Ist," sprach der Alte mit einem Lächeln, das sein Gesicht auf gar anmutige Weise belebte, „ist hier der Jüngste wie es scheint, der Mäßigste und Nüchternste, so ist es dem Widerspiel, das in der Welt

überhaupt regiert, ganz angemessen, daß ich, als der Älteste von euch allen, mich zur Gegenpartei schlage.

„Ich habe hier unten bei unserm Herrn Wirt ein paar Fäßchen sehr guten Würzburger Wein stehen; ich bitte euch, mir zu erlauben, davon für uns einschenken zu lassen."

Weppering erhob ein Jubelgeschrei. Bergstainer sprach aber sehr bescheiden: „es ziemt uns nicht, ehrwürdiger Herr, die Ehre abzulehnen, die Ihr uns anthun wollt; doch vergönnt uns auch, daß wir, giebt uns das Glück die Gelegenheit dazu, gleiche Gastfreundschaft Euch erzeigen mögen."

In dem Augenblick machten zwei Gäste, fremde Krämer aus Augsburg, die im Lamm eingekehrt, Anstalt aufzubrechen.

„Wo wollt ihr hin," rief der Alte, „wollt ihr uns verlassen, eben jetzt, da der gute Wein kommt?"

„Herr," erwiderte einer von ihnen, „wir dürfen die Gastfreundschaft dieser guten Leute nicht mißbrauchen, die uns schon den ganzen Abend bewirtet haben."

„So dürfet," fiel ihm der Alte freundlich ins Wort, indem er die Hand des Kaufmanns faßte, „so dürfet ihr nun gleiche Gastfreundschaft von mir nicht verschmähen."

Da sprang der andere Krämer, ein junger stattlicher Mann von kräftigem Bau und freimütigem Antlitz, plötzlich auf und rief mit starker Stimme: „nein, ich kann mich nicht länger zurückhalten, das recht herzinnigliche Wohlbehagen, welches mich stets in den ersten Stunden meines Hierseins durchdringt; die Art, wie mich hier Unbekannte in ihrem Kreise aufnehmen, vorzüglich aber die große Freude, Euch, mein ehrwürdiger Herr! wieder zu sehen, will sich Luft machen."

Bei diesen Worten des Krämers sahen sich die übrigen ganz verwundert an, denn jedem fiel nun ein, daß er nicht wisse, wer der Alte sei, unerachtet er ihn schon seit vielen Jahren kenne.

Der Alte bemerkte sehr wohl diesen Ausdruck des Befremdens, der auf allen Gesichtern ruhte, und erhob sich ebenfalls von seinem Sessel. Nun erst wurde die unbeschreibliche Würde seines Körpers sichtbar. Mehr klein als groß war sein Körper, im reinsten Ebenmaß gebaut. Das Alter schien über diese Formen keine Gewalt zu haben. Über sein Antlitz verbreitete sich ein milder Ernst, dem jener Zug von sehnsüchtiger Schwermut beigemischt war, welcher ein tiefes Gemüt verkündet.

„Ich lese," sprach er mit sanfter Stimme, „in euern Gesichtern einen sehr gerechten Vorwurf. Menschen, die miteinander Verkehr treiben, müssen mit ihrem gegenseitigen Standpunkte im Leben bekannt werden, denn sonst ist an irgend ein Vertrauen nicht zu denken. Wißt also, ihr lieben Leute, daß ich mich Mathias Salmasius nenne und schon vor langen Jahren in Paris die Doktorwürde erlangt habe, mich auch sonst vieler gelahrter Würden, sowie der besondern Gunst und Gnade Sr. Majestät des Kaisers selbst und anderer vornehmer Fürsten und Herren berühmen könnte, die mich, da ich auf mannigfache Weise ihnen durch meine Wissenschaften nützlich werden zu können die Ehre hatte, mit schönen Ehrenzeichen belohnt haben. Näher wird es mich euch bringen, wenn ich euch sage, daß ich in Ansehung meiner Abkunft und meiner Neigung eurem großen Albrecht Dürer verwandt bin. Mein Vater war ein Goldschmidt, so wie der seinige, und so wie er, wollte ich Maler werden, und der große Wohlgemuth sollte mein Lehrer sein. Doch nur zu bald wurde ich gewahr, daß mich die Natur zu dieser Kunst nicht bestimmt hatte, sondern daß mich die Wissenschaften unwiderstehlich hinzogen, denen ich mich denn auch ganz ergab. —

„Vergeßt," setzte Mathias lachend hinzu, „vergeßt nur gleich, ihr lieben Freunde, alles, was ich gesagt habe, und seht in mir weiter nichts, als einen gutmütigen Reisenden, der gar zu gern nach dem schönen Nürnberg kommt und in dem weißen Lamm bei dem sehr tapfern und ehrenfesten Wirt, Herrn Thomas, einkehrt, der den besten Wein führt, und dabei eine vollständige anmutige Chronika seiner herrlichen, weltberühmten Vaterstadt zu nennen ist."

Herr Thomas scharrte mit dem Fuß so weit hinten aus, daß ihm das Sammtkäppchen vornüber fiel. Ohne es aber aufzuheben, ja verächtlich darüber wegschreitend, schritt er erst an den Tisch und schenkte die Gläser voll.

„Wir," nahm Bergstainer endlich das Wort, nachdem sich die Meister von einiger Scheu erholt, an der Seite eines hochgelahrten, vornehmen Mannes zu sitzen, „wollen thun, wie Ihr geboten habt, ehrwürdiger Herr, Eure Würden und Ehrenstellen auf einen Augenblick vergessen und nur daran denken, daß wir Euch schon seit Jahren recht aus dem Grunde des Herzens lieben und ehren. Daß Ihr vornehmen Standes seid, haben wir immer vermutet. Denn das zeigte ja Euer sauberer Anzug und Euer ganzes Wesen, und so haben wir

nicht unrecht gethan, wenn wir Euch mit dem Titel: „ehrwürdiger Herr!“ begrüßten.“

„Wer,“ erwiderte der Doktor Mathias, „wer möchte nicht gern in dem schönen anmutigen Nürnberg und in seiner reizenden Umgebung verweilen. Recht hatte Kaiser Karl, daß er die Stadt von Hause aus in seinen Schutz nahm und ihr besondere schöne Privilegien gab. Die Lage, das Klima —“

„Nun,“ unterbrach Meister Weppering den Doktor Mathias, „nun, was das Klima betrifft, so wollen wir heute wenigstens nicht viel Redens davon machen, denn hört nur, wie es wieder schrecklich tobt und stürmt, als sei der Dezember im Anzuge.“

„Schämt Euch,“ nahm Doktor Mathias das Wort, schämt Euch, Meister Weppering, wie könnt Ihr ein vorübergehendes Unwetter, das die Tyroler Berge uns heraufschickten, unserm Klima zuschreiben. Also Klima, Kulturfähigkeiten, alles vereinigt sich hier. Deshalb glänzte Nürnberg so schnell auf — deswegen blüht der Handel schon seit dem vierten Jahrhundert — deshalb war Nürnberg der Augapfel der Fürsten und Herren. Doch der Himmel ließ noch besonders einen Stern leuchten über Nürnberg, und es geschah, daß große Männer geboren wurden, die den Glanz und Ruhm der Stadt bis in die entferntesten Gegenden verbreiteten. Denkt an Peter Fischer, an Adam Kraft. Aber vor allen Dingen an euern großen, mächtigen Albrecht Dürer.“

Sowie Magister Mathias diesen Namen nannte, entstand eine Bewegung unter den Gästen. Sie standen auf, stießen stillschweigend die Gläser an und leerten sie.

„Dies sind,“ fuhr Doktor Mathias fort, „dies sind hohe leuchtende Sterne am Firmament der Kunst, aber der Einfluß solcher hohen Geister erstreckt sich bis aufs Handwerk, so daß die schnöde Grenzlinie, welche begann, Kunst und Handwerk zu trennen, wieder beinahe ganz verschwindet und beide sich als Kinder einer Mutter freundlich die Hand bieten. So kommt es, daß die Welt die Sauberkeit, die korrekte Zeichnung, die richtige Ausführung in Euern Elfenbeinarbeiten bewundert, Meister Weppering, und daß die Frauen des Sultans in Konstantinopel ihre Gemächer mit Euren Kunstarbeiten schmücken. So kommt es, daß Eure Gußarbeiten schon jetzt ihresgleichen suchen und immer mehr an Wert gewinnen.“

„O Peter Fischer!“ rief hier Bergstainer, den Doktor unterbrechend, aus, indem ihm die Thränen in die Augen traten.

„Seht,“ sprach der Doktor, „das ist die wahre Begeisterung, die ich meine; faßt Mut, Bergstainer, Ihr werdet's noch zu Großem bringen! — Und was soll ich Euch sagen, Ihr mein lieber guter Meister Erxner, da Ihr an Kunstfleiß und Geschicklichkeit —“

Des Doktor Mathias milde Worte wurden in dem Augenblick durch ein seltsames wildes Getöse unterbrochen, das sich unter dem Thore des Wirtshauses wahrnehmen ließ.

Ein lahmes, unbeschlagenes Pferd trollierte unbehülflich auf und nieder, und dazwischen rief eine rauhe, mißtönende Stimme:

„He da Wirtshaus!“

Die Thorflügel knarrten, das Pferd wurde hineingeführt, und brummend und scheltend plumpte der Reiter vom Pferde auf den Boden, so daß von den Tritten des schweren, bespornten Stiefels alles klirrte und dröhnte.

Der Wirt kam hineingestürzt und rief lachend: „ei, ei, meine werten Gäste, da kommt eben ein Kerl zu mir ins Haus, der ist, glaube ich, einer von George Hallers oder Fritz von Steinbergs Gesellen, der aufs neue unnützen Lärm verführen will, wie seine Kumpane im Jahre 1383. Sein Pferd ist freilich eine Schindmähre — er selbst aber ein gar stattlicher Mann, wie ihr gleich sehen werdet, und von lustigem Temperament, denn schon hat er alles in Grund und Boden verflucht und dem Satan übergeben, weil man im Regen unausbleiblich naß wird.“

Die Thüre ging auf und herein trat der Mensch, der sich mit so viel Geräusch angekündigt. Er war breitschultrig, beinahe sechs Fuß hoch; und da er den runden Hut mit sehr breiter Krempe, an dem einige schmutzige Fasern hinabhingen, die ehemals einer Feder angehört zu haben schienen, nach spanischer Art hinabgeschlagen trug, die ganze übrige Gestalt aber in einem gelben Reitermantel fast eingewickelt war, so mußte man freilich erwarten, was sich aus dieser unkenntlichen Mumie Näheres entwickeln werde.

„Das verfluchte vermaledeite Land, daß mein Fuß es niemals mehr betreten hätte. Mitten in der schönsten Jahreszeit schmeißt einen das Himmel-Hagel-Donnerwetter zusammen, daß man keinen gesunden Fleck auf dem Leibe behält und sich die schönsten Kleider verdirbt. Mantel und Hut sind auch wieder des Satans, und die neugekaufte Feder.“

Damit riß der Mensch den Hut vom Kopfe und schwenkte ihn rücksichtslos aus, daß die großen Trapfen über den Tisch flogen, wo

die Gäste saßen. — Dann warf er den Mantel ab und man erblickte nun die hagere Gestalt des Menschen, der ein Reiterwams von ganz unscheinbar gewordener Farbe und hohe Stiefeln, ebenfalls nach Reiterart aufgezogen, trug.

Sein Antlitz, das nun auch sichtbar worden, war von solch auffallender Häßlichkeit, daß man beinahe hätte vermuten sollen, der Fremde trüge eine Maske; doch konnte es auch sein, daß die scharfen Schlagschatten in der sparsam beleuchteten Gaststube, sowie die ausgestandene Witterung, das Gesicht des Fremden auf diese entsetzliche Weise entstellten. Merkwürdig war es auch, daß der Fremde die schweren Stücke seines Anzuges, d. h. die ungeheuren Reiterstiefeln mit den Rolandsspornen nur mit der äußersten Kraftanstrengung an seinem Leibe zu tragen schien. Dadurch wurden seine Bewegungen zweideutig; man wußte nicht, war er noch kräftiger Mann, war er schon hinfälliger Greis; auf beides konnte auch sein Antlitz deuten.

Mit Mühe legte er ein Schwert von der Seite, das, was Größe und Schwere betrifft, einem Ritter der Tafelrunde angehört zu haben schien. An dem Gürtel hing ein zierlich gearbeiteter Dolch, und außerdem kuckte noch auf der Seite das große Heft eines Messers hervor. Indem er das Schwert in den Winkel stellen wollte, entsank es seiner Hand, fiel auf den Boden, und alle seine Mühe, es aufzuheben, blieb vergebens; Herr Thomas mußte ihm beispringen. Er murmelte ein Schimpfwort zwischen den Zähnen, und bestellte ein Glas gewürzten Wein, wobei er versicherte, daß der Satan alles zerschlagen solle, wenn der Wein nicht Herz und Magen stärkend genug wäre.

„Das ist,“ sprach Herr Mathias, „das ist ja ein grober ungeschlachter Geselle, der uns hier unsre ruhige Freude verdirbt;“ — „den ich,“ nahm Meister Weppering das Wort, „aber bald zur Vernunft bringen werde.“ — „Das wird,“ erwiderte Herr Mathias, „hier wahrscheinlich nicht schwer halten, denn solche brutale Renommisten tragen gewöhnlich eine elende feige Seele in sich.“

Unterdessen hatte der Wirt das von dem Fremden bestellte Glas Wein herbeigebracht, und reichte es ihm jetzt hin.

Doch kaum brachte der Fremde den Wein an die Lippen, als er sich gebärdete, wie wenn tausend höllische Furien ihm plötzlich in den Leib gefahren wären. Mit dem Ungestüm des wildesten Zorns schleuderte er das Glas mit dem Würzwein an die Erde, daß es in tausend Stücken zerbrach, indem er dabei schrie: „was, du hallunkischer

Wirt, du willst mich vergiften, ehe mich andere als du und deine Kumpane hier erblickt haben, damit du mich berauben und verscharren kannst, vergiften mit deinem Höllengesöffe?"

Herr Thomas fühlte sich an dem kitzlichsten Punkte angegriffen. Der Zorn übermannte ihn; er ging mit geballten Fäusten und zornfunkelnden Augen auf den Fremden los, und schrie mit einer Stimme die die des Fremden beinahe noch übertönte: „Welcher böse Geist führt Euch in mein Haus, Ihr grober Geselle; wenn Euch unser Land nicht gefällt, warum kommt Ihr hinein? wenn Euch mein Haus, mein Wein nicht ansteht, schert Euch zum Teufel, und sucht Euch eine Soldatenherberge, wo Ihr fluchen und toben könnt nach Gefallen. Doch die findet Ihr hier, dem Himmel sei es gelobt, in unserm ganzen lieben Nürnberg nicht. Und was den Wein betrifft, so ist der Wirt des weißen Lamms weltberühmt, weil er sich stets getreu an die Weinordnung unseres gnädigsten Herrn, des Kaisers Maximilian, vom 24. August 1498 gehalten, und vorzüglich den Firne- oder Würzwein nach dem Buchstaben der Vorschrift bereitet hat.

„Was, Ihr grober Mensch, glaubt Ihr, daß der heilige Sebald bei mir sitzt, und mir die zerbrochenen Gläser ganz macht, wie er es nach dem Legendisten wohl sonst gethan hat, daß Ihr mir eins meiner schönsten Paßgläser zerschmeißt. Ihr stört alle Ruhe, alle bürgerliche Ordnung; und beweisen will ich aus dem schönsten Privilegium des gnädigsten Herren Kaiser Karl des Vierten, daß ich Euch die Nase abhauen kann, wenn Ihr nicht Ruhe haltet; und was hält mich ab, Ihr nächtlicher Störefried, Euch durch meine Leute fortbringen zu lassen, wenn Ihr nicht ruhig seid!"

„Gesindel," brüllte der Fremde, und zog Dolch und Messer. Da sprang aber der junge Krämer hinter dem Tisch hervor, und stellte sich mit seiner tüchtigen eisernen Elle dicht vor den Fremden hin, und sagte sehr ernst und gefaßt:

„Herr Soldat! denn solch ein Söldner, der einem Fähnlein entlaufen, seid Ihr doch. Ich frage Euch, ob Ihr hier ruhig sein wollt, oder nicht. Hört Ihr nicht augenblicklich auf zu toben, so werde ich Euch, trotz Eures Rolandsschwertes, trotz Eures Morddolchs, trotz Eures Banditenmessers, mit meiner guten Augsburger eisernen Elle den ganzen Leichnam dermaßen zerwalken, daß Ihr viele Zeit hindurch, fehlt es Euch an Geld, Tuch zu kaufen, wenigstens blaues nicht nötig haben sollt, zum Reiterwams."

Der Fremde ließ beide Arme mit Dolch und Messer langsam

sinken, und murmelte, indem er die Augen niederschlug, zwischen den Zähnen etwas von Betrügereien und Schelmereien.

Da war auch Meister Weppering aufgestanden, und auf den Fremden zugeschritten. Der faßte ihn bei beiden Schultern und sprach: „Bedenkt, daß Ihr in Nürnberg seid, ehe Ihr Euch vermeßt, von Lug und Trug zu sprechen.“

„Fallt ihr alle über mich her,“ sprach der Fremde in rauhem Ton, indem er giftige Blicke umher warf, und vorzüglich den Herrn Mathias mit Basiliskenaugen anglotzte, „so muß ich freilich unterliegen, doch auch dabei bleiben, daß das Glas Wein, das mir der Wirt darbot, ein Absud von höllischen Kräutern schien, und den Magen, statt ihn zu erwärmen, wie ein Eisstrom durchfuhr.“

„Ich merke,“ sprach Herr Mathias lächelnd, „daß das Mißverständnis, welches hier den Grund zu allem Streit gegeben hat, darin liegt, daß hier zu Lande Würzwein oder Firnewein ein aus Kräutern bereiteter Wein genannt wird. Ihr, mein fremder Herr Soldat, oder was Ihr sonst mit Eurem breiten Schwerte vorstellen mögt, verlangtet aber nur, Euch den kalt gewordenen Leib recht durchzuwärmen, ein Getränk, welches aus mit vielem Gewürze und Zucker gekochtem Wein besteht. Dieser Trank, welcher im Auslande eben gewürzter Wein heißt, ist hier wenig bekannt, und Ihr hättet daher wohlgethan, wenn Ihr Euch deutlich erklärt hättet, was Ihr zu trinken verlangt, ohne erst unnützerweise den großen Tumult anzufangen.“

Hierauf bestellte Herr Mathias bei dem Wirt ein solch fremdartiges Gebräude, wie es der Soldat im Sinn trug, und der Wirt, froh den Streit auf solche gute Weise geendet zu sehen, versprach kratzfüßelnd, daß er alles selbst, und zwar hier in der Gastküche unter den Augen des wilden Soldaten, auf das beste bereiten wolle.

Der Fremde begann auf eine Weise, die ungeschickt genug war, um nicht den Widerwillen dagegen hinlänglich zu beweisen, sein früheres Betragen mit dem Einfluß der Witterung und auf der Reise erfahrnen Unannehmlichkeiten zu entschuldigen; worauf er zuletzt um die Erlaubnis bat, seinen Wein in der Gesellschaft verzehren zu dürfen, als Zeichen der Versöhnung. Dies wurde ihm, der Nürnberger Gutmütigkeit gemäß, sehr gern verstattet.

Der Glühwein war fertig worden. Der Fremde hatte das halbe Glas geleert, und den Wein diesmal vortrefflich gefunden. Nun warf er, als eben das Gespräch stocken wollte, ganz leicht die Frage hin: „Lebt Albrecht Dürer noch?“

Alle schrieen im höchsten Erstaunen: „Wie, Albrecht Dürer, ob er lebt?“ Aber Herr Mathias schlug die Hände zusammen, und sprach: „Herr! kommt Ihr aus dem Monde? in welchem Winkel der Erde, in welcher Einöde habt Ihr Euch verborgen gehabt? habt Ihr im Grabe gelegen? seid Ihr indessen blind, taub, lahm, stumm gewesen, daß Ihr eine solche Frage thun könnt? Ihr müßt samt Eurem lahmen Pferde hier vor dem Wirtshaus aus dem Schlunde der Erde emporgesprungen sein, denn sonst hätte Euch auf dem Wege hierher der große Name Albrecht Dürer in tausendstimmigem Jubel vor den Ohren klingen müssen. Habt Ihr auf der Landstraße nicht die Fülle der Leute bemerkt, die wie auf einer Pilgerfahrt nach dem lieben Nürnberg wandeln? Habt Ihr nicht die glänzenden Equipagen der vornehmen Fürsten und Herren bemerkt, die gen Nürnberg ziehen, um den Triumph des größten Mannes der Zeit zu feiern? — Albrecht Dürer!

„Er hat sein größtes, sublimstes, tiefsinnigstes, herrlichstes Gemälde vollendet. Die Kreuzigung Christi steht ausgestellt auf dem Kaisersaal in hoher Vollendung. Ein besonderes Fest wird in künftiger Woche dieserhalb gefeiert, an dem, wie man sagt, der Kaiser seinen Liebling noch mit ganz besonderen Gunstbezeugungen beehren wird.“

Der Fremde hatte, von seinem Sitz aufgesprungen, dies wie ganz erstarrt ohne Zeichen des Lebens angehört. Nun schlug er eine gellende Lache auf und sank in krampfhaften Verzuckungen in den Sessel zurück.

Der Wirt flößte ihm Glühwein ein und brachte ihn dadurch zu sich selbst. „Unseres Bleibens ist länger nicht hier,“ sprachen die Gäste, und schlichen davon.

Indem Herr Mathias an dem Fremden vorüberging, legte er ihm die Hand auf die Achsel und sprach sehr ernst und feierlich: „Ihr seid Solfaterra. Was wollt Ihr hier? Noch haben die Nürnberger Euch nicht vergessen.“

Zweites Kapitel.

Die Sonnenglut des Tages war verdampft, der Abendwind hatte sich hinter den Bergen aufgemacht und jagte die goldenen Wölkchen empor, die die sinkende Sonne wie glänzende Trabanten umfangen

sollten. Baum und Gebüsch rührte sich froh in der Frische der Abendkühlung; in dem schönsten glänzendsten Schmuck des Abendgoldes stand die Hallerwiese, dies kleine Paradies der schönen Stadt Nürnberg. Bunte, duftende Blumenmatten von anmutig daherplätscherndem Gewässer durchschnitten, Gebüsch bald leuchtend hervorschimmernd, bald im sanften Nachtschatten zurückweichend, rings umher dazu das melodische Trillern der Sangvögel, die hier kein feindlicher Sinn in ihrer Heimat stören darf. — In der That, der würdige Sänger hatte recht, welcher diesen mit allen Reizen der Natur geschmückten Platz mit dem Tempe verglich, von dem die alten Fabeln so viel Herrliches zu erzählen wissen.

Die Glocken der letzten Sonntagsandacht hatten ausgeläutet, und man sah, wie nun alt und jung in Festtagskleidern nach der Hallerwiese zog, die bald sich zum Tummelplatz der mannigfachsten Vergnügungen gestaltet hatte. Hier wetteiferten Jünglinge in allerlei Leibesübungen und boten das anmutige Schauspiel der Stärke und Geschicklichkeit dar, die dem lebenskräftigsten Alter eigen. Dort zogen Sänger, mit Zithern in den Händen, daher und sangen lustig anzuhörende Märlein vom Könige Artus und dem weisen Merlin, der noch bis zur jetzigen Stunde in der Eiche sitzt, wo seine Liebe ihn hinvexiert hat, und sein klägliches Stimmchen hören läßt.

Dazwischen sprang auch wohl ein buntscheckigter Schalksnarr und sang unter tollen Grimassen und Gebärden von dem Kardinal Pankratius, der ein großes Maul hatte, und da das Maul verbrannt und begraben war, schlug ein großes Feuer aus der Erde, und der Schmeck kam heraus. Und der Schmeck ist verschieden geworden, als da sind: der Rosmarinschmeck, der Jasminschmeck, der Nelkenschmeck, der Rosenschmeck und tausend andere; und die Weibsleute tragen ihn in den Händen, wenn sie Sonntags spazieren gehen. Aber was ist der beste Schmeck? Ei a!

O Braut, die Lippen triefen dir
von Honigseime für und für,
die Zung' ist Milch und Honigsüße:
die Kleider haben den Geschmack,
den Libanus nicht geben mag,
Auch wenn er alle Kraft anbliese.

So sang also dieser oder jener Schalksnarr, indem ein anderer ihn auf einer mißtönenden Pfeife und halb zerschlagenen Trommel begleitete.

Doch das war etwas fürs Volk, welches den Narren laut jubelnd nachströmte.

Hier auf dem weichen blumigten Wasen bei dem vom Abendwinde bewegten flüsternden Gebüsch eröffnete sich ein edleres Schauspiel. Jünglinge, Jungfrauen hatten sich züchtig bei den Händen gefaßt, und tanzten nach dem anmutigen vollen Klang der Theorben, Harfen und Flöten in künstlich verschlungenen Reihen. In der Ferne sah man Väter und Mütter gelagert, der Jugend mit Wohlgefallen zuschauen, und jede Mutter sprach zur andern von ihrer süßen Hoffnung. Rathsherren schritten bedächtig durch die Gänge, freuten sich des Wohlseins ihrer Bürger und berieten auch hier, wie das Wohl der Stadt zu fördern. —

Auf einem anmutigen Platze neben einem geschwätzigen Springbach hatte sich ein Trupp Jünglinge zusammengefunden, die von den Leibesübungen Ruhe schöpfend, sich in allerlei scherzhaften Gesprächen zu ergötzen schienen. Dieser Trupp war in der That eine Auswahl der Nürnberger Jugend. Denn jeder von diesen Jünglingen hätte dem Maler zum Modell des reinsten Ebenmaßes in dem vollkräftigen Körper des Jünglings dienen können. Sie waren meistens nach italischer Weise in kurzen Mänteln, Wams mit weiten geschlitzten Ärmeln und größern als gewöhnlichen ausgeschlitzten Baretts, auf denen ein ganzer Wald wogender Federn, gekleidet, und diese Tracht war eben dazu geeignet, die Kraft und Schönheit ihres Wuchses ins Licht zu stellen.

Doch unter allen übrigen ragte wie ein Fürst unter seinen Vasallen in edler Hoheit und Grazie ein Jüngling empor, der mit seinen strahlenden Augen so keck und kühn in die Welt hinausschaute, als ob alles sein, und er der Gebieter. Es begab sich, daß dieser Jüngling mit einem andern in einen Wortwechsel geriet, der immer heftiger und heftiger wurde. Plötzlich ganz entstellt von Zorn und wilder Wut mit einem dumpfen Schrei stürzte der schöne Jüngling auf seinen Gegner los. Dieser, durch den jähen Angriff nicht außer Fassung gebracht, wußte die Kraft dieses Angriffs geschickt zu brechen und auch seinen Gegner mit Vorteil zu fassen.

Sie rangen, gleiche Stärke und Gewandtheit begegneten sich, und nur eine augenblickliche Schwäche dieses oder jenes Teiles konnte den Kampf entscheiden, der um desto hartnäckiger und bedrohlicher für die Zuschauer, aber auch um desto herrlicher war.

Endlich überwältigte der schöne Jüngling seinen Gegner, warf

ihn mit Riesenkraft zu Boden, zog ein italisches Messer, das in einer zierlichen Scheide am Gürtel gehangen, und war im Begriff, es seinem Gegner in die Brust zu stoßen, als alle umstehende Jünglinge, eines solchen Trauerspiels nicht gewärtig, hinzusprangen, sich zwischen die Jünglinge warfen, und den Überwältigten ohnmächtig wegtrugen.

Dieser Jüngling war aber Melchior Holzschuer geheißen, und der Sohn eines der ersten Patrizier. Der schöne Jüngling stand noch immer da in drohender Stellung, das Messer hoch emporgehoben, mit zornsprühenden Augen und krampfhaft zusammengedrückter Stirn. Unter andern Umständen hätte sich wohl die Gestalt des Jünglings, so kräftig und heldenmäßig war sie anzusehen, dem Erzengel vergleichen lassen, wie er im Begriff steht, dem sich krümmenden Erbfeinde den Todesstreich zu versetzen.

In dem Augenblick eilte auch ein Rathsherr mit der zahlreichen Stadtwache herbei. Sowie er den schönen Jüngling mit dem Mordmesser in der Hand erblickte, erblaßte er vor Schreck und rief: „Raphael, Raphael, schon wieder seid Ihr es, der Meuterei anfängt; schon wieder stört Ihr die Freuden Eurer Mitbürger. Was soll ich mit Euch machen? Fort, nach der Wache."

Da erst schien der Jüngling zu sich selbst zu kommen. „O Gott!" rief er, „o Gott! mein würdigster Herr. Der Schimpf war zu groß, zu entsetzlich, hier auf dieser Stelle, hier öffentlich unter dem Volke hat er mich geschimpft; — ich kann's nicht wiederholen das Wort — — Bastard." Der Jüngling stieß ein Geheul aus, indem er sich beide Fäuste vors Gesicht drückte.

Die andern Jünglinge traten beschwichtigend auf den Rathsherrn zu, und versicherten, daß der übermütige Patrizierssohn den jungen Maler wirklich ohne alle sonderliche Veranlassung auf die gerügte entsetzliche Weise beschimpft habe, so daß dieser wohl in Wut geraten, und ihm zu Leibe gehen können. Ein Thränenstrom stürzte aus Raphaels Augen — er warf sich jedem der Jünglinge an die Brust, und fragte schluchzend: ob er denn solch ein Mordgeselle sei, ob er denn überall Meuterei anfange, ob er nicht alle liebe, ob er nicht manches übereilte Wort einstecke, ob ihn nicht der böse Mensch aus der hellsten Fröhlichkeit zur höchsten Wut gereizt — darauf ließ er sich auf ein Knie vor dem Rathsherrn nieder, faßte seine Hand und benetzte sie mit Thränen, indem er sprach: „O, mein würdiger Herr, gedenkt Eurer Mutter, und sagt: was hättet Ihr gethan in meiner Stelle?" —

„Weil," sprach der Rathsherr, „weil alle darin übereinstimmen, daß Ihr wirklich ohne Veranlassung auf die von Euch erzählte harte Weise angegriffen worden seid; vorzüglich aber aus Ehrfurcht gegen Euren Pflegevater, den großen Albrecht Dürer, will ich den Vorfall für heute nicht weiter rügen; doch müßt Ihr mir Eure Mordwaffe aushändigen; gebt mir Euer Messer her." Da ergriff der Jüngling das Messer, drückte es heftig an seine Brust, und sprach im Ton der innigsten Wehmut: „O, mein würdigster Herr, Ihr greift mir an das Herz, wenn Ihr das von mir verlangt; ein besonderes Gelübde, das ich mir selbst gethan, zwingt mich, dieses Messer nie von meiner Seite zu lassen. Seid barmherzig, würdigster Herr, fragt mich nicht mehr." —

„Ihr seid," erwiderte der Rathsherr lächelnd, „Ihr seid ein wunderlicher Mensch, Raphael; doch habt Ihr etwas in Eurem ganzen Wesen, welches bewirkt, daß man Euch nicht so leicht etwas abschlägt. Aber steht hier nicht so müßig, ihr lieben Jünglinge, seid ihr der Leibesübungen satt, so mischt euch dort in jene fröhliche Haufen, welche sich ergötzen durch Gesang und Tanz. Reizen euch denn nicht die schönen Jungfrauen, die dort reihenweise daherziehen?"

Da geriet Raphael plötzlich in Begeisterung; er warf den Blick in die Höhe und sang mit gar heller anmutiger Stimme in der stumpfen Schloßweis Hans Müllers:

Es steht am Firmament
nur eine Sonnen die brennt
ins wunde Herz.
Ein Schmerz,
Ein Lieben nur,
Ein Hoffen, Sehnen, Sterben,
Ein Liebesfirmament
Ein Liebesfeuer brennt.
O, Königin!
mein Sinn,
in dir nur lebt.
Giebt's noch ein anderes Leben?
Die Sonn' am Firmament,
die Liebesglut, die brennt,
sie gönnt
mir tausend süße Schmerzen!
O! selig Feu'r das brennt,
Des Himmels Lust mir gönnt.
Spring auf, o Brust,
in Lust.
Entströme Glut dem Herzen.

„Er ist in Liebe," sprach einer von den Jünglingen zu dem Rathsherrn leise, „und wenn ich nicht irre, liebt er Mathilde, die schöne Tochter unseres würdigen Patriziers Harsdorfer." — „Nun," erwiderte der Rathsherr lächelnd, „das Lied war wenigstens ebenso wild und toll, als die Liebe selbst."

Doch, o Himmel! in diesem Augenblick kam der Patrizier Harsdorfer einen Baumgang hinaufgeschritten, geradezu nach dem Rasenplatz hin, wo sich die Jünglinge befanden, an seiner Seite seine Tochter Mathilde, schön und anmutig wie ein junger Frühlingstag. Sie war sehr zierlich in ein knappes Gewand mit langen, weiten, bauschigten, vielfach geknüpften Ärmeln gekleidet. Der hoch hinaufgehende Kragen ließ nur die Form des schönsten Busens ahnen, und ein breites Barett, mit vielen Federn ringsumher geschmückt, vollendete den Reiz der italischer Sitte sich nähernden Tracht. Als sie sich den Jünglingen näherte, ließ sie, in jungfräulicher Scheu errötend, den Vorhang der seidenen Wimpern über die leuchtenden Himmelsaugen fallen. Doch nur zu gut hatte sie den erblickt, der in ihrem Herzen lebte.

Ganz außer sich, von Liebeswahnsinn ergriffen, stürzte Raphael aus dem Kreise der Jünglinge, stellte sich vor Mathilden und sang:

So kommst du her,
Schönst' der Jungfrauen?
Darf ich dich schauen?
Wunderbares Bangen
hält die Brust befangen.
Schweigt Abendwinde, Stimmen des Waldes,
Wohllaut ist ihr Gang,
ihr Atem süßer Gesang,
alles huld'ge ihr,
im Lustrevier.
Will sie zu euch sich neigen,
seht den Himmel niedersteigen.
Ha Königin der Jungfrauen,
soll'n sterben wir in Wonnen?
In Wellen sprudelst, Liebesbronnen!
O Schmerzen. O Lust
zerspaltet die Brust.
Ach dem kein Stern mehr brennet,
dem ist die Ruh gegönnet.

Als er den Gesang vollendet, ließ er sich vor Mathilden auf ein Knie nieder, und bat um den schönen Blumenstrauß, den sie in der Hand trug, und den sie ihm als Sängerpreis nicht verweigern konnte.

Er nahm ihn, sich erhebend, drückte ihn an die Brust, netzte ihn mit Thränen, und verteilte dann einige grüne Blätter davon an seine Gefährten, die jubelnd ihre Baretts damit schmückten.

Man kann denken, daß das ganze Beginnen Raphaels ein herrliches Bild herbeiführte. So kam es, daß Personen jeden Standes einen Kreis geschlossen hatten, und sich an dem anmutigen Schauspiel ergötzten.

Selbst die strengsten Meistersänger, welche dem Raphael vorwarfen, daß er sich zu italischer Singerei hinneige, erstaunten über die Stärke und Annehmlichkeit des hellen Brusttons, mit dem Raphael sang; und ein paar gar Gelahrte stritten nur darüber, ob Raphael sich in seinem Gesange mehr an die grüne Lilienweis oder mehr an des Orphei sehnliche Klageweis gehalten.

So lieblich, so hineinpassend in die Vergnügungen auf der Hallerwiese, so die Schranken der höchsten Ehrbarkeit beachtend, nun aber auch die der schönen Mathilde dargebrachte Huldigung sein mochte, so mußte sich doch die zarte, züchtige Jungfrau dadurch schmerzhaft berührt fühlen, weil einer seine Liebe zu ihr auf viel zu ausschweifende Weise vor aller Welt ausgesprochen. Sie war ganz zerknirschte Scham, keines Wortes mächtig.

Es hatten sich indessen mehrere Freunde um den edlen Patrizier Herrn Harsdorfer versammelt, und es gelang ihm, sich ohne Geräusch ganz in der Stille mit seiner Tochter im Volk zu verlieren.

Raphael befand sich in der überseligsten Stimmung, und wie es in dieser Stimmung zu geschehen pflegt, sein Mut schwoll bis zum Übermut. Die Jünglinge beschlossen unter seiner Anführung noch einen Streifzug durch die ganze Hallerwiese zu unternehmen. Hier auf diesem Streifzuge war es, wo ihm eine der abenteuerlichsten Gestalten aufstieß. Ein alter, großer mißgestalteter Mann, in gestreifter buntscheckigter Kleidung, auf dem Barett drei hohe Pfauenfedern, ein ungeheures Schwert an der Seite, das er nur mit Mühe fortschleppte. Der ganze Kerl schien aus Justus Amann Kriegszug gesprungen zu sein.

Erfährt der geneigte Leser, daß Meister Thomas, der Wirt zum weißen Lamm, diesen wunderlichen Menschen begleitete, so hat es keinen Zweifel, daß der gestreifte Kriegsmann niemand anders war, als der Unbekannte, den der Magister Mathias mit dem Namen Solfaterra anredete.

Die Jünglinge erwählten alsbald den Unbekannten zu ihrem

obersten Kriegsfeldhauptmann und ordneten einen Kriegszug an, der in der That lächerlich genug sich ausnahm.

Voran schritten einige Jünglinge, die die Feldmusik auf mißtönende Weise nachahmten, alsdann kamen zwei, die das ungeheure Schwert des Hauptmanns trugen; ihnen folgte einer, der auf den Händen das Federbarett empor hielt, und ihm zur Seite schritten zwei sehr feierlich, von denen jeder einen Handschuh des Hauptmanns, und scheinbar mit der angestrengtesten Mühe, trug. Nun führten zwei an den Armen den erwählten Hauptmann selbst; der wollte alles mit den Blicken vergiften, fluchte, tobte, knirschte mit den Zähnen, aber er befand sich in der Gewalt der Jünglinge, und jemehr er sich toll gebärdete, zu desto abenteuerlicheren Grimassen wußten ihn seine Führer zu zwingen. Vorzüglich verstand Raphael sich darauf, den Hauptmann in beständigem Atem zu erhalten, so daß er's war, dem der Unbekannte den größten Tort verdankte.

So bewegte sich der Zug langsam fort, als plötzlich Albrecht Dürer vor Raphael stand. —

Es ist nötig zu sagen, daß Albrecht Dürer sich ebenfalls mit seinem Weibe und dem Herrn Doktor Mathias auf der Hallerwiese ein weniges ergehen wollte. Doch geschah es wie immer; es gesellten sich so viel edle Freunde zu ihm, daß seine Umgebung oder vielmehr sein Gefolge bald einen Festzug zu bilden schien. Heute kam noch dazu, daß viele Fürsten und Herren, die sich gerade in Nürnberg befanden, ebenfalls nicht verschmähet hatten, mit einer zahlreichen, glänzend gekleideten Dienerschaft die Hallerwiese zu besuchen. Wohl war es Dürer, der sie dazu bewog; denn ihn umgaben sie huldigend seiner Kunst nicht allein, sondern auch seiner anmutigen Beredsamkeit, dem harmonischen Wohllaut seines ganzen Wesens. —

Dürers Antlitz war kräftig und voll Ausdruck eines erhabenen Sinnes. Die Züge drückten sich indessen zu markigt aus, um nicht ein gewisses Gleichgewicht der Bildung aufzuheben, wodurch ein Antlitz schön wird. Den tiefsinnigen Künstler zeigte der begeisterte Blick, der oft an den buschigten scharf zusammengezogenen Augenbraunen hervorstrahlte, den liebenswürdigen Menschen ein unaussprechlich anmutiges Lächeln, zu dem sich seine Lippen verzogen, wenn er sprach. Viele wollten unter Dürers Augen einen gewissen krankhaften Zug bemerken, sowie aus der nicht ganz natürlichen Färbung der Wangen auf die besorgliche Andeutung eines innern geheimen Übels schließen. Man findet diese Färbung zuweilen auf Dürers

Bildern, vorzüglich bei Klostergestalten, mit vieler Wirkung angebracht, und dieses zeigt, daß Dürer sein eignes Kolorit nicht verkannte.

Dürer verschmähte nicht, sich zierlich zu kleiden, und so seinem wohlgebauten Körper, dessen einzelne Glieder ihm oft selbst zum Modell dienten, sein Recht anzuthun. Seine ganze Gestalt war heute an dem schönen Sonntage besonders herrlich anzusehen. Er trug ein gewöhnliches Überkleid von schwarzer Lyoner Seide. Der Kragen und die Ärmel mit gerissenem Sammt von derselben Farbe in zierlichem Muster besetzt. Das auf der Brust weit ausgeschnittene Wams war von buntem venetianischen Goldstoffe. Das bauschigte, vielfaltige Beinkleid reichte nur bis an das Knie. Übrigens trug Dürer zu diesem Festanzuge, wie es Sitte war, weißseidene Strümpfe, große Bandschleifen auf den Schuhen und ein Barett, das nur das halbe Haupt bedeckte und nur mit einer kleinen krausen Feder und einem prächtigen Edelstein, einer Verehrung des Kaisers, geschmückt war.

So trat also Dürer plötzlich seinem Pflegesohn entgegen, indem er mit strenger Stimme sprach: „Raphael, Raphael! welchen Unfug treibst du; spiel' nicht vor diesen edlen Fürsten und Herren den Schalksnarren."

In dem Augenblick trafen Solfaterras und Dürers Blicke zusammen, wie funkelnde Schwerter. Solfaterra sprach mit seltsamem Ton: „der Prunknarr macht mich auch noch nicht tot," und stolperte fort durchs Gedränge. Dürer schien sich von einer tiefen Bewegung erholen zu müssen, dann wandte er sich zu seiner Umgebung mit den Worten, die den bebenden Lippen mühsam entflohen: „laßt uns von hinnen gehen, ihr edlen Herren!"

Mag der geneigte Leser es sich gefallen lassen, in das Haus des edlen Patriziers Harsdorfer, und zwar in das kleine Zimmer mit dem gotischen Erker geführt zu werden, in dem sich die Alten aufzuhalten pflegten, wenn sie aufgestanden und sich angekleidet hatten.

Beide, Harsdorfer und seine Frau, traten sich nicht, wie sonst, froh und freudig entgegen; vielmehr zeugte die Blässe ihres Antlitzes von der tiefen Bekümmernis, die in ihrem Herzen nagte. Schweigend boten sie sich den Morgengruß, dann ließen sie sich in die schwerfälligen, mit reichem Schnitzwerk verzierten Lehnsessel nieder, die an einem solchen Tische standen, über dem ein reicher grüner Teppich ausgebreitet lag. Frau Emerentia hatte die Hände auf dem Schooß

gefaltet und sah in tiefer Bekümmernis vor sich nieder. Herr Harsdorfer schaute, den Arm auf den Tisch gestützt, durch das Erkerfenster in den leeren Himmelsraum.

So hatten die Alten eine Weile gesessen, als Herr Harsdorfer endlich leise sprach: „Emerentia, warum sind wir so traurig?"

„Ach," erwiderte Frau Emerentia, indem sie die Thränen, die ihr in die Augen traten, nicht mehr zurückhalten konnte, „ach! Melchior, ich habe dich die ganze Nacht hindurch seufzen und leise beten gehört, und mit dir geseufzt und gebetet. Unsre arme Tochter Mathilde."

„Sie ist," sprach Harsdorfer mit mehr wehmütigem als strengem Ton, „sie ist von einer heftigen, verderblichen Leidenschaft befangen worden, die wie ein böses Gift an ihrem Innern zehrt. Mag mich die Gnade des Himmels erleuchten, und mir Mittel an die Hand geben, das arme Kind dem Verderben zu entreißen, ohne es selbst zu verderben. Du weißt, Emerentia, mir stünde allenfalls die Gewalt zu Gebote; ich könnte den unbesonnenen Jüngling fortschaffen. Ich könnte —"

„Um Gott," fiel die Frau ihm in die Rede, „Melchior, du bist als dessen nicht fähig; denke an Dürer, denke an Mathilde, deren Herz du zerfleischest; und sage selbst, Melchior, ob das arme liebe Kind nicht zu entschuldigen. Als ein unglücklicher Zufall den Jüngling in unser Haus führte, war er nicht die Liebenswürdigkeit selbst? Welche Sanftmut im Betragen, welche Zartheit in dem Beachten aller der kleinen Aufmerksamkeiten, die das jungfräuliche Herz nur zu leicht bestricken. Raphael ist in jeder Hinsicht ein außerordentlicher Mensch, und darf er an Kraft und Schönheit dem Erzengel verglichen werden, so verdient sein auserlesener Verstand und sein hoher vortrefflicher Geist in einem solchen schönen Hause zu wohnen. Wahr ist's, sein wildes, ungezähmtes Temperament reißt ihn zu tollen, übermütigen Streichen hin. Aber hast du, Vater, jemals von einer wirklich nur schlimmen That vernommen, die Raphael verübt haben soll? Vielleicht ist doch Raphael ein guter Mensch." —

„In der That," nahm Harsdorfer das Wort, indem er sanft lächelte, „in der That, du verteidigst den wilden Raphael mit so vieler weiblicher Geschicklichkeit, daß es nur not thäte, ihm unsere Mathilde in die Arme zu werfen."

„Mit nichten," erwiderte Frau Emerentia, „mit Schrecken denke ich daran, daß es möglich sein sollte, die Tochter dem ausgelassenen

Jüngling aufzuopfern. Raphaels Temperament gleicht einem klaren Bach, der zwischen anmutigen Wiesenflecken dahin plätschert und vorbeifließend jede Blume liebkoset. Doch peitscht ihn der wilde Sturm, so brausen seine Wellen hoch empor, er wird zum wilden Waldstrom, reißt alles schonnungslos mit sich fort und schont selbst der geliebten Blumen nicht."

„Ei," sprach Herr Harsdorfer mit etwas spitzem Ton, „das ganze schöne Gleichnis, das jedem Meistersänger Ehre machen würde, hast du wohl dem Herrn Doktor Mathias Salmasius zu verdanken."

„O!" sprach Frau Emerentia weiter, „o glaube, Vater, daß auch eine einfache Matrone, ist sie Mutter, in diesem Gefühl außer sich selbst hinausschreiten und ein anderes Wesen werden kann. Laß es mich dir mit einem andern Gleichnis sagen, daß Mathildens stille Sanftmut nur wie eine dünne Eisdecke über einer stets zehrenden Feuerglut liegt, die jeden Augenblick brechen kann. Die größte Gefahr führt Mathildens grenzenlose Liebe herbei. Doch eine leise Hoffnung ist mir gestern bei dem ärgerlichen Vorfall auf der Hallerwiese aufgegangen. Zum ersten Mal mußte Mathilde Raphaels wildes, bedrohliches Wesen erkennen; ja ihre züchtige Jungfräulichkeit wurde dadurch unmittelbar schmerzlich berührt. Ein einziges unbesonnenes, selbst bewußtloses Beginnen des Mannes, wodurch die Geliebte verletzt wird, ist ein Fleck am sonnenhellen Himmel der Liebe, der selten wieder verschwindet.

„Doch sage, Vater, was thun, was beginnen?" —

„Ernste väterliche Ermahnungen," sprach Herr Harsdorfer, „sind vor der Hand der einzige Damm, den ich diesem reißenden Strom entgegensetzen kann; und wie lange wird's dauern, bis die glühende Leidenschaft wenigstens sich so weit abgekühlt hat, daß der Sinn nur im mindesten der Vernunft sich hinneigt. Doch mich dünkt, ich höre unser liebes Kind mit unserm Morgenimbiß die Treppe heraufschreiten. Sie wird auf unserm kummervollen Gesichte lesen, welche tiefe Sorge sie uns verursacht."

In der That öffnete sich die Thüre, und herein trat das liebe Kind, mit einem silbernen, sauber gearbeiteten Teller, auf dem zwei hohe mit edlem Wein gefüllte Gläser standen. Auf einem kleinern Teller lag etwas Backwerk, das so frisch und appetitlich aussah, wie man es in Nürnberg nicht anders findet.

Die Totenblässe des Antlitzes, die verweinten Augen zeugten hinlänglich von dem bittern Kampf in Mathildens Innern. Doch

war ihr ganzes Wesen gefaßt, und nur mit mehr Rührung bot sie den lieben Eltern den Morgengruß, indem sie ihre Hände küßte. Der alte Harsdorfer, Mathilden im höchsten jugendlichen Liebreiz vor ihm stehen, mit hängendem Köpfchen, wie ein krankes Täublein die Arme hinunterhängen, mit beiden Händen ein Schnupftuch zusammendrücken sehend, schien in der That verlegen, wie er seine Rede beginnen sollte.

„Nun," sprach er mit bitterm Ernst, „nun weiß man doch in dem guten Nürnberg, wen der wilde Raphael zu seiner Liebsten erkoren. Sollen bald die Brautjungfern den Kranz flechten?" „Ach, Vater!" erwiderte Mathilde, „verletzt nicht noch das wunde, blutende Herz durch bittere Reden, die wie scharfe Stacheln nur zu tief eindringen. Der gestrige Auftritt hat mein ganzes inneres Wesen empört, alle jungfräuliche Scham mir aufgeregt. Es ist, als könne ich mein Zimmer nicht mehr verlassen, nicht mehr über die Straße gehen als müßte ich mich im tiefsten Winkel verbergen, um nur nicht den höhnenden Spott auf den Gesichtern der Jungfrauen und Frauen zu sehen. Aber, Vater, warum mir die Vorwürfe, bin ich denn schuld an der Verirrung des Jünglings?"

„Mathilde," sprach Herr Harsdorfer weiter, „der roheste, in Liebe befangene Jüngling wird es kaum wagen, wenigstens unter solchen Umständen, wie sie sich gestern auf der Hallerwiese gestalteten, einer Jungfrau auf die Art in den Weg zu treten, wenn er in ihrem Betragen nicht irgend einen Anlaß, irgend eine Entschuldigung fand. Mathilde, du bist in Liebe zu dem unbesonnenen Jüngling, und nur zu leichtsinnig wirst du ihm schon längst die innere Stimmung verraten haben."

„O Gott!" rief Mathilde schluchzend, indem sie die schönen Augen, die voller Thränen standen, gen Himmel erhob, wie eine zu der ewigen Macht des Himmels flehende Heilige. „Armes Kind," lispelte Frau Emerentia für sich, indem sie etwas Wein zu sich nahm, in den ihre Thränen tröpfelten. Herr Harsdorfer, als ein fester Mann seine Fassung erhaltend, sprach nun mit mildem Ernst und einem Ton, dessen halbunterdrückte Wehmut die höchste Zärtlichkeit für das liebe Kind, so wie den unsäglichen Schmerz aussprach, den er in diesem Augenblick erlitt:

„Mein teures geliebtes Kind Mathilde, sehr würdest du irren, wenn du glauben solltest, daß deine so schnell erglühte Liebe zu dem wilden Raphael mich in Zorn versetzt hat. Raphael ist ein geist-

reicher Mensch, dessen Kunsttalent groß und ungewöhnlich zu nennen. Schon jetzt setzen seine Skizzen jedermann in Erstaunen, und Dürers Ausspruch, daß der Jüngling auf jeden Fall ein großer, vielleicht der größte Maler seines Zeitalters werden würde, kann und wird sich bewähren. Du kennst mich, mein teures Kind, und weißt daher, daß dies Talent das schönste Adelsdiplom ist, womit ich meinen Eidam bekleidet wünsche; bürgerliche Verhältnisse würden also deiner Liebe niemals ein Hindernis sein. Doch hier handelt es sich von etwas Wichtigerem.

„Mathilde, du stehst an einem Abgrunde, ohne es zu ahnen. Der arglistige Verführer der Menschen selbst streckt seine Krallen nach dir aus und sucht dich zu verderben. Mathilde, sammle deinen Sinn, und gieb väterlichen Ermahnungen Gehör, die dich auf den rechten Weg zurückbringen werden. So wie Raphael sich dir bis jetzt in der Ferne und — vielleicht auch näher —“ Die letzten Worte sprach Herr Harsdorfer mit Nachdruck, indem er einen scharfen Blick auf Mathilden heftete, so, daß Mathilde ganz Purpur die Augen niederschlug, das Sacktuch wacker zwischen den kleinen Händchen zerknillte.

„Also,“ fuhr Herr Harsdorfer, der einen Augenblick inne gehalten, ernster und strenger fort, „also und auch näher zeigte — konntest du unmöglich jene bedrohlichen Untiefen seines Wesens gewahren, die den gewissen Untergang jedem Weibe bereiten, das sich ihm ergiebt, und ihn selbst zuletzt verderben werden. Seine Leidenschaftlichkeit überschreitet alle Grenzen der Vernunft, sein Jähzorn scheut kein Verbrechen. — Wollt' er nicht noch gestern den Freund meuchlings ermorden, und lag es an ihm, daß der Mord nicht wirklich geschah?“

„Bastard schimpfte ihn der Ruchlose mitten unter allem Volk.“ Diese Worte schob Mathilde ganz leise dazwischen.

„Aber,“ sprach Herr Harsdorfer weiter, indem er that, als habe er Mathildens Worte gar nicht vernommen, „aber an dir selbst hat nun sein bedrohliches Wesen sich offenbart. Du siehst die Gefahr ein, der du leichtsinnig dich hinopfern willst. In den Fabeln wird erzählt, daß Untiere in glänzendem Gefieder mit reizender Sirenenstimme den Menschen so verlocken, daß er [ihnen] als ihr eigen an die Brust fällt, um ihn dann desto gewisser ohne Widerstand zu verschlingen; so ist's mit Raphael.

„Doch, mein liebes Kind, der erste große Schritt ist geschehn; unverzeihlich hat sich Raphael gegen dich benommen, und hierin findest du den ersten und fürnehmsten Grund, deine Leidenschaft zu

bekämpfen. Du bist ein tugendhaftes, frommzüchtiges Kind, und so wird dir der Sieg leicht werden. Ja, mein liebes teures Kind, du hast recht, nicht verzeihen magst, kannst du dem wilden Jüngling was er that."

„O Gott!" rief Mathilde, „ich habe ihm ja längst verziehen."

Herr Harsdorfer erschrak über diesen ihm allein unerwarteten Ausbruch Mathildens dermaßen, daß er das Glas Wein, welches schon seine Lippen berührten, wieder absetzte. Frau Emerentia schaute ihn aber an mit einem Blick, welcher deutlich sprach: hättest du wohl etwas anders ahnen können?

Ohne der Eltern Rede weiter abzuwarten, begann Mathilde mit steigender Leidenschaft: „O Gott, liebe Eltern, was mein Raphael gethan, die Engel im Himmel werden ihn rein erscheinen lassen; denn nur durch schwarzen Flor blickt wie ein prachtvoller Stern sein edles herrliches Gemüt.

„Als der übermütige Holzschuer ihn bis auf den Tod beleidigte — ihr müßt wissen, meine teuern Eltern, daß der Mensch, der meinen Raphael um alles beneidet, ihm den Vorwurf machte, nicht auf rechtmäßige Weise geboren zu sein, weil seine Eltern nur durch die katholische Kirche vereinigt sind. Freilich, als er ihn nun überwältigt, als er das Mordmesser zog — o! das böse, böse Messer — wie oft habe ich — —" Mathilde stockte und drückte mit beiden Händen das Taschentuch vors Gesicht, indem sie vor zurückgehaltenen Thränen ersticken zu wollen schien.

Herr Harsdorfer sowohl, als Frau Emerentia ließen das Kind gewähren, indem sie einen Ausbruch der bittersten Reue und Zerknirschung erwarteten. Herr Harsdorfer glaubte diesem Ausbruch der Reue einen leichten Durchgang verschaffen zu müssen, vermöge ruhiger, bedächtiger Worte.

„Im," sprach er, „im steten Andenken an Raphaels durchaus ärgerliches Beginnen auf der Hallerwiese wird er, indem du ihn nicht wieder siehst, dir immer gleichgültiger werden und zuletzt deine Liebe zu ihm erlöschen."

„O Gott!" schrie Mathilde mehr als sie sprach, „was sagt Ihr, Vater, was sagt Ihr, ich ihn nicht mehr lieben, ihn, in dem meine Seele lebt, der mein Alles, mein ganzes Dasein ist. Jeder Tropfen meines Herzbluts quillt in seiner Brust — er ist der belebende Funke meines ganzen Wesens — ohne ihn alles tot und starr — mit ihm alle Himmelsseligkeit und Wonne. Und so lebe ich auch in

meines Raphaels Brust. Ha! so geliebt zu sein! — so geliebt zu sein! —

„Als er mich auf der Hallerwiese erblickte — da loderten hell die Liebesfunken, und von seinen Lippen strömte in himmlischer Begeisterung ein Lied. — Ha, welch ein Lied! die ältesten Meister nickten ihm Beifall zu — allen schwoll die Brust beim Gesange meines Raphaels — und als er nun den Preis des Sängers zu erwerben rang — o Gott! das Lied strömte wie Feuer durch meine Adern — den Jünglingen pochte das Herz — und die Jungfrauen — vergebens suchten sie es zu bergen, wie sie mich um meine Liebe neideten — während der Mund sich zum spöttischen Lächeln verzog, standen Thränen der Sehnsucht ihnen in den Augen — während sie den Jüngling verdammten, fühlte jede selbst den Himmel an meiner Stelle! Ihn lassen, ihn nicht mehr lieben, meinen Raphael, nein nimmermehr — bis zum letzten Lebenshauch ist er mein! bleibt er mein! — mein! — mein! — mein!“

„So gewahr' ich denn,“ sprach der alte Harsdorfer, indem er sich zornig von seinem Sitze erhob, „so gewahr' ich denn, daß der Geist des Bösen, der sein Wesen treibt in des wilden Jünglings verderblichem Beginnen, schon Macht gewonnen über dich. Ha, entartetes Kind, hat jemals das Blut in verderblicher Wollust gegärt in den Adern deiner Mutter, die in den Jahren, wenn das Liebesfeuer am höchsten wallt, die Zucht und spröde Jungfräulichkeit selbst war? Sind jemals Worte über ihre Lippen gekommen, wie sie von den deinigen strömen? Doch gehe hin, Verworfene, du hast keinen Vater mehr, geh hin, flieh mit ihm, denn gewiß brütet ein solcher Anschlag der Hölle schon längst in dem Gehirn des Bösewichts, der dir nachstellt; ende im Elend und tiefer Schmach.“

„Nein,“ rief Frau Emerentia, die in Thränen ganz gebadet war, „nein, Vater, das kann, das wird unser frommes Kind nicht; nur Verblendung ist es. Doch nein, sie liebt wohl Raphael wirklich, aber kann sie darum Vater und Mutter lassen?“

„Nimmermehr, lieber sterben,“ schluchzte Mathilde.

Herr Harsdorfer sah in diesem Augenblick ein, daß er gegen Mathilde zu hart gewesen, und der rührende Anblick der beiden ganz schmerzaufgelösten Weiber gab diesem Gedanken noch das gehörige Gewicht. Er hob Mathilden, die vor ihm niedergestürzt war, sanft in die Höhe, strich ihr die niedergefallenen Locken von der Lilienstirn und sprach sanft, beinahe wehmütig: „fasse dich, mein liebes Kind,

vielleicht ist es nur ein feindseliger Augenblick, der dich dir selbst verleugnen ließ."

Mathilde plötzlich ganz gefaßt, keine Thränen in den trocknen Augen, starrte den Herrn Harsdorfer an mit seltsamem Blick und fragte mit dumpfem Ton: „habt Ihr mir, Vater, vielleicht eine böse Unthat verschwiegen, die Raphael beging, so entdeckt sie mir jetzt; denn bei Gott, Vater, nichts habt Ihr vorbringen können, was meinen Raphael als einen verbrecherischen Menschen darstellen sollte, der meiner Liebe unwürdig." — Herr Harsdorfer schien etwas betreten. „Geh," sprach er endlich, „geh, mein liebes Kind, schiebe dir das kleine Taburett heran und nimm Platz zwischen deinen Eltern."

Der geneigte Leser, der Sinn hat für die edle Malerkunst, dem sich aus einer Erzählung mannigfache Gruppen bilden, findet hier Gelegenheit, sich ein kleines, gar anmutiges Kabinettsstück vor Augen zu bringen. Denn anmutig darf es genannt werden, wie die bildhübsche, schlankgewachsene Mathilde in der zierlichsten Morgenkleidung, Platz genommen zwischen den beiden Alten, auf ihre Rede horchend. Auch darf nicht die gute Staffage der Polsterstühle, des Taburetts und des Tisches mit dem appetitlichen Morgenimbiß vergessen werden. —

„Um dir," begann nun der alte Harsdorfer, „um dir, mein liebes gutes Kind, klar vor Augen zu stellen, wie mein Vorurteil gegen Raphael auf eine Schlußfolge begründet ist, deren Untrüglichkeit die Welterfahrung längst bewährt hat, muß ich dir von Raphaels unglücklichem Vater, dem verworfenen Dietrich Irmshöfer, mehr erzählen.

„Sowie Dürers Vater, war Irmshöfers Vater ebenfalls ein Goldschmied und beide Alten, wie man zu sagen pflegt, gute Kumpane. Beide Knaben sollten die Kunst der Väter erlernen. Bald aber erwachte in beiden ein entschiedener Hang zur Malerkunst, und es zeigte sich schon zu der Zeit Irmshöfers heftiger wilder Sinn, daß er nicht, wie Albrecht Dürer, in Nebenstunden seiner Neigung mit Liebe und Fleiß nachhing, sondern an einem guten Tage alles Handwerkszeug beiseite warf, zu seinem alten Vater lief und erklärte, er wolle sogleich in alle Welt gehen, wenn er ihn nicht augenblicklich zu einem Maler in die Lehre thäte. Beide Knaben sollten sich nun nach Colmar zum wackern Martin Schön begeben. Der war aber indessen gestorben, und beide Knaben kamen zum alten Wohlgemuth.

„Hier war es nun, wo in beiden sich bald ein reicher Schacht der vorzüglichsten Gaben aufthat. Die Arbeiten der Jünglinge erregten das Erstaunen des Meisters. Die gänzliche Verschiedenheit ihres ganzen Wesens trat aber auch schon jetzt entschiedener vor, und mit nicht geringem Kummer gewahrte der alte fromme Wohlgemuth, daß zwar Albrecht den Geist der Kunst mit jener frommen Liebe erfaßte, die in dem Innern der alten deutschen Meister lebt; Dietrich dagegen, von einem seltsamen Geist getrieben, nichts in der Malerei wollte, als höchste, treueste Nachahmung der sinnlichen Erscheinung; so gaben doch insgemein die gewählten Gegenstände einen nicht geringen Anstoß, da sie der heidnischen Fabelwelt entnommen, und den Makel weltlicher Lust, die nichts Höheres will, als die Lust, an sich trugen.

„Zu dem schalten die Meister noch die Unrichtigkeit der Zeichnung. Albrecht Dürers frommer Sinn beschäftigte sich mit Gegenständen der Religion, und sein hoher, alles überwiegender Geist — ein Talent, das zu der Zeit kaum auf Erden zu finden — offenbarte sich in einer Wahrheit des Ausdrucks, der Farbengebung, in einer Natürlichkeit der Stellungen, die alles hinreißen und seinen Bildern jene eigentümliche Anziehungskraft geben mußte, die tief in die Seele des Beschauers eindringt. Die Wahrheit des Ausdrucks erhob auch die Bildnisse der Bürgermeister oder anderer Personen, welche er abkonterfeite, zu Meisterstücken der Kunst, die die allgemeine Bewunderung erregten.

„Wurde nun Albrecht Dürer hoch gepriesen und gelobt, so ging's dagegen seinem Kameraden Dietrich desto schlechter, an dessen Gemälden zuletzt nicht einmal das wirklich Lobenswürdige gelobt, sondern das Ganze mit dem Ausdruck „Stümperarbeit", verworfen wurde.

„Da entzündete sich in der Brust des Jünglings zum wütendsten Haß der Groll, der schon in des Knaben Busen gelegen, und jeder Tag, jede Stunde entwickelte eine Menge der durchdachtesten Bosheiten, die gegen Dürer gerichtet waren, und oft nur zu sicher, nur zu verderblich trafen.

„Erlaß es mir, mein Kind, dir die Reihe solcher Bosheiten aufzustellen. Das Gemälde, wie Bösewichter es anfangen, einem großen tugendhaften Mann zu schaden, würde dein reines Gemüt nur verletzen, und es bedarf dessen nicht.

„Dürer bekämpfte den Haß seines Kameraden, so wie es in seiner schönen Seele lag, mit zuvorkommender Liebe und schien

wirklich wieder etwas über das starre Gemüt zu gewinnen. Doch alles änderte sich, alle gute Aussicht ging verloren, als ein italiänischer Maler, Namens Solfaterra, mit einer ansehnlichen Sammlung italischer Gemälde nach Nürnberg kam.

„Von diesem Augenblick war Dietrich wie vom Wahnsinn ergriffen; er sah und hörte nichts, als italische Kunst; und üppige Bilder erfüllten seine Einbildungskraft. Doch noch Schlimmeres, als dies.

„Solfaterra war ein verworfener, allen bösen Lüsten, allen Verbrechen ergebener Mensch, und mit ihm ergab sich der unglückliche Dietrich dem Laster mit aller Wut, die in dem gärenden Blut kochte. Dabei teilte Solfaterra den Haß Dietrichs gegen Dürer schon darum, weil ein sündhaftes Gemüt Ärgernis nimmt an dem frommen Sinne, der Werke schafft, die aus dem Gemüte kommen und zum Gemüte strömen. Man sagt, Solfaterra habe dem jungen Albrecht nach dem Leben getrachtet.

„Doch nun, Mathilde, meine herzliebe Tochter Mathilde, horche wohl auf, was die Stimme des Schicksals zu deinen Eltern, zu dir so warnend spricht, daß es sündlicher Frevel wäre, ihrer nicht zu achten.

„Raphael ist seines Vaters treues Ebenbild. Ebenso wie dieser war jener mit allen geistigen und körperlichen Vorzügen des vollendetsten Jünglings geschmückt. Ebenso wie jener übt er die verführerische Kraft des Satans selbst über die Jungfrauen — ebenso wie du, unglückliche Mathilde, kam die schöne tugendhafte Rosa, des edeln Patriziers Im-Hof einzige Tochter in flammende Liebe zu dem Verworfenen. Er verführte sie, und verschwand mit ihr in dem Augenblick, als der Rath Bübereien und Mordverdachts halber ihn samt dem saubern Solfaterra zur Haft bringen lassen wollte, mit Schande und Schmach bedeckt.

„Nach mehrerer Zeit stieß ein Nürnberger Kaufmann, der sich gerade in Neapel befand, auf ein Bettelweib, die lang ausgestreckt auf den Marmorstufen der Kirche des heiligen Januar lag, und der mühsam von einem bildschönen, fünf- bis sechsjährigen Knaben Klostersuppe eingeflößt wurde.

„Das Bettelweib war ein Weib des tiefsten Jammers und Elends, und der Tod hatte bereits ihre Lippen gebleicht. Der Knabe sprach zur Verwunderung des Kaufmanns deutsch, und in wenigen Worten hatte er die Geschichte ihres Verderbens erfahren.

„Der Vater, ein Maler, hatte Weib und Kind am fremden Orte

hülflos verlassen. Bei der Frau kam alle Hülfe zu spät; sie verschied nach wenigen Augenblicken und wurde von den Klosterknechten weggebracht. Den Knaben nahm der Kaufmann mit nach Nürnberg. Der Maler, welcher Weib und Kind verlassen, war aber Dietrich Irmshöfer — das Bettelweib, Rosa." —

Mit einem krampfhaften Schrei fuhr Mathilde von ihrem Taburett auf. In dem Augenblick ging indessen die Thüre auf, und Herr Doktor Mathias Salmasius trat herein.

Das Gespräch wandte sich, und was nun verhandelt wurde, soll der geneigte Leser bald so viel erfahren, als es der Geschichte frommt.

Drittes Kapitel.

In dem Gasthofe zum weißen Lamm ging es unterdessen sehr lebhaft zu. War es, daß der einfallende Jahrmarkt zu Fürth die Leute niedrigerer Volksklasse zusammengetrieben, so hatte dagegen das langerwartete Ehrenfest des großen Dürer die Leute höhern Standes herbeigezogen.

Das Wetter hatte sich völlig aufgeklärt, und ein heiterer Himmel, dem die lustigen Morgenwinde jedes Wölkchen wie eine Thräne weggetrocknet, lagerte sich über die sonnenhelle Gegend. Die Anmut der Witterung verfehlte keineswegs ihre Wirkung auf die Gemüter der Menschen, welche sich mit Freiheit und Lust bewegten. So kam es, daß die Gaststube des ehrenwerten Herrn Thomas schon am frühen Morgen von Gästen erfüllt war, welche Wein tranken, wie sie ihn eben erhielten, schlechten und guten, und dabei lärmten und jubilierten.

Herr Thomas hatte noch nie solchen zahlreichen Zuspruch gehabt. Er rief, indem er sich vor die Brust schlug: „O! du allmächtiger Albrecht Dürer, dir habe ich das zu verdanken; du bist besser, als der heilige Sebaldus, der bloß zerbrochene Bouteillen leimt." Dazu tanzte er — konnte es unbemerkt geschehen — etwas auf einem Beine und krähte: „O Nürnberg, du edler Fleck!" prügelte auch erklecklicher als sonst mit der Katzenpeitsche den neuen Kellner, der sich niemals entschließen konnte, ob er den rechten Fuß zuerst vorsetzen sollte oder den linken, so lange, bis er in den Parforceschritt geriet, und dabei kläglich stürzend mehr Bouteillen zerbrach, als nötig.

„Nein!" rief in der Stube ein wohlgenährter Kärrner, ein frisches junges Blut, dem man die Lebenslust ansah (er pflegte hübsche

kurze Waren feil zu halten), „nein, mit Freuden verlier' ich zwei, auch wohl drei Laubthaler, und fahre nicht nach Fürth und bleibe hier, um das Wunder zu sehen, das der alte Dürer schon wieder geschaffen, und wenn ich daheim komme, dem Weibe zu erzählen, wie mich das so recht an Herz und Seele erlabt, was aus des alten fleißigen Herrn Werkstatt kommt. Nehme auch wohl ein Stücklein Kreide, und zeichne auf den großen schwarzen Tisch des Meisters Gebilde nach, so gut es meine rauhe Faust vermag, und da kann sich das Weib alles so ziemlich versinnlichen, und darüber hat sie denn große Freude."

„Ei," begann ein schwarzgebrannter Geselle von Kärrner, „ei nehmt, Kamerad, bei diesen dürren Zeiten den Verdienst von zwei, drei Laubthalern immer mit, der Euch entgehen würde, wenn Ihr nicht noch heute nach Fürth kommt, und schert Euch den Teufel um Dürers Fest. Macht's wie ich; ich gehe, sobald ich diesen Römer geleert, den der heilige Sebald mir gesegnen möge. Glaubt Ihr, thörichter Mann, daß der Kaisersaal mit seinen Wundern, zumal wenn Dürers Gemälde ausgestellt ist, für Euch und Leute unseres Standes überhaupt geöffnet sein wird? Der Dürer ist ein vornehmer Mann geworden, der bloß für die hohen Fürsten und Potentaten malt, und unsereins nicht mehr achtet. Bekämen wir nicht seine schönen Bilder in den Kirchen zu sehen, so würden wir gar nichts mehr von ihm wissen."

„Ei," sprach ein Nürnberger Bürger hinzutretend, „ei, wie möget ihr doch so sprechen, ihr lieben Leute, wie möget ihr von uns Nürnberger Bürgern solch schlechte Meinung hegen, daß wir abgeartet, nicht freier Volkssitte treu bleiben sollen. Sowie die hohen Herrschaften den Kaisersaal verlassen, und die Gänge nur ein wenig Luft erhalten, werden Thüren und Thore für jedermann geöffnet, und der geringste aus dem Volk kann sich an den Wundern, die sich ihm aufthun, erlaben.

„Und was unsern Dürer betrifft, so ist er ein Mann des Volks, aus dem er geboren, Hort und Heil der edlen Stadt Nürnberg — Stütze der Armen — Zuflucht der Bedrängten — Trost und thätige Hülfe jedem, der ihrer bedarf — und viel lieber in den Kreisen des biedern bürgerlichen Standes, in dem Treuherzigkeit herrscht und freier unbefangener Sinn, statt falscher Salbaderei und Knechterei ohne Ende, wiewohl solches Gift oftmals bei den Vornehmen herumschleicht. Vorzüglich hegt und pflegt er jedes aufkeimende Talent, er mag es finden, wo er will." . . . .

Bei diesen Worten warf der Bürger dem Kärrner einen schlauen Blick zu, der Kreidezeichnung gedenkend. Dieser schlug aber die Augen nieder, und lispelte: „O Gott! sollte etwas darin stecken.“

„Silentium!“ schrie eine drohende Stimme, die keinem andern gehörte, als dem tollen, halbbetrunkenen Drechslermeister Franz Weppering, über den Tisch hierüber: Silentium! und sollte ich ganz allein gegen euch Meisters meinen herrlichen Jungen, mein Herzblatt, meinen herzlieben Zuckermann, verteidigen; so thue ich es hiemit, und fordere vorzüglich die Jugend auf, der das Herz am rechten Flecke sitzt, zu entscheiden, ob's recht war oder nicht, daß Raphael den übermütigen Melchior Holzschuer niederwarf, als er ihn Bastard schimpfte.“

„Wer mir,“ sprach ein junger rüstiger Steinmetz mit funkelnden Augen, „wer mir an die Ehre kommt, kommt mir an das Leben, denn ohne Ehre kein Leben, und Leben gegen Leben.“

„Recht, Recht, Friedrich hat Recht,“ so stürmten die Jünglinge tumultuarisch hinterher und schrien, indem sie die Gläser klingen ließen: „Hoch lebe Vaters Dürers herrlicher Pflegesohn Raphael, denn sein ist er ganz und gar.“

„Verachtet die Stimme der Ältern nicht,“ so sprach ein alter Handwerksmann, dessen Gewerbe die blau gefärbten Hände verkündigten, „es wäre in diesem Falle gut, wenn ein weiser, vernünftiger, beratener Mann den Fall zum Nutzen und Frommen der Jugend entschiede.“

Die Jünglinge lachten hell auf, ergriffen den Herrn Thomas, der eben mit zwei schweren Weinhumpen durchschlüpfen wollte, alles Widerspruchs unerachtet, bei den Beinen, und hoben ihn auf den Tisch, mit dem Ansinnen, sogleich, da ihm die Gaben dazu inwohnten, den Richterspruch zu thun. Herr Thomas gab der strengen Notwendigkeit nach, und bemühte sich, wenigstens das mit Zierlichkeit und Anstand zu thun, was ihm die Gewalt abzwang. Er besah einige Augenblicke stillschweigend den Schlüsselbund, ließ dann einen Schlüssel nach dem andern fallen, richtete sich dann aus der gebückten Stellung in die Höhe, kratzte nach allen Seiten aus, vergessend, daß er auf dem Tische stand, und richtete eben dadurch eine Verwüstung an, der in dem Augenblick schwer zu steuern. Endlich räusperte er sich, fuhr einige Mal mit der Kellermütze über die Stirne, und begann feierlich:

„Meine teuren Gäste! es ist hier von einem Totschlage, oder

vielmehr davon die Rede, ob's recht ist, jemand totzuschlagen. Man findet darüber in den mosaischen Gesetzen, gedenkt man noch nicht der Chaldäer, Syrer, Indier, Mesopotamier, Ägyptier, Perser —"

„Halt, halt," schrie der Steinmetz, „plagt Euch der Teufel, Herr Wirt, wir wollen nicht wissen, ob die Potomier, Kalkdreher, Gipszieher, oder wie das Volk alles heißen mag, was Ihr da herausgewirbelt habt, dem Raphael recht gegeben haben würde, oder nicht. Ihr sollt auf der Stelle Bescheid geben."

„So laßt," sprach der Wirt, „so laßt mich wenigstens sogleich von Moses zu unserm Kaiser Karl dem Vierten und seiner Aurea bulla von 1347 vorwärts gehen; in dieser heißt es, „betreffend Meuterei und Totschlag," ausdrücklich: so Jemand —" In diesem Augenblicke schaute der Wirt um sich, und gewahrte auf den Gesichtern der Jünglinge düstere Wolken, die jeder nachteiligen Entscheidung ein nachfolgendes verderbliches Gewitter drohten.

Der schlaue Thomas faßte sich daher kurz und sprach: „in der That, sehr werte Meister, herrliche Gäste, wackere Genossen schöner Tage, ich weiß nicht, wie es wörtlich in der Aurea bulla heißt, aber ihrem Sinn und Inhalt gemäß gebe ich meine Entscheidung dahin, daß Raphael das Recht hatte, den Melchior auf den Tod anzugreifen, weil dieser zuvor Gleiches gethan."

So sehr die Jünglinge dem Herrn Thomas Beifall zujauchzten, so sehr erhoben sich dagegen auch die murrenden Stimmen der Alten, welche mit Recht von Meuchelmord, bewaffneter Faust und dergleichen sprachen. Herr Thomas, um auch diesen Sturm zu beschwichtigen, rief sehr laut: „und sollte auch ein hitziger Streich geschehen sein, alle Gesetze, Verordnungen und Privilegien lassen einen großen Entschuldigungsgrund zu, nämlich die Liebe; und hat der feurige Jüngling Raphael an einem Orte, wo es freilich nicht hingehörte, hat er seine höchste Kunst, was Gesang und Spiel betrifft, den ganzen Schatz seines Talents euch eröffnet, so dankt ihm das, so dankt ihm die Erhebung eures Gemüts, die ihr in dieser Stunde genossen habt." Dem Wirt wurde aufs neue stürmischer Beifall zugejauchzt. Er nahm indessen die Gelegenheit wahr, mit einem geschickten Katzensprunge auf den breiten Rücken seines Oberküpers zu setzen, der mit ihm sogleich abfuhr.

Ein neuer, ganz unerwarteter Auftritt fesselte jetzt plötzlich die Aufmerksamkeit der Gäste. Die Thüre sprang nämlich auf, und herein schritt sehr feierlich ein kleines, kaum fünf Fuß hohes Männ=

lein; einen großen, breiten Hut, mit einer viel zu hohen Feder auf dem Kopfe, das Genick zurückgebeugt, tief in den Nacken, kniff der Kleine die Augen dicht zu, wie ein Gänserich, der in den Blitz zu schauen unternimmt. Der schwarze Amtsanzug wäre beinahe mehr als reputierlich zu nennen gewesen, hätten sich in den schwarzen Strümpfen nicht zu viel weiße Zwirnsfäden vorgefunden.

Hinter der kleinen Person schritten zwei wohl bewaffnete Männer von der Stadtmiliz, und man bemerkte, daß die Thüren des Hauses stark besetzt wurden, und auch auf der Straße starke Wachen patrouillierten. Die Bürger gerieten in Unruhe und Besorgnis über das, was die gute Stadt bedrohen könne, und bestürmten den Rathsschreiber Elias Werkelmatz — dies war der kleine Mann, der die Wache führte, mit Fragen. — Werkelmatz schritt aber, ohne jemanden eines Blicks, eines Wortes zu würdigen, mit seinen Soldaten wieder zur Thüre hinaus, woher er gekommen.

Der Vorfall mit der Besetzung des Hauses, sowie das Herannahen der Mittagszeit, hatte die Menschen verjagt, so daß nur noch eine kleine Gesellschaft zurückgeblieben, unter der sich — mit Ausnahme des Doktor Salmasius — diejenigen Personen befanden, welche der geneigte Leser aus dem ersten Kapitel bereits kennt.

„Stellt," sprach Erxner, „ein hochweiser Rath denn gerade in dem Augenblick verdächtigen Personen nach, als Dürers Fest beginnen soll?"

„Ist vonnöten, ist vonnöten," sprang der Wirt geschäftig bei. Herr Thomas rieb sich die Hände, drehte sich hin und her und that überhaupt so wie ein Mensch, dem irgend etwas die Seele abdrücken will.

„Ha ha ha," lachte Weppering, „seht, wie unser Herr Thomas uns gar zu gern mit seinem Kram bedienen möchte; aber wir geben es durchaus nicht zu, wenn er uns nicht eine Flasche edlen Weins opfert."

„Vermaledeiter Saufaus," murmelte Herr Thomas zwischen den Zähnen; dann aber lauter und gemütlicher: „soll geschehen, edler Drechsler, soll geschehen." Bald stand der Wein auf dem Tische. Nun wischte sich Herr Thomas mit der Kellerschürze den Schweiß von der Stirn, blies die Backen auf, indem er den andern zuwinkte, ein Gleiches zu thun, und so viel möglich die Köpfe zusammen zu stecken.

„Der kleine stumme Rathsschreiber," begann der Wirt, „ist ein

närrischer Kumpan: warum sagte er nicht offen, daß der dem Galgen entlaufene Irmshöfer ein paar Tage verkappt am Orte sich aufgehalten, und daß der hochweise Rath ihn zu verhaften strebt, ohne ihn jedoch finden zu können."

„Wie, der abscheuliche Bösewicht wieder hier? Sollte," fuhr Erxner fort, „der Bösewicht die Frechheit haben, gerade am Fest unseres großen Dürer dem Galgen entgegenzutreten? Ich glaube es kaum."

„Ich weiß," nahm Bergstainer das Wort, „überhaupt gar nicht, warum man mit dem verruchten Kerl, dem Irmshöfer, so viel Federlesens macht. Warum schmeißt man ihn nicht gleich ins Feuer, wie es im Jahr 1472 mit dem Hans Schittersamen geschah, der die Nürnberger durch seine arglistigen Streiche auf abscheuliche Art molestierte. Nun, jetzt wird er wohl dem Galgen nicht länger entgehen, sie hängen ihn gewiß."

„Sobald sie ihn haben," fiel der Wirt ihm ins Wort, indem seine Miene einen solchen hohen Grad von Schlauigkeit erreichte, daß des erfahrensten Fuchses Antlitz nur ein schwaches Abbild davon gewesen sein würde. „Freunde," fuhr er dann feierlich fort, „dieser Irmshöfer ist eine Art von Satan. Wißt ihr nicht, daß er auch Solfaterra heißt? — Wißt ihr nicht, daß ein Solfaterra Sakristan zu St. Sebald war, als Kaiser Karl der Vierte seinen Sohn Wenzel, der wie ein Heidenkind fünfundeinhalb Wochen, alles Christentums bar, brachgelegen, unter einem güldenen Thronhimmel taufen ließ? Daß —"

In dem Augenblick ertönten die Glocken von St. Sebald, ein Zeichen, daß sich die hohen Herren und Fürsten nach dem Kaisersaal begaben. Alles brach auf, und Herr Thomas rief, ganz erboßt, sich in seiner Weisheit unterbrochen zu sehen: „da läuft es hin, das unverständige Volk, und will nicht erfahren, daß das kleine kaiserliche Balg den fürstlichen Einfall hatte, das schöne silberne Taufbecken zu einem ganz andern Hausbedürfnis anzuwenden, als wozu es bestimmt; und daß es darauf anging und verbrannte, wie ein schlechter Haderlump. Daß aber der Sakristan Solfaterra ein rotes Pulver —" Des Wirts Stimme verhallte im Tumult der Abgehenden.

Im demselben Augenblicke lag der, dessen Lob, dessen Ruhm von allen Lippen ertönte, einsam hingestreckt auf ein kleines Ruhebett, in dem kleinen entlegenen Zimmer des Rathhauses, wo er verschiedene kleinere Kabinettstücke von seiner Arbeit aufhängen lassen;

und überließ sich ernster, tiefer Betrachtung. Herr Mathias trat zu ihm, mit den Worten: „Albrecht! es ist, als wenn Eure Seele mit einem ungeheuren Schmerz kämpfe, der Euch wie ein drachenartiges Ungeheuer umwunden, und dessen Verschlingungen Ihr Euch zu entwinden vergeblich mühtet.“

Albrecht richtete sich ein wenig von dem Ruhebette empor, und nun gewahrte Mathias zuerst die Leichenblässe seines Antlitzes, und wie sich über seine ganzen Züge jener besondere bedrohliche Charakter verbreitet hatte, den Hippokrates als ein untrügliches Zeichen einer Krankheit, die den ganzen Organismus gewaltsam ergreift, und vorzüglich in den Ganglien ihren Ursprung findet, angiebt. „Um Gott!“ rief Herr Mathias, indem er die Hände zusammenschlug, „um Gott, mein würdiger Freund Dürer, was ist dir widerfahren? Aber sieh, wie unser frommer Freundschaftsbund unsere ganze Seele erfüllt; heute am frühen Morgen ließ mir der Gedanke keine Ruhe, daß du hierher gegangen und krank geworden wärest. Ich eilte hierher.“ —

„Ach!“ unterbrach ihn Dürer, „es ist meine Sehnsucht, die dich hierher gezogen. Laß mich, o mein Freund, in deine treue Seele mein ganzes Ich ausschütten, das schon das deinige ist.“ Albrecht Dürer sank vor Mattigkeit sanft auf das Ruhebette zurück, und begann mit schwacher, krankhafter Stimme: „ich weiß nicht, was seit einigen Tagen mich für eine seltsame Traurigkeit und Befangenheit des Geistes oft bis zur Qual ängstigt. Meine Arbeit geht mir nicht von statten, und fremde, verworrene Bilder, die sich eindrängen wie feindliche Geister, in die Werkstatt meiner Gedanken, werde ich nicht los, unerachtet ich die ewige Macht des Himmels anflehe, mich zu befreien von dieser Ärgernis des Bösen.“ —

„Er ist hier,“ sprach Mathias mit bedeutendem Ton. „Ich weiß es,“ erwiderte Dürer sehr schwach. „Fürchtet nichts,“ fuhr Herr Mathias fort; „was vermag der Ohnmächtige gegen Euch, der Ihr überall im mächtigsten Schutz und Schirm steht.“

Beide schwiegen einige Augenblicke, dann begann Albrecht: „als ich heute früh erwachte, fielen die ersten Strahlen der Morgenröte in mein Zimmer. Ich wischte mir den Schlaf aus den Augen, öffnete die Fenster und erlabte mein Gemüt im frommen Gebet zu der höchsten Macht des Himmels. Eifrig und eifriger betete ich, aber kein Trost kam in das wunde Gemüt, und es war, als wende sich die heilige Jungfrau von mir ab, mit ernstem, wo nicht zürnendem Blick. Ich weckte mein Weib, und sagte ihr, daß ich in der tiefen,

Bekümmernis meines Herzens einen Gang nach dem Burgwall machen und dann hierher gehen wolle. Zu rechter Zeit solle man mir die Festkleider schicken, damit ich mich ankleide und hier erscheine, ohne hergeführt werden zu dürfen. — Mathias! als der Rathsdiener die großen Pforten des Kaisersaals aufschlug, als ich mein großes Gemälde erblickte, das den ganzen Hintergrund einnimmt, und das in den Morgenwolken eingehüllt schien, aus denen zweideutige Streiflichter es anschielten, als ich noch einen Teil des Malergerüstes, die Farbentöpfe, Malerschurz und Mütze gewahrte, die noch von der letzten Arbeit zurückgeblieben, da ich an Ort und Stelle retouchierte, da überfiel mich jene Traurigkeit noch empfindlicher und härter; ja eine Bangigkeit drohte mir die Brust zu ersticken; was ich gewollt, nämlich mein Bild der strengsten Musterung unterwerfen, mußte unterbleiben. Einmal — Mathias, erschreckt nicht — mein eigenes Gebilde jagte mir in diesem Augenblick das Entsetzen zerschmetternder Majestät ein und dann — ich hätte ja vor Schwindel und Mattigkeit das Gerüst nicht besteigen können. Mit geschlossenen Augen schwankte ich durch die langen Gänge in dies Zimmer, wo ich ermattet auf das Ruhebette sank. In einem Halbschlummer gedachte ich nun meines ganzen Lebens, und wie ich mich aus eignen Trieben zur heiligen Malerkunst gewendet. Ich darf Euch, mein lieber Freund Mathias, die so bekannte Geschichte meiner Kindheit wohl nicht wiederholen, aber soviel mag ich sagen, daß nicht allein die Gebilde der Menschen, deren Antlitz mich besonders ansprach, sondern daß auch Gestalten beim Lesen der heiligen Historien in meinem Innern aufgingen, die zum Teil so schön und herrlich waren, daß sie dieser Erde nicht angehören konnten, welche ich mit solch unaussprechlicher Liebe umfaßte, daß ich ihnen meine ganze Seele zuwandte. Aber diese Liebe konnte ich nicht anders ins feurige Leben treten lassen, als wenn ich sie aus meiner innigsten Seele heraus auf der Tafel darstellte.

„Hier habt Ihr, mein Freund Mathias, mit wenigen Worten die ganze Tendenz meiner Kunst.“ —

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

E. T. A. Hoffmann's
sämtliche Werke

in fünfzehn Bänden.

Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung

von

Eduard Grisebach.

Mit drei Selbst-Porträts Hoffmanns, einem Faksimile seiner Handschrift und zwölf die Originale der ersten Ausgaben wiederholenden Illustrationen.

Fünfzehnter Band:

Vermischte Schriften.



Leipzig.
Max Hesse's Verlag.
1900.

Inhaltsverzeichnis.

Die mit einem * versehenen Stücke fehlen in der Reimerschen Gesamtausgabe, die mit ** ausgezeichneten auch in der Hempelschen.

Schreiben
eines Klostergeistlichen an seinen Freund in der Hauptstadt.

Ich danke dir von Herzen, mein lieber Freund Theodor, daß du mir die bestellten Bücher so bald übersendet hast. Der Pater Prior hatte die Gnade, mir die Kiste, ohne sie zu öffnen, auf die Zelle zu schicken, und es war mir lieb, daß Bruder Vincentius, der mich besucht hatte, eben fortging, als ich sie erhielt und begierig auspackte; er würde an den vielen bunten Heften, die du mir ohne weitere Bestellung mitgeschickt hast, ein Ärgernis genommen haben. Du irrst dich nicht, mein lieber Freund Theodor: auch in meinen Mauern erfahre ich gern, wie es in der Welt, die ich für immer verließ, zugehet, und deshalb habe ich die Zeitung für die elegante Welt und den Freimütigen mit vielem Vergnügen gelesen, unerachtet mir manches ganz besonders und ungereimt vorkam, welches wohl daher rühren mag, daß mir in meiner Zelle die Beziehungen fremd sind. So viel habe ich wohl gesehen, daß die Schriftsteller in den beiden Zeitungen sehr böse auf einander und immer ganz verschiedener Meinung sind. Sie lassen sich manchmal recht grob an und wollen ihre Sache mit häßlichen Ausfällen und anzüglichen Schimpfreden verteidigen. Das gefällt mir nicht, und ich habe an Se. Hochwürden den Herrn Prälaten gedacht, der einmal den Pater Adalbertus tüchtig ausschalt, weil er in der Predigt am Tage St. Antonii de Padua auf den Doktor Luther ungemein geschimpft hatte. Der Herr Prälat meinte: das hieße der guten Sache mehr schaden als nützen und sei das Zeichen eines rohen, schlechten Gemüts! — Ganz von Freude ergriffen bin ich aber worden, als ich las, daß der berühmte Herr Schiller, der, wenn ich nicht irre, der Verfasser des schönen Gedichts ist, welches Don Carlos heißt, und welches ich, als ich noch in der Welt war, gelesen habe, ein neues Trauerspiel verfertigt und darin den Chor nach Art der alten griechischen Tragödien angebracht

hat. — Es heißt ja die Braut von Messina. — Du weißt, mein lieber Freund Theodor, daß ich von jeher die Musik eifrig studiert und mich nicht begnügt habe mit dem oberflächlichen theoretischen Wesen, welches hinreicht, etwa eine Votiva, eine Vesper oder ein neues Offertorium für einen Heiligentag zu setzen. Auf die Musik der Alten war mein vorzüglichstes Augenmerk gerichtet, und es ergriff mich immer ein tiefer Schmerz, wenn ich in den alten Schriftstellern von den außerordentlichen Wirkungen las, die sie hervorgebracht haben soll, und daran dachte, daß die Art, wie sie ausgeübt wurde, so ganz verloren gegangen ist. Alles, was ich in den alten Skribenten auffinden konnte über die Musik und die damit verbundenen theatralischen Vorstellungen der alten Griechen, habe ich verglichen; aber noch ist es mir ganz dunkel, was ich, in Vergleichung mit demjenigen, was wir jetzt Deklamation und Gesang nennen, von der Deklamation der griechischen Tragödien, die mit Noten bezeichnet war, von Klanginstrumenten begleitet wurde und Melopöia hieß, halten soll. Die Chöre der griechischen Tragödien haben sich gewiß noch mehr als die Deklamation der übrigen Verse dem eigentlichen Gesange genähert; sie wurden von verschiedenen Stimmen im Einklange vorgetragen und von Klanginstrumenten begleitet. Dies beweist unter andern die Stelle im Philosophen Seneca, wo es heißt:

„Non vides quam multorum vocibus chorus constet, unus tamen ex omnibus sonus redditur. Aliqua illic acuta, aliqua gravis, aliqua media. Accedunt viris feminae, interponuntur tibiae, singulorum illic voces latent, omnium apparent etc.“

Wie das aber eigentlich ins Werk gerichtet wurde, inwiefern sich die Deklamation des Chors der wirklichen Melodie näherte oder nicht, davon habe ich keine deutliche Vorstellung, und, so viel ich weiß, ist es auch bis jetzt niemanden gelungen, dem Dinge so auf die Spur zu kommen, daß man es hätte nachmachen können. — Den Herren Gelehrten in Weimar war die wichtige Entdeckung vorbehalten! — So wie ich lese, wird das erwähnte neue Trauerspiel des Herrn Schiller dort auf der Bühne aufgeführt, und unbezweifelt hat man daher die Deklamation notiert, und sie wird von Klanginstrumenten begleitet. Schreibe mir, mein Lieber, ob Herr Schiller selbst oder ein anderer den Alten so glücklich auf die Spur gekommen ist, und welche Mittel man angewendet hat, die Schauspieler und Tonkünstler in das Geheimnis der uns ganz fremd gewordenen Melopöia ein=

zuweihen. Jemand schreibt zwar in dem Freimütigen, daß der Chor von sieben Männern gesprochen worden sei, und daß es geklungen habe, als sagten Schüler ihre Lektion auf, und ich kann mir auch in der That nichts Läppischeres und Ungereimteres denken, als wenn mehrere Leute auf dem Theater Verse hersagen, ohne an jene notierte Deklamation, die sie zum Halten des Tons und des Rhythmus nötigt, gebunden zu sein; ich kann es mir aber gar nicht denken, daß die gelehrten Herren in Weimar jemals auf den Gedanken geraten sein sollten, den griechischen Chor wieder auf das Theater zu bringen, wenn sie nicht die Art seiner Darstellung bei den Alten im ganze Umfange inne hätten; bei der Vorstellung, die jener tadelsüchtige Mann sah, waren die Tibiisten wahrscheinlich noch nicht eingespielt. Schreibe mir doch ferner, mein lieber Freund Theodor, ob die Flötenspieler die Deklamation durch das ganze Stück begleitet oder nur den Chor unterstützt haben, sowie auch, ob man die Tragödie mit Masken und mit dem Kothurn gegeben hat. Auch bin ich begierig, zu wissen, was für eine Wirkung der Chor auf die Zuhörer gemacht hat: ob sie erschüttert worden sind, oder ob es den Schauspielern so gegangen ist, wie dem seligen Herrn Professor Meibom, den der ganze Hof der Königin Christina auslachte, als er eine griechische Arie zu singen anfing. Das war unartig, denn der Mann war grundgelehrt und meinte es gut, hatte aber manchmal sehr närrische Einfälle, wie man es in vielen Schriften lesen kann. Endlich wünsche ich von dir über die Ursache belehrt zu werden, warum der Herr Schiller zu dem Trauerspiel nach griechischer Art nicht eine Heroengeschichte aus der alten, sondern eine Historie aus der neuern Zeit gewählt hat. Das kommt mir so vor, als wenn die hiesigen Nonnen zu St. Ursula das Staatskleid, welches sonst die Gebenedeiete trägt, zu Weihnachten dem heiligen Kinde anziehen; das ist immer zu lang und zu weit, will überall nicht passen und sieht nicht gut aus.

Hat man nur erst die Melopöia wieder hergestellt, und sind die Leute über das Ungewöhnliche des ersten Eindrucks weg, so wird sich das weitere wohl geben. Ohne Klanginstrumente, ohne notierte Deklamation wird alles nur ein unnützes Geplapper sein. Das Trauerspiel General Wallenstein, welches von Herrn Schiller in Versen geschrieben sein soll, und die Hussiten vor Naumburg, welches ein schönes Stück sein muß, da sie sich so darüber streiten, werden sie mit der tragischen Baßflöte (tibia dextra), und die neuen Lust-

spiele des Herren von Kotzebue in Versen, mit der komischen Diskant-Flöte (tibia serrana) aufführen. Das möchte ich selbst gerne hören. — Lebe wohl, mein lieber Freund Theodor! Ich bete für dich zu den Heiligen und bin ꝛc. G. D.

Über die Aufführung der Schauspiele des Calderon de la Barca auf dem Theater in Bamberg.

Als die Schauspiele des Calderon de la Barca durch die meisterhafte Schlegelsche Übersetzung in Deutschland bekannter wurden, erregten sie eine nicht geringe Sensation, wiewohl in ihre tiefe Romantik nur die wenigen eingehen konnten, welche mit wahrhaft poetischem Gemüt sich zu der unsichtbaren Kirche bekennen, die mit göttlicher Gewalt gegen das Gemeine, wie gegen den Erbfeind kämpft, und die triumphierende sein und bleiben wird. Die mehrsten und vorzüglich die Anhänger des jetzt herrschenden Bühnengeschmacks, konnten zwar den gewaltigen Geist, der in den Calderonschen Schauspielen mit grauenerregendem Kontrast sich ihrer Kleinlichkeit entgegenstellte, nicht wegdemonstrieren, betrachteten sie aber als eine Rarität aus der Zeit, wo nach ihren Begriffen die Schauspielkunst noch in der Wiege lag, und um so weniger ist es zu verwundern, daß kein Bühnendirektor die Bereicherung des Repertoirs durch Schlegels Meisterwerk auch nur ahnete. — Die Weimarer Bühne, die schon seit geraumer Zeit es sich recht ernstlich angelegen sein läßt, unser Theater aus der tiefen Erniedrigung, in die es versunken, zu erheben, und schon oft die Möglichkeit und Wirkung irgend einer scheinbar ganz außer der Sphäre unseres Theaters liegenden Produktion, den in Sinn und Geist beengten Direktoren größerer Bühnen praktisch bewiesen hat, gab bekanntlich zuerst den standhaften Prinzen mit Beifall, und nicht lange darauf wagte es die noch kleinere Bühne in Bamberg mit der Andacht zum Kreuz, und dann auch mit dem standhaften Prinzen und der Brücke von Mantible hervorzutreten. Unter kenntnisreichen gemütvollen Freunden des Theaters in Bamberg wurde, als die Aufführung der Calderonschen Schauspiele im Werke war, lange die Frage debattiert: ob man wohl auf ihre Einwirkung auf das Publikum rechnen könne, und welches von jenen

Schauspielen am mehrsten dazu geeignet sei. Gerade die Andacht zum Kreuz, welche bestimmt war, zuerst auf die Bühne gebracht zu werden, erregte den größten Zweifel, und gerade dieses sprach in der Folge das große Publikum, von dem doch bei dem Urteil über Theatereffekt nur die Rede ist, am mehrsten an. — Ein Publikum, das Schauspiele, wie die des Calderon, in ihrer vollen Schönheit und Stärke auffaßt, das in das Ganze und Einzelne tief eingeht, dürfte wohl nicht so leicht gefunden werden, indessen möchte doch eins vor dem andern fähiger und williger sein, die Idee, die Tendenz des Stücks zu begreifen, und sich von der Gewalt der Sprache, von dem Fluge der kühnen, fantastischen Bilder fortreißen zu lassen; und eben diese größere Fähigkeit, vorzüglich aber den bessern Willen. glaubte man bei dem Bamberger Publikum voraussetzen zu können, weil es nicht verbildet, von dem theatralischen Genuß noch nicht übersättigt, und — katholisch fromm ist. Eben dieses letztere, der in Bamberg herrschende Katholizism, war die Ursache, daß die Galerie, ebensogut wie Logen und Parterre, gleich bei der Exposition vorzüglich nach der Herz und Gemüt gewaltsam ergreifenden Erzählung des Eusebio von den Wundern des Kreuzes, die der Andacht zum Kreuz zum Grunde liegende echtkatholische Idee verstand, und mit steigendem Interesse den Faden des Stücks sich entwickeln sah. Unter dem Kreuze wurden Eusebio und Julie geboren, das Kreuz flehte die Mutter in der angstvollen Stunde der Geburt um Hülfe an, und sichtbar empfingen sie das Zeichen der Gnade in der Gestalt des blutroten Kreuzes auf der Brust. Nun war das Leben mit seinen feindseligen Verwicklungen nur der finstere Weg zu der Sonnenhelle, die ihnen entgegen leuchtete. Vergebens kämpfte der Feind, und stürzte sie überall in Not und Gefahr; dem Kreuze blieben sie treu, und ihre Verklärung aus allem Tod und Leiden war der Sieg, der Triumph des Kreuzes. Ist diese Idee des Stücks verstanden, so tritt auch dem großen Publikum seine Einheit, sein innerer Zusammenhang und sein hohes historisches Interesse lebhaft hervor, und es behauptet auch in dieser Hinsicht seinen über so manches moderne Machwerk, das vor lauter Effekt effektlos wird, so hoch erhabenen Rang. Um dem Schauspiel einen desto gewisseren Eingang zu verschaffen, mußte für äußeren Schmuck gesorgt werden, der jener Idee, in der sich das ganze Stück konzentriert, nicht allein angemessen sein, sondern dieselbe auch noch mehr herausheben sollte. Wie beschränkt kleine Theater sind, wo der Platz und das Geld so zu Rate

gehalten werden muß, weiß wohl jeder Kenner der Bühne, indessen erreicht das Anständige, wodurch jede Störung der Illusion vermieden wird, und manche sinnige Einrichtung oft mehr den Zweck der theatralischen Erhebung und Täuschung bei dem Zuschauer, als prächtige Dekorationen und Maschinerien, die nicht am Orte stehen, oder der Tendenz des Stücks nicht entsprechen. — Auf jene Weise wurde der Tod des Eusebio, seine Beichte und Absolution, sowie seine und Julias Verklärung, dem Zuschauer durch folgende Einrichtung versinnlicht. Eusebio erscheint in der rauhen, felsigten Gegend, zu deren Muster dem Dekorateur eine Partie aus der Sierra Morena gedient hatte, von den Landleuten verfolgt, auf der Spitze eines Felsen, der im Mittelgrunde des Theaters angebracht, beinahe dessen Höhe erreichte, und stürzt hinab. Die Landleute finden den zerschmetterten Leichnam, und begraben ihn unter dichten Zweigen, aus denen das dumpfe angstvolle: „Alberto!" hervortönt. — Als Alberto die Zweige weggenommen, richtete sich mittelst einer durchaus nicht bemerkbaren Maschinerie Eusebio langsam in die Höhe, und sank ebenso, nachdem er die Absolution erhalten, in sein Grab zurück. Die Wirkung dieser einfachen Idee war, nach der tiefen Totenstille, die jedesmal im Theater bei dieser übrigens stummen Scene herrschte, zu berechnen. — Als Julia zuletzt das Kreuz, welches in dem Hintergrunde des Theaters angebracht war, umfaßte, verschwand ihr männlicher Anzug, und man sah sie in Nonnentracht an dem Kreuze knieen, das sich mit ihr in die Lüfte erhob. Die Wolken teilten sich, und wie in einer Strahlenglorie erschien Eusebio mit sehnsuchtsvoll nach Julia ausgestreckten Armen. Um so zweckmäßiger und so wirkungsvoller war diese im Schauspiel nicht angedeutete Einrichtung, als der eigentliche Schluß desselben, nämlich Eusebios und Julias Verklärung als ein Mirakel sinnlich dargestellt wurde, und es ganz in dem Geist des Katholizism liegt, die Sinne bei der symbolischen Darstellung des Übersinnlichen in Anspruch zu nehmen. — Merkwürdig war es gewiß, wie der Ruf von dem heiligen Schauspiel sich nach jeder Aufführung mehr verbreitete, und ein Publikum in das Theater zog, das man sonst nie darin gesehen hatte. Alte Bürger mit ihren Frauen, die es sonst für sündlich geachtet hätten, das Theater zu besuchen, entschlossen sich, hineinzugehen, wobei sie nicht vergaßen, den Rosenkranz mitzunehmen, und mehrere Bänke des Parterres waren oft mit Geistlichen besetzt. Überhaupt fand bei jeder Aufführung eine sichtbare Rührung und Erhebung

statt, und um so mehr ist dies nur dem Schauspiel, und nicht vielleicht der glanzvollen Darstellung der Schauspieler zuzuschreiben, als, außer dem Eusebio, der trefflich ausgeführt wurde, die übrigen Partien, vorzüglich der Gil, gar viel zu wünschen übrig ließen. Kurz, die Andacht zum Kreuz erregte eine wahre Andacht, und dies möchte zur Zeit wohl eine seltene Erscheinung im Theater sein. Unter den neuen sogenannten gangbaren Stücken findet dieses Schauspiel gar keinen Maßstab, nach dem es gemessen werden könnte: die Personen sind nicht mit Stand und Charakter individualisiert, und erhalten dadurch eine gewisse Allgemeinheit; um so weniger wird aber der Zuschauer zerstreut, und von der Haupttendenz zur Betrachtung des Einzelnen hingezogen. Darin mag es eben liegen, daß die Tendenz des standhaften Prinzen nicht so allgemein, nicht so klar von dem großen Publikum aufgefaßt wurde. Hier erscheinen Fürsten, Könige ꝛc.; der Zuschauer (es ist immer von der Masse des Publikums die Rede) denkt an ein Ritterstück, und sein Urteil ist befangen. Manche fanden es für einen Prinzen und Helden, wie Don Fernando, nicht anständig, sich so tief vor dem König zu erniedrigen, und bewiesen dadurch, daß sie die Idee des Stücks, das Märtyrertum Don Fernandos, der standhaft im Glauben jede Schmach erduldet, nicht aufgefaßt hatten. Übrigens fand indessen auch dieses Schauspiel bei dem Publikum den besten Eingang, und wurde mehrmals bei besetztem Hause wiederholt. Dekorationen und Maschinerien, die im Stücke nicht vorgeschrieben, aber im Geist des Ganzen angeordnet waren, dienten den Zuschauern zum besseren Verständnis, denn auch hier wurde Don Fernandos Verklärung sinnlich dargestellt. Dem Sarg entschwebte, sobald er von den Mauern von Tanger herabgelassen, sich in den Händen der Christen befindet, Fernandos Luftgestalt: gleich darauf rötet sich der Himmel, und man sieht die Gestalt des auf Wolken thronenden Christus, vor dem Fernando knieet. Diese Erscheinung war ganz luftig und durchsichtig, so daß man die Gegenstände hinter ihr (Mauern, Türme ꝛc. von Tanger) wie im Nebel gewahr wurde, und so schien das Ganze nur der Reflex eines himmlischen Schauspiels, das die Mohren zu Boden schlug, von den Christen aber in knieender Anbetung betrachtet wurde. Sowie bei Julias Emporsteigen mit dem Kreuze, ertönten auch hier feierliche Accorde aus weiter Ferne. Weniger interessierte die Brücke von Mantible, und das wohl aus dem Grunde, weil der Geist der Chevalerie, den dieses Schauspiel atmet, dem großen Publikum ganz

entfremdet ist; unsere Bühnenritter, die sich gar unziemlich gebärden, sind wohl nichts weniger als jene romantische Chevaliers, die sich so keck und mutig in Liebe und Krieg bewegen, und der Ritterzug Kaiser Karls gegen den prahlenden Mohren Fierabras, der grüne Fluß, die magische Brücke, alles kommt dem Zuschauer vor, wie es wirklich ist, nämlich — spanisch. Dieses herrliche, romantische Schauspiel mit seinen Maschinen und Dekorationen erfordert ein großes Theater, aber hier dürfte es seinen Effekt nicht verfehlen. Selbst auf der kleineren Bühne in Bamberg wirkte, unerachtet des beschränkten Raumes die entstehende und verschwindende Brücke, die Erscheinung des riesenhaften Fierabras in dem Kastell, das auf dem ungeheuern Kopf eines bronzenen Zwerges aus dem Wasser hervorragt, und den Schluß der Brücke macht, imposant, und dürfte im Großen nachgeahmt zu werden verdienen.

Die Bahn ist nun einmal gebrochen, und es wäre ein verstocktes Beharren bei dem gewöhnlichen Theaterschlendrian, wenn mehrere Bühnen sich nicht entschließen sollten, den in Bamberg mit glücklichem Erfolg gemachten Versuch zu wiederholen. Jedes kleinere Theater, dem auch nicht außerordentliche Kräfte zu Gebote stehen, wird die Andacht zum Kreuz mit Glück aufführen können, sobald es nur dahin gebracht wird, daß die Schauspieler ihre Rollen nicht konversationsmäßig, sondern mit Verstand, Gemüt und Beachtung des rhythmischen Verhalts sprechen, daß die ganze Darstellung ineinander greift, und daß der äußere Schmuck des Stücks anständig und sinnig angeordnet ist. Der standhafte Prinz ist für das Personal offenbar eine schwerere Aufgabe, und die Brücke von Mantible erfordert ein Publikum, dem die höhere Ausbildung, die Aneignung des romantischen Geschmacks, ein Auffassen des Geistes der Chevalerie d a s ersetzt, was bei den früher genannten Schauspielen in einem katholischen Publikum schon die Erziehung und der Glaube von selbst hervorbringt. Eben deshalb dürfte sich die Brücke von Mantible für das Theater einer großen Stadt eignen, welches statt mancher sinnlosen Mißgeburt, für die Neugierde des Volks erfunden, dieses geniale Meisterwerk als Spektakelstück geben, und so den Kenner und das Volk befriedigen, und sich um die Verbesserung des Bühnengeschmacks verdient machen könnte. In Bamberg wurde bei dem Schluß des Schauspiels nach der Besiegung des Fierabras die durch höllische Künste gebaute Brücke gesprengt, und dies ist nachzuahmen, denn mancher geht vielleicht bloß dieser Explosion zu Ehren in das

Theater, und bekommt nebenher Dinge zu hören und zu sehen, die ihn am Ende ansprechen und erfreuen, sowie manche geistig Erstarrte bei fortdauernder schöner Musik aus ihrer Erstarrung erwachen.

Xenien
auf Bamberger Schauspieler.

Herrn Rousseau, dem Helden.

Lieblich mildernd giebst du des Dichters feurige Worte.
Lieber, habe Dank; denn so verbrennen wir nicht!

Madame Rottmeyer als Elisene.

Ob vor Jammer, vor Liebe gerührt hier vor dir wir stehen,
Scheint zweideutig dir wie für uns immer dein Blick.*)

Derselben.

Als Elisene und Milfort hast du gefallen, du sagst es;
Seit du gefallen dich glaubst, bist du gefallen bei uns.

Herrn Rottmeyer.

Morgen sprichst du wie heut, und heute sprichst du wie morgen;
Übermorgen hast du — uns in der Tasche noch nicht!**)

Herrn Hansen.

Hans will ich heißen und sein, wenn dich aus sprudelnden Seeen
Sprudelnd dich nicht ein zärtlicher Vater gebar!***)

Madame Hansen.

Wahrhaft getreu und gemein bist du als Hausfrau erschienen;
Noch bequemer bist du Königin unter dem Plebs.

Herrn Holdermann.

Rollas Rolle, du dekorierst sie gegen 's Dekorum.
Recht hast du. Sprich nicht! Beib bei der Dekoration!†)

---

*) Sie schielte.
**) Ein improvisierter Refrain, den Rottmeyer überall anbrachte.
***) Hansen sprudelte mehr als er die Worte herausredete.
†) Er war zugleich Dekorationsmaler,

Madame Holdermann.

Jammre, — verziehe das Maul, zerfließe nur, Holde, in Thränen
Und aus dem Wasser erheb, zärtliche Mutter, dich bald!

Herrn Christ.

Spielen sollst du, — du kannst es, wir wissen's. Zeig dich so fleißig
Nur auf der Bühn' wie zu Haus du dich im L'hombre und Whist.

Demselben.

Spiele den König doch aus! Was zauderst, was murmelst im Barte?
Bube — der Bube — ist da; rasch ihm den Stich in das Herz!*)

Madame Kahle.

Kammermädchen spielst du, o Liebe, auf dem Theater?
Mädchen bleibe hinfort, nur — in der Kammer dabei!

Derselben.

Kahle! kahl und matt scheint alles auf dich zu geraten;
Selbst zum Epigramm giebst du nicht ärmlichen Stoff.

Herrn Brandt.

Wüte, tobe nur zu, reiß ferner Coulissen herunter!
Wittelsbach brennt und auch Ihr, Herzen der Damen, dazu.

Madame Renner.

Zu Epigrammen sei uns, glaubst du, nur der Stachel gegeben?
Bienen gleich, tragen wir köstlichen Honig in uns.

Herrn Bode als Geist im Kaspar der Thoringer.

Erschein' nicht als Gespenst, denn das geziemt nicht Pastoren!
Langweilig im Leben zu sein, geht an; — im Tode — sei tot!**)

Herrn Raab.

Bühne, — ist Schädelstätt' sie, daß sich Raben versammeln?
Sorgt nicht! Gesichter er reißt, und sie bleiben davon.

Herrn Illenberger als Fridolin.

Ihn hat nicht frommes Gebet, nicht heilige Andacht gerettet;
Habt ihr, Freunde, gesehn, daß wohl das Eis je gebrannt?

---

*) Lernte seine Rollen schlecht; dafür aber war er ein trefflicher Kartenspieler.

**) Spielte in Ifflandischen und Kotzebueschen Stücken, vorzüglich Pastoren, und hatte im Leben von diesen viele Ähnlichkeit.

Herrn Röckel.

Was zitterst, mein Bester, du so? Schon zittern wir sämtliche Hörer:
Du zitterst mit deinem Gesang zitternd zum Tempel uns 'naus!

Demoiselle Röckel.

Ja! wir brauchen nicht mehr Italiens Gesänge zu suchen; —
Südlicher Wind hat sie uns freundlich herübergeweht.

Herrn Klingmann.

Indifferent scheinst du uns stets, heut wie im morgenden Spiele;
Schalk, du gewinnst; denn du machst 's Distichon indifferent.

Madame Heinisch.

Schwach ist dein Stimmchen, mein Schatz; so reich uns die stattliche Nase!
Dich zu hören bequem, sitzen gesellig wir drauf.

Herrn Siegel.

Siegel! — o Siegel! — Ich sag' dir's, wenn ferner den Mund du noch öffnest,
Drück' ich — so groß er auch ist, — dir ein Kanzleisiegel drauf.

Die Folgen eines Sauschwanzes.

Erzählung nach aufgegebenen Stichworten.

An einem schönen Abende gingen wir, uns zu zerstreuen, nach Bug. Kaum hatten wir uns hingesetzt, als ein Mädchen in die Stube trat und nach einem leichten Gruß sich ebenfalls zu uns hinsetzte. Die Züge tiefer Schwermut lagen auf ihrem Gesichte, — sie weinte, und zog ein Papier hervor, in welchem etwas eingewickelt war, und welches sie inbrünstig an die Brust drückte. Es gelang uns, ihr Vertrauen zu gewinnen, — sie entfaltete das Papier, und siehe da, es war ein kleiner niedlicher Sauschwanz darin enthalten, den ein scheidender Liebhaber, — der rüstigste Fleischerknecht des Städtchens, ihr zum ewigen Andenken gegeben hatte. „O Pankraz! Pankraz!" rief sie voll wehmütiger Begeisterung, ergriff eine Flasche Branntwein, lüftete den Pfropf und that einen tüchtigen Schluck. Rasch sprang sie dann auf den Tisch, drehte sich in den Touren der

Anglaise zwischen Krügen und Gläsern, die alle zersprangen, bis auf das teuer erkaufte Wetterglas, das Striegel, der Wirt, durch eine geschickte Wendung, die Mütze vorhaltend, vor den Sprüngen der Bacchantin rettete. Die Gäste brummten und summten wie tausend Maikäfer, — unmutig schob der Kanonikus Seubert seine in Hühnersauce gefallene Bratwurst fort, und besprützte sehr den Doktor Speier, der über den Tisch gelehnt mit der Brille gewisse Aussichten suchte, die des Mädchens schneller Tanz darbot. Sie versucht sich durch einen schnellen Sprung über ihn weg zu retten, — sie springt zu Kunz, — trifft ihn, — wirft ihn, — Er — Mädchen, Speier, Bratwurst liegen am Boden.

„Halt! Halt! wollt ihr denn in die Ewigkeit hineinplumpen mit gebrochenem Genick und Bein, und höchst einfältig beschmiert mit Hühnersauce und Branntwein!“ erschallt eine Stimme vom Ofen herab, und siehe da, es ist Hoffmann, der sich im Tumult in ein Hutfutteral retiriert hat und nun daraus lustig die Tumultanten haranguiert. Mit Hülfe des Doktor Durow kommt alles wieder auf die Beine: „Hätten wir den unseligen Sauschwanz, so wär allen geholfen,“ spricht der Süße, „doch verordne ich dem Mädchen ein aromatisches Klystier, welches mir jedes Mal dienlich, so oft ich vom Schillerschen Trauerspiel zu sehr in Extase geraten.“ „Ei da habe ich Herrn Scheurings Klystierspritze noch in der Schublade,“ spricht Striegel, macht sie auf, und bringt ein Futteral hervor, das er vergebens zu öffnen strebt. Seubert — Sutow — Kunz — drei Canonici — verschiedene Administratoren springen herbei, — man zieht, — immer länger und länger wird das Futteral, — es ist kein Futteral, — es ist ein Tubus aus Rüdingers Apparat mit endlosen Zügen, — sie ziehen und ziehen — bis zur Kirchturmhöhe dehnt sich immer wachsend und wachsend das tolle Instrument; — plötzlich wird der Amtmann Vill durch einen Perpendikelschlag an Striegels hölzerner Uhr getroffen, — er stürzt — die Reihe wankt — fällt, — der Tubus fährt in seine alte Form zurück, und wie mit Blumen bestreut Hoffmann vom Ofen herab die wie tot daliegende Gesellschaft mit Papierschnitzeln, welche er in seinem Hutfutterale fand. Der Professor Klein hatte Schellings Weltseele, in der er nach Bug promenierend gelesen, aus der Tasche verloren, das Mädchen den Sauschwanz, beide griffen darnach, als Epaminondas hereintrat, die Weltseele beschnüffelte, den Sauschwanz aber zwischen die Zähne nahm und davon lief.

Sie kennen doch, meine Herren, den guten deutschen Pudel mit dem griechischen Namen? — Wie aus einem Traume erwachte das Mädchen, — die Somnambule, nicht mehr affiziert von dem magnetischen Sauschwanz, setzte sich um in eine gewöhnliche Köchin, und indem sie an Seuberts Bratwurst roch, meinte sie, das sei ein ekles Fressen, worauf sie Striegel zur Thür hinauswarf. Der Administrator Beck ergriff die Lichtschere, sagte gedankenvoll und ernst: „Was sind wir Menschen!" putzte das Licht aus, — und gab so dieser höchst tragischen als wahren Erzählung einen angenehmen Schluß. —

Moderne Welt, — moderne Leute.

Fastnachtstragödie in verschiedenen Aufzügen und Verwandlungen.

Aktus I.

Vierte Scene.

(Wüste Sara.)

Rochus Pumpernickel von Hamlet verfolgt.

Hamlet. Rochus! Rochus! Du siehst aus, als hätte irgend einer von den Taglöhnern der Natur einen Menschen gemacht, und er wäre ihm nicht geraten. Dein Rockaufschlag geht über die Grenze des Natürlichen, und dein Blumenstrauß kann nur den Unverständigen zum Lachen reizen; aber dem Vernünftigen muß er um so anstößiger sein, da er weiß, daß es gar keine Blumen mehr giebt, seitdem Ophelia mir im Erebus den Hintern gewiesen!

Rochus. He! He! gestrenger Herr! Mit Verlaub, wer sein Sie?

Hamlet. Hamlet, der Däne bin ich. Meinen Untergang hat Shakespeare der Welt verkündigt, und darum leb' ich ewig! Es war eine Zeit, wo Schröder mich zwang, eine gestickte Weste, Chapeaubashut und Degen zu tragen, doch Schlegel gab mir das Schwert und die Halskrause wieder, und so schreite ich stolz einher, wie du mich hier siehst, o schlechter Rochus!

Rochus. Ihnen da mag aber eben deswegen kein Mensch mehr sehen! Sie seind aus dem Altertum und gefallen längst den Leuten nicht mehr!

Hamlet. (Entrüstet.) Vermaledeites Fastnachtsgesicht!

Rochus. Was stichelt der schwarze Herr? Sieht er die Faust hier, die wird ihm gleich eine Papa Stegmaiersche Melodie um die Ohren spielen, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll!

Hamlet. Ha! Junge du! Komm zeig mir was du thun willst! Willst du fechten, willst du fasten, willst du dich selbst zerreißen, willst du Essig trinken, ein Krokodil verschlingen? Ich thue es auch! Laertes! Laertes! Kampf! Tod! Pumpernickel! — — Du schweigst? — ich bitte dich, geh' in ein Nonnenkloster, und das bald!

Fünfte Scene.

(Verwandlung in ein Nonnenkloster.)

Choral der Nonnen.

Dies irae Dies illa
Solvet Saeclum in favilla!

(Rochus unter den Nonnen intoniert den Baßton.)

Iudex ille cum sedebit
Nil inultum remanebit.

Hamlet (in der Kirche) zieht eine Dose aus der Westentasche, nimmt eine Prise Schneeberger, niest, — eine Säule platzt — Pulverdampf — Gestank.

Magister Dyk (aus der Säule). Nun bitt' ich aber eine vernünftige Christenseele, — möchte man hier wirklich nicht an Spukereien glauben! Komm' ich ganz friedlich daher, um des jungen Hamlets Hitze mit des guten Kammachers Pumpernickel friedlichem Sinn auszugleichen, — muß der böse Geist mir auf einmal eine Säule über das Haupt bereiten. Was bin ich? Magister! Keine Säule! Nun, wir wollen's für dies Mal gut sein lassen!

(Er holt ein Tabakspaket aus der Tasche, stopft aus: „Blühe Sachsen" eine Pfeife, die er an der ewigen Lampe anzündet und spricht:)

Ecce quam bonum — oder was ich eigentlich sagen wollte — Herr Pumpernickel hatte so unrecht nicht — denn eigentlich habe ich einen solchen Prinzen noch gar nicht gesehen, dagegen erinnere ich mich, daß es Pumpernickel wirklich giebt, indem ich etwelchen in

Westfalen genossen. Da nun das Theater das Natürliche repräsentieren soll, gleichsam die Natur selbst oder eigentlich die Moral — —

(Zacharias Werner vom Chor herab, schleudert einen Schwärmer in Dyks bockslederne Hosen. Es knallt, — Dyk fliegt auf.)

Sechste Scene.

Verwandlung des Klosters in ein Schreibpult.

(Die drei Genien aus der Zauberflöte — Kotzebue und die Gefahren der Jugend kommen aus dem Schreibpult hervor.)

Drei Genien (singen): Bald prangt die Morgenröte u. s. w.

(Der Zauber verschwindet, die Flöte verwandelt sich in eine Knute, womit K .eb.ie in die)

Siebente Scene,

Siberien,

gep·itscht wird. — Vieles Eis. — Die Gefahren der Jugend gleiten aus. Die Tugend erhascht sie beim Zopfbande, und alles verwandelt sich in ein Osterei.

Achte Scene.

Operntheater in München. — Garderobe. — Osterei, obligat auf dem Tische. — Signor Brizzi, als Achilles, im Streit mit dem Theaterdiener.

Brizzi. Briccone maledetto — datemi un ove — ove — Ein Ei — schaffen ein Ei — ick heiser sei — a che vedo was ick, was ick sieh' — ein Ei — Kom ßu mir du Ei — (Ergreift das Ei, will es ausschlürfen — Ei verwandelt sich in Amerika, und wird von Kolumbus entdeckt.)

Neunte Scene.

Amerika. Kartoffelfeld u. s. w.

Prinzessin Blandina.*)

Ein romantisches Spiel in drei Aufzügen.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Vorzimmer der Prinzessin Blandina. Sempiternus und Adolar treten von verschiedenen Seiten auf.

Adolar wundert sich; Sempiternus wundert sich gleichfalls. — Sie gehen beide wieder ab, woher sie gekommen. — Pause. —

Adolar tritt von neuem auf und wundert sich noch mehr.

Sempiternus tritt gleichfalls wieder auf und gerät in außerordentliche Verwunderung.

Ausdrucksvolle Pause gegenseitigen Erstaunens.

Adolar. Kann ich meinen Augen trauen? — ist es ein Spiel aufgeregter Fantasie? — ist es Täuschung? — ist es Trug? — Götter!

Sempit. Himmel und Hölle! bin ich ein fantastischer Narr geworden? soll ich an den Teufel glauben und so in Unschicklichkeiten geraten, die mir fremd worden, nachdem ich was weniges starke Bildung erhalten?

Adolar. Nein, nein! — die Stimme, die Sentiments, die diese Stimme vernehmen läßt — Sempiternus!

Sempit. Adolar!

---

*) Fantasiestücke in Callots Manier. Erste Ausgabe (1815). 4. Teil, S. 136 ff. Kreislers musikalisch-poetischer Klubb.

. . . . . „viel zu düster“ nahm der Joviale das Wort: „es würde dienlich sein, etwas rein Lustiges, Lustiges vorzutragen, das weiter keine Ansprüche macht, als den der darin herrschenden guten Laune. Ist es vergönnt, so lese ich den ersten Akt eines fantastischen Schauspiels vor, dessen Plan ich früher mit dem Kreisler besprochen!“ Der treue Freund versicherte, daß es gewiß allen lieb sein werde, etwas Heiteres zu hören. Er glaubte, daß so am besten Kreislers aufgeregte Stimmung, die noch aus seinen Blicken flammte, bekämpft und besiegt werden könne. — Niemand widersprach, der Joviale zog ein sauber geschriebenes Manuskript aus der Tasche, und fing, nachdem er was weniges Thee hinabgeschlürft hatte, ohne weiteres an.

Adolar. Du bist's!

Sempit. Du bist's!

Beide (stark schreiend). Seliger Augenblick des Wiedersehns! (Sie stürzen sich in die Arme, lassen endlich voneinander ab und weinen sehr).

Sempit. (schluchzend). Das ist zu rührend!

Adolar (ebenfalls heftig schluchzend). Mich — stößt — der — Bock — daß — mir — das — Herz — zer — sprin — gen — möch — te — Au — Au — Au — Au

Sempit. — Au — — Au — Au Au. —

Adolar (plötzlich ernst und mit gravitätischem Ton). Jetzt ist es aber nachgerade Zeit einigermaßen vernünftig zu sein; blind und toll rennt man hinein in die Sentimentalität und vergißt was man sich selbst und dem Stande schuldig, in dem man nun, Gott sei gedankt, manchen Scheffel Salz gegessen. — Ich muß Ihnen aufrichtig bekennen, werter Monsieur! daß es mir sehr auffallend ist, wie Sie hier so mit einem Mal ins Vorzimmer der Prinzessin hineinplumpen, da man Sie in fernen Landen mit dem Wohl des Staats okkupiert glaubt. Wenn Sie meinem Rate folgen wollten, so gingen Sie gleich wieder zur Hinterthüre heraus und ließen sich gar nicht sehen.

Sempit. (ebenfalls ernst und mit gravitätischem Ton). Verehrter Kammerherr — denn das sind Sie doch wohl, wie ich's an den goldbesponnenen Knöpfen vermerke, die Sie dem Hinterteil Ihres Schlafrocks appliziert — also! — verehrter Kammerherr! — Sie — Sie sollten nun gar nicht mehr leben. Schon vor zwei Monaten wollten Sie ins Wasser springen, Sie liefen wie toll und rasend vor Liebe zur Prinzessin Blandina bis dicht an den Rand des Flusses, riefen mit schrecklicher Stimme: adieu pour jamais, princesse barbare! und kehrten, nachdem Sie die Verzweiflung, nämlich Ihre eigne werte Person im Wasser geschaut, wieder zurück! — Aber ein ehrlicher Mann hält Wort. — Sie können gar nicht mehr prätendieren zu leben; alle Menschen, die Ihnen begegnen, fragen ganz unmutig: Mein Gott, leben Sie noch? — Darum Bester! je eher je lieber kopfüber ins Wasser, das rät Ihnen der wohlwollende Freund!

Adolar (sich dem Sempit. vertraulich nähernd). Aber nicht wahr, Herr Bruder? — der Punsch war gestern Abend herzlich miserabel?

Sempit. Mordmäßig.

Adolar. Sempiternus! — um des Himmels willen! — Sempiternus!

Sempit. Was ist dir, Herr Bruder? — du siehst blaß und erschrocken aus.

Adolar. Still — still! — (leise zu Sempit.) Wir sprechen vom gestrigen Punsch und verraten uns auf schmähliche Weise! — Haben wir nicht eben eine herrliche Scene des Wiedersehens nach langer Trennung gegeben? — Wozu stehen wir denn hier auf dem Theater? — vielleicht um von schlechtem Punsch zu schwatzen und sogleich alles von Grund aus zu verderben? — Wozu stehen wir hier, frage ich nochmals?

Sempit. Du hast recht, lieber Adolar, wir befanden uns auf dem Wege aus dem Geleise zu kommen oder vielmehr, wir verließen den Weg und hüpften in den Dornbusch — links — rechts — außerhalb dem Geleise in den Acker, wo uns jeder Schuft pfändet und uns die Mütze nimmt, daß wir kahlköpfig dastehen, wie der Prophet Elisa und verspottet werden, ohne daß die Bären uns rächen sollten, die es mit der Natur halten und selbst barköpfig einhergehen, nicht einmal den Chapeaubas zierlich unter der Pfote tragend.

Adolar. Ja liebster Sempiternus, laß uns froh dem Verhängnis folgen, das uns in höhere Regionen schiebt, wo kein unedler Punsch von schnödem Fusel eitle Kräfte borgend, trügerischen Geist durch Nerv' und Adern gießt. Ich fühle mich in seltner Begeisterung meine Rolle fortzusetzen. Also! — Ach — Ach — Ach — Ach! — Sempiternus! — Ach!

Aufs neue blutet diese Herzenswunde,
Die kaum verharrscht des Blitzes glüh'nde Pfeile
Hineingestrahlt von ihrem Auge trafen.
Und —

Sempit. Still Adolar! — Es sind mir allerlei Gedanken gekommen, nämlich von vielem Denken und du weißt, wenn man etwas bedenkt, so finden sich die Bedenken von selbst — Steine des Anstoßes, die von des Regens Befruchtung aus der Erde wachsen. — Also! — sagen Sie mir fürs erste, verehrter Monsieur — wozu sind wir hier?

Adolar. Mein Gott, zu nichts anderm, als das Stück, das nun eben aufgeführt wird, vorzubereiten; es ist uns die sogenannte Exposition des Ganzen in den Mund gelegt. Wir sollen durch einige schlaue Andeutungen den Zuschauer gleich medias in res führen, wir sollen ihm unter den Fuß geben, daß wir Höflinge der Prinzessin Blandina sind, die nächst außerordentlicher sinnverwirrender

Schönheit nicht sowohl einen entschiedenen Abscheu gegen das männliche Geschlecht in sich trägt, als daß sie von einiger Narrheit ergriffen, sich höheren überirdischen Ursprungs hält und daher ihr Herz jedem Erdensohn verschließt — daß sie von Verbindungen mit den Geistern der Luft faselt und nichts Geringeres erwartet, als so ein Ariel werde sich sterblich in sie verlieben, seine Unsterblichkeit um ihrentwillen aufopfern und die Gestalt des schönsten Jünglings auf Nichtwiedergeben borgend, um sie buhlen. Es liegt uns ferner ob, schrecklich zu lamentieren über diesen tollen Wahnsinn, der das Land schon in Not und Elend gebracht hat, da glatte lilienweiße Fürstlein mit roten Backen, so wie Mohrenkönige entsetzlich anzuschauen, wahre Fierabrasse, von der Prinzessin schnöde und höhnisch abgewiesen, hunderttausend Freiwerber mit blanken Säbeln und geladenen Kugelbüchsen abschickten, die mit den Liebesflammen ihrer Gebieter Dörfer und Städte anzündeten, so aber auf recht sinnige Weise das Volk zu unwillkürlichen Trauerkantaten zwangen, die an Blandinens Ohr mahnend schlagen und den Schmerz verschmähter Liebe verkünden sollten. Ich selbst soll dir geliebter Sempiternus erzählen, wie meine Gesandtschaft zu dem Mohrenkönig Kilian und die Überreichung des zierlichen Körbchens, den mir die Prinzessin mitgab, höchst miserabel abgelaufen, indem die schwarze Majestät sich nicht entblödete, mit höchst eigner schwerer Hand mich auf eine Art zu züchtigen, die mich, wiewohl schmerzhafterweise in die goldene Tage unbefangner Kindheit zurückführte und dann durchs Fenster zu werfen, wobei ich unfehlbar den Hals gebrochen, wenn das Glück nicht einen Wagen mit Wollsäcken vorbeigeführt hätte, in die ich sanft und weich hineinplumpte. — Ich soll mit Schauer und Entsetzen verkünden, daß Kilian in voller Wut seinen Hirschfänger und seine Hetzpeitsche ergriffen, womit er die Armee von hunderttausend Mohren kommandiert und bereits im Lager vor der Hauptstadt steht. Das alles, lieber Sempiternus, soll ich dir jetzt erzählen, so wie du auch recht viel von der Prinzessin zu schwatzen hast, damit der Zuschauer gleich wisse, was er an ihr hat — Länge — Breite — Farbe und dergleichen betreffend.

Sempit. Ganz recht, Wertester! zu dem allen sind wir hier, aber ob wir uns dem was uns zugemutet fügen können, das ist die Frage! — Fürs erste, empfinden Sie, lieber Monsieur! einige Verehrung für sich selbst?

Adolar. O Gott! — unsäglich verehre ich mich, denn auf-

richtig gestanden und Ihre werten Vollkommenheiten, Ihre angenehmen Talente in allen Ehren, würdigster Kollege! gefällt mir keiner doch so ganz durchgängig als eben ich mir selbst!

Sempit. Ja sehen Sie Verehrter, ein jeder weiß selbst am besten was er an sich hat. — Aber kurz von der Sache zu reden! — Niemand wird zweifeln, daß wir beide ehrenwerte Männer sind und Uns Uns hat man das untergeordnete gemeine Geschäft übertragen, was in jedem guten Schauspiel leicht und bequem von dem Gesinde — von den Bedienten besorgt wird. Diese Leute verraten ganz schlau oft nur durch einen bedeutenden Fingerzeig ein Charakterchen nach dem andern, ja! indem sie uns die wichtigsten Familiengeheimnisse der Herrschaft, welcher sie dienen, verraten, geben sie uns mit der Belehrung über das folgende Stück noch die Lehre, daß man im Leben solchen Menschen nicht über den Weg trauen darf, so aber wird das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden. Sie sehen, mein teurer Adolar! wie uns bei diesen Umständen es gar nichts hilft, daß ich als Hofmarschall, Sie aber als Gesandter an Kilians Hofe auf dem Komödienzettel stehen; denn außerdem, daß Sie als geprügelter und in Wollsäcke geschleuderter Gesandter ohnehin keine sonderliche Rolle spielen, so sinken wir auch durch das niedrige Geschäft des Exponierens zu gemeinen Handlangern des Dichters herab. — Haben wir denn Aussicht zu irgend einem tief eingreifenden Charakter? — zu einem brillanten Abgang, der die Hände in Bewegung setzt?

Adolar. Sie haben recht, lieber Sempiternus! — Was indessen die Aussichten für die künftige Existenz im Stücke betrifft, so werden Sie gefälligst bemerken, daß ich mich zu Blandinens unglücklichen Liebhabern zähle und schon deshalb weit über Ihnen mein Wertester stehe. Unbezweifelt fällt mir viel Pathos zu und ich hoffe einigen Rumor zu erregen.

Sempit. (lächelnd die Hand auf Adolars Schulter legend). Lieber — Guter — eitler Mann, welche Wünsche, welche Hoffnungen! Muß ich Sie denn erst darauf aufmerksam machen, daß das ganze Stück höchst erbärmlich ist! — Elende Nachahmerei — nichts weiter. Die Prinzessin Blandina ist eine modifizierte Turandot, der Mohrenkönig Kilian ein zweiter Fierabras. — Kurz, man müßte nicht so viel gelesen haben, man müßte nicht in der Bildung so weit vorgeschritten sein, wenn man nicht augenblicklich alle Muster, die der Dichter vor Augen gehabt, wieder erkennen sollte. Überhaupt bin ich der

Meinung, daß mir dem vielseitig Gebildeten gar nichts mehr auf der Welt neu und anziehend sein wird.

Adolar. Gerade auch mein Casus, unerachtet ich dem Werk des Dichters, das wir jetzt unter den Fäusten haben, um es gehörig zu walken und zu verarbeiten, mehr zugetraut, denn, aufrichtig gesagt, meine Rolle ist nicht übel, und wie ich sie dann gegriffen, wie ich den Charakter erst geschaffen durch meine Darstellung.

Sempit. Eitle Mühe — eitle Mühe! — Glauben Sie denn, daß das hilft, und was das Ärgste ist, der Dichter wird behaupten, nur er sei der Deus, der zum Schaffen befugt und das Nach- und Hineinarbeiten tauge den Teufel nichts.

Der Soufleur. Nein, nun wird mir das Ding zu arg, kein Wort von dem tollen Geschwätz steht im Buch — ich eile zum Direktor!

(Er verschwindet und seine Klappe fällt zu.)

Adolar. Undank ist der Welt Lohn, die Dichter bedenken niemals, daß sie eigentlich bloß der Schauspieler wegen da sind. — Indessen wollen wir, bester Kollege, dem Dinge gleich von Anfang den Todesstoß geben, der auf diese Weise ein rechter Gnadenstoß ist. — Kurz — wir exponieren nichts.

Sempit. Hand her, bekräft'ge es mit deutschem Faustschlag —
Vernichtet sei das Werk des schnöden Truges.
Weg mit dem Memorieren böser Jamben,
Die nur des Dichters Eigensinn geformt!
Weg mit dem tollen Stück fantast'scher Narrheit!
Wir exponieren nicht!

Adolar. Es sei geschworen!
Geschworen Tod sei allem Rhythmischen,
Das uns die Zunge teufelmäßig martert.

Sempit. Doch dünkt es mich, du sprächest auch in Jamben?

Adolar. Fingst du nicht ebenmäßig an Herr Bruder?

Sempit. O Gott, so wurden wir vom Wahn befangen!

Die Stimme des Direktors hinter der Scene. Zum Teufel, was ist denn das? die Kerls schwatzen ins Blaue hinein — wo bleibt die Exposition? — sollte nicht auch ein Blitz vorkommen? — Herr Regisseur, wo sind Sie? — bändigen Sie die Rasenden!

Sempit. und Adolar. Wir exponieren durchaus nicht — uns ist alles Exponieren fatal. — Cornelius Nepos und Ciceronis epistolae haben uns in der Schule Faustschläge hinter die Ohren

genug gekostet, dem können wir uns, da wir ehrenwerte Männer geworden, nicht mehr exponieren und da wir uns nicht exponieren wollen, kann von irgend einer Exposition gar keine Rede sein.

Der Regisseur (hinter der Scene). Fünf Thaler Abzug in die Strafkasse.

Sempit. O Schreckenswort! — tyrannisches Geschick!
So zehrt an unserm Lebensmark die Sünde,
Daß eitler Gaukelei wir sklavisch dienen.
Sind wir denn jemals wohl wir selbst? —
So wie es Fantasie und Laune will
Des Dichters, der sich Welten baut im Zimmer,
Sind wir bald Fürsten — Bettler — Weise — Narren.
Mit falschem Prunk beladen, oder bald
Gehüllt in ekelhafte schmutz'ge Lumpen,
Sehr miserabel anzuschaun, entstellt
Durch schwarze Striche, rote, gelbe Flecke,
So daß der Spiegel untreu aller Wahrheit
Uns nur mit falschen tollen Truggestalten,
Die wir nicht sind, wie Fastnachtsnarren neckt.
Und nun im Augenblick, da unser Recht
Auch selbst zu existieren als wir selbst,
Da dieses ew'ge Recht wir üben wollen —
Da schreit die unheimliche Höllenmacht,
Die wir Direktor nennen, hämisch klirrend
Mit schnöder Kette, die an ihn uns band.

Stimme des Direktors. Herr! — Sie fallen aus der Rolle!

Sempit. Nein, Herr! — ich bin aus der Rolle gestiegen.

Adolar. Schon seh' ich des Direktors rote Nase,
Er schreitet vor gigantisch, bärenartig —
Karfunkeln schießend aus der Augen Glas.
— Uns rettet Bruder! nur die eil'ge Flucht
Und Vorschuß dem Kassierer abgetrotzt,
Von böser Unbill, die der garst'ge Dämon,
Der lange Regisseur, uns zugedacht.

(Sie fliehen eilig von der Bühne.)

Regisseur (hinter der Scene). Auf und davon sind sie — die Exposition ist hin — das Stück muß fallen — ich bedauere nur den armen Dichter.

Stimme des Direktors im fürchterlichen Ton. Herr Maschinist — Ins Teufels Namen, so klingeln Sie doch!

(Der Maschinist klingelt und das Theater wird verwandelt.)

Zweiter Auftritt.

Großer Audienzsaal mit einem prächtigen Thron im Hintergrunde. Unter einem feierlichen Marsch tritt die Leibwache von Brighella angeführt ein und umgiebt den Thron, dann kommt Tartaglia mit dem Stabe als Oberceremonienmeister, ihm folgen Trabanten und Höflinge; Prinzessin Blandina, Pantalon und andere Staatsbeamten und Höflinge. Eine zweite Abteilung der Wache beschließt den Zug. Prinzessin Blandina besteigt den Thron.

Blandina. — Man lasse den Gesandten kommen
Des ungeschlachten groben Mohrenkönigs,
Den stolzer Wahn treibt zu vermeßnen Wünschen,
Noch einmal will ich seine Botschaft hören,
Und dann verschließen meines Reiches Pforte,
Daß selbst des schnöden Frevels droh'nde Worte,
So wie von tönend Erz zurückgeschlagen,
Den Todespfeil in Feindes Busen jagen.

Pantalon. Allerteuerste Majestät! — liebste Prinzessin — Goldengel! lassen Sie dem alten Mann, der Sie auf diesen Armen getragen, der jährlich zweimal so viel borgte, als er aus der Rentkammer des hochseligen Papas erhielt, bloß um Ihnen die gehörigen Bonbons, Confituren — Brustküchlein zu kaufen — lassen Sie dem alten Mann einige Freiheit zu reden. Sehn Sie, Goldengel, was Sie da sagen von den erznen Pforten Ihres Reichs ist doch nur figürlich zu nehmen, gleichsam eine schöne Redensart; natürlich, in natura will ich sagen, hapert's was weniges. Ich frage nämlich, ob eine Pforte mit Wirkung anderswo anzubringen ist, als in einer Mauer, es müßte denn eine Ehrenpforte sein, durch die sich die Principes drängen, sollten sie auch nebenher freies Feld haben meilenweit. — Nun ist es aber mit der chinesischen Mauer um unser Reich ganz und gar nichts, nirgends etwas davon zu sehen und auf die Grenzfestung kann man sich auch nicht sonderlich verlassen, denn die bösen Gassenbuben haben längst die Wälle und Schießscharten eingekugelt mit Kirschkernen, von drei Kanonen sind viere vernagelt — oder umgekehrt meint' ich eigentlich und das wenige Wurfgeschütz haben ja diebische Wagehälse schändlicherweise gestohlen und an die Glockengießer verkauft, die Bügeleisen daraus fabriziert, so daß der

schönste Mörser statt blutigen Tod zu verbreiten, jetzt in einer Art barbarischer Civilisation nur frischgewaschene Schürzen — hochbetagte Hemden quetscht und peinigt. — Bei diesen Umständen allerliebste Serenissima! kann dem Kilian nichts verschlossen werden, kann nichts abprallen von erznen Thoren, ihn selbst tötend. Er kann nicht bestrichen werden aus der Grenzfestung wenn er einrückt ins Land, denn ich frage: ob eine vernagelte Kanone ein schickliches Instrument ist, ihm seine Streiche anzustreichen oder auszustreichen? Ferner kann er nicht geworfen werden aus Wurfgeschütz, was nicht da ist, und wie es mit der Armee überhaupt aussieht, seit den friedlichen Zeiten des hochseligen Papas, weiß Brighella, der den Kern der Truppen, dem das Fleisch gänzlich abgefallen, anführt, am besten. Glauben Sie, Holde! daß dieser ungeschlachte barbarische Kerl, dieser Kilian, sich so wie unsre Ombrombroser Bürger für die Grenadier-Mützen fürchten wird, die der Papa als rednerische Figuren, partes pro toto an die Schilderhäuser nageln ließ, und unter die sich nur dann und wann an Galatagen die Leibgardisten stellten? Kurz! — Prinzessin, Herzengel! es sieht jammervoll mit dem Lande aus, wenn Sie den Gesandten des Kilian nach Ihrer gewöhnlichen Weise schnöde und stolz abfertigen. — Ist es Ihnen möglich, so rate ich, den Gesandten noch einige Tage ohne Audienz hinzuhalten; ich engagiere mich, ihn zum Besten des Staats alle Morgen mit kurfürstlichem Magenwasser und Pfefferkuchen zu traktieren. Ja! ich will mich zum Wohl der Menschheit jeden Morgen mit dem Kilianischen Premierminister beschnapsen; und so werden sich noch mehr edle Seelen finden, die sich aufopfern für Vaterland und Freiheit. Unterdessen soll Brighella sorgen, daß dem Kern der Armee etwas Fleisch anwachse; das heißt: er soll verschiedene Truppen werben und ihnen die tiefsten Grundsätze der Strategie beibringen — links und rechts — eins zwei, eins zwei, Schwenkungen — Kontramärsche, rückgängige Bewegungen. — Er kann auch vorwärts so weit gehen, sein Gesicht schwarz zu färben mit Ofenruß und die Armee zu prügeln, damit sie den gehörigen Zorn wider den Mohrenkönig fasse und geschlagen ausziehe, um wieder zu schlagen. Dann können wir dem Kilian trotzige Antworten geben, wie wir es sonst thaten, als es noch eine Armee gab, und gehöriges Land, sie drauf zu stellen, aber beides haben uns ja die bösen Freiwerber geraubt, so daß der König Kilian uns nur noch den Rest geben oder vielmehr nehmen darf. Also, beste Prinzessin! — Goldtochter! jetzt keinen Gesandten!

Blandina. Man lasse den Gesandten kommen!

Tartaglia (beiseite zu Pantalon). Minister! — sprich! — was soll ich thun?

Pantalon. Dich hängen!
Eh' es die schwarzen Bestien vollbringen.

Tart. Wie? — soll ich aus der Welt? — so schnell — so prunklos?
Ohne Ceremonie? — nein, wahrlich nein!
Ich thu' was meines Amts, weil sie es will!

(Er geht ab.)

Pantalon. Nun bricht das Unglück ein! — Aber ehe ich mein Herzblatt in den Krallen des schwarzen Ungetüms erblicken soll, will ich als ein treuer Premier-Minister auch Premier im Tode sein, und mich mit vergiftetem Konfekt töten, denn so sterbe ich fürs Vaterland einen süßen Tod. (Er weint.)

(Tartaglia tritt mit dem Hofrath Balthasar ein.)

Balthasar. Ist das höflich, daß man den Gesandten des großen Kilian so lange draußen stehen läßt unter den Bedienten und allerlei Gesindel, die mit aufgerissenen Mäulern gaffen, als hätten sie in ihrem Leben noch keinen Hofrath gesehen? — Aber freilich mag's bei euch keine solche Hofräthe geben, wie ich einer bin. — Ist das höflich? Ich merke schon, man muß euch Ombrombrosern Lebensart lehren. — Wetter! da ist ja auch die Prinzessin. Na! — ich komm' noch einmal, vielleicht sind Sie indes klüger geworden, Prinzessin! — viel Umstände mach' ich nicht, wenig Worte sind hinlänglich. Da draußen vor dem Thor steht meine liebe Majestät, der große Kilian, und läßt fragen, ob Sie Sich, Prinzessin, nunmehr entschlossen haben, ihn kurz und gut zu heiraten? Sagen Sie ja, so habe ich Ihnen gleich als Draufgabe ein kleines Präsent, ein lumpicht paar blanke Steine, nur sechs Millionen wert, die sonst an meines Herrn Nachtmütze saßen und für die Minister zwei Ordenszeichen vom goldnen Truthahn mitgebracht. Mein Herr kommt, und morgen ist Hochzeit; sagen Sie nein, so kommt er doch, aber mit dem blanken Schwert, das ganze Nest hier wird verbrannt und verwüstet, und Sie müssen ihm, mir nichts, dir nichts, folgen in sein Reich, und er macht Sie zu seiner Gesellschafterin in lustigen Stunden. — An Ringwechseln und Trauung ist dann gar nicht zu denken. — Nun, Püppchen! was gilt's, die Steinchen von der Nachtmütze blinkern dir in die Augen? — Nun! — soll er kommen, der Bräutigam? —

Ich weiß auch nicht, wie man sich so zieren kann! Mein Herr ist reich und ein hübscher Sire von einnehmendem Wesen. Freilich ist sein Teint etwas dunkel — sehr brunett, aber seine Zähne sind desto weißer und ein Paar kleine funkelnde Äuglein — bißchen auffahrend zuweilen, aber dabei ein biedrer Deutscher, unerachtet er am Nil geboren. — Ein treffliches Herz, aber beinahe für einen Soldaten zu weich, denn hat er in der ersten Hitze einen seiner Getreuen niedergestoßen, so kann es ihm nachher oft in gewisser Weise fatal sein. — Nun, wie steht's? — Antwort, Prinzessin! — Ja oder Nein? —

Blandina (mit abgewandtem Gesicht).

Wie kann ich tragen diese Schmach! — wie hören
des groben Unholds pöbelhafte Reden,
die gift'gen Stacheln gleich die Brust verwunden,
daß Lebens-Blut dem Innersten entrinnt.
Kann ich denn Worte finden, die gleich Blitzen,
den aufgeblas'nen Wicht zu Boden schmettern?
Und doch sind Worte nur die schwachen Waffen,
die mir das ungetreue Glück noch ließ.

Balthasar. Nun, was wird's? was soll das heimliche Gemunkel? — Antwort will ich, Ja oder Nein?

Amandus (tritt vor und packt den Balthasar).

Da ist die Antwort, du gemeiner Schuft!
Du pöbelhafte Seele, fort mit dir!
Zu viel ward dir, Unwürdiger, beschieden,
Daß der Prinzessin Antlitz du geschaut.
— — Fort mit dir! —

(Er wirft den Balthasar zur Thüre hinaus.)

(Mehrere der Anwesenden durcheinander.) Was? — den Gesandten zur Thüre hinauszuwerfen! — des Gesandten geheiligte Person! — ein Hofrath, der Püffe bekommt? — es ist wider das Naturrecht! — Naturrecht — Völkerrecht — Kriegsrecht — Hugo Grotius — die Pandekten — Kommt zum ewigen Frieden! — Nun sind wir verloren. — War's nicht, als fiele schon ein Schuß? haben Sie einen bombenfesten Keller, Herr Nachbar? — Der Amandus muß arretiert werden — ausgeliefert werden dem Mohrenkönig! — greift den Amandus — er ist ein Staatsverbrecher — er prügelt Hofräthe — ein gefährlicher Mensch — niger est! — greift den Amandus — greift den Amandus! —

(Sie stürmen auf den Amandus los.)

Blandina (eilig vom Throne herabkommend und vorschreitend).
Haltet! —
Es nahe niemand sich dem treuen Diener,
der mir das that, was einzig von der Schmach,
mutwill'gem stolzen Hohn mich retten konnte.
Nur nachgegeben hab' ich feigem Rat.
Nie hätte er mein Antlitz schauen sollen,
der Abgesandte jenes schwarzen Unholds —
Es war geschehn, doch als mit plumper Roheit
er pöbelhafte Reden übergeifernd,
die Fürstin schwer verletzte — waren Männer
denn nicht um sie versammelt? — waren's Taube,
die nicht der Rede Sinn verstanden, oder
Gebrechliche — gelähmt an Hand und Fuß,
nicht von der Stelle sich zu rühren fähig?
Denn keiner — keiner wagte das zu thun,
was Ehre — Liebe — Treue für die Fürstin
geboten! — Seht! ein mut'ger Jüngling war's,
der mit der Schmach die gleiche Schmach vergeltend
der Fürstin unerhörte Kränkung rächte.

Tartaglia. Erhabene Prinzessin! Alles, was Sie da zu sagen belieben, zeugt in der That von großen heldenmütigen Gesinnungen und es ist jammerschade, daß Dieselben sich nicht wie eine zweite Johanna an der Spitze einer großen Armee befinden, um sogleich den Mohrenkönig aufs Haupt zu schlagen — aber jetzt! — Dieselben geruhen Lateinisch zu verstehen, — „Aut Caesar, aut nihil" könnte Dero Wahlspruch sein, aber lieber Himmel! mit dem Caesar ist es nichts — mit dem aut auch nicht, bloß mit dem verdammten nihil sitzen wir in der Tinte und — ich rede in tiefster unterthänigster Ehrfurcht — bloß durch Dero allergnädigste Schuld! — Das Land sehnt sich nach einem Vater, Dieselben gehen aber in dem Abscheu dagegen so weit, daß sogar den Studenten verboten wurde, den Landesvater zu singen, wodurch die humaniora merklich gelitten. — Ich rede in tiefster unterthänigster Ehrfurcht! — Allerliebste milchweiße Fürsten haben Dero Hand begehrt und bloß um sie abzuweisen, wurde eine große Armee errichtet, die nun gestorben und verdorben. Jetzt kommt ein Mohrenkönig — er ist zwar hoch brunett — man könnte auf gewisse Weise sagen — schwarz, aber doch, wie der Herr Hofrath Balthasar äußerst richtig bemerkten, dabei

von einnehmendem Wesen, denn er hat schon beinahe das ganze Land eingenommen. Das Land seufzt nach dem Vater, nach einiger Descendenz; wenn ich an die schwärzlichen Prinzchen denke, womit der Himmel den Staat segnen könnte, lacht mir das Herz im Leibe. Ich rede in tiefster unterthänigster Ehrfurcht! — Es wird wohl nichts übrig bleiben, als den König Kilian mit Dero zierlichem elfenbeinernen Händchen zu beglücken, und so das Land — Ihre armen Unterthanen zu retten! — Bedenken Sie, erhabenste Serenissima! wie das einzige Wörtchen Ja von Ihren Korallenlippen alles Elend endigt, und die Tiefgebeugten aufrichtet, daß sie in Jubel hopsen! — Wollen Sie das aber nicht — ich rede in tiefster unterthänigster Ehrfurcht — so werde ich, freilich mit tiefem Schmerz, lediglich zum Wohl des Landes, mich Dero angenehmer Person bemächtigen und dieselbe ohne weiteres der holden Kilianischen Majestät ausliefern müssen. — Ich rede in tiefster unterthänigster Ehrfurcht! — Dann giebt's Hochzeit — weißgekleidete Mädchen überreichen das Carmen auf einem Atlaskissen, und die Schuljugend singt: Aller Gram sei nun vergessen! Ich dächte, teuerste Prinzessin, Sie bequemten sich im Guten, ehe die Revolution Sie beim Ärmel erwischt und hinausführt zum Mohrenkönig. — Ich rede in tiefster unterthänigster Ehrfurcht! — Sagen Sie Ja! Angebetete Prinzessin!

Amand. Schändlicher ganz gemeiner Bösewicht!
Du wagst es ohne Scheu laut zu verkünden
den schwärzsten Unheil bringenden Verrat?
Mutloser feiger Schwächling wisse es,
ein böser Traum hat neckend dich gehöhnt!
Für Sie allein nur brennen aller Herzen,
und Tod für Sie gilt heil'ges Märtyrtum! —
O laß mich Fürstin! in dein Auge schauen,
der Himmelsblick entzündet den Gedanken
von kühner That, der längst im Busen glimmte.
In regem Feuer bricht sie aus, ihr Glutstrom
wälzt sprühend hin sich über Feindes Scharen,
und unter gehen sie in schmachvollem Verderben.
Nicht mehr der Morgenröte goldnen Purpur
darf schau'n der freveliche Sohn der Nacht.
Ja wenn er ruhet in dem Schooß der Mutter,
in ihre Rabenschwingen eingehüllt,
dann soll die Rache feur'ge Blitze strahlend

ihn treffen — ihn den schutzlos sie verließ.
Denn fliehen wird die Nacht vom Wahn bethört,
daß Phöbus schneller seine Rosse lenkte,
und früher aus dem Meer entstieg Aurora,
sein flammend Gold in Flur und Wälder streute. —
Wie höh'ren Geistes Ahnung hebt die Brust
des wilden Kampfs, des Sieges Himmelslust;
fort dann zur That, in wenig Stunden
entflieht der Mohr geschlagen — überwunden.

(Er verbeugt sich gegen Blandina und eilt schnell ab.)

Blandina. Pantalon! eile schnell dem Jünglinge nach — ich genehmige alles, was er wider den verhaßten Mohrenkönig unternimmt. Sorge, daß jeder, den er zur Ausführung seines Plans aufruft, sich willig seinen Befehlen fügt. —

Pant. (beiseite). Lieber Gott! ich möchte doch, daß es nicht gerade der hübsche junge Mensch wäre, der sich so, mir nichts, dir nichts, dem Kilian zum Frühstück hingiebt. Denn zum Frühstück wird ihn der Kilian verspeisen und dann aus uns übrigen armen Teufeln sein Mittagsmahl bereiten.

(Er geht ab.)

Bland. Du aber, verräterischer Tartaglia, der du gewagt, mir selbst zu drohen, sollst im tiefsten Kerker für deine böse Absicht büßen. Brighella, du vollführst meinen Befehl und stehst mit deinem Leben dafür, daß der Hochverräter nicht entkomme.

(Beiseite.) Welch ein Vertrauen, welcher seltne Mut
durchströmt mein Innres! — Dieser Jüngling,
der nie das Schwert geführt, nur goldner Leier
des Klangs geheimnisvolles Wunder
wohl sonst mit kunstgeübter Hand entlockte,
daß in den lieblich tönenden Accorden
des Dichters Lied sich froher — kühner regte.
Der Jüngling, wie vom Heldengeist durchstrahlt,
verkündet Kriegesthaten, will befrein
das Land von der verhaßten Brut — will töten
ihn selbst, den Mohrenkönig Kilian!
Ein Engel scheint er mir, gesandt zu retten
mich von Verzweiflung, unerhörter Schmach!
Ich glaub' an ihn, er kämpft für mich, er siegt,
zu sterben weiß ich, wenn der Glaube trügt.

(Sie geht mit dem Gefolge ab.)

Dritter Auftritt.

(Tartaglia, Brighella, ein Teil der Leibwache im Hintergrunde.)

Tart. Wache ich? — träume ich? — ich — der Minister, die Excellenz — der Ober-Ceremonien-Meister ohne alle Ceremonie als Hochverräter angeklagt — zum Kerker verdammt? — von dieser Prinzessin, von diesem eigensinnigen unsinnigen Kinde?

Brigh. Beliebt es werte Excellenz, so wollen wir uns in aller Stille nach dem Turm verfügen.

Tart. Ha! — Brighella! — wir kennen uns nun schon gar geraume Zeit. Du warst von jeher mein Freund! Erinnere dich der goldnen Tage, als in Venedig zu St. Samuel uns die größten Wunder der Feenwelt aufgingen, da waren wir miteinander lustig und gescheut. Neunhundert lachende Gesichter hingen an unsern Blicken, an unsern Worten. Mühselig und kümmerlich haben wir uns seitdem durch die Welt geschleppt, und ob wir gleich hie und da wirklich als existierende Personen gedruckt auf dem Zettel standen, glaubte doch niemand an uns, ja ich fürchte sogar, daß eben heute schon viele ernsthafte Personen an uns gezweifelt. Wirfst du mich nun in den Turm, gräbst du bei lebendigem Leibe mein Grab, so bedenke, daß indem der Spaß, mein Ich untergeht, das deinige baufällig wird und du selbst der besten Stütze beraubt in die Grube plumpst, die du mir bereitet. — Bedenke das, Liebster! und laß mich laufen.

Brigh. Werte Excellenz! — Sie thun gar nicht gut, daß Sie mich an die alten Zeiten erinnern, denn, mit gütiger Erlaubnis! wenn ich an den sel'gen Deramo denke, den Sie durch das verräterische „Crif Craf" — aus einem schätzbaren König in einen wilden Hirsch umsetzten, so, daß er durch den ekelhaften Körper eines schäbigten Bettlers wandern mußte, um zu einiger Menschlichkeit und zur Frau zu gelangen — wenn ich ferner mich der schönen Zemrede und des unglücklichen Sand erinnere — wenn ich endlich mir den König Millo und den Prinzen Jennaro ins Gedächtnis zurückrufe — Ja, liebste Excellenz! dann wird es mir ganz klar, daß Sie seit uralter Zeit stets entweder ein Spitzbube oder ein Esel gewesen. — Kurz von der Sache zu reden! — es ist noch nicht Zeit, Hochzeit zu halten mit Rübenkompott, gerupften Mäusen und abgezogenen Katzen. — Sie müssen in den Turm werte Excellenz, es hilft kein Singen und kein Beten!

Tart. (die Hand an den Degen). Was, verräterischer Sklave, du wagst es? — weißt du, daß ich Minister bin? — Ober-Ceremonien-Meister, Exellenz?

Brigh. Lassen Sie den Degen nur stecken, mein Werter! Es ist jetzt alles in andern Schwung geraten. Gesandte erhalten, wie unser gute Adolar diverse Streiche auf den H—, Hofräthe fliegen zur Thüre hinaus, und es kann sein, daß die Exellenz mit gnädigster Erlaubnis einige Püffe erhält, wenn sie nicht gutwillig in den Turm kriecht. Schauen Sie gefälligst dorthin. (Auf die Wache zeigend.) Es sind meine Untergebene, lauter liebe gute Kinder mit blanken Hellebarden und wenn ich rufe: Vorwärts marsch — zum Beispiel: (laut rufend) Vorwärts marsch!

(Die Wache dringt auf den Tartaglia ein.)

Tart. Halt! — Halt! — Halt! — Ich gehe ja schon, aber fürchte meine Rache, Bösewicht! Morgen ist Kilian Herr des Landes, und dann bist du verloren. Im Triumph werd' ich aus dem Kerker geführt, und laut wird es der Welt bewiesen, daß du, grober Flegel! weiter nichts bist, als eine verfehlte Idee, ein lamentabler Spaß — ein Nichts das sich auflöset in nichts!

Brigh. Morgen ist nicht heute — wo Sie morgen sitzen werden, Exellenz, weiß ich nicht, aber heute müssen Sie in den Turm.

(Brighella geht mit der Wache, die den Tartaglia umringt, ab.)

Vierter Auftritt.

(Wildverwachsene Partie eines englischen Parks mit einem Einsiedlerhäuschen an der Seite, vor dem ein steinerner Tisch steht.)

Roderich (tritt auf).

Ha! — bin ich! — leb' ich? — atm' ich noch? — Wohin
trieb mich Verzweiflung, Wahnsinn — Raserei
verschmähter Liebe? — noch nicht abgeworfen
des Lebens Bürde? — noch des Schmerzes Stachel
tief in der Brust daß Herzblut ihr entquillt?
Doch hier soll Liebesqual so laut sich künden,
daß von dem Ton die zarte Luft verwundet,
sich krampfhaft kräuseln soll in Sonnenstäubchen;
daß selbst der Quellen, duft'ger Büsche Flüstern
verstummen soll! In furchtbar toter Öde
darf nichts mehr leben als der Liebe Schmerz!

Blandina will ich rufen — schreien — brüllen.
Und wie des Donnrers Hammer schlägt der Name
an jene schwarzen Felsen! — dann geweckt
aus tiefem Schlaf erwachen ihre Stimmen
und rufen dumpf Blandina! — wie der Tod,
wie das Entsetzen selbst erklingt der Name
der Grausamen, der Feindin treuer Liebe.
Des Frühlings buntgefiedert luft'ges Heer,
der Liebe Sänger, Nachtigallen stürzen
verstummt im Tod' von den laublosen Ästen,
denn wie des Winters eis'ger Todesstarrkrampf,
traf die Natur das Schreckenswort Blandina!

In wilde Einsamkeit,
Weit weit
Bin ich getrieben
Von Liebesqual!
Doch überall,
Wo ich geblieben,
Nur Sie! Nur Sie!
Ach nie! Ach nie!
Kann ich Sie vergessen,
Kann weder trinken noch essen,
Muß vergehn, verschmachten,
Muß beständig trachten
Nach ihr! Nach ihr! — Muß klagen,
Den Blumen, den Büschen sagen,
Was ich leide für Pein,
Bis vergangen wird sein
Mein Stimmlein,
Und mich decket ein Stein!

Nicht Speis' und Trank soll diese Zunge letzen,
Nur Schmerz soll nähren meiner Liebe Schmerz;
Bis die Verzweiflung drängt den Stahl zu wetzen
Und zu durchbohr'n dies hoffnungslose Herz.

Das Ächzen nur, das Klaggestöhn der Eulen
  Beweint des Dichters Marter — seinen Tod,
  Den Wandrer schreckt das ahnungsvolle Heulen,
  Das brausend durch die Luft ihm Unglück droht.
Doch bald verkünden bange Traumgestalten
  Ihr, der Tyrannin, selbst mein Mißgeschick;
  Des Treuen Seufzer, ach! die längstverhallten,
  Sie kehren nun in ihre Brust zurück.
Dort mahnen sie all' die verlorne Tage,
  Der Lust, die ihr das frohe Leben bot,
  Und trostlos an der Freuden Sarkophage
  Klagt die Tyrannin dann in Liebesnot!

Ha, schon durchbeben
die Schauer des Todes
den blutenden Busen.
Zerrissen von Qualen
von Wahnsinn, Verzweiflung!
Hinab in den Orkus —
Blandina — Blandina!
Ha! — Seufzer des Todes!
Blandina — Blandina!
Ha, Todeskampfs Röcheln!
Blandina — Blandina!
Ha, wütende Rache!
Ha, rächendes Wüten!
Ha —

Ich weiß aber auch gar nicht, wo heute der Truffaldin mit dem Frühstück bleibt. Der Atem geht mir in der That beinahe aus, wenn ich nicht gleich etwas Konsistentes, Stomachales zu mir nehme! Truffaldin — he! — Truffaldin.

(Truffaldin kuckt furchtsam und verstohlen hinter den Büschen hervor.)

Ich glaube gar, er vergißt mich heute ganz? — Das fehlte noch! Nachdem ich mich auf höchst vortreffliche Weise der Verzweiflung überlassen, bin ich hungrig und durstig geworden. Truffaldin, he Truffaldin!

Truffaldin (tritt mit einem Flaschenkorbe und einer zugedeckten Schüssel schüchtern aus dem Gebüsch). Darf ich denn, gnädiger Herr! darf ich denn Dero verzweifelte Begeisterung unterbrechen?

Roderich. Du hörst ja, daß ich dich rufe, es ist ja die Frühstücksstunde.

Truffaldin. Aber nur noch gestern, als ich zur selbigen Zeit mitten in Dero Verse hineintrat, beliebten Sie mich für diesen Tritt mit mehreren Tritten zu regalieren, und so meint' ich, daß vielleicht heute ebenmäßig —

Roderich. Narr! Du mußt es dem Geist meiner Verse anmerken, wenn er sich nach des Leibes Nahrung und Notdurft sehnt. — Setze das Frühstück auf.

Truffaldin (deckt eine Serviette auf den steinernen Tisch und setzt die Schüssel, eine Flasche Wein, Glas u. s. f. auf). Der Herr Mundkoch hat heute köstliche Koteletten mit einer angenehmen Sardellensauce bereitet, er meinte, das sei rechte Nahrung für einen einsiedlerischen Dichter — sowie auch der Drymadera —

Roderich. Er hat recht! — Vorzüglich nach der Verzweiflung magenstärkend. (Er ißt und trinkt mit vielem Appetit.)

Truffaldin. Wie lange denken Sie denn noch in dieser wilden schauerlichen Gegend sich der menschlichen Gesellschaft zu entziehen?

Roderich. So lange meine Verzweiflung und das gute Wetter anhält.

Truffaldin. Es ist aber auch in der That eine recht liebe Einsamkeit — so bequem gelegen, gleich hinter dem Schlosse der Prinzessin, und so allerliebst gemacht, man möchte gleich alles auf die Tafel stellen. — Die Berge — das rauschende Wasser — die Grotten. — Aber, gnädiger Herr, unrecht ist es doch, daß Sie sich der Welt so ganz entzogen.

Roderich. Die Dichter lieben die Einsamkeit, daher wählen sie im Sommer gern Landhäuser, Parks, Tiergärten und dergl. zu ihrem Aufenthalt.

Der Dichter ist sich selbst die ganze Welt,
Er faßt sie auf im reinen Strahlenspiegel,
Den in dem Innern ihm sein Geist geschliffen.

In dieser wilden Einöde leb' ich ganz der göttlichen Begeisterung meiner Liebe — meines Schmerzes — meines Wahnsinns und ich kann überzeugt sein, daß vor fünf Uhr nachmittags, zu welcher Stunde die Spaziergänger sich einzufinden pflegen, mich niemand stört.

Blandina! göttlich Weib! welch himmlisch Sehnen
Durchbebt die Brust — ein qualvoll wonnig Wähnen
Reißt mich empor mit magischer Gewalt,
Sie ist's — ich schau' der Teuern Luftgestalt!

(Er trinkt.) Der Drymadera könnte besser sein, gar kein Feuer — matt! — Die Koteletten waren ziemlich, aber in der Sauce zu wenig Moutarde, kein vinaigre a quatre voleurs. — Du kannst es dem Mundkoch sagen, daß ich das liebe!

Truffaldin (beiseite). Ein lieber absonderlicher Herr, der Herr von Roderich. Da lamentiert er über verschmähte Liebe und Schmerz und Verzweiflung und Todesnot und hat dabei einen Appetit, daß mir das Wasser im Munde zusammenläuft, wenn ich ihn essen sehe! — Hat die Prinzessin Blandina auf der Zunge und will doch Senf und Diebsessig kosten.

Roderich. Was murmelst du Truffaldin?

Truffaldin. Ach, es war nichts — in der That gar nichts, das wert wäre, anders als in den Busch hineingesprochen zu werden, der sich das gefallen lassen muß.

Roderich. Ich will es aber wissen.

Truffaldin. Der Mund nahm sich gleichsam heraus zu betrachten, so daß das Auge notgedrungen in Worte ausbrach! — aber —

Roderich. Kein unsinniges Geschwätz — was sagtest du hinter meinem Rücken?

Truffaldin (mit vielen Bücklingen). Wenn Sie es denn gebieten, so will ich in tiefster Unterthänigkeit — unmaßgeblich — doch mit gehöriger Salvierung meiner Extremitäten — wenn — etwa — von wegen der Fußtritte, die Ew. Gnaden Dero Versen entziehen könnten, wodurch diese denn nun offenbar einige Lahmheit —

Roderich. Wird es bald?

Truffaldin (beiseite). Wenn er mich prügelt, lauf' ich aus der Einsamkeit, große Pakete von meines Herrn Versen unter den Armen, die verkaufe ich den Käsekrämern, befördere so den guten Geschmack, indem ich gemeinen Käsen einen vornehmen Beischmack gebe, und schaffe mir einen Zehrpfennig. (Stark Atem holend — laut.) Nun will ich alles — alles sagen! — Ew. Gnaden, mein gnädiger Herr, haben solch ein grenzenlos amikables Air im Essen, daß ich es wagte, mich im Innersten darüber zu ergötzen und zu erfreuen! Ach Gott, wenn Sie so ein Kotelettchen nach dem andern auf die angenehmste Weise verschwinden ließen, wenn Sie so ein Gläschen

Madera nach dem andern hinabzuschlürfen geruhten — das Herz sprang mir vor Freuden hoch auf. Dero Appetit war so appetitlich, daß ich selbst — doch am mehrsten war ich höchlich darüber erfreut, daß Ew. Gnaden meine unterthänige Besorgnis so ganz zu Schanden machten. Eben als ich mit dem Frühstück auf dem Wege war aus der Hofküche, hört' ich Dieselben schon aus der Ferne erschrecklich lamentieren. Dergleichen bin ich nun zwar schon gewohnt, als ich aber näher kam, hört' ich zwar in ganz angenehmen aber doch fürchterlichen Worten Dinge, die mir das Haar sträubten. Ew. Gnaden wollten hinführo nichts weiter genießen, als einigen Schmerz — durchaus schnöde Kost, die der Mundkoch der Prinzessin niemals serviert, da er es höchstens zu Thränen bringt, die der Zucker über Backwerk gießt. Dann wollten Ew. Gnaden endlich ein Klappmesser wetzen, und sich das Herz durchbohren — Sie röchelten schon im Todeskampfe und riefen ganz erbärmlich: Blandina, Blandina! — Mein Jammer war unbeschreiblich, bis mich Ihre Sehnsucht nach dem Frühstück wieder aufrichtete. Nun komme ich hervor, finde Sie frisch und gesund — nun noch der erstaunliche Appetit dazu — kurz! — ich bin in heller, herrlicher Fröhlichkeit überzeugt, daß, so wie es mit der ganzen schauerlichen Einöde und Einsamkeit ein angenehmer Spaß ist, auch Dero Verzweiflung, Dero gnädiger Wahnsinn — Dero inbrünstige Liebe zur Prinzessin Blandina nur gleichsam ein angenehmer Schnörkel — so ein —

Roderich (springt entrüstet auf). Was? — Esel! du wagst es, an der Wahrheit meiner Gesinnungen zu zweifeln? — an der Wahrheit meiner Liebe zur göttlichen Blandina?

Truffaldin. Nicht im mindesten, nicht im mindesten, ich meinte nur —

Roderich. Wahr und echt aus dem Innersten heraus kommen die Empfindungen für die Prinzessin, denn in ihnen ruht meine Poesie, und diesen poetischen Strom, der aus dem Innersten sprudelt, aufzufassen, ja ihn zu verdichten zum Krystall, in dem sich die glänzenden Gestalten meiner Fantasie hell und farbigt abspiegeln, ja! daß ich mit kräftiger Faust den Bogen spanne wie der fernhintreffende Apollo und meine Verse wie des Blitzes Pfeile fortschleudere — dazu kräftige ich mich — deshalb esse ich Koteletten mit Sardellensauce und trinke Drymadera!

Truffaldin. Also lieben Ew. Gnaden die Prinzessin wirklich? — wünschen eine unmaßgebliche Verbindung?

Roderich. Die göttliche Blandina ist meine Muse, meine Liebe zu ihr eine poetische Idee, die in tausend Strahlenbrechungen in meinen Liedern den Glanz und Reichtum der Poesie verbreitet und die Gemüter entzündet. Unbezweifelt rührt am Ende mein Schmerz, meine Verzweiflung die Stolze und ich werde über kurz oder lang regierender Fürst von Ombrombrosa, wiewohl dann Blandina weder meine Muse noch meine poetische Idee bleiben kann, denn zu beiden ist eine Frau nicht tauglich.

Truffaldin (Roderich zu Füßen fallend). Ach, gnädiger Herr! Unvergleichliche Durchlaucht in spe — Wenn Sie nun dasitzen auf dem roten Sammtstuhl und mit dem Scepter in der Faust, Land und Leute regieren nach Herzenslust — wollen Sie denn nicht dem treusten Diener — so ein Ministerstellchen dächt' ich und einen tüchtigen venetianischen Wurstkram dabei, das könnte schon den Mann nähren! — Alle meine Würste wollt' ich in Dero angenehme Sonettchen —

Roderich (entrüstet). Kerl! bist du rasend? (gelassen) Doch stehe auf und erzähle mir das Neueste, was du in der Hofküche vernommen. Was macht Blandina? hat sich beim Dejeuner kein neuer Nebenbuhler eingefunden? — hat sie nicht diesem — jenem freundliche Blicke hingeworfen? So etwas wäre mir jetzt gerade recht, denn ich brauche vor Tische noch einige Verzweiflung, ja sogar einige Raserei könnte nicht schaden. Nach Tische kann dann mit Nutzen stiller hinbrütender Liebesschmerz, sentimentale Schwärmerei eintreten.

Truffaldin. Ach, gnädiger Herr! — Am Hofe sieht es gar bunt und gefährlich aus. Der Mohrenkönig Kilian hat einen plebejen Hofrath als Abgesandten zur Prinzessin geschickt, den hat der junge Monsieur Amandus zur Thüre hinausgeworfen, darauf ist in der Person des Ministers und Ober-Ceremonien-Meisters Tartaglia eine fürchterliche Revolution ausgebrochen und hat die Prinzessin beim Ärmel erwischen und hinausführen wollen zum groben Mohrenkönig, das hat aber der Monf. Amandus nicht gelitten, sondern versprochen, gleich nach dem Abendsegen ganz allein herauszuwandern und den hunderttausend Mohren, die vor Ombrombrosa im Lager stehen, mit seinem Couteau de chasse die Köpfe abzusäbeln, wie man ein Feld absichelt. Blandina zweifelt keinen Augenblick, daß dieser sinnreiche Anschlag durchaus gelingen werde und man spricht, daß sie dem lieben tapfern Monsieur gleich nach vollendeter That Herz und Hand geben wird, so daß in kühler Nacht zurückkehrend, er sich

gleich, nachdem er nur das Mohrenblut abgewaschen, ins Ehebette legen kann und keinen Schnupfen befürchten darf.

Roderich. Was höre ich? Amandus, der Chitarrist? der erbärmliche hochmütige prosaische Liederling, der zu meinen göttlichsten Gedichten nie eine Melodie finden konnte, der nie meine wohlklingendsten Verse singen wollte? der verspricht Heldenthaten? der soll Blandinens Hand gewinnen — der göttlichen? Vor der Hand habe ich Stoff genug zur Verzweiflung und zum Wahnsinn! — Doch da der Anschlag offenbar unsinnig ist, insofern dem hochmütigen Amandus nicht Geister helfen, die nur selten mit Wirkung zu brauchen, auch überhaupt teufelmäßig schwer zu behandeln sind und also es voraus zu sehen, daß der König Kilian die Prinzessin und den Amandus besiegen wird, so laufe schnell und erkundige dich, wo und wie weit der Mohrenkönig steht und anzutreffen ist, damit ich noch zu rechter Zeit zu ihm übergehen und meine Dienste als Hofpoet anbieten kann. Ich werde denn gleich die nötigen Siegeshymnen auf den Einmarsch des Mohrenkönigs in Ombrombrosa anfertigen und den Kilian sehr loben, für jetzt will ich verzweifeln und mich deshalb tiefer in die Einöde, das heißt in die zwanzig Schritte von hier gelegene schauerliche Felsenpartie begeben. Dort will ich was weniges rhythmisch brüllen. (Er ist im Abgehen, Truffaldin will das voll eingeschenkte Glas ergreifen, Roderich kehrt schnell um.) Ach! — bald vergessen. (Er leert das Glas und will von neuem abgehen.)

Truffaldin (ihm nachrufend). Gnädiger Herr! — Gnädiger Herr!

Roderich (umkehrend). Was soll's?

Truffaldin. Ach, gnädiger Herr! — ich wollte bitten — wenn Sie meinen unsäglichen Eifer für Dero würdige Person, vorzüglich wegen des Sammtstuhls — der Ministerschaft — des Wurstkrams nicht übel deuten wollten — ich hätte so eine Idee! — einen unmaßgeblichen Vorschlag —

Roderich. Nun, was ist es, was ist es? — Die Zeit vergeht, bald kommt die Mittagsstunde heran, und ich bin nicht bis zur Raserei gediehen. —

Truffaldin. Sehn Sie, gnädiger Herr, ich habe von einem würdigen Manne guter Herkunft, nämlich vom seligen Don Quixote gelesen; der wollte es aus Liebe zu seiner Dulcinea von Toboso, die eigentlich auch nur eine poetische Idee war, dem Ritter Amadis von Gallia nachthun. So wie dieser auf dem Felsen Armut als Dunkelhübsch allerlei tolle Streiche verführte, so zog auch der Ritter

Don Quixote in einer wilden wüsten Gegend vor den Augen seines treuen Sancho Pansa sich ganz fasernackt aus, und schoß einige Purzelbäume, welches Sancho Pansa nachher der geliebten Prinzessin Dulcinea gehörig rühmen sollte. Wie wäre es, wenn Sie jetzt, gnädiger Herr! nach dem erhabenen Beispiel jener würdigen Männer so vor meinen Augen Ihren Schlafrock und Ihre liebe Höschen ablegten und einige anmutige Purzelbäumchen gnädigst versuchten. Ich würde das als Ihr treuer Sancho mit vieler Wirkung in der Hofküche erzählen. Was gilt's, wir spielen dem Amandus einen Streich und das Fürstentümchen fällt, mir nichts dir nichts, in Ihre Tasche, noch ehe es der Mohrenkönig Kilian wegbrennt, denn der Hofmundkoch ist ganz vertraut mit der Oberhof—

Roderich (ihn entrüstet unterbrechend). Du bist ein verdammter Hasenfuß! (Er eilt fort und man hört ihn gleich darauf brüllen.)

Truffaldin (nach einer Pause). Wären der Prinzessin Blandina nicht vielleicht seine Purzelbäume lieber gewesen als seine Verse? — Stoff zur tiefsinnigsten Betrachtung. — Ehe ich aber in die Tiefe dieser Betrachtung hinabsteige, will ich mich in jenes Einsiedlerhäuschen bis auf den Grund vertiefen und sogleich ein paar tüchtige Stöße von meines Herrn Versen zusammenbinden. Bis Mittag bin ich über die Grenze, weil ich nicht Kilianisch werden will und mein Herr mir den Wein vor der Nase aussäuft.

(Er geht in das Einsiedlerhäuschen.)

Fünfter Auftritt.

Amandus (tritt von der Seite ein).

Welch ein neues Leben ging mir auf! — Dunkle Stimmen, die in meinem Innern tönten, wehen nun in freudigem lauten Gesange durch Flur und Wald, und verkünden ein wunderbar Geheimnis, das sonst in meiner Brust ruhte wie ein tötender Schmerz! — Es ist mir als verstehe ich jetzt erst mein Saitenspiel, das oft wie im bewußtlosen Traum von meiner Hand berührt in seltsamlichen wonnevollen Ahnungen erklang. — Und doch kann ich es nicht mit Worten sagen, was herrlich und glänzend wie mit tausend goldnen Sonnenstrahlen mich umleuchtet, ja was so verständlich mir die Blumen, die Gebüsche, die Quellen zulispeln. — Nie gedachte, nie empfundene Melodien, aber wie in einem einzigen überschwenglich herrlichen Ton zusammenstrahlend durchbeben mein Innerstes und

ist nicht dieser Ton, von dem erfüllt meine Brust in unnennbarer Sehnsucht brennt, Sie — Sie selbst? — Alle schelten mich thöricht und vermessen, daß ich, der ich nie verstand die Waffen zu führen, mit dem ungeschlachten Mohrenkönig Kilian zu kämpfen mich unterfange und weissagen mir den Tod; aber giebt es denn wohl für mich nur irgend eine Gefahr? — Seitdem ich durch Sie — in Ihr — mein wahres Sein, den höheren Geist in mir erkannt habe, weiß ich, daß der Gesang nicht außer mir wohnt, sondern ich selbst bin der Gesang und der ist unsterblich! — Zerschlägt Kilian das Instrument, so wird der darin wie in ein enges Gefängnis gebannte Ton frei und licht daherschweben und ich werde in ihr — Sie selbst sein. Ebensowenig wie die Luft kann Kilian den Geist, der mein Ich — der der Gesang ist, verwunden oder töten. So wie Sie die unaussprechliche Sehnsucht der Liebe ist, die wie der Atem des Lebens meine Brust hebt, so werde ich dann selbst das Lied sein, das emporquillt aus den Saiten, die ihre Schwanenhand berührt! — Ja! in den aufschwellenden Tönen des Liedes, das von ihren rosigen Lippen strömt, werde ich von meiner Liebe, von meiner Sehnsucht singen. —

Brighella hat mir gar viel von seinen listigen Anschlägen gegen das Heer der Mohren gesagt, mag er seinen Weg verfolgen, mutig schreite ich fort auf dem meinigen, der mich zum gewissen Siege führt!

(Truffaldin kommt mit zwei ungeheuern Papierstößen unter den Armen aus dem Einsiedlerhäuschen.)

Truffaldin. Ei, mein Himmel, da ist ja der junge Held, Monsieur Amandus mit einem ungeheuern Schwert an der Seite! — Er sieht recht martialisch aus und wenn ihm der Bart gewachsen ist, kann er ganz getrost unter die Leibhusaren gehen.

Amandus. Wer bist du, seltsamer Geselle?

Truffaldin. Sollten Sie mich denn nicht kennen, allerliebster heldenmütiger Monsieur? — sollten Sie mich niemals in der Nähe des Hofes erblickt haben? — Ich bin ja der Diener des Herrn Hofpoeten Roderich, der sich zwanzig Schritte vom Schlosse in die wilde Einöde begeben, um über die Grausamkeit der Prinzessin Blandina gehörig zu jammern. Er liebt die Prinzessin unendlich, seine Verse, vergangene und zukünftige aber noch viel mehr und um diese mit seiner werten Person zugleich zu erhalten, will er zum König Kilian übergehen und Siegeshymnen singen. — Ich meinesteils will nicht Kilianisch werden, sondern mich im stillen der Tugend widmen und der göttlichen Poesie, weshalb ich der Begeisterung wegen einen

Schnaps- und Wurstladen anlegen und gleich selbst mein bester Kundmann werden will.

Amandus. Was trägst du aber denn für schwere Last?

Truffaldin. Einige vergangene Verschen meines gewesenen Herrn zur Belehrung — zur Erbauung — zur Erhebung — zur Verbreitung des guten Geschmacks, da ich sie in kleinen Portionen meinen Cervelatwürsten beifügen und den Käufern in den Kauf geben will — Gehorsamst aufzuwarten!

Amandus. Nach deiner Kleidung, deinem droll'gen Wesen,
Scheinst du mir wirklich wahrer leichter Scherz.
In tiefem Ernst schreit' ich zu ernster That,
Doch in der dunklen ahnungsvollen Tiefe,
Aus der dem Magus gleich mit kräft'gem Zauber
Der Dichter seltsame Gestalten lockt,
Daß sie, Trugbilder zwar, doch hell und farbigt
Vom höhern Geist beseelt gar seltne Lust
Dem Glaubigen bereiten — In der Tiefe
Da gatten Ernst und Scherz sich willig, wandelnd
Auf einer Bahn, erreichend gleiches Ziel.
Darum Geselle! — frisch! — wirf ab die Bürde,
Die ird'scher Tand nur nach der Erde strebend
Dich selbst zur Erde beugt, den leichten Schritt
Den du gewohnt, nur hindert! — wirf sie ab!
Sei du mein Knappe! — wie ein muntres Liedchen,
Das sich an ernste Weisen neckisch hängt,
Sollst du mir folgen in den Kampf. — Den Mohren
Trifft bald zum Tode meines Geistes Macht.
So komm denn luft'ger Spaß die That zu schauen,
Du kannst dem Ernst, der Ernst kann dir vertrauen.

(Er geht ab.)

Truffaldin. Wie bin ich doch so wunderlich an diesen blutjungen Helden geraten, der soeben erst fertig worden, noch ganz blank und neu! — Aber ich glaube, es ist mehr an ihm, als an dem Hofpoeten und erlegt er den Kilian, so ist mein Glück gemacht. Der junge Mensch hat mich ordentlich in Rage gesetzt, und ein glücklicher Coup könnte mich bis zur Courage bringen. — Ein Paarhundert Schrittchen davon will ich dem Kampfe mit einer Standhaftigkeit, mit einer Bravour zuschauen, daß niemand mehr an meiner

Tapferkeit zweifeln soll. — Die Bündel hier werfe ich in den Bach und sind es Verse nur von einigem Gewicht, so werden sie schnell untersinken.

(Er wirft die Bündel hinter dem Gebüsch in den Bach, tritt dann weiter vor und spricht pathetisch.)

So will ich nur zum Spaß die That denn schauen,
Wird's Ernst, so kann ich schneller Flucht vertrauen!

(Er folgt dem Amandus.)

Sechster Auftritt.

(Freie Gegend. Im Vordergrunde das prächtige Gezelt des Mohrenkönigs Kilian, hinten das Lager der Mohren.)

Kilian, eine riesenmäßige dicke Figur mit der Krone auf dem Haupt, aus einer langen Pfeife Tabak rauchend, tritt mit dem Hofrath Balthasar im Gespräch ein; hinter ihnen Gefolge von Mohren, von denen einer ein großes Glas, ein anderer mehrere Flaschen, der dritte Kilians Scepter trägt.

Kilian. Er ist gewiß wieder einmal ein Esel gewesen, Hofrath! und hat den ganzen Brei verdorben mit seiner dummen Weise.

Balthasar. Sie wollen auch stets allein alle Weisheit gefressen haben, Majestät! und doch bedürfen Sie, so wie der ganze Hof, immer Rat, weshalb Sie mich zum Hofrath gemacht haben; ich thue meine Pflicht und lasse es nie an der gehörigen Grobheit mangeln.

Kilian. Sieht Er! — mit seiner Grobheit ist es nun ganz und gar nichts, denn es fehlt ihr immer die gehörige Dicke, da kann er was von mir lernen. Er ist gegen mich nur ein dünnes kleines Knäbchen, dem es schon recht ist, wenn ihm einmal die Ohren gewaschen werden. Hat Er denn der Prinzessin die Diamanten gezeigt?

Balthasar. Freilich! und ausdrücklich gesagt, daß Sie selbst die Kleinodien an der Nachtmütze getragen haben, aber das dumme Volk hat gar nicht darauf geachtet.

Kilian. Weil Er das Ding mit den Diamanten auch recht dumm gemacht haben mag, wie gewöhnlich! — Nun! — morgen soll's mir die Prinzessin, wenn sie meine Frau geworden, selbst erzählen, und wenn ich denn nun erfahre, daß Er ein Maulaffe gewesen, sieht Er, so soll — (Er schwingt die Tabakspfeife.)

Balthasar. Ach — für die Pfeife fürcht' ich mich auch noch nicht — machen Sie sich nur nicht so breit, Sie sind so schon breit genug, Majestät! — Warum haben Sie denn nicht gleich die Armee in die Stadt geschickt, und die Prinzessin holen lassen, wie ich es geraten?

Kilian. Halt Er's Maul und schwatz' Er nicht ins Gelag hinein. — Ich bin heute nicht zum Heiraten disponiert! — Morgen ist auch ein Tag.

Balthasar. Aber mir ahnet's, daß bis morgen allerlei dazwischen kommen wird.

Kilian. Ich glaube gar, Er untersteht sich, Ahnungen zu haben? — Sieht Er, Hofrath, wenn ich merke, daß Er außer seiner Tölpelei auch noch von dummen Aberglauben besessen ist, so lasse ich Ihn stehenden Fußes zum Lande hinauswerfen. Ich glaube, Er wäre imstande, durch seine Tollheit mein Volk und die zarte hoffnungsvolle Jugend zu berücken!

Ein Mohr (eintretend). Es ist ein Mensch draußen, der die Majestät schauen will und unerachtet er in einem Kabriolett bei den Vorposten ankam, sagte er doch, er sei ein Überläufer aus den Staaten der Prinzessin Blandina.

Kilian. Merkt Er, Hofrath, wie das Volk dem künftigen Landesvater zuläuft? Vielleicht ist es schon gar der Bürgermeister von Ombrombrosa mit den Schlüsseln des Landes. — Er mag nur immer hineintreten.

(Der Mohr entfernt sich.) — Meinen Scepter! (Er giebt die Tabakspfeife dem Mohren, der den Scepter trägt und nimmt den Scepter, indem er sich gravitätisch vor des Zeltes Eingang stellt.)

Siebenter Auftritt.

(Roderich tritt ein von zwei Mohren begleitet.)

Kilian. Nun! — Was will Er? — Wer ist Er? Hat Er die Schlüssel des Landes bei sich?

Roderich. O Majestät! — großer König! zu schwer würden diese Schlüssel sein, um an meines Rockes Hinterteilen zu prangen, wo nur sonst ein goldnes Schlüsselchen der geheimsten Kammer meiner Prinzessin neckisch an einem Schleifchen baumelte, denn mit Erlaubnis, ich war Blandinens geheimer Kammerherr.

Kilian. Hofrath? — ich glaube, der Kerl ist verrückt, er prahlt mit 'nem fatalen Amte — er schneidet auf. Ist denn das 'ne alberne stolze Sitte am Ombrombroser Hofe, daß man goldne Schlüssel zum —

Balthasar. Ach, schwatzen Sie doch nicht solch ungewaschenes Zeug, Majestät! — Fragen Sie nur den Menschen ordentlich, wer er ist? —

Kilian (barsch). Wer ist Er?

Roderich. Großer König! ich nenne mich Roderich, ich biete Ihnen, wohlwollender Sire! meine Dienste an, um Tero Siege zu verkünden, denn außer dem vorher bemerkten Amte war ich Hofpoet der Prinzessin Blandina und wünsche nun den gleichen Dienst bei Ihnen, großer majestätischer König! anzutreten.

Kilian. Poet? — Hofpoet? — Was will Er damit sagen? — Was ist das eigentlich?

Roderich. Poet! — auch Dichter sonst nach deutscher Sprache,
Ein wunderlich geheimnisvolles Wesen! —
Im Purpur der aus fernem Geisterlande
Hinüberstrahlt erscheint ihm die Natur,
Erscheint ihm alles, was sein Aug' erfaßt.
Das arme dürft'ge Leben glanzlos sonst,
Fahl — erdigt — lautlos ohne Farbenjubel,
Geht ihm dann auf in hellen lichten Klängen.
Wie im Krystall des silberklaren Baches
Sich magisch Wolken, Büsche, Blumen spiegeln,
So spiegelt sich auch die Natur, das Leben,
Im Geist des Dichters ab — Ein Zauberschimmer
Blitzt über alles hin in kleinen Wellchen,
Die wie im Spiel sich ineinander kräuseln.

So ging auch mir das Dichterleben auf.
Mein Aug' erfaßt' das ferne Geisterreich,
Romant'schen Putz geb' ich dem, was ich sehe.
Auch du, mein guter Sire! bist nicht Kilian,
Bist nicht der furchtbar starke Mohrenkönig —
Nein! — nur ein herrliches poet'sches Bild,
Erreicht durch kühnen Flug des regen Dichters,
Du bist —

Kilian (ihn im höchsten Zorn unterbrechend). Was? — Er unverschämter Kerl? — ich wäre kein Kilian? — kein Mohrenkönig? nur ein Bild? gleichsam eine Malerei? — Lug und Trug? — J so soll doch das Wetter drein schlagen! (Er prügelt den Hofpoeten stark mit dem Scepter, der Hofpoet entflieht schreiend: Erbarmen! Erbarmen! — ich nehme alles zurück — ich bin kein Poet — kein Dichter 2c. Kilian verfolgt ihn bis außerhalb der Scene.)

Kilian (zurückkehrend, keuchend und atemlos). — Nun — der — soll — daran — denken — mich — für — ein Bild anzusehen! — Hofrath! trocke Er mir einmal den Schweiß von der Stirne!

(Der Hofrath thut es, muß sich aber auf den Fußspitzen erheben, um an Kilians Stirne hinaufzureichen, er stolpert und stößt dem Kilian die Krone vom Kopfe.)

Kilian. Er ist aber auch ein recht ungeschickter Tölpel, Hofrath! Er kann nicht das mindeste zum Wohl des Staats ausrichten, ohne eine Flegelei zu begehen.

Balthasar. So kann Er selbst fürs Wohl des Staats arbeiten und sich den Schweiß abtrocknen, Majestät! (Er wirft ihm das Schnupftuch, das er von ihm empfing, wieder zu.)

Kilian. Ja das geht auch! (Er wischt sich die Stirne ab, die Mohren setzen ihm wieder die Krone auf.) Jetzt will ich von meinen Geschäften ausruhen und versuchen, inwiefern ich noch an den morgenden Einzug in Ombrombrosa etwas weniges denken kann. Man bringe mir einige Flaschen Doppeltbier und ein halbes Pfund geschnittenen Rollenknaster in mein Zelt. — Hofrath, leg' Er sich aufs Ohr und sei Er morgen vernünftiger — Gute Nacht ihr Flegel allzumal! —

(Er geht Tabak rauchend ins Zelt, das sich hinter ihm schließt.)

Balthasar. Wenn der Kilian nicht solch ein ehrlicher Mann wäre und solch ein vortreffliches Herz hätte wie alle Grobiane, der Teufel hielte es bei ihm aus.

(Er geht mit den Mohren ab.)

Zwischenscene hinter dem Theater.

Der Regisseur. Herr Maschinist ziehen Sie die Glocke zum Nachtmachen.

Der Direktor. Was ist das? jetzt soll es mit einem Mal Nacht werden? — Das stört die Illusion — vor ein paar Minuten hat der Dichter Roderich ja erst in der Einöde gefrühstückt.

Der Reg. Es steht aber so im Buche.

Der Direkt. So ist das Buch unsinnig — das Stück ohne alle Theaterkenntnis geschrieben. Dieser Akt müßte notwendig bei Tage schließen, der folgende hätte dann in Gottesnamen in der Finsternis anfangen können.

Der Reg. Sie hätten das Stück lesen und früher an die nötigen Änderungen denken sollen, um vernünftige Illusion hineinzubringen. Nun wird es einmal gespielt.

Der Direkt. Was? — Ich bin Direktor und soll auch noch die Stücke vorher lesen, ehe ich sie aufführen lasse? — Herr! — solche unsinnige Zumutungen verbitte ich mir. Ich habe genug zu thun mit der Kasse und jede Woche die Gagen gehörig in Papier zu wickeln und zu überschreiben. — Ich mache sogar die Komödienzettel, was auch Ihres Amts sowie das Lesen der Stücke wäre. — Ich merke schon, das ist heute wieder so ein neumodisches ästhetisches Stück, Kraut und Rüben durcheinander, und ich habe Ihnen doch gesagt, ich will nichts Ästhetisches auf meiner Bühne — meine Bühne soll nicht ästhetisch sein. — Verse kommen auch wieder vor, die hätten Sie hübsch in Prosa umsetzen sollen, wie ich es Ihnen so oft befohlen habe — Sie sind auch für den Teufel da, Herr Regisseur — ich bin mit Ihnen höchst unzufrieden. —

Der Reg. Aber, bester Herr Direktor, nun ist es einmal im Gange, was ist zu thun?

Der Direkt. Es kann durchaus nicht sogleich Nacht werden, es müssen noch ein paar Scenen eingeschoben werden, damit der Zuschauer das Frühstück vergesse — Kilian mag indessen sich noch eine Pfeife stopfen. —

Der Reg. Aber um des Himmels willen, was für Scenen? — Doch eben fällt mir bei — eine haben wir ja soeben selbst gespielt, werter Herr Direktor, und nun muß jemand von der Gesellschaft vortreten, gleichsam wie ein in des Stückes Mitte sprechender Prologus und den Dichter förmlich des Illusionsfehlers halber entschuldigen.

Der Direkt. Ja! — Ja! — aber wen nehmen wir dazu?

Der Reg. Keinen andern als den Adolar.

Der Direkt. Ich hole ihn!

(Es wird ein paar Minuten hindurch stille, dann erheben sich die Stimmen aufs neue.)

Adolar. Ich thue es aber nicht — durchaus nicht.

Der Direkt. Sie sind aber auch ein obstinater Mensch! — Herr! — reißen Sie mich dasmal aus der Verlegenheit, ich will's Ihnen lebenslang gedenken. — Die notierte Strafe wegen Vergehens in Scene eins wird gestrichen und ein Thaler wöchentlich Zulage. Herr! mehr kann ein ehrlicher Mann nicht thun.

Adolar. Sie sind zwar sonst trotz dem Mohrenkönig ein Grobian, aber doch, wie ich merke, ein edler Mann, solange es

nämlich Ihr Vorteil erheischt. — Nun es sei dann, ich will mein Möglichstes thun.

Der Reg. (schiebt ihn hinaus). Hinaus — hinaus — bester Kollege!

Adolar (tritt vor).

Hochgeehrteste Zuschauer!
Es würde mich versetzen in Trauer,
Wenn Sie nicht gütigst glaubten,
Daß diese Scenen den Tag wegraubten,
So, daß nun kommt die finstre Nacht,
In der viel Großes wird vollbracht.
Der Dichter — Sie glauben es, Werte, kaum,
Sitzt hoch oben über dem Raum,
Er dort der Zeit gewaltiges Rad
Mit kühner Hand erfasset hat.
Das dreht er bald langsam, bald geschwind,
Wie er's nun gerade nötig find't,
Und so dehnt sich die Minute zu Stunden
Und oft ist ein Jahr in Minuten verschwunden.
Drum ist's nun Mitternacht geworden,
Und Schlaf befängt die wilden Horden.
Herr Kilian, der ungeschlachte Mohr,
Liegt schnarchend im Zelte auf dem Ohr.
— Nacht machen Herr Maschinist!

(Der Maschinist klingelt, die Lampen versinken und das Theater wird ein wenig finstrer als es vorher war.)

Sehn Sie wohl, wie's nun finster ist?
Zwar können Sie alles gut unterscheiden,
Daß oben hier die tollen rußigen Heiden,
Die, weil es Nacht geklingelt, sind
Alle betölpelt ganz stockblind.
Sie rennen umher keck und verwegen
Zuletzt verzweifelnd in die eigene Degen.
Sie haben nun das Gehörige vernommen,
Adieu! — Ich höre den Amandus kommen.

(Er tritt ab.)

Achter Auftritt.

(Amandus kommt mit bloßem Schwerte.)

Das ganze Heer hat der Schlaf wie mit bleierner Last zu Boden gedrückt. Der Ruf der Wachen ist verstummt — mit kraftloser Faust das Gewehr umklammert, liegen sie im Grase und der Traum befängt sie mit neckhaftem Spuk, daß sie wähnen keck und munter die Flinte scharf geschultert einher zu schreiten und mit lautem Schreien und Singen die Kameraden wach zu halten, während sie hingestreckt mit gelähmter Zunge nur leise stöhnen. Brighella schleicht ungehindert mit den Seinigen in das Lager, aber mich hat es wie mit magischer Gewalt hergezogen. Hier muß das Zelt des Königs Kilian stehen. Truffaldin! — zünde die Fackel an!

Truffald. (außerhalb der Scene). Gleich! — Doch wenn Sie gütigst erlauben, gnädiger Held! so thue ich es hier oben. Es nimmt sich besser aus, eine recht malerische romantische Beleuchtung so aus der Ferne von oben herab.

(Man sieht den Schein von Truffaldins Fackel hereinbrechen.)

Amandus (Kilians Zelt erblickend).

— Ha! — da ist Kilians Zelt!
Aus tiefem Schlaf will ich den Unhold wecken!
So laut ertönen soll im mächt'gen Klange
Des kühnen Mutes Stimme, daß das Zelt
Wie ein zersprungenes Gehäus' zerfallend
Den gift'gen Wurm im Innern ohne Schutz
Bloßstellen soll dem Angriff auf den Tod!
Heraus, du ungeschlachter Mohrenkönig,
Hör's, wie des Kampfes Geist ein flamm'ger Strahl
In Funken klingend an dein Leben schlägt!
Erwache! — Denn dein schmachvolles Verderben
Mußt selbst du schauen — mußt im Leben sterben!

(Er schlägt mit dem Schwert gegen das Zelt, welches sich spaltet, Kilian erhebt sich vom Lager.)

Kilian. Was schimpft — was schreit, was tobt da draußen? — wer alle Teufel unterfängt sich, mich im besten Schlaf zu stören? — Ist Er es, Hofrath, so soll Ihn das Donnerwetter —

Amandus. Ich bin's — die Rache Blandinens, die dich verfolgt und tötet! — Heraus zum Kampf!

Kilian. Ach! — dummer Schnack, ist gar keine Rache, kein Kampf nötig. Morgen wird alles in der Güte abgemacht. — Morgen — Morgen, mein guter Sohn! —

Amandus. Heraus du schnöder feiger Wicht, oder ich töte dich auf deinem Lager!

Kilian. Nun nun! — es hat keine solche große Eile! (Er steht auf und kuckt zum Zelte heraus.) Was? — Knäbchen, possierlich Männlein? Du du — willst mit mir kämpfen? — gegen dich ziehe ich nicht meinen guten Hirschfänger, dich spieß' ich auf mit meiner Frühstücksgabel —

Amandus. Verächtlich klingt dein Hohn mir, ganz gemein!
In großer Masse ist die Kraft nur klein.
Hervor mit dir — die Augenblicke fliegen,
Vernichtet wirst du, wähnend stolz zu siegen,

(Kilian kommt mit einer ungeheueren Gabel heraus und geht auf den Amandus los; Amandus schwingt sein Schwert und in demselben Augenblick fällt Kilians Kopf hohltönend zur Erde, der Körper stürzt in die Coulissen hinein.)

Truffaldin (mit der Fackel hervorspringend). Juchhe! — Juchhe! — Triumph! Sieg! — Die Majestät ist umgekugelt — Der Kopf ist herunter! Als treuer Schildknappe ergreife ich das königliche Haupt und — schnell damit zurück nach der Stadt — in den Palast. Ich will exekrabel schreien — Blandinchen muß aus den Federn — alles muß jubilieren — die Stadtmusikanten wischen ihre alten Zinken aus und blasen ganz erschrecklich Viktoria herunter von den Türmen — im Stockfinstern suchen die Kanoniere das Zündkraut und lösen alle Kanonen, die nur jemals der Staat möglicherweise besessen. (Er hebt den Kopf auf, der ein bloßer Haubenstock ist.) Aber was ist denn das? — gar kein Blut? — werter Held! — teure Exellenz! schauen Sie, das nenn' ich mir einen leeren Kopf — Wahrhaftig der Kilian muß aus dem Laden einer Putzmacherin herstammen. Ein bloßer Haubenstock, dem ein königlicher Rumpf anwuchs, als ihm ein Diadem aufgepaßt wurde.

Amandus (den Haubenstock erblickend).
So hat mich meine Ahnung nicht betrogen,
Der Kilian war ein trügrisch leeres Nichts.
Nie brannt' ein Funke in der toten Masse,
Kein Herzblut rann in dem herzlosen Wesen,
Nur äußre Lichter liehen ihm den Schein
Des Lebens! — wie der Fels im Innern stumm

Zu sprechen scheint nur Laute wiedertönend,
Die an ihn prallen, so war auch sein Reden
Trüglicher Schein vom fremden Schein erborgt.
Den prahlerischen nicht'gen Mohr durchstrahlte
Der Geist mit seines Schwertes regen Blitzen,
Und er sank hin vernichtet in sein Nichts.

(Hin und wieder brechen im Lager der Mohren Flammen aus — man hört Schüsse — Geheul — dumpfes Geschrei — Mohren fliehen über die Bühne.)

Fliehende Mohren. Rette sich, wer sich retten kann — der König — die Majestät hat den Kopf verloren — nun ist's aus mit uns! flieht — flieht — flieht! —

Amandus. Schon glüh'n die Flammen auf zum Firmament.
Vernichtet ist der Feind — sein Lager brennt,
Blandina ist befreit, komm, laß uns eilen,
Den frohen Jubel mit dem Volk zu teilen.

(Er will abgehen und stößt auf Brighella.)

Neunter Auftritt.

Brighella. Alles ist geglückt! — Während Sie sich, mein Teuerster! hier mit dem Abnehmen des Kilianschen Hauptes beschäftigten, war ich mit meinen Getreuen ins Lager geschlichen und wir zündeten es an, an allen Ecken, die wir nur in der Nacht ausfindig machen konnten. Die Höken in Ombrombrosa können vierzehn Tage hindurch Markt halten mit Mohrenbraten. Unsere zehn Scharfschützen die würdigen Quadres von zehn würdigen Regimentern, thaten Wunder der Tapferkeit; jeder lud zehn Kugeln in die Büchse und jede Kugel traf zehntausend Mohren, so daß noch viel mehr umgekommen sind, als sich eigentlich im ganzen Lager befanden. — Die Straßenjungen von Ombrombrosa haben bereits den nötigen Lärm gemacht und die Prinzessin Blandina zieht mit ihrem Hofstaat zum Stadtthor heraus uns beiderseitigen Helden entgegen. Eilen Sie daher mit mir, wertester Kollege und legen Sie ihr Kilians Haupt zu Füßen.

(Er geht mit Amandus ab.)

Truffaldin. Erfochten ist der Sieg — nun ohne Weilen
Will mit mir selbst ich Kilians Nachlaß teilen.

(Er geht in Kilians Zelt.)

Zehnter Auftritt.

Feierlicher Siegesmarsch. Prinzessin Blandina, Pantalon, Amandus, Brighella, Höflinge, Gefolge, die Ombrombrosische Armee — das Volk — treten ein.

Blandina. Wie schön erfüllt ist all' mein kühnes Hoffen,
Der Feind entflieht von Feuer — Schwert getroffen.
Erglänzt in Phöbus' Golde Wald und Flur,
Ist weggetilgt der wilden Horden Spur!
Du sprachst vom Geist beseelt, ein heil'ger Seher!
Amandus! — Kühner Jüngling, tritt mir näher.
Zu retten mich von Schmach, gabst du dein Blut,
Wie soll ich lohnen deinen Heldenmut!
Nur dir allein verdank' ich meine Krone.
Komm! sei der Nächste nun an meinem Throne!

Pantalon. Ach, süßes Herz! — wer hatte das denken sollen vor Schlafengehen, daß wir noch in der Nacht hier jubilieren sollten unter freiem Himmel! — Vor Freude bin ich mit dem rechten Fuß in den linken Pantoffel gefahren und habe meinen Schlafrock verkehrt angezogen, welches ich bloß meinem patriotischen Entzücken zuzuschreiben und zu verzeihen bitte. Nun! — der Himmel beschere uns bald eine fröhliche Hochzeit. —

(Wiederholung des Marsches, alle gehen ab, bis auf Brighella.)

Brighella. Wer das Glück hat führt die Braut nach Hause! — Sein Blut hat er für sie vergossen, sagt Blandina, und wenn er sich nicht am Säbelknopf den Daumen geritzt hätte, als er die Prinzessin salutierte, wär' er nicht um zwei Tropfen Bluts ärmer als vorher! — Wem der Himmel wohl will, dem giebt er's im Schlafe — wenigstens ist dem Monsieur Amandus es über Nacht gekommen, er weiß selbst nicht wie — wenn ich das Lager nicht angesteckt hätte, wenn meine zehn Scharfschützen nicht — hm — hm — hm — hm —

(Er geht unzufrieden brummend ab.)

Truffaldin (tritt aus dem Zelt mit Kilians Krone, Scepter, Tabakspfeife — u. s. w. und spricht im Enthusiasmus):
Ihr Götter! — nah' bringt mich mein Herr dem Throne!
— Indes verkauf' ich Kilians reiche Krone! —

(Er geht eilig ab, der Vorhang fällt.)

Ende des ersten Aufzugs.

Die Klubbisten hatten während des Lesens zuweilen gelacht, indessen waren ihre Urteile über das begonnene Stück sehr verschieden. Der Unzufriedene fand es ohne alle Tiefe, ohne allen wahrhaft eingreifenden Humor, höchstens hin und wieder schnackisch und verdammte vorzüglich ohne Gnade alle eingemischte Verse. Der Gleichgültige war minder hart, der reisende Enthusiast nahm die Masken in Schutz und ihm trat der Bedächtige bei. Die Wortspiele wurden einstimmig verworfen. Der Joviale verlor dadurch nicht im mindesten seine gute Laune, sondern behauptete nur fortwährend: wie er auf tiefen Eindruck gar nicht gerechnet, sondern nur ein Spiel zum Spiel beabsichtigt habe. Kreisler der so lange geschwiegen, nahm das Wort, indem er mit erhobener Stimme sprach: „Ei schweigt doch, schweigt „doch, wüßtet ihr, wie höchst vortrefflich die beiden folgenden Akte „sind, die ich mit meinem jovialen Freunde zusammengemacht, aber „nicht aufgeschrieben habe und auch niemals aufschreiben werde, ihr „würdet mit euerem Tadel verstummen und erstaunen über unsere „Tiefe und Weisheit. So viel will ich euch nur verraten, daß Blan„dina keinesweges den Amandus heiratet, dieser vielmehr durch den „hämischen Roderich irdisch untergeht. Amandus zieht nach seinem „irdischen Untergange als singender Schwan durch die Lüfte und „rettet Blandina aus den Klauen des Teufels, der sie als Elementar„geist täuschte und ins Verderben locken wollte. Ihr Herz bricht in „des Gesanges höchster Seligkeit!“ — So ist es, murmelte der Joviale und nun fuhren in buntem Spiel die sonderbarsten Meinungen über jenen Plan des Stücks durcheinander, bis endlich der Unzufriedene in der That höchst unzufrieden aufbrechen mußte, weil er mit dem Bedächtigen wohnte, der den Hausschlüssel einzustecken vergessen. . . . . „Ich weiß nicht, sprach der treue Freund: wie du mir heute vorkommst Kreisler! — Du bist so aufgeregt, und doch ohne allen Humor, gar nicht so wie sonst! — Ach Freund! erwiderte Kreisler: ein düstrer Wolkenschatten geht über mein Leben hin! — Ich wollte, irgend ein Roderich stieße mich nur gleich hinterrücks von dem Felsen herab und ich schwämme wie Amandus als Gesang durch den reinen Äther. — — — — —

Die Vision auf dem Schlachtfelde
bei Dresden.

Auf den dampfenden Ruinen des Feldschlößchens stand ich und sah hinab in die mit blutigen Leichen, mit Sterbenden bedeckte Ebene. Das dumpfe Röcheln des Todeskampfes, das Gewinsel des Schmerzes, das entsetzliche Geheul wütender Verzweiflung durchschnitt die Lüfte, und wie ein ferner Orkan brauste der Kanonendonner, die noch nicht gesättigte Rache furchtbar verkündend. Da war es mir, als zöge ein dünner Nebel über die Flur, und in ihm schwamm eine Rauchsäule, die sich allmählich verdickte zu einer finstern Gestalt. Näher und näher schwebend stand sie hoch über meinem Haupte, da regte und bewegte sich alles auf dem Schlachtfelde; zerrissene Menschen standen auf und streckten ihre blutigen Schädel empor, und wilder wurde das Geheul, entsetzlicher der Jammer! Ein wunderbarer roter Schein blitzte, wie aus der Tiefe der Erde fahrend, durch die Luft, und aus Osten und Westen kamen lange — lange Züge leuchtender Gerippe heran, in den knöchernen Fäusten Schwerter tragend, und sie erhebend gegen die Gestalt — und immer wilder wurde das Geheul — entsetzlicher der Jammer! Aufs neue blitzte der rote Schein aus tiefer Erde, und aus Mittag und Mitternacht zogen zahllos die Gerippe heran mit glühenden Schwertern der Gestalt drohend. Und immer wilder und wilder wurde das Geheul, entsetzlicher der Jammer.

„Rache — Rache — unsere Qual über dich, blutiger Mörder!“ Aus den blutigen Augen der Leichname, aus den knöchernen Augenhöhlen der Gerippe schoßen Strahlen hinauf, die wie in emporflackernden Flammen die Gestalt erleuchteten. — Es war der Tyrann! — Er streckte seine Rechte aus über die Ebene und sprach:

„Was wollt ihr, Thörichte, bin ich nicht selbst die Rache, bin ich nicht selbst das Verhängnis, dem ihr dienend gehorchen müßt?“

Da schrieen die Stimmen von der Ebene herauf:

„Verworfener! höhne nicht die Macht, die hoch über dir schwebt — schaue über dich, Verblendeter!“

Aber der Tyrann senkte sein Haupt noch tiefer herab und sprach: „Erkennt ihr mich? — ich bin der Tod!“

Da heulten noch wütender die Stimmen:

„Verworfener! höhne nicht die Macht, die den Tod sendet. Schaue über dich!“

Doch nicht aufwärts richtete der Tyrann seinen Blick, sondern zur Erde starrend sprach er:

„Wahnsinnige! was sucht ihr über meinem Haupt? — über mir ist nichts! — öde ist der finstere Raum da droben, denn ich selbst bin die Macht der Rache und des Todes, und wenn ich meine Arme ausstrecke über euch, verstummt euer Jammer, und ihr sinkt vernichtet in den Staub!“

Und als er dies gesprochen, streckte er seine Arme, wie im roten Feuer glühende Sicheln weit über die Ebene, und es war, als öffne die Erde den schwarzen bodenlosen Abgrund, die Leichname und Gerippe versanken und ihr Geheul, ihr schneidender Jammer verhallte in der Tiefe. Da fuhr es herauf im tosenden Ungestüm wie eine Windsbraut, die Erde bebte, und in dem Sturme heulte und winselte die tiefe Klage von tausend Menschenstimmen. Nun quollen Blutstropfen aus der Tiefe, die das Wiesengrün färbten, und bald gleich rauschenden Bächen im schäumenden Strom zusammensprudelten, der über die Ebene brauste. Immer stärker, immer höher stürmten seine Wellen, und aus dem zischenden gärenden Blut hob bald ein fürchterlicher riesiger Drache sein entsetzliches Haupt empor. Bald tauchte der glühende schuppige Schlangenleib aus den Blutwellen, und mit den schwarzen Fittichen gewaltig rauschend, daß, wie vor dem mächtigen Orkan, die Wälder sich beugten, flog der Drache auf in die Lüfte, und erfaßte den Tyrannen mit den spitzigen Krallen, die er tief in seine Brust eingrub. — Da schrie der Tyrann, von dem gräßlichen Schmerz gepackt, auf im Krampf der Verzweiflung, daß seine Stimme im heulenden Mißton durch des Sturmes Brausen gellte, aber es erscholl wie Posaunen von oben herab:

„Erdenwurm! der du dich erhoben aus dem Staube — wähntest du nicht vermessen, die Macht zu sein, die den Schmerz, die den Tod sendet? — Erdenwurm, die Stunde der Erkenntnis, der Vergeltung ist da! — Aus denen, die du opfertest im frevelnden Hohn, wurde die Qual geboren, die dich zerfleischt im ewigen Jammer!“

Nun umschlang, fester und fester sein Gewinde schnürend, der Drache den Tyrannen, und überall gingen aus seinem Leibe spitze glühende Krallen hervor, die er wie Dolche in das Fleisch des Tyrannen schlug. Da wand der Tyrann, wie durch namenlose Folter verrenkt, das Haupt empor, und sah über sich die in blendendem

Funkeln strahlende Sonne, den Fokus des ewigen Verhängnisses, und entsetzlicher, schneidender wurde der heulende Jammer:

„Erlösung — Erlösung von dieser Qual — Tod — Ruhe in der tiefsten Tiefe der Erde!“

Da erscholl aus dem Fokus aufs neue die Stimme im Posaunenton:

„Entarteter! Verworfener! — die Erde ist nicht deine Heimat, die dir Ruhe giebt, denn nur dem Menschen, den du frech verhöhntest, ist es vergönnt, in ihrem Schooße zu ruhen, bis er durchstrahlt vom ewigen Lichte emporkeimt zum höhern Sein, aber im ödem Raum ist dein Sein ewige Qual.“

„Ach, nur Linderung, nur Trost in meinem Jammer,“ heulte der Tyrann.

„Schau herab,“ sprach die Stimme: „ob du in eines Menschen Brust Trost für dich finden magst, und deine Qual soll gelindert sein!“

Da trug das Ungeheuer den Tyrannen tiefer herab zur Erde, und es rauschten im nächtlichen Dunkel finstere gräßliche Gestalten — Nero — Dschingiskhan — Tilly — Alba waren unter ihnen, sie schauten mit tiefem Entsetzen die Marter des Tyrannen und dumpf murmelten ihre Stimmen: „was ist unsere Qual gegen seine Marter, denn uns ward noch Trost von der Erde, der wir angehörten.“

Der Tyrann schaute um sich im wahnsinnigen Verlangen, aber öde blieb es auf der Ebene.

„Ist denn in keines Menschen Brust Trost für meine Qual!“ schrie er in gräßlicher Verzweiflung, aber seine Stimme verhallte in den weiten Gründen, und kein menschlicher Ton des Trostes auf der ganzen weiten Erde unterbrach das dumpfe Schweigen der furchtbaren Öde.

Da faßte ihn gewaltiger der Drache, und bohrte tiefer die glühenden Krallen in seine Brust, daß schrecklicher das Geheul seines namenlosen Jammers der wütendsten Verzweiflung durch die Lüfte raste, aber aus dem Fokus strahlte die Posaunenstimme:

„Für dich kein Trost auf der Erde, der du im frevelnden Hohn entsagtest. Ewig ist die Vergeltung und deine Qual.“

Als ich, wie aus schwerem Traum erwacht, die Ruinen verließ, hatte sich schon tiefe Dämmerung über die Flur gelegt; der Raub schlich gierig spähend dem Morde nach — winselnde Sterbende wurden geplündert. Es hielt schwer durch den Schlag zu kommen, denn der Tumult herein- und herausziehender Soldaten drückte die Menschen

zusammen. — Noch hallte die Stimme der ewigen Macht, die das Urteil über den Verdammten gesprochen, in meiner Brust, als ich schon in friedlicher Wohnung von den Schrecknissen des Tages ausrastete. — Ruhiger wurde es endlich in meiner Seele, und bald war es mir, als sei das glänzende Sternbild der Dioskuren segensreich über der Erde aufgegangen, die erquickt den mütterlichen Schooß öffnete, um die Früchte des Friedens in nie versiegendem Reichtum zu spenden. Ich erkannte die strahlenden Helden, die Söhne der Götter: Alexander und Friedrich Wilhelm!

Der Dey von Elba in Paris.

Sendschreiben des Türmers in der Hauptstadt an seinen Vetter Andres.

Die Stadt frühstückte. Aus ihrem tiefen Grunde stieg allerlei häßlicher, schmutzig grauer Dampf zu mir herauf. Als der zusammengeballt sich nun über meinen Turmknopf hinweg zu dem leichten goldnen Morgengewölk gesellte, als sei er seinesgleichen, da konnte ich sehen wie das Volk unter mir in den Straßen sich schwirrend drängte und trieb. Die Zeitungsbuben quiekten und kreischten, als trügen sie was Wunderbarliches zu Markte. „Neues Extrablatt, neues Extrablatt!“ vernahm ich deutlich, das übrige behielt der Wind für sich, ohne es mir herauf zu tragen. „Lene“ rief ich, und ließ den Strick, den ich schon zum Sturmläuten erfaßt, wieder fahren, „Lene, daß sie mir gut acht giebt, wenn es wo brennen sollte, und die Schläge richtig abzählt! — Reiche sie mir meinen Überrock und meine Sammtmütze.“ Lene that es. Du weißt, lieber Vetter Andres, daß man der Magd, die fünfundzwanzig Jahre in Notfällen den Türmerdienst versehen, so etwas wohl vertrauen kann, getrost stieg ich daher herab von meiner Höhe. Als ich nun auf die Straße hinausschritt, da stürzte mir gleich der Gevatter entgegen und rief keuchend: „Wissen Sie es? — wissen Sie es bereits? — Er ist in Paris eingezogen — ungehindert!“ — Wer denn? wer? frug ich ganz erstaunt. — „J mein Gott, Napoleon — Buonaparte — der Dey von Elba!“ — So schrie der Gevatter und rannte von dannen.

Du kannst glauben, lieber Andres, daß mir bei dieser Nachricht ganz besonders zu Mute wurde, ich kann es gar nicht sagen, welch eigne Gedanken mich durchkreuzten. Damals als ich Buonapartes Flucht von Elba erfuhr, beneidete ich zuerst meine Kollegen an den Küsten, die den entfesselten Drachen, wie er mit seinen Segeln, gleich aufgespreizten Schwingen, übers Meer fuhr, in weiter Ferne erspähten. Ich weiß es, meine Kollegen konnten sich gar nicht täuschen, denn kräuselten sich sonst die Wellen freundlich um Albions leicht beflaggte Gallionen, so fuhren sie jetzt zornig brausend auseinander, als der entfliehende Feind tiefe schwarze Wunden in der Mutter Brust einfurchte. Das sahen die klugen Kollegen und erkannten den Drachen und seine Brut die ihm folgte; — kleine gefräßige Tiere, Mückenfänger für des Drachen leckres Maul, die er, nachdem er die Beute genossen, am Ende selbst verspeiset. Ach Andres! — die Kollegen hatten große Freude, weil es nun wieder einmal nicht das Alltägliche, vielmehr etwas Besonderes war, was sie auf der Höhe erlugten, und wie geht es denn nun mit uns allen? — Überall regt und bewegt es sich im Volke. — Das Unerwartete, das Außerordentliche ist geschehen! Wahrhaftig, die große verhängnisvolle Zeit, die mit furchtbaren, zerschmetternden Donnerschlägen vorüberging, hat uns so robust gemacht, daß wir den Krystall des milden Morgenthaus nicht mehr achten, weil er nur funkelt und nicht brennt, nicht tötet wie der herabfahrende Blitz. Diese Zeit hegt nicht allein den uns angeborenen Sinn fürs Wunderbare, unsere Gier nach unerwarteten Ereignissen — nein — sie that mehr; sie überflügelte mit dem Ungeheuren, was sie geschehen ließ, unsre kühnste Einbildungskraft, sie hob uns gewaltsam empor und, gewöhnt an die schwindelnde Höhe, glauben wir nun schon zu sinken, wenn wir nicht immer und immer aufsteigen. —

Der Dämon entsprang aus dem Kreise in den ihn zu bannen endlich gelungen war, und mit dieser That schlug er an die ehernen Pforten seines entsetzlichen Reichs an, daß die Höllengeister aus der Ohnmacht erwachen und ihre blutigen Krallen ausstrecken sollen, nach allem Wahren, Rechten, Heiligen! — Das Spiel dunkler Mächte um Leben und Freiheit soll wieder beginnen, jenes grause Spiel, in dem innerer Kraft Hohn gesprochen wird und nur ein glücklicher Wurf gilt, der uns vom Verderben rettet. — Aber solche ernste finstre Gedanken sprachen doch gewiß nicht aus all den Gesichtern, die mir heute begegneten, und ich weiß selbst auch nicht, wie ich

darauf gekommen bin, da ein besonderer heiterer Lebensmut leuchtend in mir aufgegangen war, als ich meinen Turm heraufstieg. Wollte Gott, lieber Andres, Du hättest gestern, vom höhern Geiste angeregt, den genialen Gedanken gefaßt, Stiefeln anzuziehen und zu mir herzuwandeln. Recht gesehnt habe ich mich nach Dir, als ich so einsam auf den Straßen umherlief, denn ich weiß, Du würdest die bunten tollen Erscheinungen die das emporgestiegene Gespenst hervorgelockt, mit manchem klugen Wort begrüßt haben. Ich für mein Teil blieb ganz stille, und verschloß alles in der innersten Brust: aber nachts darauf, lieber Andres, nachts darauf, als ich auf der Galerie meines Turmes stand, da trat es auf mich ein, wie ein seltsames seelisches Abenteuer, und ich weiß in der That nicht, wie ich Dir das so recht erzählen soll, damit Du nicht alles für eine von den Einbildungen halten mögest, von denen ich, wie Du behauptest, oft befangen werde, seitdem ich Türmer worden. — In dem dumpfen Sausen des Nordwindes hört' ich über mir tausend heulende Stimmen, es hallte aus der Ferne daher wie das Toben, wie das entsetzliche Mordgeschrei wilder Schlacht. Aus den finstern Wolken fuhren blinkende Heerhaufen heraus, anstürmend gegen den Mond, der wie eine Gottesstadt mit leuchtenden Zinnen fest und unbezwinglich ins blaue Himmelsmeer gebaut dastand. In wildem Getümmel kehren sich Schwerter, Lanzen gegen einander; Reiterscharen stürzen vernichtet in den Abgrund; überall Tod und Verderben! — Ach, Andres! all die grausigen Bilder der vergangenen Kriegesjahre gingen lebendig vor mir auf. Ich glaubte in den wundersamen Gebilden der Wolken über mir, tiefsinnige Zeichen der verschlossenen Zukunft zu erblicken. Ein kalter Todesschauer glitt durch mein Inneres und schnell wandte ich den Blick hinab auf die Stadt unter mir. Mein Turm warf einen langen schwarzen Riesenschatten über den Markt und über die Häuser, indem heller die Lichter aus den Fenstern herausleuchteten. Unerachtet Mitternacht schon längst vorüber, ging es doch noch überall lustig her, ich hörte Gläser erklingen und das verworrene Getöse des lauten Gesprächs. Wohl konnte ich denken, daß der der Rache entflohene Feind im Munde aller war, gar zu gern hätte ich in die Häuser hineinschauen und alles was gesprochen wurde deutlich vernehmen mögen. Belesenen Leuten, wie ich einer bin, fällt gleich alles am rechten Fleck ein; das weißt Du, lieber Andres! glaublich ist es Dir also, daß ich gleich an Le Sage's hinkenden Teufel dachte, der das Problem des Hin=

einschauens in die Häuser dadurch geschickt zu lösen wußte, daß er die Dächer der Häuser abhob. Hei! rief ich, wie müßt' es herrlich sein, wenn Freund Asmodi Hinkebein mir ein wenig die Dächer da wie einscharnierte Dosendeckel aufklappen wollte! „Das können Sie haben, werter Türmer," schnarrte es neben mir. Es hatte sich längst neben meinem linken Arm so glänzend hinüber gelegt, ich hielt das für einen Mondstrahl, als ich aber jetzt nach der Stimme seitwärts hinblickte, sah ich wohl, daß das kein Mondstrahl, sondern ein kleines, kurioses, ganz gelb gekleidetes Männlein war, das mit spitzer, rötlich funkelnder Nase nur gerade übers Geländer der Galerie reichte und mich mit freundlich blinkenden Augen anlächelte. „Prenez, Bester," rief er, indem er mir einen sauberen Dollond hinhielt. — Ich weiß nicht, ob Du, lieber Andres, schon jemals mit solchem wunderlichen Gefährten auf der Galerie eines Turmes gestanden hast, und Dich daher so ganz in meine Lage zu versetzen vermagst; vorstellen wirst Du Dir aber wohl, daß mir es ordentlich was weniges zu frösteln anfing.

Der Kleine nickte mir indessen mit solch komischer Gutmütigkeit zu, daß ich alles ängstliche Mißtrauen fahren ließ, den mir dargebotenen Dollond ergriff, und ihn sogleich auf ein hell erleuchtetes Kaffeehaus richtete, aus dem ein lautes Gespräch zu mir heraufschallte. Ich kann Dir gar nicht sagen, lieber Andres, wie herrlich das Perspektiv war, ich schaute nicht allein durch die Mauern hindurch, als wären sie von reinem Krystall, in die Häuser hinein, sondern ich verstand auch jedes Wort, als säße ich mitten in der Gesellschaft. „Nun werden die Zeitungen wieder interessant," sprach ein kleiner dicker Mann, indem er, höchst zufrieden lächelnd, das neueste Blatt dem Nachbar hinreichte, der es mit begierigen Augen verzehrte. Noch ein anderer schien mit Ungeduld darauf zu warten, indem er ausrief: „Ja, ja, ja! nun giebt es wieder was Ordentliches zu lesen." Während der eine nun das Zeitungsblatt in sich hineinarbeitete, schauten die beiden andern schweigend, und den Tabak in großen, krausen Wolken wegblasend sich mit zufriedenen freundlichen Blicken an. „Erlauben Sie, werter Türmer," sprach Freund Mondstrahl, „erlauben Sie, daß während Sie sich mit Schauen belustigen, ich, als ein sachverständiger Cicerone, jedes Bild erkläre und erläutere auf das Sie Ihrend Dollond gerichtet. Die drei Herren, welche dort das Zeitungsblatt so gierig einschlucken und über den Dey von Elba so höchlich erfreut sind, gehören zu dem sonderbaren Geschlecht der geistesarmen Müßlinge, die jede Neuigkeit

auffangen wie einen bunten Strahl, der wenigstens auf den Augenblick ihr trübes, erdfahles Leben erleuchtet. Sonst waren sie mit dem Türkenkriege, mit einem Erdbeben, mit einer Feuersbrunst, mit dem gelben Fieber, wohl gar mit einer merkwürdigen Festivität oder Hinrichtung zufrieden, jetzt sind sie aber verwöhnt worden durch die Zeit, die oft mehr geschehen ließ als ihr blödes Auge erfassen konnte, aber sie ergötzten sich doch, wenn immer wunderbarer die verhängnisvollen Ereignisse sich drängten. Die Feierlichkeiten des Kongresses wurden ihnen langweilig, einigen tollen Tumult verlangten sie dringend, und haschten daher begierig in den Nachrichten jeden Moment auf, der wohl darauf hindeuten könnte. Jetzt hat der Dey von Elba dafür gesorgt. Ob Not und Elend sich in der Welt verbreiten, das ist ihnen höchst gleichgültig, solange ihr teures Selbst unangetastet bleibt. Sie müssen nämlich wissen, liebster Türmer, daß diese neuigkeitshungrigen, müßigleeren Gemüter die ärgsten Schlinge sind, die es nur geben kann. — Doch Sie wenden den Dollond ab!" — Ich that das wirklich, denn ich empfand, indem ich die Zeitungsleser noch einmal scharf ins Auge faßte, in der That einigen Abscheu und Ekel. Bald traf mein Perspektiv eine andere Gesellschaft, in der es sehr laut herging. „Soeben," rief mein kleiner Freund, „erblicken Sie, Werter, die höhere Potenz jener Müßlinge, nämlich wirkliche Politiker. Was kann ich aber da viel erläutern, da Sie doch wahrscheinlich den politischen Zinngießer auf dem Theater gesehen haben. Bemerken Sie wie jener, der soeben gesprochen hat und nur von dem Tumultuanten, der plötzlich aus der Ecke heraus die grimmigsten Hypothesen losknallte, übertäubt wurde, so ganz überaus schlau seinen Nachbar anlächelt. Dieser Schlaueste aller Schlauen hat alles längst vorausgesehen, seinem Blick werden die geheimen Fäden offenbar, die sich durch die ganze Welt ziehen. Er weiß alles und noch etwas mehr. Daher kommt es, daß ihm nichts rein als das was es ist erscheint, sondern immer erschaut er anderes, was allen verborgen geblieben. Dabei ist er natürlich mit jedem, was von Staats wegen geschieht, höchst unzufrieden, er kann es gar nicht begreifen, daß keinem der an der Spitze steht, sein hohes Ingenium einwohnt; daß kein Auge, dem seinigen an Kraft gleich, eben jene Fäden zu erblicken vermag. In der Gesellschaft die Sie soeben beschauen, lieber Türmer, finden Sie mancherlei Abarten der politischen Sucht. Jener Mann, der mit seltsamen Meinungen und fabelhaften Kombinationen die andern verblüfft

und in gewisser Art den Präsidentenstuhl einnimmt, ist von zwei einander ganz entgegengesetzten Charakteren eingefaßt, wie Sie es auch schon aus den ganz verschiedenen Mienen beider ersehen können, da der eine ganz froh lächelt, der andere aber ein seltsames tiefsinniges Gesicht schneidet. Der Frohe ist ein gutes Gemüt, aus jeder Begebenheit spintisiert er lauter unerwartet Glückliches heraus. Er übertreibt das nun freilich, das Bittere der Täuschung trifft ihn jedoch nur selbst. Der andere ist ein trüber, häßlicher Unglücksvogel. Er hat bereits ein paar Karikaturen auf den Feind, die ihm zufällig zugekommen waren, da er dergleichen niemals kauft, heimlich verbrannt und Gold eingewechselt. Der Feind ist los, das ist genug, nun schon überall, selbst im entfernten Vaterlande, Krieg, Elend und Not zu wittern. Er glaubt, die fremden Soldaten die dort draußen erschlagen und eingeackert sind, werden, geweckt von dem Klange der zersprungenen Kette ihres Hauptmanns, wieder aufstehen und lustig mit dem Quickmarsch einziehen. Er ist überzeugt, daß" — Ach, unterbrach ich den Kleinen, ich mag diesen Unglücksvogel nicht länger anschauen. — „Wollen Sie aber," fiel der Kleine ein, „noch schnell einen Blick auf jenen besondern Mann werfen, der soeben mit ängstlich fragender Miene hineintritt? — Dies ist einer von den kränkelnden Charakterlosen, die auf dem wogenden Meere der politischen Welt von jedem Lüftchen hin und hergetrieben werden. Er hofft, er verzweifelt, er ist beruhigt, erschrocken, voller Freude, voller Angst, er jubelt, er heult, alles in wenigen Momenten. Eigentlich ist es auch nur sein zartes Selbst, das er immer gefährdet glaubt, sonst könnte es gehen wie es wollte! — Sehen Sie doch ferner jene dunkeln Gestalten in der Ecke, die so bitter, so schadenfroh lächeln! Das sind" — Nein! nein! nein! rief ich schnell, indem ich den Dollond absetzte, diese mag ich nicht schauen, nicht aussprechen den verfluchten Höllennamen der sie bezeichnet, diese Teufel — Hier zwickte mich der Kleine am Arm, indem er schnarrte: „Ei, liebster Türmer, ich hoffe Sie brauchen dies Wort nur als rhetorische Figur! — Jene schwarzen Geister dort, erkenne ich durchaus nicht für solche an, die mit gutmütigen, nur etwas schalkhaften Leuten meines Standes" — Andres! mir lief es eiskalt über den Rücken, ich hörte gar nicht, was der Kleine weiter sprach, sondern richtete meinen Dollond auf einen hell erleuchteten Saal, in dem sich eine große Gesellschaft erlustigte. Ich erblickte junge Offiziere mit Ordenskreuzen geschmückt, bürgerlich Gekleidete, auf deren Brust jenes aus feindlichem Geschütz geprägte

Ehrenzeichen prangte, an dem sich alle, die den großen Kampf um Vaterland und Freiheit kämpften, wie an einem Wahlspruch erkennen. Die Jünglinge ließen hell die Gläser erklingen und jubelten hoch auf. — Eingehegt lag das Untier, dem man die beißigen Zähne ausgestoßen. — Gönnt dem Ohnmächtigen das öde Lager, hieß es, da schlichen die Jäger trübe und unmutig umher. „Nicht zu Tode „gehezt? Kein Streich hat das Untier tödlich getroffen? Kein Jagen „mehr in wilder Fröhlichkeit? Traut ihm nicht, traut ihm nicht! „es lauscht und lauert im Gehege. — Da springt es heraus mit „erneuerter Schnellkraft, und steht, im Walde zähnbläkend den Jägern „gegenüber! — Frisch auf! frisch auf! — Neue Jagdlust! — Hussah! „los auf das Untier! Durch Wald und Kluft — trefft es zum „blutigen Tode!“

Im Zimmer neben an saßen ältere Männer. Auch hier gab es Uniformen und bürgerliche Kleider mit Orden und Ehrenzeichen. „Hören Sie, sagte ein bejahrter Mann zu seinem Nachbar, einen Offizier höheren Ranges: „hören Sie wie die jungen Leute jubeln, ohne zu bedenken wie viel uns die feindselige Krisis, die wieder aufs neue eingetreten, kosten kann. Sie freuen sich nur auf den Kampf, in dem sich freilich die innere Kraft, der jugendliche Lebensmut frischer regt und schüttelt.“ Die elektrische Wirkung von Buonapartes gut berechneter, mit Blitzesschnelle ausgeführter That, erwiderte der Offizier, ist nicht zu verkennen. Der Jubel jener Jünglinge ist die reine Freude darüber, daß der letzte Akt des großen Schauspiels, in das sie handelnd eingriffen, nun wirklich aufgeführt werden soll. „Ich glaube Sie ganz zu verstehen, Herr Obrister,“ sagte der alte Mann. Daß Sie wissen, was ich meine, nahm der Obriste wieder das Wort, davon bin ich überzeugt, denn auch Sie haben gewiß gefühlt, daß jene große Katastrophe nur mit des heillosen Tyrannen gänzlicher Vernichtung enden dürfte. Woher kam denn die Verstimmung, die uns alle niederdrückte, als der Tyrann besiegt war und seine Hauptstadt uns willig ihre Thore geöffnet hatte? Woher kam sie anders, als daß wir damals die großen entscheidenden Ereignisse vermißten, die wir als Schlußscene des ungeheuren Kampfspiels erwartet hatten. Wir fühlten damals deutlich, daß noch nicht alles geschehen war. Der Weltgeist belehrt uns jetzt, daß das, was wir für den unbefriedigenden Schluß der verhängnisvollen Periode zu halten geneigt waren, nur als kurzes Zwischenspiel galt, in das jene Mäßigung der Sieger, die manchen bittern

Tadel erregte, gerade hineinpaßte. Vielleicht werden wir wiederum auf diese oder jene Art in den Strudel hineingerissen, den der arglistige Feind so bald er sich seiner nächsten Umgebungen ganz versichert hat, gewiß erregen wird. Aber hoch geht mir das Herz auf in froher Hoffnung, denn, mag es nun kommen wie es will, immer herrlicher wird der Geist des frommen treuen Heldenmuts sich offenbaren, der von uns ausging, die deutschen Völker um uns her entzündend. Immer mehr wird man erkennen was wir thaten und thun, und heller des Vaterlandes Glorie strahlen! — „Wie sehr stimme ich Ihnen bei“, nahm ein anderer, der dem Obristen gegenüber saß, das Wort. „Wie sehr stimme ich Ihnen bei! — Noch steht es dahin, ob der Feind, bei allem anscheinenden Glück, doch nicht, auf diese oder jene Weise in seinen Unternehmungen plötzlich gehemmt, untergehen wird. Geschieht das, so gestehe ich, daß es mir so vorkommt als sei des Feindes unerwartete Erscheinung notwendig gewesen, um gewisse Räder der politischen Maschinen, die zu stocken schienen, in rascheren Gang zu bringen. Gelingt es aber dem Feinde aufs neue, alles in Gährung zu setzen, so ist mir das ein Beweis, daß noch starke Erschütterungen nötig sind, ehe die goldnen Früchte keimen und sich prangend erheben können in den reinen Äther. Überhaupt ist mir dieser Buonaparte immer das sichtbar schneidende Schwert der dunkeln geheimnisvollen Macht gewesen. Immer nur Werkzeug, nie Meister. Niemals habe ich in die schwindeligte Bewunderung geraten können, die, als er sich aufzuschwingen begann, alle Welt ergriffen hatte. In allem was er unternahm offenbarte sich mir zu dem anscheinend Großen eine seltsame Beimischung, die die Hauptfarbe der That in andere Farben schillern ließ, und den Eindruck zweideutig machte. Seine gigantischen Unternehmungen hatten etwas groteskes. Verlangen Sie nicht, daß ich das näher erläutern soll, aber Buonaparte ist mir oft vorgekommen wie ein umgekehrter Don Quixote und zwar in dem fortgesetzten Moment, wie er vor dem Käfig des Löwen steht und ihn herausfordert.“ Wie viele, sagte der Alte, lassen sich aber noch jetzt von Buonapartes genialer Größe gar nichts abdingen. „Das ist natürlich“, antwortete der, der vorher gesprochen. „Das große dämonische Prinzip Buonapartes ist, daß alle Menschen entweder Schwächlinge oder Bösewichter sind, die mit Füßen getreten werden müssen auf diese oder jene Weise. Er hat die Kunst des Verblüffens in ein System gebracht und damit alles gethan; so wie er auf vereinten kräftigen Mut, auf wahrhafte

Treue stieß, verfing er sich in seinen eigenen Schlingen. Aber jene Schwächlinge, jene elenden maulsperrenden Bewunderer der falschen Größe, die nicht aufhören können, wie Kaliban mit seinen trunknen Gesellen, nach dem Flittergold das auf der Schnur hängt zu laufen, und sollten sie darüber in den stinkenden Sumpf geraten, die können sich noch immer nicht von dem Erstaunen erholen, in das sie des arglistigen Abenteurers waghalsige Gewaltstreiche versetzten. Auf manchem Gesicht ist es jetzt wieder deutlich zu lesen: Ha! wie klug! wie kühn! wie wundervoll! Der Bettler, der den Schatz der ihm zu teil wurde auf eine Karte setzt, erregt Erstaunen; aber was kann ihm Schlimmeres begegnen, als daß er, schlägt die Karte um, auf sein Strohlager, in den gewohnten Zustand zurückkehrt. Der wahrhaft Reiche, von Jugend auf gewohnt des Lebens Güter zu genießen, wagt kaum solchen Wurf, denn er verliert, da jener nur gewinnen kann. Alles gleißende Gold, mit dem Buonaparte sich äußerlich zu schmücken versteht, kann sein innerliches moralisches Bettlertum nicht überstrahlen. In seiner Brust wohnt kein Vertauen, kein Glaube, keine ritterliche Ehre — und doch —“ Ich weiß was Sie sagen wollen! — Können Sie es glauben, daß heute noch jemand mir ins Gesicht behauptete, Buonaparte sei nie geschlagen worden? Können Sie es glauben, daß man von seiner alles niederschmetternden Strategie sprach; daß man in dem Augenblick die auffallendsten Begebenheiten des letzten Krieges vergaß, wo Buonaparte nicht allein durch die bis in die fabelhafte Zeit des Rittertums gehende Tapferkeit unserer Truppen, sondern auch durch die strategische Kunst außer Fassung gesetzt und zur Flucht gezwungen wurde? Was soll man denn nun sagen? — „Es sind eigentlich,“ nahm der vorige wieder das Wort, „bemitleidenswerte Menschen, denn neben ihrer hohen Bewunderung stehen sie eine minorenne Angst aus, die sie nicht wenig peinigt. Noch ekelhafter sind mir aber die unlustigen kränkelnden Gemüter, die an allem Guten zu mäkeln und zu tadeln haben, die so lange wählen und wählen, bis sie die Stelle finden, wo sie das in ihrem Inneren reif gegorne Gift aushauchen können.“ In diesem Augenblick trat durch die geöffneten Flügelthüren ein hoher, schöner Heldenjüngling mit dem gefüllten Pokal in der Hand hinein und rief: Ihr tapfern, mutigen Ritter des eisernen Kreuzes, laßt hoch leben den Königlichen Heerführer! — Vaterland und Freiheit! — Ein ehrwürdiger, mit vielen Orden geschmückter Greis hatte bis jetzt nicht gesprochen, sondern bald dem Gespräch zugehört, bald war er kräftigen

jugendlichen Schrittes bis an des Saales Thüre gegangen und hatte mit funkelnden Blicken die jubelnden Jünglinge angeschaut; der stand jetzt auf und sprach mit feierlicher Stimme: Wohl ziemt es euch, ihr Ritter des eisernen Kreuzes, daß ihr wie ein auserwählter geprüfter Heerhaufen enger euern Kreis schließt. Euch war es beschieden, Thaten zu thun: aber wer von euren Waffenbrüdern hat nicht mit euch tapfer gekämpft, wer von ihnen hat nicht nach Thaten gedürstet? — Und auch der Bürger, der nicht mit euch in Kampf und Schlacht stand, hat getreu, wie es nun eben in seinem Berufe lag, an dem großen Werk unserer Befreiung vom schmachvollen ausländischen Joche gearbeitet? So sind wir denn nun alle durch die engsten Bande verknüpft — ein Volk! Keine Sonderung mehr! — Soldatenstand, Bürgerstand; wer kann sagen wo der eine aufhört und der andere anfängt? — Daher ihr Herren Ritter, schließt nur euren Kreis, aber ihr andern Herren allzumal umgebt im großen Kreise den kleinen Heerhaufen, der das Palladium des Vaterlandes trägt, welches ihr alle samt und sonders beschützen und Blut und Leben daran setzen werdet, es wider Gewalt und Arglist zu verteidigen. Und dann brüderlich euch umarmend, laßt hoch leben den königlichen Helden, Vaterland und Freiheit! Alles jauchzte auf in hellem Jubel. Es geschah wie der alte Heerführer gesprochen. Er trat in die Mitte, im engen Kreise um ihn herum hielten sich die Ritter des eisernen Kreuzes, und im größeren Kreise Bürger und Offiziere, bunt gemischt umschlungen. Die Gläser erklangen und im Saale erdröhnte es: Hoch, hoch, hoch lebe der königliche Held! Vaterland und Freiheit! — Da schrie ich von meinem Turm herab: Heil! Heil euch! Heil uns allen! — Wir haben eine feste Burg gebaut; hoch weht das Panier des Vaterlandes, ein Schrecken des arglistigen Feindes. Wie auch noch die dunkeln Mächte in das Leben treten mögen, mit heiterm Mut, den frommes Vertrauen, fester Glaube geboren, werden wir die finstern Schatten verjagen, und heller, höher auf funkelt des Vaterlandes strahlende Glorie!

Andres! nie habe ich es herrlicher, recht im Innersten gefühlt, was es heißt, solches erlebt zu haben, wie wir in der letzten Zeit.

Noch muß ich dir sagen, daß während ich vom Turm herabjubelte, mein kleiner Freund Mondstrahl mitsamt seinem wunderbarlichen Perspektiv verschwunden war, ich weiß selbst nicht wie? Den Tollond hätte ich gern behalten um dir ein besonderes Vergnügen zu machen, wenn du mich auf meinem Turme besuchst, aber,

auch ohne das wunderbare Perspektiv meines kleinen Freundes, wirst du es erschauen können, daß es nur wenige unter uns giebt, die sich nicht in frischem, frohen Lebensmut regen und recht im Sonnenstrahl stehend, ruhig die fernen dunkeln Wolken aufziehen sehen. Lebe wohl, lieber Andres!

Brief des Kapellmeisters Johannes Kreisler

an ....

Besagter Kapellmeister Kreisler ist allen denen bekannt worden, die ein gewisses fantastisches Buch gelesen haben, von dem erst vor einiger Zeit eine neue Ausgabe erschienen, auf solch glattem Papier, daß man nicht begreift, wie die Buchstaben so zierlich und gerade darauf stehen können, ohne ein einzigesmal auszugleiten. Dieser Kreisler schrieb also an einen Freund, mit dem er ein Herz und eine Seele ist, unter andern folgendes:

Sagt mir, mein vortrefflichster Herr und Freund! sagt mir nur um des Himmels willen, was es mit dem Konzert, das am zehnten März bei euch im Opernhause gegeben wurde, eigentlich für eine Bewandnis hat? — Ich bin, wie ihr wißt, nicht dort gewesen; es war schlechtes Wetter, ich hatte meinen Regenschirm verliehen, und dann kam mir, da ich gerade von einer gewissen Faulheit, der natürlichsten Neigung aller Menschenkinder, befallen, in der That der Weg von meinem Logement bis zum Opernhause zu weit vor, unerachtet er doch kaum lumpigte fünfzig Meilen betragen mag. Da lese ich nun gar verschiedenes über jenes Konzert, was mich ganz irre und konfus macht.

Haude und Spener giebt in Nr. 31 seiner Zeitung nicht undeutlich zu verstehen, daß das Harmonikaspiel der Frau K. ziemlich wirkungslos geblieben sei, und fragt, wie es komme, daß überhaupt die Harmonika jetzt nicht mehr so wirke als ehedem, ob unsere Nerven stärker oder schlaffer geworden, oder ob die Schuld an unserem durch das jetzige viele pauken, trompeten, posaunieren und klapphornlamentieren verwöhnten Trommelfell liege? Dagegen nennt der Freimütige für Deutschland in Nr. 62 seines Zeitblatts die Harmonika

das schönste, tonvollste aller Instrumente und rühmt die beseelten Finger der talentreichen Künstlerin, die die Himmelslaute jenes Instruments hervorgerufen habe. — Ich für meinen Teil, der die Himmelslaute nicht gehört hat, muß darin dem Herrn Haude und Spener Recht geben, daß es mit der erstaunlichen zauberischen Wirkung der Harmonika, wie sie sonst vor Jahren stattfand, rein vorbei ist. Indessen meine ich, daß unsere Nerven ganz und gar dieselben geblieben sind, und daß unser Trommelfell, wird ihm auch in der That hart zugesetzt, mit Pauken und Trompeten, doch wohl noch immer auch zarte Himmelslaute in sich aufzunehmen vermag. Laßt es euch gefallen, mein würdigster Freund und Herr! daß ich mit wenigen Worten andeute, worin nach meinem musikalischen Urteil die Sache liegt. Der Ton ist in der Musik ganz und gar dasselbe, was in der Malerei die Farbe. Beide, Farbe und Ton, sind in nicht zu berechnender Varietät an und vor sich selbst der höchsten herrlichsten Schönheit fähig, bleiben aber nur der rohe Stoff, der sich erst gestalten muß, um tief und dauernd auf das menschliche Gemüt zu wirken. Den Grad dieser Wirkung wird die Stufe der Schönheit und Vollkommenheit bestimmen, zu der nun eben die Gestaltung gediehen.

Es ist nicht die Färbung des Grünen, es ist der Wald mit der anmutigen Pracht seines Lautes, der in unserer Brust das Entzücken weckt und die süße Wehmut. Das tiefe Blau des Himmels dünkt uns bald öde und traurig, steigen nicht die Wolken auf in tausend wechselnden Bildern: Wendet das auf die Kunst an und denkt euch, Würdigster! wie bald es euch ermüden, oder was für einen momentanen Sinnenkitzel es von Haus aus erregen würde, die schönsten Farben ohne Gestaltung zu schauen? — Denkt an das läppische Farbenklavier des Paters Castel! — Und nun ist's ebenso in der Musik. Der Ton wird nur dann erst tief unser Gemüt ergreifen, wenn er sich zur Melodie oder Harmonie, kurz, eben zur Musik gestaltet.

Nennt nun der Freimütige f. D. die Harmonika das schönste und tonvollste aller Instrumente, so erwidere ich ihm als eingefleischter Musikant, daß die Harmonika in musikalischer Hinsicht eines der allerärmsten und unvollkommensten Instrumente ist, die es giebt! Von dem Unfug alle der Ariettchen und Variatiönchen und Polonaischen und anderer schaler Kindereien, die darauf gewöhnlich gespielt zu werden pflegen, will ich ganz schweigen und nur bemerken,

daß jede Melodie auf der Harmonika wenigstens dem feineren Ohr steif und ungelenk klingt. Dies liegt in dem Mechanismus des Instruments, der es dem geübtesten Spieler unmöglich macht, die Töne (im Sinn der Kunst) zu verbinden. Eben dieser Mechanismus verbietet auch jeden geschwinden Satz. Dagegen gewährt die Harmonika den Vorteil der Orgel, daß der Ton fortdauert, so lange der Finger die Glocke berührt. Diese Eigenschaft führt von selbst darauf, daß die Eigentümlichkeit des Instruments nur geltend gemacht werden kann in langsamen Sätzen strengen Stils.

Damit ihr, Vortrefflichster! aber gleich auf der Stelle wissen möchtet, was ich sagen will, ohne daß es noch vieler Worte bedarf: Könnte ich euch wohl das ganze kanonisch gearbeitete Benediktus von dem Altvater Palestrina hersetzen, das eben vor mir auf dem Pult liegt, an dem jeder Fortepianospieler verzweifeln muß, das sich aber ganz für die Harmonika eignet und mit vieler Wirkung vortragen läßt? Aber ich weiß es, ihr habt selbst keine Harmonika, und lauft ihr nun mit meinem würdigem Beispiel zu diesem, jenem Herrn, der zu dieser, jener Dame, die ganz das Glas streichelt, so werden sie unmäßig klagen über weitgespannte Saiten u. s. w., kurz, über die Unausführbarkeit des Satzes. Und es kommt doch nur darauf an, die vier Stimmen den beiden Händen richtig zuzuteilen. — Aber das ist wieder ein eigenes Ding! — Hinc illae lacrymae, mein Vortrefflichster!

Ihr meint nun vielleicht, Würdigster! daß die Harmonika in solchen Sätzen eine Fülle harmonischen Reichtums entwickeln könne, und daß auf keinem Instrumente in der Welt, nimmt man die Orgel aus, der Choral schöner klingen müsse; aber auch hier verstört eine Mangelhaftigkeit alle Wirkung auf die Dauer.

Diese Mangelhaftigkeit liegt nämlich in dem geringeren Umfange des Instruments, dem der kräftige Baß durchaus fehlt, so daß die darauf vorgetragenen Sätze im gebundenen Stil, so wie die Choräle, dünn und wie man es in der Kunstsprache nennt, — jung klingen.

Ist es nun gewiß, daß die Harmonika in der Musik so wenig zu leisten vermag, so war es nur der Ton an und für sich selbst, der Bewunderung, ja durch den Reiz des Neuen ungewöhnliches Staunen erregte. Diese Bewunderung, dieses Wohlgefallen an dem gestaltlosen Stoff konnte aber unmöglich lange währen, und mußte desto mehr schwinden je unbefriedigter alle Ansprüche auf musikalische Gestaltung geblieben. Zudem fiel das Aufkommen der Harmonika

in die Periode der schwachen Nerven, und hieß es nun, daß die Harmonika magisch auf die Nerven wirke, so konnte es nicht fehlen, daß sich das Instrument aller empfindsamen Seelen bemächtigte. Für jedes Mädchen von einiger Erziehung wäre es höchst unschicklich gewesen, nicht, so wie nur die Glocken berührt wurden, auf passable Weise in Ohnmacht zu fallen; sie hätte Gefahr gelaufen, jedem zarten Jüngling, der sie mit süßen Blicken so lange angeschmächtelt, auf der Stelle gleichgültig zu werden. Selbst älternde Damen spielten sich durch alles Weh seliger Verzückung um zehn bis fünfzehn Jahre zurück, und erhielten ein Herz und einen kurzen Roman dazu! — An den Gebrauch, den Mesmer von dem Instrumente machte, mag ich gar nicht denken!

Die Zeit der schwachen Nerven und der Ohnmachten ist so ziemlich vorüber.

Noch muß ich des großen Übelstandes erwähnen, daß auf der Harmonika beständig Sachen abgefingert werden, die gar nicht für das Instrument passen, und daß man beinahe niemals Kompositionen im strengen gebundenen Stil zu hören bekommt. Dies geschieht aus dem einfachen Grund, weil die Spieler nicht im stande sind, dergleichen vorzutragen.

Denn, würdigster Freund und Herr! so leicht es dünken mag, einen solchen Satz, wie das Palestrinasche Benediktus zu spielen, so kann ich euch doch versichern, daß es ein ganz eigenes Ding damit ist, und daß sich wenige darauf recht eigentlich verstehen. Die Kirchgeßner spielte im gebundenen Stil sehr miserabel, Pahl nicht viel besser, Frau K. habe ich, wie gesagt, wegen Mangels des Regenschirms, nicht gehört, muß mich also alles Urteils enthalten.

Der beste Harmonikaspieler neuester Zeit, den ich gehört, war ein feiner Mann von milden angenehmen Sitten, der, aus dem französischen Kriege heimkehrend, einige Tage hindurch mit mir in einem Hause wohnte. Ich meine niemanden anders, als meinen schätzbaren Freund, den Baschkirenobristen, Tetulow Pripop, der mit Unrecht in der musikalischen Welt wenig bekannt geworden ist. Dieser Mann war ganz versessen auf die Harmonika, die er in meinem Hause vorfand; er spielte den ganzen Tag über, und wußte dem Instrument die allerseltsamsten Töne zu entlocken, die man nur hören kann, sowie auch die Sätze, die Akkorde, die er zu vernehmen gab, sich der wundersamsten Originalität erfreuten. Den gewissen unnachahmlichen Ton, den sonst gute Harmonikaspieler nur dann und wann

anzubringen vermögen, und von denen unempfängliche Leute behaupten, er gleiche dem Kratzen eines Messers auf der Fensterscheibe, diesen Ton hatte der Obrist so sehr in seiner Gewalt, daß er ununterbrochen darin bleiben konnte. Der Knecht meines guten Tetulow Pripop, ein munterer junger Kerl, mit einer allerliebsten einnehmenden Tigerphysiognomie, war auch über die Virtuosität seines Herrn so außer sich, daß er laut heulend niederstürzte und ihm die Füße küßte. Doch war es wohl kein Wunder, daß dieser Mensch so tief fühlte, denn auch er war musikalisch, und wußte auf seiner langen dünnen Baschkirenpfeife blasend, wahrhaft idyllische Begeisterung in der Brust zu erwecken. Man versetzte sich augenblicklich an den schönsten Unkenteich, an dem jemals ein empfindsames Herz gesessen.

Ewig werde ich des Augenblicks gedenken, als Tetulow Pripop zum letztenmal auf der Harmonika spielte. Er hatte, von innerem Gefühl überwältigt, die große spitze Fuchsmütze und nächstdem noch drei kleinere Mützchen, die darunter befindlich, abgenommen, und saß da in einem roten Käppchen, die bezaubernsten Himmelslaute hervorfingernd, so daß sein Tiger auch entsetzlich heulte und lamentierte.

Wie im herzzerschneidenden Weh über das Scheiden des geliebten Freundes, zersprangen zuletzt die mehrsten Glocken.

Darauf zog der Baschkirenobriste Tetulow Pripop weiße Glacehandschuh an und eilte seinem Pulke entgegen.

Ich habe den Vortrefflichen nie wiedergesehen.

Schreibt doch, würdigster Herr und Freund! an Herrn Gerber nach Sondershausen, daß er in einer etwanigen neuen Ausgabe seines Tonkünstlerlexikons meines würdigen Obristen Tetulow Pripop mit gebührendem Ruhm gedenke. Gehabt euch wohl 2c.

Kater Murr an Johanna die Sängerin.

Am 2. März 1820.

Mir träumt', es wär' ein hol'des Kind geboren,
Und dies und jenes dachten die Gedanken,
Es saßen Richter in Gerichtes Schranken
Und sprachen: ja! das Kindlein ist erkoren!

Wollt' Satan murmeln: Ha! sie ist verloren?
Nein! — sanft und engelsmild — wo gäb' es Wanken?
Wo leuchtet Licht, dem Tod und Nacht nicht sanken?
O schlimmer Klang, entfleuch bethörten Ohren!

Ein liebes Kind, gewiegt in duft'gen Rosen,
Kann, Himmelskeim entstammt, der Welt gebieten,
Kann Blitz entzünden in dem kirren Herzen.

Doch Bildlein zart, in süßem sanften Kosen
Verschleuß dein Ohr nicht bangem Sehnsuchtswüten:
Denn Kater Murr klagt auch romant'sche Schmerzen.

Murr, étudiant en belles lettres et chanteur très renommé.

Gruß an Spontini.

Willkommen unter uns, du hoher herrlicher Meister! — Längst tönt dein Gesang recht in unser Innerstes hinein; dein Genius rührte seine kräftigen Schwingen und mit ihm erhoben wir uns begeistert und fühlten alle Wonne, alles Entzücken des wunderbaren Tonreiches, in dem du herrschest, ein mächtiger Fürst! — Und darum kannten und liebten wir dich auch schon längst! — Aber wer will nicht, daß der schöne Baum, dessen süße Lebensfrüchte ihn laben und stärken, in seinem Garten stehe, wer sehnt sich nicht, das, woran seine ganze Seele hängt, in seinem Hause zu haben, zu bewahren? So geht uns auch nun, da du in unserer Mitte weilst, da wir dich ganz unser nennen können, erst das Herz recht auf in voller Freude vor deinen Schöpfungen! — Ja! ganz unser bist du, denn deinen Werken entstrahlt in vollem Himmelsglanz das Wahrhaftige, wie den Werken unseres Händel, Hasse, Gluck, Mozart und aller der Meister, die in Wort und Ton nur echtes, edles Metall ausprägen und nicht prahlen dürfen mit flimmernden Rauschgold und nur dem Wahrhaftigen mag sich doch der echte deutsche Sinn erschließen. — Manchmal wollen uns seltsame Trugbilder foppen und mit kecker Dreistigkeit uns glauben machen, sie wären wirklich gestaltet in Fleisch und

Bein, aber du kräftiger Meister! schwingst deinen mächtigen Zauberstab und zerstoben in Nichts ist der schnöde Spuk! — Laß es dir wohl sein unter uns, reiche uns, die wir dir entgegenkommen mit offener deutscher Gemütlichkeit, freundlich die Hand.

Nochmals willkommen, du hoher herrlicher Meister des Gesanges, tausendmal herzlich willkommen!

Berlin, den 30sten Mai 1820. E. Hfm.

Zufällige Gedanken

bei dem Erscheinen dieser Blätter

— der Allgemeinen Zeitung für Musik und Musiklitteratur. —

Von Hffmnn.

Wie heißt doch jene Beschwörungsformel, mit der die Autoren ihre Vorreden zu beschließen pflegen? — „Und nun gehe hin, du mein liebes Kind, das ich so sorglich gehegt und gepflegt“ ꝛc. — Es ist auch nichts natürlicher, und eben deshalb gang und gebe geworden, als die Geistesgeburt zu vergleichen der leiblichen.

Auf beiden ruht der Fluch der Erbsünde, nämlich Qual und Schmerz des Gebärens, aufgewiegt durch Vaterfreuden und hinlängliche Affenliebe für das geborne Wesen. — Eigentlich ist es ja aber niemals ein Kind, das der Autor eines vollständigen Buchs in die Welt schickt, sondern ein völlig ausgewachsener Mensch, dessen ganze Gestaltung im Innern und Äußern zu Tage liegt. Anders, ganz anders verhält es sich mit einem Werke, wie dasjenige, was hier soeben beginnt. — Der Verleger baut nach Kräften eine hübsche Wiege, der Redakteur legt einen Embryo hinein und bittet, so wie das kleine Ding sich nur regen mag, die gehörigen Paten, die denn nun eben als echte Paten für das Lebensbedürfnis, für Pflege und Erziehung des Täuflings sorgen. Recht unter den Augen der geladenen Gäste mag nun das Wesen emporwachsen und gedeihen nach seiner Art; es giebt einen fortwährenden Gevatterschmaus, und die Sache der gastgeberischen Paten ist es, dahin zu trachten, daß die Gerichte fein schmackhaft bleiben und es dem Getränk nie an wackrem

Feuer und Geist mangle, damit die Gäste nicht fortbleiben und auch das Kleine, das oben ansitzt und mitißt und mittrinkt, Nahrhaftes und Verdauliches genieße und sich immer mehr erkräftige zum stammhaften Menschen. —

— Warum dies bittersaure Gesicht, geliebtester Komponist? — „Schon wieder ein neuer anatomischer Tisch errichtet, auf dem man unsere Werke mit gewaltsam ausgespreizten Gliedern festschrauben und mit rücksichtsloser Grausamkeit zerlegen wird. Ha! — ich sehe schon verdeckte Quintenfolgen, unharmonische Querstände entblößt von dem Fleisch der vollen Harmonie, unter dem funkelnden Messer des Prosektors emporzittern!“ —

Daher dein Unmut? — Überzeugt, o mein Komponist! bin ich, daß du schreiben wirst oder schon geschrieben hast ein Werk, das so recht ganz und gar hervorging aus deinem innersten Wesen. — War es vielleicht eine Oper, die du schriebst, so nahmst du den poetischen Gedanken, der dem Ganzen zum Grunde lag, mit allen seinen tiefsten Motiven in dir auf; der Genius der Tonkunst rührte seine mächtigen Schwingen, und selbst die Fesseln, die ihm hin und wieder schlechte Worte des Gedichts anlegen wollten, vermochten nicht, seinen kühnen Flug zu hemmen, indem er alles, was jenem an poetischen Gedanken entstrahlte, emportrug in höhere Regionen. Alle Liebe, alle Sehnsucht, alles Verlangen, Wonne, Haß, Entzücken, Verzweiflung erschien, aber verklärt, in dem Glanz des höheren Reichs der Töne, und das menschliche Herz, auf seltsame Weise gerührt, fühlte selbst in dem Irdischen das Überirdische — Ich meine, in den Weihestunden der Begeisterung war es dir vergönnt, die Musik so zu denken, wie sie der richtende, ordnende Verstand als wahrhaftig anerkennen mußte. Ja, den Verstand! — diesen zuweilen etwas sauertöpfischen Schulmeister können wir nun einmal nicht entbehren. Er untersucht mit scharfem Blick die Stützen unseres Gebäudes, und findet er sie zu dünn oder zu morsch, so stößt er sie um mit dem Fuß und spricht, wenn der ganze Bau nachstürzt: Es war nichts! — Besser, so etwas thut Freund Sauertopf in unserem Innern, als es geschieht von andern äußerlich! — Genug, o mein Komponist, du hast, ich weiß es, ein wackres Werk gemacht und bist dir, wie es sich von selbst versteht, der Motive, so und so und nicht anders deine Musik gedichtet zu haben, vollkommen bewußt. Nun findest du dein Werk wieder, nicht auf dem anatomischen Tisch unter den mordbewaffneten Händen eines barbarischen Prosektors, sondern aufgestellt vor einem

dir befreundeten Geiste, der es mit scharfem Blicke durchschaut und, statt daß jener es unerbittlich zerschnitten hätte, nur alles was er darin entdeckt, den ganzen wunderbaren Bau mit all' seinen Verschlingungen, in lauten Worten verkündet. — Sage nicht, o Komponist! daß es eben keine Freude sei, sich alles das, was man gedacht, empfunden, wie ein Exempel vorrechnen zu lassen. Die Freude, von einem verwandten Geiste ganz verstanden zu sein, ist es, die den Gedanken an jenes pedantische Vorrechnen nicht aufkommen läßt. — Zudem stelle dir, mein Komponist, dein Werk vor als einen schönen, herrlichen Baum, der, aus einem kleinen Kern entsprossen, nun die blütenreichen Äste hoch emporstreckt in den blauen Himmel. Nun stehen wißbegierige Leute umher, und können das Wunder nicht begreifen, wie der Baum so gedeihen konnte. Da kommt aber jener verwandte Geist gegangen und vermag mittelst eines geheimnisvollen Zaubers es zu bewirken, daß die Leute in die Tiefe der Erde wie durch Krystall schauen, den Kern entdecken und sich überzeugen können, daß eben aus diesem Kern der ganze schöne Baum entsproß. Ja sie werden einsehen, daß Baum, Blatt, Blüte und Frucht so und nicht anders gestaltet und gefärbt sein konnte. — Du siehst ein, mein Komponist, daß ich eben daran dachte, wie Beurteilungen musikalischer Werke beschaffen sein müssen, und daß ich nur recht in die Tiefe des Werkes eindringende und dieselben in ihren tiefsten Motiven entwickelnde Abhandlungen dafür gelten lassen mag, die den Komponisten, sollte auch nicht immer des Lobes Posaune erschallen, so wie seine verwandte Kollegen, erfreuen, andere Leute aber verständigen über manches, daß ihnen sonst entgangen. — Es ist gewiß, daß Beurteilungen dieser Art dazu führen können, daß man gut hört. — Gut hören ist nämlich wohl, wenn Anlage dazu da, zu erlernen; selbst gut machen freilich nicht, da dieses eine Kleinigkeit voraussetzt, die ein alter tüchtiger Meister geradezu aussprach in einem höflichen Schreiben an einen jungen Herrn von Stande, der in großer Herzensangst anfragte: wie um tausend Himmelswillen er es nur anfangen solle, die Welt mit einer meisterhaften Komposition zu entzücken. Der Meister antwortete: Wollten Ew. Hochgeboren nur die Gewogenheit haben, Genie zu besitzen, so würde alles ꝛc.

Schließlich muß ich dir, mein Komponist! gestehen, daß es mich sehr merkwürdigerweise bedünken will, wie oft ein paar Lieder oder ein Heft Polonaisen oder, wären sie nicht aus der Mode gekommen, Menuetten, viel eher Beurteilungen jener Art aushalten können, als

manches Werk an dem man sich drei Stunden lang satt und übersatt hört. — Ein ganzer Busch ins lockre Erdreich eingesteckter wurzelloser Sträußer ist noch kein lebensfrischer kräftiger Baum. —

Es giebt nichts erfreulicheres, als sich über eine Kunst, die man tief im Herzen hegt und pflegt, recht auszusprechen; aber wenn kommt man dazu? Reden ist viel besser, als schreiben, aber schreiben muß man wohl deshalb, weil man jetzt beinahe eher Leute findet, die da lesen, als die da hören und vollends Musiker hören nun viel lieber Noten, als Worte, und leiden ungern in der Rede, wie in der Musik, zu kühne Ausweichungen, die das geflügelte Wort doch nur zu leicht sich erlaubt. — Man sorge aber, daß der tote Buchstabe die Kraft an sich trage, lebendig zu werden vor dem Gemüt des Lesers damit dieses sich ihm aufthue! — Also auch Abhandlungen über musikalische Gegenstände ohne die Basis eines bestimmten Werks? — Nichts ist langweiliger, als derlei Abhandlungen sagst du? — Richtig! zumal in dem Stil, wie sie etwa in der Hildegard von Hohenthal der Held des Romans giebt, der seiner vornehmen Schülerin, in die er obenein auf eben nicht sehr anständige Weise verliebt ist, den mathematischen Teil der Musikwissenschaft in solcher Art dociert, daß man nicht begreift, wie sie es aushält mit dem Pendanten! — Alles zu seiner Zeit und an rechter Stelle. — Wird ein Haus gebaut, so bedarf es des Gerüstes; seltsam genug würd' es aber sein, die Ehre des Baumeisters nicht im Gebäude, sondern im Gerüste zu suchen und zu finden! — Es giebt eine Art über musikalische Gegenstände zu reden (sei es mündlich oder schriftlich), die dem Eingeweihten genügt, ohne den Leuten im Vorhof des Tempels unverständlich zu sein. Ja, diese können große Freude daran haben, und unversehens einige Weihe erhalten, ohne das Priesterkleid anzuziehen. — Keine Kunst, und am allerwenigsten die Musik, leidet den Pedantismus, und eine gewisse Freigeisterei ist manchmal gerade dem großen Genie eigen. Ein alter Herr errötete einmal über einen verdeckten Oktavengang in der Ober- und Unterstimme, als würde eine Obscönität gesagt in honetter Gesellschaft. Was würde Kirnberger zu Mozarts Harmonik gesagt haben! — Von Instrumentierung ist gar nicht zu reden. — Tamino geht durch Feuer und Wasser nach den Tönen der Flöte und Pauke, und die Posaunen klingen hübsch dazu im Pianissimo! — Wahr ist es, zu der Feuer- und Wasserprobe des guten Geschmacks gehört jetzt aber das ganze Arsenal hölzerner und messingner Waffen, und wird täglich vermehrt durch seltsame Erfindungen,

als da sind Klapphörner, Flügelhörner &c., die ihres Dissonierens halber sehr artig hervorstechen. War ist es, daß jeder Bläser, da er jetzt nimmer rasten darf, sich die Lungen von Rameaus Neffen, oder von jenem verhexten Kerl wünschen möchte, der acht Meilen weit sechs Windmühlen durch seinen Hauch in Bewegung setzte. Wahr ist es, daß manche Partitur jetzt dermaßen schwarz aussieht, daß ein dreister Floh ohne Umstände sich darauf verunreinigen kann, niemand merkt's. Aber! — Effekt — Effekt! — Nun, das Hervorbringen des Effekts ist auch eins der wunderbarsten Geheimnisse der Komposition, darum weil das menschliche Gemüt auch das wunderbarste Geheimnis ist. Aus dem Gemüt in das Gemüt heißt es, und da kann man denn nicht sagen, was gerade mehr wirke, das ganze Ungewitter von Pauken, Trommeln, Becken, Posaunen, Trompeten, Hörnern &c., oder der Sonnenstrahl eines einzigen Tons der Hoboe, oder sonst eines Instruments von guter Art. Friedrich der Zweite nannte ein Crescendo, das Reichardt in einer Arie angebracht, einen Feuerlärm, und verließ zornig den Saal, als man es dahin gebracht, daß er sich einen Akt aus irgend einer Oper von Gluck vorspielen ließ, weil ihm alles nicht als Musik, sondern als ein verwirrtes Durcheinander erschien: Hasse und Graun allein hatten wahrhaft, d. h. edel, einfach und melodiös komponiert! — Kehrt zurück zu der Einfachheit der Alten, rufst du, alter Meister, den Jünglingen zu, fort mit dem Geklingel und Geklapper, vergeßt alle heutige Musik, vergeßt Mozart und Beethoven, und vollends — Nun, sag' an, alter Herr, welche Alten du meinst? — Bestimme das Zeitalter, in dem die wahrhafte Kunst der Musik abgeschlossen wurde, so daß alles, was darüber hinausgeht, vom Übel ist, und vereinige so in dir eine ganze Academie française, die die Kunst in Schranken einpferchet, die niemand überspringen darf, ohne gepfändet zu werden! — Was meinst du zu Fux, Keiser — oder später zu Hasse — Händel — Gluck &c. — Zweifelhaft? — Beiläufig gesagt, wollte man diesem Ritter, seiner ritterlichen Natur unerachtet, anfangs gar nicht recht trauen. — In den Forkelschen Beiträgen wurde sehr witzigerweise seine Ouverture zu der Iphigenia in Tauris mit dem Gelärm der Bauern in der Dorfschenke verglichen. — Und wenn nun Gluck in unsern Zeiten gelebt hätte, wäre es nicht möglich gewesen, daß er sich, was die Instrumentierung betrifft, auch leider auf die schlechte Seite gelegt! — Gewiß ist es daß er mit der Idee einer Oper, die Hermannschlacht, wozu er ein ganz besonderes,

die Tuba der Römer nachahmendes Instrument verfertigen lassen wollte, starb. — Er ist wohl dieser Absicht halber zu rechter Zeit gestorben. —

Halten Sie, gestrenger alter Herr, mich ja nicht für einen Ruchlosen, der die Väter nicht ehrt, oder der nicht vielmehr tief in der Brust empfindet, daß all unser Leben ausging von ihrer Schaffungskraft, und daß wir des Bandes, womit sie uns gängeln, nie entbehren können, ohne Gefahr zu straucheln, indessen — Doch indem ich Sie, mein alter Herr, recht anschaue, belieben Sie ja auf einmal ganz jugendlich auszusehen! — Nun, dergleichen Fantasmagorieen bin ich gewohnt von alters her. — Mein jüngerer Bruder war ein drolliger Junge. Als fünf- bis sechsjähriger Bube pflegte er des Großvaters Perücke aufzusetzen, und uns älteren mit grämlicher Miene vorzudozieren, worüber wir dann immer gar herzlich lachen mußten! —

„Schließt eure Fenster, eure Thüren zu, ihr Tonsetzer, der Spuk geht um!“

Sollt' es möglich sein, daß irgend eine Zeitschrift, irgend eine künstlerische Zeitung existieren könne, ohne einige Klatschereien? — Mitten im Komponieren wird der Meister überfallen von diesem oder jenem Kollaborator, und muß ihm Rede stehen, er mag wollen oder nicht. Besagter Kollaborator verkündet dann der Welt, der große X trage, er könne es aus eigner Überzeugung versichern, beim Komponieren einen nicht ganz sauberen Schlafrock von buntem Zitz, bediene sich sehr schön rastrierten venetianischen Notenpapiers, habe exzellente schwarze Tinte, setze seltsamerweise die Linie der Bratschen unter die Linie des Fagotts, und trenne so das Quartett, sei aber sonst ein seelensguter herrlicher Mann. Von A. halte er nicht viel, über B. habe er sich nicht recht auslassen wollen, C. scheine er zu lieben, was er aber über D. gesagt, solle vor der Hand verschwiegen bleiben ꝛc.

Darum „schließt eure . . .“ — Doch nein — nein! Es giebt solch eine anmutige Klatscherei, die statt gehässig zu sein, nur dazu dient, das geistige Band, das die Menge an den geliebten, geachteten Meister fesselt, noch fester zu knüpfen, und diese mag sich immerhin auch in diesen Blättern einstellen. Es ist nun einmal das Erbteil unserer schwachen Natur, daß wir das Werk nicht von der Person des Meisters trennen können, sondern bei jenem auch stets an diese denken, denn sonst würden nicht die Bildnisse beliebter Meister so ämsig gesucht und gekauft werden. „Wie mag er wohl aussehen der,

der imstande war, mich so recht ins Innerste hinein zu erfreuen?“ denkt gleich ein jeder. Erzählt nur einer, der den Meister kennt, auf gemütliche Weise recht viel von seinem eigentümlichen Wesen, stellt er sein ganzes Bild dar in lebensvollen Zügen: in der That, befreundeter wird sich jeder mit ihm fühlen, der ihn schon sonst im Herzen trug.

Zur Zeit als die Physiognomik florierte, wollte man auch Herzen und Nieren erforschen mittels der Handschrift, und gewiß ist es, daß in dieser auch viel Charakteristisches zu finden. Viel greller als in der Wortschrift möchte sich dieses in der Notenschrift aussprechen, und gar hübsch wär es, wenn diese Blätter künftig dieses, jenes Faksimile großer Meister einschalteten. — Aus der Schule darf nicht geplaudert werden, daher ist es nicht thunlich zu erfahren, wie, d. h. mit welchem Mechanismus, dieser, jener Komponist seine Werke aufschreibt. Jeder hat darin seine besondere Weise, und es wäre in der That sehr anziehend, mit feiner Nase herauszuspüren, wie jener Mechanismus auf die Werke selbst gewirkt hat und wirkt. — Selbstgeständnisse sind kaum zu erringen, und daher könnte so etwas nur von verstorbenen Meistern gesagt und geschrieben werden!

Doch Gedanke reiht sich an Gedanke, daher u. s. w.

Hffmnn.

Gesänge

zu dem

Festspiele „Lalla Rukh“,

in Musik gesetzt von G. Spontini.

Von E. T. A. Hoffmann.

Das Programm dieses Festspiels, nebst den dazu gehörenden Gesängen, ist gedruckt in sehr bedeutender Anzahl verteilt worden; der Inhalt desselben kann daher als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden. Die Erfindung, die Idee des Ganzen ist ebenso sinnreich, als echt dichterisch und glücklich; ja höchst genial mag mit dem vollsten Recht der Gedanke genannt werden, daß mimische Bilder die Hauptmomente der poetischen Erzählungen, die der junge Dichter

aus Kaschmir, Namens Feramor, vorträgt, versinnlichen. Vereinigte die Aufführung, an der Personen des höchsten fürstlichen Ranges teilnahmen, nun alles, was der feinste Kunstsinn, der geläutertste Geschmack, die glänzendste Pracht nur zu leisten vermag, so war dieses Spiel in der That der herrlichste Schmuck eines wahrhaft königlichen Festes, dem beizuwohnen mit der erhabensten Liberalität einem großen Teile des Publikums vergönnt wurde. Die Wirkung glich einem mächtigen Zauber, der den ganzen Sinn befängt und sich, aus unserm innersten Wesen heraus, wie ein schöner Traum gestaltet, den wir, dem schimmernden Feenreich entrückt, noch lange fortträumen.

Unser wackerer genialer Meister Spontini mußte die Musik zu dem Festspiel in sehr wenigen Tagen vollenden, welches ihn nötigte, hie und da ältere, hier noch unbekannte Stücke von seiner Komposition zu benutzen. So gehört gleich der Marsch aus dem Es-dur, womit das Ganze beginnt, einer älteren, hier nicht bekannten Oper des Meisters an. Feierlich, gewichtig ist dieser Marsch in hohem Grade, und dabei rein und klar gehalten; indessen glaubt der Referent, daß, hätte Spontini einen besondern Marsch zu diesem Festspiel gesetzt, er gewiß mit der ihm eigenen hohen Genialität den Sinn des Ganzen aufgefaßt und durch einen ganz eigentümlichen Schwung der Melodie und ebenso eigentümliche Instrumentation das Gefühl einer herrlichen, aber ganz fremdartigen, Erscheinung in unserer Brust erweckt haben würde. Wie gut der Meister sich auf so etwas versteht, beweiset seine Komposition des Cortez gleich in den ersten Tönen der Ouvertüre. Referent glaubt ein gutes Motiv gar besonderer Einleitungs-Musik darin zu finden, daß Aurengzebs erhabene Tochter sich auf der Reise befindet (also kein Triumph-Marsch) und der Zug diese Reise gewissermaßen andeutet. Ihm hallt bei diesen Gedanken eine etwas seltsame indische Musik in die Ohren, viel Flöten, Oboen, kleine Pauken, Glocken, dazwischen Posaunen-, Harfentöne u. s. w. Nach diesem Marsch bereitet der Übergang in Des-dur und ein Tremulo der Saiten-Instrumente das Gemüt der Zuschauer auf eine mächtige Erscheinung vor. Und in der That, charakteristischer konnte nicht Mohanna, der große Prophet von Khorasan, angekündigt werden. Nicht genug zu loben ist das so einfach und zart gehaltene Andantino religioso F-dur zu den Worten der ersten Romanze: „Mächtig sind des Wahnes Bande ꝛc." Ebenso, wie dies Andantino, ist das Maestoso D des hohen Meisters

würdig, welches stark und mächtig mit donnernden Accorden beginnt und dann übergeht in die gar liebliche Romanze der Peri: „Die Ghebern“. Als die Musik zu dem Fest der Rosen begann, war dem Referenten zu Mute, als schaue er an einem sonnenhellen warmen Frühlingstage in das reine glänzende Blau des wolkenlosen Himmels und es flüstere und kose in den dunklen Büschen, wie süßer Liebestraum, und von den Schwingen des Zephyrs, der dahinstrich auf lustiger Reise durch Flur und Wald, berührt, erschlössen sich die Blumenknospen in brünstigem Verlangen, und ihre Düfte stiegen empor wie die Seufzer der Sehnsucht.

Es laden zum Feste der Rosen
Die Liebe und Freude uns ein,
Und schmeichelnde Lüfte umkosen
Die duftende Flur und den Hain.

Gar hübsch und wunderbar lieblich ist dann auch die Romanze der Nurmahal, G-dur mit Harfenbegleitung, gehalten: „In die Wüste flieh mit mir!“ Ganz besonders zu erwähnen ist aber eines genialen Gedankens des Meisters, der in einem Andante C-dur vorkommt. Drei Soprane, denen später ein Tenor hinzutritt, singen nämlich ohne Worte, bloß auf dem Vokal a aushaltend, eine feierliche choralartige Melodie, während Violinen, Bratschen, Violoncelle, später dann auch die Bässe, begleitend sich in Triolen-Figuren bewegen. Dies Andante, von glockenrein intonierenden Krystallstimmen vorgetragen (wie es denn auch geschah), ist von der erstaunlichsten, wunderbarsten Wirkung. Man glaubt in den Lüften verhallende Sphärenmusik zu vernehmen. Die Tänze haben gerade die ganz eigentümlichen Melodien und frappanten Rhythmen, die alle Kompositionen dieser Art, die der Meister geschaffen, als Werke des in Feuer und Flamme arbeitenden Genies, auszeichnen. Auch die Komposition der Gesänge und Tänze zu diesem Festspiel, das bestimmt war, auf eine Weise ausgeführt zu werden, wie sie wohl selten stattfinden möchte, ist ein gar lieblich blühendes Blümlein in dem Kranz, den Liebe und Verehrung wahrhafter, von keiner kleinlichen kindischen Scheelsucht befangener, Künstler und Kunstkenner dem hohen genialen Meister flechten. —

Ein Klavier-Auszug dieser Komposition, der von dem Meister selbst gefertigt, sehr bald in der Schlesingerschen Musikhandlung erscheint, wird dem musikalischen Publikum gewiß gar sehr erfreulich und willkommen sein.

Vorläufiger Bericht über Maria von Webers „Freischütz“.

Die freudige Erwartung, die alle Freunde der Weberschen Muse — und wer wäre nicht ein Freund jener Muse, die eine Fülle der genialsten Lieder- und Instrumental-Kompositionen, die die unsterblichen Kriegsgesänge, „Leier und Schwert“ erschaffen, und die längst ihren Liebling unter die Ersten und Bedeutungsvollsten seiner Kunst und seiner Zeit gestellt — die freudige Erwartung, die wir alle gehegt hatten, da uns eine neue Oper des Meisters angekündigt war, ward endlich am 18ten d. durch die erste Vorstellung erfüllt, die alle Hoffnungen, wie hoch sie auch gespannt waren, noch weit überflügelte. Weber, der in seinen früheren Arbeiten noch jene Auswüchse zeigte, die das wahre Genie bei seinem ersten Durchbruch nun einmal charakterisieren, steht jetzt in seiner interessanten Eigentümlichkeit klar und reif da, und in diesem seinem neuesten großen Werke hat er sich ein Ehrendenkmal gesetzt, das in der Kunstgeschichte der deutschen Oper Epoche machen dürfte. Das Publikum erkannte den Wert der genialen Musik von Anfang bis zu Ende an, und von der Ouverture bis zum Schlußchor ward jedes einzelne Stück ohne Ausnahme lebhaft beklatscht, und der Komponist zuletzt stürmisch gerufen. Der bescheidene Meister erschien, und führte sehr zartsinnig die Damen Seidler und Eunicke mit hervor, mit ihnen den Jubel des Publikums teilend. Es flogen Gedichte und Kränze in verdienter Fülle, und da der Ref. an keinem von beiden Teil hatte, so will er wenigstens auch sein Scherflein dem längst von ihm verehrten Komponisten durch diesen „vorläufigen Bericht“ darbringen, dem bald ein ausführlicher folgen soll.

Montag, Mittwoch und Freitag:
Der Freischütz,
Oper von Kind und von Weber.

Wie überall die Extreme sich berühren, so haben wir es auch alle in der jüngst verflossenen Zeit erlebt, daß auf eine Periode der tiefsten Erniedrigung, der erbärmlichsten Erschlaffung in unsrer vaterländischen Poesie unmittelbar eine andere folgte, die die faden Geister wieder in ein neues Leben zu rufen versuchte, das freilich aber soweit von dem wahren Ziele abweicht, als jenes glücklicherweise nun ausgelebte: kurz, wir sahen, sowie der Werther-Zeit die Zeit des Götz folgte, der zuckerbreiigen Karfunkel-Periode unsrer Neo-Romantiker eine derbe Pack- und Schüttel-Periode unmittelbar auf dem Fuße folgte. Die jüngst noch so zarte, nervenschwache Muse befreundete sich plötzlich mit dem Satan, der Hölle, mit einer Fratze, die sie Schicksal nannte, und Galgen und Rad wurden ihr Toiletten-Spielwerk. Das Theater, das lange von ihr versäumte Theater, war es besonders, das ihr nun wieder einmal heimzusuchen beliebte, und sie fing an es zum Tummelplatze von alle dem „Kribskrabs der Imagination" zu machen (um mit Goethe zu reden) den ihr Eigensinn für den Augenblick an ihren Hof gezogen hatte. So sahen wir Februarsnächte, Ahnfrauen, Teufelsbeschwörer, von Zigeunern behexte Brudermörder, und der Schwindel des Zeitgeistes hielt ordentlich dieses Zeug einen Augenblick oben; es kam hinzu, daß ein wahres Genie, aber auch nur eines, Lord Byron, gleichfalls diesen Weg einschlug, und es war um die Köpfe der meisten Zeitgenossen geschehen! Das Höchste, worauf der exaltierteste Geist auf dieser Richtung gelangen konnte, ward ersonnen in der Erzählung: „der Vampyr", und dieser Vampyrismus ist es denn, der in der Poesie des Augenblickes (und nicht nur in Deutschland) allmächtig spukt. Man will nicht ergriffen, nicht gerührt, man will gepackt, geschüttelt werden, es soll sich das Haar sträuben, der Odem stocken — und die Poesie hat ihre Wirkung gethan!

Es schien nötig, diesen augenblicklichen Zustand kurz anzudeuten, wenn von der neuen Oper die Rede sein soll, die soeben die Theaterfreunde Berlins beschäftigt, denn es ist dieselbe so ganz ein Kind

dieses Augenblicks, daß man mit der Schilderung ihrer Abstammung sie selbst schon charakterisiert hat. Und in dieser Hinsicht ist ihre Erscheinung auch historisch-poetisch merkwürdig, denn das Reich der Oper ist vor ihr, unsers Wissens, von jener Muse noch nicht betreten worden. Wer uns als Entgegnung den Don Juan u. s. w. citieren wollte, für den müssen wir bedauern ganz unverständlich geblieben zu sein. Hr. Kind in Dresden ist also mit seinem Gedicht grade zur rechten Stunde gekommen, es ist nicht zu leugnen, aber es ist zu fürchten, daß er eben eine Stunde später, wenn dieser schwere Rausch vorüber — zu spät gekommen wäre: diese Stunde wird aber, und giebt's Gott, bald schlagen, und man wird dann das belachen, was heute die Überspannten fesselt, sowie wir jetzt die Siegwartlinge, die Ritter- und Räuberromane, die Karfunkler belächeln. Sollte „der Freischütz“ mit unzählig andern Effekt-Jägern dann vielleicht gar mitbegraben werden — um Hrn. Kinds Anteil daran würde die Nachwelt nicht zu trauern haben; aber der unsterbliche Lebenshauch, den v. Weber dem wunderlichen Gesellen einblies, schützt diese sicher vor dem Untergange.

Mit dieser ausgesprochenen Überzeugung von der Grundidee und dem Plan der Oper (die wir übrigens nicht näher entwickeln wollen, um die Überraschung der Leser beim Anschauen des Stückes nicht zu stören) müssen wir noch den Tadel verbinden, der die Zeichnung und Physiognomie der Rollen und fast die ganze dramatische Scenerei betrifft. Wem die Geschichte des Stückes nicht früher aus andern Quellen geläufig ist, der wird sie nur sehr schwer bei der Aufführung fassen, und der durchaus hinkende schleppende Schluß, wo der Knoten, und nicht einmal geschickt, zerhauen wird, beweist wohl ebenso wenig, als die erstere Behauptung für ein dramatisches Geschick von Seiten des Dichters. Die Charaktere aber sind in stereotype Formen gegossen, und ein Gutmütiger, eine Naive (!!), eine fromme Liebende, ein wilder Taugenichts u. s. w. bewegen sich da nebeneinander hin, ohne daß man Grund hätte, eine nähere Bekanntschaft mit einem von ihnen zu wünschen. Mehr Lob verdient die Ausführung im einzelnen, wenn wir die mannichfachen Reminiscenzen abrechnen, unter denen die aus Klingemanns Faust (!) am unverzeihlichsten sind; aber in der Versifizierung der Musikstücke erkannten wir mit Freuden den Dichter Kind wieder. Auch der Dialog ist fließend, die Sprache rein.

Was die Musik betrifft, so müssen wir von vorn herein die

Meinung aussprechen, daß seit Mozart nichts Bedeutenderes für die Teutsche Oper geschrieben ist, als Beethovens Fidelio und dieser „Freischütz“. Weber, so scheint es, habe alle in unzählige Lieder- und Instrumental-Kompositionen zerstreuten Strahlen seines erstaunenswerten Genius kühn in einen Brennpunkt gesammelt, denn mit allen seinen längst berühmten Eigentümlichkeiten finden wir den interessanten Geist hier wieder. Neuheit in Form und Ausdruck, Kraft und Keckheit, ja Übermut in den Harmonieen, seltener Reichtum der Fantasie, unübertroffne Laune, wo es gilt, bewundernswerte Tiefe in den Intentionen, und alle diese Eigenschaften mit dem Stempel der Originalität bezeichnet, dies sind die Elemente, aus denen Weber dies sein neuestes Werk gewebt hat. Mehr ins einzelne gehend, finden wir eine Fülle von Melodien, die sich sehr sangbar entwickeln, eine meisterhafte Kenntnis der Instrumental-Effekte, die zum tiefen Studium auffordert, und eine genaue Bekanntschaft mit der theatralischen Kraft der Musik, der Weber mit den kleinsten Motiven oft einen überraschenden Einfluß auf das Herz des Hörers abzugewinnen weiß, wie man sich aus seinen einfachsten Liedern wohl erinnert. Wenn andere ängstlich ringen und streben, so scheint Weber mit der Muse vertraulich zu scherzen, und doch weiß er ihr immer ihre besten Gaben abzulocken, denn er ist ihr Liebling.

Dies sein neuestes Werk, das, wie wir sogleich sehen werden, aus den verschiedensten Bestandteilen zusammengesetzt ist, trägt doch durchgängig die Farbe des Bodens, aus dem es entsprossen, und die dumpfe, schwüle Gewitterluft des Gedichtes weht auch durch die ganze Musik, zwar konsequent, aber, gestehen wir es, beim ersten Hören nicht zu erfreulich. Freilich giebt dies gerade der Oper jenes Gepräge, das ihr den Platz in die Schule anweist, von der wir oben ausgingen, aber diesen Eindruck würden wir lieber den leidigen Kriminal- und Schicksalstragödien für sich gelassen haben.

Die Ouverture (in C) ist, was sie wohl immer sein soll: der Prolog der Oper, im Sinne der Alten. Sie bereitet das Ungewitter vor, und dieselben Wolken findet man später, wenn es Zeit ist, oft wieder; gegen das Ende erhebt sie sich freudig, wie die ganze Oper, denn das gute Prinzip siegt, in einem — Spontinischen Motiv. Dieser Schlußsatz der Ouverture, der später auch der der Oper wird, erinnert so offenbar an Spontinische Rhythmen, daß es unbegreiflich ist, wie dem Komponisten diese Reminiscenz entgehen konnte. Desto

eigentümlicher wird er aber gleich im ersten Chor ($^6/_8$ in Es) dem besonders die Behandlung des Basses im „Victoria“ ein frischkräftiges Leben giebt. Kilians Lied (G Dur) „Schau der Herr“ ist eins der wunderlichsten, originellsten Stücke der Oper; die Melodie ist fließend, ausdrucksvoll die Ausweichung in Moll in der Fermate „Mosje!“ und ganz neu die Übertragung der Sekunde in den Mädchenchören „He, he, he!“, die die schnippische Dummheit unvergleichlich gut ausdrücken, wozu die Pizzicato- und Oboenbegleitung viel beiträgt. Das Terzett Nr. 3 ist uns besonders wert wegen des vortrefflichen Chores am Schlusse: „Laßt lustig die Hörner erschallen“ (F), wo die Tenöre wieder ganz neu behandelt sind, und an den sich ein Walzer anschließt, in welchem man Weber so wenig verkennen wird, als in jenem Chor. Auf die Arie Nr. 4, in welche das finstere Motiv aus der Ouverture gegen den Schluß wirksam eintritt, folgte das Lied in H Moll: „Hier im ird'schen Jammerthal“, die Krone aller Weberschen Lieder überhaupt, und der Brillant der Oper. Das ist die Lustigkeit der Hölle, die glühend dies Meisterlied durchdringt, und der erschütternde Effekt der Piccolflöten beweist doch gewiß eine unserer obigen Behauptungen von der Kenntnis des musikalischen Effektes. Wild schließt der erste Akt mit Caspars Arie, die gewaltig instrumentiert ist, und glücklich an das eben genannte Lied erinnert.

Der zweite Akt hat nur ein ganz vollendetes Musikstück aufzuweisen, die vortreffliche Scene der Agathe, die Mad. Seidler so schön singt, und die wir gern durch und durch kommentierten, wenn nicht unsre Relation unter der Feder schon so angewachsen wäre. Die jubilierende Freudenarie: „All' meine Pulse schlagen“ im jauchzenden E Dur ist von tüchtiger Wirkung, und klingt sehr gut gedacht an die Ouverture an. In dem Anfangsduett dieses Aktes ist besonders der Schluß: „Grillen sind &c.“ der Aufmerksamkeit wert, wo die beiden Soprane sehr kunstreich zusammengestellt sind, und in der Melodie des ersten der leibhaftige Weber nicht zu verkennen ist. Schwächer ist das folgende Ariettchen, aber reich an schönen Intentionen des Terzett in Es: „Wie? Was?“ So kündigen die Bässe bei den Worten: „Ich bin vertraut mit jenem Grausen“ sehr geschickt den zu erwartenden Sturm an und der kanonische Satz: „Doch hast du auch vergeben“ mit der originell durchgeführten Unterstimme hat gewiß jenes Lob verdient. Es folgt nun der Kulminationspunkt der „romantischen“ Oper, für welchen vor allen den Dekorateurs und

Maschinisten der gefühlteste Dank gezollt werden muß, worin alle weiche Seelen einstimmen werden. Aber eben weil hier das Auge so übermäßig beschäftigt ist, hat das Ohr kaum Kraft ihm zu folgen, was doch bei den düster-wilden Musikstücken dieses Finals wohl not thäte: und der Komponist muß uns deshalb entschuldigen, wenn wir uns noch nach den wenigen Vorstellungen nicht getrauen, seine Absichten in dieser Scene ganz zu entwickeln. Viele derselben sind uns nicht entgangen; so z. B. die sinnige Wiederholung der Melodie aus dem ersten Spott- und Schimpfchor, den dem zaudernden Max der böse Dämon hämisch vorzuhalten scheint; aber eine musikalische Scene, wie diese, ist nie und nirgend geschrieben, und sie fordert darum nur verdoppelte Aufmerksamkeit, um gewürdigt zu werden.

Die Introduktion zum dritten Akte verkündet den nahen Sieg des guten Genius über den Bösen; freudig klingt schon der Jagdchor (Nr. 4) an, aber der böse Geist hat auch aus Neckerei die Vestalin mit eingeflochten! Agathens Cavatine in A ist zart, und reich an Modulation; mit der Zusammenstellung von Bässen, Hörnern und Fagotten hat der Komponist an diesem Orte wohl schicklich eine Orgel ahnen lassen wollen. Die folgende Romanze würden wir ohne Schmerz ganz entbehren; wie sie einmal da ist, zeichnen wir das von Herrn Semmler sehr gelungen ausgeführte Bratschen-Accompagnement aus. Dafür folgen ihr aber unmittelbar wieder zwei sehr seltene herrliche Stücke. Das allerliebste, einfache Volkslied (C-Dur) „Wir winden dir den Jungfernkranz" bewährt aufs neue Webers längst anerkannten Beruf zum wahren Volksliederkomponisten. Die Naivetät, die Unschuld, die Neuheit dieser kleinen Komposition läßt sich nicht wiedergeben; man höre das Lied, und man wird es fühlen. Flöten und Oboen gehen geschickt mit. Der wirksame Theatercoup in dem Liede beweist, daß nicht immer Massen und äußere Mittel nötig sind, um zu ergreifen! Einen sehr genialen Übergang bereitet der Jägerchor (D-Dur), in dem man, in seiner freien Fröhlichkeit, in seinem kecken Übermut, den Komponisten von „Lützows" berühmter Jagd gleich wieder erkennen wird.

Von nun an sinkt aber das Interesse der Oper, wegen des zu entsetzlich breiten und langen Schlusses und das Finale geht leider! in den Fehlern des Dichters so ziemlich mit verloren. Im allgemeinen wird man überhaupt bemerkt haben, daß die Lieder und

Chöre in dieser Oper die größeren Ensembles an Vortrefflichkeit überwiegen; die Meisterschaft in jenem Teile der Musik ist aber auch so groß und bewundernswert, daß Weber sich durch sie jetzt gewiß seinen Platz für die Unsterblichkeit gesichert haben würde — wäre der ihm nicht längst gewiß.

Die Aufführung auf unserer Bühne, welche zugleich das Interessante darbot, daß sie das erste Singspiel im neuen Schauspielhause gab, gelingt so vorzüglich, daß wir nur die Namen Seidler, Eunicke, Blume und Stümer nennen wollen, um allen gemeinschaftlich einen großen Dank zu bringen. Auch die Nebenpartieen sowie die Chöre, das Orchester, die Anordner und Maschinisten verdienen nur Lob.

Von der so glänzenden und ehrenvollen, als verdienten Aufnahme des Meisterwerkes und seines Schöpfers hat bereits ein früherer Artikel erzählt; es ist ein seltner Fall, daß eine dramatische Neuigkeit bei uns dreimal in einer Woche das Haus überfüllt, und jedesmal lebhaften Enthusiasmus erregt.

Naivetät.

Ein Kranker, der an einer beharrlichen Schlaflosigkeit litt, sah sich genötigt, jede Nacht jemanden um sich zu haben, mit dem er nicht allein sprechen konnte, sondern der ihm auch in seinem gelähmten Zustande die nötige Hülfe leistete. So sollte ein junger Mann bei dem Kranken wachen. Statt aber zu wachen, verfiel derselbe in einen Schlaf, aus dem er nicht zu erwecken. Der Kranke war in dieser Nacht von einem besondern Geist fröhlicher, und zwar musikalischer Laune ergriffen, besann sich auf alle mögliche Canzonen und Canzonetten, die er sonst gesungen, und sang sie mit heller Stimme ab. Endlich, als er in das schlafende Antlitz seines Wächters schaute, kam ihm dasselbe, sowie die ganze Situation, gar zu drollig vor. Er rief seinen Wächter laut bei Namen, und fragte, als dieser sich aus dem Schlafe rüttelte, ob ihn vielleicht das Singen in seiner Ruhe störe?

„Ach Gott!" erwiderte der junge wachsame Mann ganz naiv und trocken, indem er sich dehnte, „ach Gott, nicht im mindesten. Singen Sie doch in Gottes Namen, Herr ***Rath, ich habe einen festen, gesunden Schlaf!" Und damit schlief er wieder ein, indem der Kranke mit heller Kehle anstimmte:

Sul margine d'un rio etc.

Hiſmnn.

Namen- und Sachregister

zu Grisebachs Ausgabe

von

E. T. A. Hoffmanns sämtlichen Werken

in fünfzehn Bänden.

* * *

Die römischen Ziffern bezeichnen den Band, die arabischen die Seite. (Die römischen Seitenzahlen der Biographischen Einleitung unterscheiden sich durch kleineren Druck.)

Die Titel der einzelnen Schriften Hoffmanns sind gesperrt gedruckt.

* * *



Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Chamissos sämtliche Werke

in vier Bänden, mit Bildnis.

Mit einer Biographie und Charakteristik Chamissos von **Adolf Bartels.**

Brosch. M 1.25. In eleg. Orig.-Leinenband M. 1.75.

Feine Ausgabe
auf besserem Papier in solidem Halbfranzband M. 2.50.

Luxus-Ausgabe
auf besserem Papier in Liebhaber-Halbfranzband in Karton M. 3.50.

Inhalt:

1. Bd. Biographie u. Charakteristik. — Der Dichter. — **Lieder und lyrisch-epische Gedichte:** Frauen-Liebe und Leben, Lebenslieder und Bilder, Vier Lieder von Béranger, Nach dem Dänischen von Andersen, Deutsche Volkssagen.

2. Bd. **Sonette u. Terzinen:** Die Verbannten, Mateo Falcone, der Korse, Salas y Gomez (die drei Schiefertafeln). — Gelegenheits-Gedichte. — In dramatischer Form. — Übersetzungen: Peter Schlemihls wundersame Geschichte. — Nachlese zu den Gedichten.

3. Bd. Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition in den Jahren 1815—18 auf der Brigg Rurik: Abfahrt von Kopenhagen, Von Plymouth nach Teneriffa, Brasilien, Chile, Kamtschatka, Beringsstraße, Unalaschka, Kalifornien, Sandwich-Inseln, Radack, Nordfahrt, Guajan, Nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

4. Bd. Reise um die Welt, 2. Teil: Anhang, Bemerkungen und Ansichten.

Jos. von Eichendorffs Werke

in vier Bänden, mit Bildnis.

Mit einer biographischen Einleitung von **Dr. G. Karpeles.**

Brosch. M. 2.50. In 2 eleg. Orig.-Leinenbänden M. 3.50.

Feine Ausgabe
auf besserem Papier in 2 soliden Halbfranzbänden M. 5.—.

Luxus-Ausgabe
auf besserem Papier in 2 Liebhaber-Halbfranzbänden in Karton M. 7.—.

Inhalt:

1. Bd. Einleitung. **Gedichte:** Wanderlieder — Sängerleben — Zeitlieder — Frühling und Liebe — Totenopfer. — Geistliche Gedichte. — Romanzen. — Aus dem Spanischen.

2. Bd. Aus dem Leben eines Taugenichts. — Das Marmorbild. — Viel Lärmen um nichts. — Das Schloß Dürande. — Die Entführung. — Die Glücksritter.

3. Bd. Krieg den Philistern. Dramatisches Märchen in fünf Abenteuern. — Dichter und ihre Gesellen.

4. Bd. Robert und Guiscard. — Ahnung und Gegenwart.

Gaudys Werke

in drei Bänden, mit Bildnis.

Mit Einleitung von **Prof. K. Siegen.**

Brosch. M. 1.—. In eleg. Orig.-Leinenband M. 1.50.

Feine Ausgabe

auf besserem Papier in solidem Halbfranzband M. 2.—.

Luxus-Ausgabe

auf besserem Papier in Liebhaber-Halbfranzband in Karton M. 3.—.

Inhalt:

1. **Bd.** Einleitung. — Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen. — Humoresken.

2. **Bd.** **Novellen und Erzählungen:** Der Katzen-Raphael. — Jugendliebe. — Aus dem Gedenkbuche des Ritters Rudolf von Ehingen. — Die Verratenen. — Der Schweizer-Soldat in Bologna. — Der moderne Paris. — Der Jahrestag.

3. **Bd.** **Venetianische Novellen:** Der öffentliche Erzähler von der Riva degli Schiavoni, Antonello, der Gondolier, Canaletta, Frau Venus, Die Maske, Villa Tornaquinci, Die Brenta-Blume. — Kaiserlieder. — Balladen und Romanzen. — Liederstrauß.

Goethes Werke in 24 Bänden.

Mit einem Bildnis Goethes, sowie einer Einleitung: Goethes Leben und Werke von **Prof. S. M. Prem.**

Brosch. M. 6.60. In 6 eleg. Orig.-Leinenbänden M. 10.—.

Feine Ausgabe

auf besserem Papier in 6 soliden Halbfranzbänden M. 15.—.

Luxus-Ausgabe

auf besserem Papier in 6 Liebh.-Halbfranzbänden in Karton M. 20.—.

Inhalt:

1. **Bd.** Goethes Leben u. Werke. Gedichte. Erster Teil.

2. **Bd.** Gedichte. Zweiter Teil.

3. **Bd.** **West-östlicher Diwan:** Buch des Sängers, Buch Hafis, Buch der Liebe, Buch der Betrachtungen, Buch des Unmuts, Buch der Sprüche, Buch des Timur, Buch Suleika, Das Schenkenbuch, Buch der Parabeln, Buch des Parsen, Buch des Paradieses. — Noten u. Abhandlungen zu besserem Verständnis d. West-östlichen Diwans. — Hermann und Dorothea. Achilleïs. — Reineke Fuchs.

4. **Bd.** Götz von Berlichingen. — Egmont. — Clavigo. — Stella. — Die Geschwister.

5. **Bd.** Faust, erster u. zweiter Teil.

6. **Bd.** Iphigenie auf Tauris. — Torquato Tasso. — Die natürliche Tochter. — Elpenor.

7. **Bd.** Die Leiden des jungen Werthers.— Briefe aus der Schweiz. — Briefe des Pastors zu ***. — Zwo wichtige, bisher unerörterte Biblische Fragen.

8. **Bd.** Die Wahlverwandtschaften.

9. **Bd.** Wilhelm Meisters Lehrjahre. Erstes bis drittes Buch.
10. **Bd.** Wilhelm Meisters Lehrjahre. Viertes bis sechstes Buch.
11. **Bd.** Wilhelm Meisters Lehrjahre. Siebentes und achtes Buch.
12. **Bd.** Wilhelm Meisters Wanderjahre. Erstes und zweites Buch.
13. **Bd.** Wilhelm Meisters Wanderjahre. Drittes Buch. — Die guten Weiber. — Novelle. — Reise der Söhne Megaprazons. — Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.
14. **Bd.** Aus meinem Leben. Dichtung u. Wahrheit. Erster Teil.
15. **Bd.** Aus meinem Leben. Dichtung u. Wahrheit. Zweiter Teil.
16. **Bd.** Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Dritter und vierter Teil.
17. **Bd. Alles an Personen und zu festlichen Gelegenheiten Gedichtete:** Loge. — Festgedichte. — An Personen. Zuschriften u. Erinnerungsblätter. — Invektiven. — Gedichte zu Bildern. — Im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad. — Epilog zu Schillers Glocke. — Kantaten. — Noten. — **Anhang:** Lieder. — Aus dem Leipziger Liederbuch. — Antiker Form sich nähernd. — Vermischte Gedichte. — Reimsprüche und zahme Xenien. — An Personen. — In Stammbücher und Albums. Gedenkverse. — Aus fremden Sprachen.
18. **Bd.** Sprüche in Reimen. — Sprüche in Prosa. — Ethisches.
19. **Bd. Lustspiele und Farcen. Dramatische Fragmente u. Skizzen:** Die Laune des Verliebten. — Die Mitschuldigen. — Puppenspiel. — Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. — Das Neueste von Plundersweilern. — Ein Fastnachtsspiel vom Pater Brey. — Satyros. — Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes. — Götter, Helden und Wieland. — Prometheus. — Künstlers Erdewallen. — Des Künstlers Vergötterung. — Künstlers Apotheose. — Der Triumph der Empfindsamkeit. — Die Vögel.
20. **Bd. Singspiele:** Claudine von Villa Bella. — Erwin und Elmire. — Jery und Bätely. — Lila. — Die Fischerin. — Scherz, List und Rache. — Die ungleichen Hausgenossen. — Der Zauberflöte zweiter Teil.
21. **Bd. Zeitstücke. Dramatische Gelegenheitsdichtungen:** Der Groß-Kophta. — Der Bürgergeneral. — Die Aufgeregten. — Des Epimenides Erwachen. — Pandora.
22. **Bd. Jugenddramen. Entwürfe. Fragmente. Anhang.** Geschichte Gottfriedens von Berlichingen. — Iphigenie auf Tauris (in Prosa). — Erwin und Elmire. — Claudine von Villa Bella. — Zwei ältere Scenen aus dem Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. — Hanswursts Hochzeit. — Paralipomena zu Faust. Zu Radziwills Faust-Komposition. — Zwei Teufelchen und Amor. — Fragmente einer Tragödie. — Die natürliche Tochter (Schema der Fortsetzung). — Nausikaa. — **Anhang:** Der Lügner. Mahomet. Chor zu Shakespeares Romeo und Julia. Parabel.
23. **Bd.** Götz von Berlichingen (für die Bühne). — Mahomet. — Tankred. — Die Wette. — Theater und dramatische Poesie.
24. **Bd.** Italienische Reise.

Goethes Werke Auswahl in 16 Bänden.

Mit Bildnis u. e. Biographie Goethes von **Prof. S. M. Prem.**

In 4 eleg. Orig.-Leinenbänden M. 6.—. In 3 Halbleinenbänden M. 5.—.

Feine Ausgabe

auf besserem Papier in 4 soliden Halbfranzbänden M. 9.50.

Luxus-Ausgabe

auf besserem Papier in 4 Liebhaber-Halbfranzbänden in Karton M. 12.50.

[Inhalt, wie Bd. 1—16 der Ausgabe in 24 Bänden.]

Hauffs sämtliche Werke

in sechs Bänden, mit Bildnis.

Mit einer Einleitung von **Prof. Ad. Stern.**

Brosch. M. 2.25. In 2 eleg. Orig.-Leinenbänden M. 3.50.

Feine Ausgabe
auf besserem Papier in 2 soliden Halbfranzbänden M. 5.50.

Luxus-Ausgabe
auf besserem Papier in 2 Liebhaber-Halbfranzbänden in Karton M. 7.—.

Inhalt:

1. Bd. Wilh. Hauffs Leben. — Gedichte. — **Novellen:** Vertrauliches Schreiben an Spöttlich, Jud Süß, Die Bettlerin vom Pont des Arts, Die Sängerin.

2. Bd. Lichtenstein.

3. Bd. Mitteilungen aus den Memoiren des Satan. Erster und zweiter Teil.

4. Bd. Der Mann im Monde, oder der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme. Kontroverspredigt über H. Clauren.

5. Bd. Märchen für Söhne und Töchter gebildeter Stände. — Die Karawane. — Der Scheik von Alexandria und seine Sklaven. — Das Wirtshaus im Spessart.

6. Bd. Phantasien im Bremer Ratskeller. — Othello. — Das Bild des Kaisers. — Die letzten Ritter von Marienburg. — Skizzen. — Die Bücher und die Lesewelt. — Freie Stunden am Fenster. — Der ästhetische Klub. — Ein paar Reisestunden.

Friedrich Hebbels sämtliche Werke

in 12 Bänden, mit Bildnis und Faksimile.

Mit Einleitungen und Anmerkungen von **Emil Kuh**, neu herausgegeben von **Prof. Dr. Herm. Krumm.** Mit Hebbels Bildnis, einem Gedicht in Faksimile, sowie einer Biographie und Charakteristik Hebbels.

Brosch. M. 4.—. In 4 eleg. Leinenbdn. M. 6.—. In 3 Halbleinenbdn. M. 5.—. In 12 eleg. Leinenbdn. M. 12.— (auch einzeln à M. 1.—.)

Feine Ausgabe
auf besserem Papier in 4 soliden Halbfranzbänden M. 9.50.

Luxus-Ausgabe
auf besserem Papier in 4 Liebhaber-Halbfranzbänden in Karton M. 12.50.

Inhalt:

1. **Bd.** Friedr. Hebbels Leben und Werke. — Vorrede des Herausgebers. — **Gedichte I:** Gesamtausgabe, 1857. — Anmerkungen.

2. **Bd. Gedichte II:** 1. Von 1857—63; 2. Jugendgedichte. 3. Nachtrag aus Samml. I u. II. 4. Aus den Tagebüchern. 5. Mutter und Kind. Anmerkungen. Inhalts-Verzeichnis von Bd. I—II nach den Gedicht-Anfängen.

3. **Bd.** Vorrede zur 1. Ausgabe von Emil Kuh. — Judith. — Genoveva. — Anmerkungen.

4. **Bd.** Der Diamant. — Maria Magdalena. — Trauerspiel in Sicilien. — Julia. — Anmerkungen.

5. **Bd.** Herodes und Mariamne. — Rubin. — Michel Angelo. — Anmerkungen.

6. **Bd.** Agnes Bernauer. — Gyges und sein Ring. — Anmerkungen.

7. **Bd.** Die Nibelungen (I—III). — Anmerkungen.

8. **Bd.** Einleitung v. Emil Kuh. — Demetrius. — Moloch. — Die Schauspielerin. — Vier Nationen unter einem Dache. — Scene aus dem Dithmarschen. — Scene aus dem Struensee. — Scenen aus dem Christus.

9. **Bd.** Vorrede des Herausgebers. — Schnock. — **Erzählungen u. Novellen:** Barbier Zitterlein, Anna, Pauls merkwürdigste Nacht, Der Schneidermeister Nepomuck Schlägel auf der Freudenjagd, Eine Nacht im Jägerhaus, Der Rubin, Die beiden Vagabunden, Matteo, Herr Haidvogel und seine Familie, Die Kuh. — Meine Kindheit. — Reiseeindrücke: Tagebuch geführt auf einer Reise von Paris nach Rom im Herbst 1844, Der Vesuv, Erinnerungen an Paris, Aus Agram, Aus Berlin, Aus Hamburg, Ein Schloß und eine alte Familiengruft. Anmerkungen.

10. **Bd.** Vorwort von Emil Kuh und d. Herausgeber. **Zur Theorie der Kunst:** Mein Wort über das Drama, Vorwort zur Maria Magdalena, Über den Stil des Dramas, Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntnis zu einander?, Das Komma im Frack, Abfertigung eines ästhetisch. Kannegießers, Kritische Schriften von L. Tieck, Zur Anthologien Litteratur, Ludovico, Struensee. **Charakteristiken:** Schiller und Körner, Ludwig Holberg, Bogumil Goltz und sein Buch der Kindheit.

11. **Bd.** **Charakteristiken** (Forts.): Shakespeare und seine Zeitgenossen, Feuchtersleben, Friedrich Gentz, Ein Selbst-Bildnis von Karl Gutzkow, Gervinus, Fallmerayer, Beim Tode Ludw. Tiecks. — Kritiken.

12. **Bd.** Erste kritische Arbeiten. — Litteraturbriefe 1—25. — Bunte Aufsätze. — Politisches. — Aus meinem Tagebuche. I—V. — Anmerkungen.

☛ Diese kritische Original-Ausgabe der sämtlichen Werke Hebbels enthält die wertvollen Einleitungen von Emil Kuh, sowie mehrere wichtige Ergänzungen des Herausgebers (Professor J. H. **Krumm** in **Kiel**!), die von keiner andern **Ausgabe** gebracht werden dürfen.

Heines sämtliche Werke

in zwölf Bänden, mit Bildnis.

Mit einer Biographie von **Dr. G. Karpeles.**

Brosch. M. 3.60.

In 4 eleg. Orig.-Leinenbänden M. 6.—. In 3 Halbleinenbänden M. 4.50.

Feine Ausgabe
auf besserem Papier in 4 soliden Halbfranzbänden M. 9.50.

Luxus-Ausgabe
auf besserem Papier in 4 Liebhaber-Halbfranzbänden in Karton M. 12.50.

Inhalt:

1. **Bd.** Biographie. (156 Seiten!) — Buch der Lieder: Junge Leiden, Lyrisches Intermezzo, Die Heimkehr, Aus der Harzreise, Die Nordsee, Anhang älterer Gedichte, Übersetzungen aus Byrons Werken, Gedichte aus dem Nachlaß.

2. **Bd.** Neue Gedichte. — Neuer Frühling. — Verschiedene. — Der Tannhäuser. — Zeitgedichte. — Gedichte aus dem Nachlaß. — Atta Troll. — Deutschland.

3. **Bd.** Romancero. — Letzte Gedichte.

4. **Bd.** Almansor. — William Ratcliff. — Shakespeares Mädchen und Frauen.

5. **Bd.** Reisebilder I: Die Harzreise, Norderney, Ideen, Das Buch Le Grand, Briefe aus Berlin, Über Polen. — Memoiren.

6. **Bd.** Reisebilder II: Von München nach Genua, Die Bäder von Lucca, Die Stadt Lucca. — Der Thee (Humoreske). — Englische Fragmente.

7. **Bd.** Deutschland I: Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, Die romantische Schule.
8. **Bd.** Deutschland II: Geständnisse, Elementargeister, Der Doktor Faust, Die Götter im Exil, Die Göttin Diana.
9. **Bd.** Französische Zustände I: Das Bürgerkönigtum 1832, Tagesberichte, Aus der Normandie, Lutetia.
10. **Bd.** Französische Zustände II: Lutetia (Fortsetzung).
11. **Bd.** Der Rabbi von Bacharach. — Memoiren des Herrn von Schnabelewopski. — Florentinische Nächte. — Ludwig Börne.
12. **Bd.** Vermischte Schriften. — Rezensionen. — Nachträge. — Gedanken und Einfälle.

E. T. A. Hoffmanns sämtliche Werke

in fünfzehn Bänden.

Herausgegeben mit einer biograph. Einleitung von **Eduard Grisebach.**

Mit drei Selbst-Bildnissen Hoffmanns, einem Faksimile seiner Handschrift und zwölf die Originale der ersten Ausgaben wiederholenden Illustrationen.

Brosch. M. 6.—. In 4 eleg. Orig.-Leinenbänden M. 8.—.

Feine Ausgabe

auf besserem Papier in 4 soliden Halbfranzbänden M. 12.—.

Luxus-Ausgabe

auf besserem Papier in 4 Liebh.-Halbfranzbänden in Karton M. 15.—.

Inhalt:

1. **Bd.** Biographische Einleitung. — **Phantasiestücke in Callots Manier.**
Hierin enthalten: Vorrede von Jean Paul, Jacques Callot, Ritter Gluck, Kreisleriana (1—6), Don Juan, Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza, Der Magnetiseur, Der goldene Topf, Die Abenteuer der Sylvester-Nacht, Kreisleriana (1—7).
2. **Bd.** Elixiere des Teufels.
3. **Bd.** **Nachtstücke.**
Hierin enthalten: Der Sandmann, Ignaz Denner, Die Jesuiterkirche in G., Das Sanctus, Das öde Haus, Das Majorat, Das Gelübde, Das steinerne Herz.
4. **Bd.** Seltsame Leiden eines Theaterdirektors.
5. **Bd.** Klein Zaches.
6.—9. **Bd.** **Die Serapionsbrüder.** Gesammelte Erzählungen und Märchen.
Hierin enthalten: Rat Krespel, Die Fermate, Der Dichter u. der Komponist, Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde, Der Artushof, Die Bergwerke zu Falun, Nußknacker und Mausekönig, Der Kampf der Sänger, Die Automate, Doge und Dogaresse, Meister Martin der Küfner und seine Gesellen, Das fremde Kind, Der Teufel in Berlin, Die Brautwahl, Der unheimliche Gast, Das Fräulein von Scuderi, Spielerglück, Der Schüler Tartinis, Signor Formica, August v. Kotzebue, Der alte Schauspieler, Zacharias Werner, Erscheinungen, Terzetto Buffo, Der Zusammenhang der Dinge, Walter Scott und Byron, Der Vampyr, Der ästhetische Thee, Die Königsbraut.
10. **Bd.** Lebens-Ansichten des Katers Murr (mit Nachbildung des Original-Umschlages!).
11. **Bd.** Prinzessin Brambilla.
12. **Bd.** Meister Floh. Ein Märchen in 7 Abenteuern zweier Freunde.
13. **Bd.** **Letzte Erzählungen I:** Haimatochare — Die Marquise de la Pivardiere — Die Irrungen — Die Geheimnisse — Der Elementargeist — Die Räuber.
14. **Bd.** **Letzte Erzählungen II:** Die Doppeltgänger — Datura fastuosa — Meister Johannes Wacht — Des Vetters Eckfenster. — Unvollendetes aus

dem Nachlaß: Neueste Schicksale eines abenteuerlichen Mannes — Die Genesung — Der Feind.

15. Bd. Vermischte Schriften: Schreiben eines Klostergeistlichen — Über die Aufführung der Schauspiele Calderons — Xenien auf Bamberger Schauspieler — Die Folgen eines Sauschwanzes — Moderne Welt, moderne Leute — Prinzessin Blandina — Vision auf d. Schlachtfelde bei Dresden — Der Dey von Elba in Paris — Brief Kreislers an . . . — Kater Murr an Johanna die Sängerin — Gruß an Spontini — Zufällige Gedanken beim Erscheinen dieser Blätter — Spontinis Gesange zu „Lalla Rukh" — Über Webers Freischütz — Naivität — Namen- u. Sachregister.

Diese neue Gesamt-Ausgabe der Werke E. T. A. Hoffmanns, des genialsten und phantasievollsten unter den Romantikern, zeichnet sich aus durch die zum ersten Male durchgeführte chronologische Anordnung, sowie durch sorgfältige Wiederherstellung des ursprünglichen Textes, der in einigen neueren Ausgaben in einer kaum glaublichen Weise verstümmelt ward; ein weiterer Vorzug dieser Ausgabe besteht in der getreuen Wiedergabe einiger hochinteressanter Illustrationen der ersten Ausgaben, die mit den betr. Werken Hoffmanns in engstem Zusammenhang stehen und dennoch in keiner der bisherigen Gesamt-Ausgaben (auch nicht in der alten Original-Ausgabe) enthalten sind. In Bezug auf Vollständigkeit übertrifft die vorliegende Ausgabe alle früheren, indem es dem Herausgeber gelungen ist, eine Reihe von ganz verschollenen Stücken wieder aufzufinden, die in allen andern Ausgaben fehlen.

Der wohlbekannte Name des Herausgebers bürgt für die Korrektheit und Gediegenheit dieser neuen Ausgabe, auf gute äußere Ausstattung wurde trotz des überaus billigen Preises seitens der Verlagshandlung besondere Sorgfalt verwendet.

Homers Werke (Ilias und Odyssee)

in zwei Bänden, mit zwei Bildnissen.

Übersetzt von **Johann Heinrich Voß**.

Mit einer litterarischen Einleitung von **Prof. Gotthold Klee.**

Brosch. M. 1.25. In eleg. Orig.-Leinenband M. 1.75.

Feine Ausgabe
auf besserem Papier in solidem Halbfranzband M. 2.50.

Luxus-Ausgabe
auf besserem Papier in Liebhaber-Halbfranzband in Karton M. 3.50.

Immermanns Oberhof

in einem Bande, mit Bildnis.

Mit einer Biographie Immermanns von **Prof. R. Siegen.**

Brosch. 60 Pf. In 1 eleg. Orig.-Leinenband M. 1.—.

Feine Ausgabe
auf besserem Papier in solidem Halbfranzband M. 2.—.

Luxus-Ausgabe
auf besserem Papier in Liebhaber-Halbfranzband in Karton M. 3.—.

Inhalt:

Erstes Buch: Der wilde Jäger. — Zweites Buch: Hochzeit und Liebesgeschick. — Drittes Buch: Walpurgisnacht bei Tage. — Viertes Buch: Das Schwert Karls des Großen. — Fünftes Buch: Weltdame und Jungfrau.

Heinr. v. Kleists sämtliche Werke

in vier Bänden.

Herausgegeben von **Prof. Karl Siegen.** Mit Biographie, zwei Bildnissen, Abbildung seiner Grabstätte u. e. Briefe in Faksimile.

Brosch. M. 1.25. In Orig.-Leinenband M. 1.75.
Feine Ausgabe in solidem Halbfranzband M. 2.50.
Luxus-Ausgabe in Liebhaber-Halbfranzband in Karton M. 3.50.

Inhalt:

1. Bd. Biographie. (96 Seiten!) — Die Familie Schroffenstein. — Penthesilea.

2. Bd. Amphitryon. — Der zerbrochene Krug (mit Nachtrag). — Das Käthchen von Heilbronn.

3. Bd. **Erzählungen, Fabeln, Anekdoten, Vermischtes:** Michael Kohlhaas, Die Marquise von O., Das Erdbeben in Chili, Die Verlobung in St. Domingo, Das Bettelweib von Locarno, Der Findling, Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik, Der Zweikampf, Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege, Über das Marionettentheater, Was gilt es in diesem Kriege? (1809), Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden, Die Bedingung des Gärtners, Die Hunde und der Vogel, Die Fabel ohne Moral, Franzosen-Billigkeit, Der verlegene Magistrat, Der Griffel Gottes, Mutwille des Himmels, Charité-Vorfall, Der Branntweinsäufer und die Berliner Glocken, Anekdote, Französisches Exercitium, das man nachmachen sollte, Rätsel, Tages-Ereignis, Von einem Kinde, das kindlicherweise ein anderes Kind umbringt, Anekdote, Der neuere (glücklichere) Werther, Mutterliebe, Unwahrscheinliche Wahrhaftigkeiten, Mord aus Liebe, Sonderbare Geschichte, die sich, zu meiner Zeit, in Italien zutrug, Die Kunst, den Weg des Glücks zu finden, Satirische Briefe: a. Brief eines rheinbündischen Offiziers an seinen Freund, b. Brief eines jungen märkischen Landfräuleins an ihren Onkel, c. Schreiben eines Burgemeisters in einer Festung an einen Unterbeamten, d. Brief eines politischen Pescherü über einen Nürnberger Zeitungsartikel. Lehrbuch der französischen Journalistik, Katechismus der Deutschen, Gebet des Zoroaster, Betrachtungen über den Weltlauf, Von der Überlegung, Brief eines Malers an seinen Sohn, Brief eines jungen Dichters an einen jungen Maler, Brief eines Dichters an einen anderen, Theater. Den 2. Okt. 1810. Ton des Tages, Lustspiel von Voß, Theater. Unmaßgebliche Bemerkung, Allerneuester Erziehungsplan, Schreiben aus Berlin. Den 28. Okt. 1810, Die Luxussteuern, Zuschrift eines Predigers an den Herausgeber der Berliner Abendblätter, Nützliche Erfindungen. Entwurf einer Bombenpost, Schreiben eines Berliner Einwohners an den Herausgeber der Berliner Abendblätter, Schreiben a. Berlin, Aeronautik.

4. Bd. Prinz Friedrich von Homburg. — Die Hermannsschlacht. — Robert Guiskard, Herzog der Normänner (Fragment). — **Gedichte:** Phöbus, Prolog, Epilog, An Wilhelmine, Der Schrecken im Bade (eine Idylle), Die beiden Tauben (eine Fabel), Die Engel am Grabe des Herrn, Gleich und Ungleich, Der Welt Lauf. — **Epigramme:** Erste Reihe, Zweite Reihe. — **Kleine Gelegenheitsgedichte:** 1. Der höhere Frieden, 2. Jünglingsklage, 3. Mädchenrätsel, 4. Katharina von Frankreich, 5. An Sophie von Haza (1808). — **Patriotisches:** Kriegslied der Deutschen, An Franz den Ersten, Kaiser von Österreich, An Palafox, An den Erzherzog Carl, An den Erzherzog Carl, Germania an ihre Kinder, Vision, Bruchstück, An Kaiser Franz während der Friedensunterhandlungen, An die Königin von Preußen, An den König von Preußen, Das letzte Lied, Nachträge.

Die vollständigste aller Kleist-Ausgaben! Diese Ausgabe enthält alle Schriften H. v. Kleists, die noch nachträglich aufgefunden und als von ihm herrührend allgemein anerkannt wurden.

Körners sämtliche Werke

in zwei Bänden, mit Bildnis u. Faksimile.

Mit einem Gedicht in Faksimile, Abbildung der Grabstätte, sowie einer Biographie und Charakteristik von **Prof. Eug. Wildenow.**

Brosch. M. 1.—. In eleg. Orig.-Leinenband M. 1.60.

Feine Ausgabe
auf besserem Papier in solidem Halbfranzband M. 2.50.

Luxus-Ausgabe
auf besserem Papier in Liebhaber-Halbfranzband in Karton M. 3.50.

Inhalt:

1. Bd. Th. Körners Leben. — **Leier und Schwert.** — Nachtrag aus des Dichters Nachlasse. — **Knospen.** — Erinnerungen an Schlesien, Geistliche Sonette. — **Vermischte Gedichte.** — Epische Fragmente. — Gelegenheitsgedichte. — Unterlegte Texte zu gegebener Musik. — Nachtrag, Ungedrucktes. — Jugendscherze. — Rätsel, Scharaden, Anagramme ꝛc. — **Dramatische Werke:** Zueignung an die Frau Herzogin von Kurland und Semgallen. — Toni. — Die Sühne. — Zriny.

2. Bd. Dramatische Werke: Hedwig. — Rosamunde. — Joseph Heyderich. — Die Braut. — Der grüne Domino. — Der Nachtwächter. — Der Vetter aus Bremen. — Die Gouvernante. — Das Fischermädchen. — Der vierjährige Posten. — Die Bergknappen. — Alfred der Große. — Der Kampf mit dem Drachen. — Die Blumen. — **Erzählungen:** Hans Heilings Felsen, Woldemar, Die Harfe, Die Reise nach Schandau. — **Mündliche Erzählungen,** schriftlich bearb. von Car. Richter: Die Tauben, Die Rosen. — **Briefe:** Briefe Körners an die Seinigen. — Auszüge aus Körners Briefen an Frau von Pereira in Wien.

Lenaus sämtliche Werke

in zwei Bänden, mit Bildnis u. Faksimile.

Herausgegeben von **Dr. Eduard Castle.**

Brosch. M. 1.25. In eleg. Orig.-Leinenband M. 1.75.

Feine Ausgabe
auf besserem Papier in solidem Halbfranzband M. 2.50.

Luxus-Ausgabe
auf besserem Papier in Liebhaber-Halbfranzband in Karton M. 3.50.

Inhalt:

1. Bd. Nikolaus Lenau. Der Mensch und sein Werk. Chronologie der Schriften. — Gedichte, erstes u. zweites Buch. — Größere lyrisch-epische Dichtungen: Clara Hebert. Ein Romanzenkranz. — Die Marionetten. — Anna. — Mischka. — Johannes Ziska.

2. Bd. Faust. — Savonarola. — Die Albigenser. — Dichterischer Nachlaß: Don Juan, Helena, Gedichte. — Lyrische Nachlese: I. Jugendgedichte. — Polemisches. II. Jugendgedichte. Gelegenheitliches. — Alphabet. Verzeichnis der Anfangsworte sämtlicher Lenau'scher Gedichte.

☞ Die vollständigste Lenau-Ausgabe; alle nachträglich noch aufgefundenen Dichtungen Lenaus sind darin enthalten.

G. E. Lessings Werke

in sechs Bänden.

Mit einem Bildnis Lessings, sowie einer Einleitung über Lessings Leben und Schriften von **Dr. Th. Matthias.**

Brosch. M. 3.—.
In 2 eleg. Orig.-Leinenbdn. M. 4.50. In 3 eleg. Orig.-Leinenbdn. M. 5.—.

Feine Ausgabe
auf besserem Papier in 3 soliden Halbfranzbänden M. 7.50.

Luxus-Ausgabe
auf besserem Papier in 3 Liebhaber-Halbfranzbänden in Karton M. 9.50.

Inhalt:

1. Bd. Lessings Leben u. Schriften. — Sinngedichte mit Anhang. — Lieder. — Oden. — Fragmente. — Fabeln und Erzählungen. — Fabeln. Drei Bücher. — Dramatische Jugendarbeiten: Der junge Gelehrte, Die Juden, Der Misogyn, Der Freigeist, Der Schatz, Damon oder die wahre Freundschaft, Die alte Jungfer.

2. Bd. Minna von Barnhelm. — Miß Sara Sampson. — Philotas. — Emilia Galotti. — Nathan der Weise. — D. Faust.

3. Bd. Vorrede zum 1. u. 2. Teile der „Schriften“. — Vorrede zum 3. u. 4. Teile der „Schriften“. — 25 Briefe aus dem zweiten Teile der „Schriften“. — Ein Vademecum für d. Hrn. Sam. Gotth. Lange, Pastor in Laublingen. — Rettungen des Horaz. — Aus den Briefen, die neueste Litteratur betreffend. — Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie.

4. Bd. Hamburgische Dramaturgie.

5. Bd. Abhandlungen über die Fabel. — Sophokles. — Briefe antiquarischen Inhalts. — Wie die Alten den Tod gebildet (mit Abbildungen). — Vom Alter der Ölmalerei.

6. Bd. Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten. — Zur Geschichte und Litteratur. — Theologische Streitschriften: Über den Beweis des Geistes und der Kraft, Das Testament Johannis, Eine Duplik, Eine Parabel Axiomata, Anti-Goeze 1—11, Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger, Nötige Antwort auf eine sehr unnötige Frage des Hauptpastors Goeze in Hamburg, Der nötigen Antwort erste Folge, Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten. — Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer. — Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Lessings ausgewählte Werke

in zwei Bänden.

Mit einem Bildnis Lessings, sowie einer Einleitung über Lessings Leben und Schriften von **Dr. Th. Matthias.**

Brosch. M. 1.—.
In eleg. Orig.-Leinenband M. 1.60.

Feine Ausgabe
auf besserem Papier in solidem Halbfranzband M. 2.50.

Luxus-Ausgabe
auf besserem Papier in Liebhaber-Halbfranzband in Karton M. 3.50.

Inhalt wie Band I u. II der großen Lessing-Ausgabe.

Otto Ludwigs Werke

in sechs Bänden.

Herausgegeben von **Adolf Bartels.**

Mit Ludwigs Bildnis, Abbildung des Ludwig-Denkmals in Meiningen, einem Gedichte in Faksimile, sowie einer Biographie und Charakteristik Ludwigs.

Brosch. M. 3.—. In 2 eleg. Orig.-Leinenbänden M. 4.—.

Feine Ausgabe
auf besserem Papier in 2 soliden Halbfranzbänden M. 6.—.

Luxus-Ausgabe
auf besserem Papier in 2 Liebhaber-Halbfranzbänden in Karton M. 8.—.

Inhalt:

1. Bd. Biographie u. Charakteristik. — **Gedichte.** — **Jugend-Dramen:** Hanns Frei. — Die Pfarrrose. — Das Fräulein von Scuderi.

2. Bd. Meisterdramen und Fragmente: Die Rechte des Herzens. — Der Erbförster. — Die Maccabäer. — Die Torgauer Heide. — Der Engel von Augsburg. — Tiberius Gracchus.

3. Bd. Erzählungen: Die Emanzipation der Domestiken. — Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen. — Maria. — Das Märchen vom toten Kinde. — Es hat noch keinen Begriff. — Aus einem alten Schulmeisterleben.

4. Bd. Die Heiteretei und ihr Widerspiel (aus dem Regen in die Traufe).

5. Bd. Zwischen Himmel und Erde.

6. Bd. a. Dramatische Studien: Shakespeare-Studien. — Die einzelnen Dramen Shakespeares. — Shakespeare und Schiller. — Schiller. — Über ältere u. neuere Dramen (antike Tragödie, Die Elektra des Sophokles, Emilia Galotti, Über Lessing, Die naiven Frauen Goethes, Gretchen im Faust, H. v. Kleist, Hebbels Maria Magdalena, Julia, Agnes Bernauerin).

b. Epische Studien: Episches, lyrisches u. dramatisches Talent. — Romanstudien. — Dickens Pickwickier. — Die Mühle am Floß v. Eliot. — Goethes Werther. — Hebbels Mutter und Kind. — Volksroman und Volkslitteratur. — Formen der Erzählung. — Jeremias Gotthelf und Shakespeare. — Kellers Romeo und Julia auf dem Dorfe — Auerbachs Barfüßele. — Moderne Novellistik.

c. Zum eigenen Schaffen.

Ludwigs sämtliche erzählende Schriften

in drei Bänden.

In hocheleg. Orig.-Geschenkband M. 2.25.

Inhalt:

1. Bd. Die Emanzipation der Domestiken. — Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen. — Maria. — Das Märchen vom toten Kinde. — Es hat noch keinen Begriff. — Aus einem alten Schulmeisterleben.

2. Bd. Die Heiteretei und ihr Widerspiel (aus dem Regen in die Traufe).

3. Bd. Zwischen Himmel und Erde.

Friedrich Rückerts Werke

in sechs Bänden (über 3000 Seiten!).

Herausgegeben von **Professor Conrad Beyer.**

Mit litterarischen Anmerkungen, Rückerts Bildnis, zwei Gedichten in Originalhandschrift und einer Einleitung: **Rückerts Leben und Bedeutung.**

Brosch. M. 4.—. In 3 eleg. Orig.-Leinenbänden M. 6.—.

Feine Ausgabe
auf besserem Papier in 3 soliden Halbfranzbänden M. 9.50.

Luxus-Ausgabe auf besserem Papier
in 3 hocheleg. Liebhaber-Halbfranzbänden in Karton M. 12.50.

Inhalt:

1. Bd. Biographische Einleitung. — Pantheon. Agnes. Amaryllis. Liebesfrühling nebst Nachtrag. Register.

2. Bd. Aus der Jugendzeit und Verwandtes. Jugendlieder. Erinnerungen eines Dorfamtmannssohnes. Koburg. Rosen. Vermischte Gedichte. — Politisch-patriotische Lyrik. Geharnischte Sonette. Kriegerische Spott- und Ehrenlieder. Zeitgedichte. Register.

3. Bd. Haus und Jahr. Register.

4. Bd. **Fremde Dichtungs-Formen:** Terzinen. Winterträume. Sonette. Oktaven. Sizilianen. Sestine. Assonanzen. Die Schlittschuhläuferin. Distichen. Brief in antiken Maßen. Glosse. Ritornelle. Vierzeilen. Ghasele. Östliche Rosen. — Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland. — Kindertotenlieder. — **Aus dem Nachlaß:** a) Lieder und Sprüche. b) Poetisches Tagebuch 1850—1866. — **Zerstreute und vergessen gewesene Gedichte Rückerts.** Register.

5. Bd. Die Weisheit des Brahmanen.

6. Bd. Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri. — Volkssagen. — Kindermärchen. — **Orientalische Erzählungen in metrischer Form:** Nal und Damajanti. Sawitri. Hidimba. Rostem und Suhrab.

☛ Diese Ausgabe enthält eine ganze Reihe Rückertscher Dichtungen, die in keiner andern Ausgabe seiner Werke zu finden sind.

Schillers sämtliche Werke

in zwölf Bänden, mit Bildnis.

Mit einer Biographie und Charakteristik Schillers von **Dr. G. Karpeles.**

Brosch. M. 3.60.
In 4 eleg. Orig.-Leinenbdn. M. 6.—. In 3 Halbleinenbänden M. 4.50.

Feine Ausgabe
auf besserem Papier in 4 soliden Halbfranzbänden M. 9.50.

Luxus-Ausgabe
auf besserem Papier in 4 Liebhaber-Halbfranzbänden in Karton M. 12.50.

Inhalt:

1 **Bd.** Schillers Leben u. Schaffen.— Gedichte der ersten, zweiten und dritten Periode. — Semele.

2. **Bd.** Die Räuber. — Die Verschwörung des Fiesco zu Genua. — Kabale und Liebe.

3. **Bd.** Don Karlos.—Der Menschenfeind.

4. **Bd.** Wallensteins Lager. — Die Piccolomini. — Wallensteins Tod. — Macbeth.

5. **Bd.** Maria Stuart. — Iphigenie

in Aulis. — Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides. — Die Jungfrau von Orleans.

6. **Bd.** Die Braut von Messina. — Die Huldigung der Künste. — Wilhelm Tell. — Nachlaß: Demetrius, Warbeck, Die Malteser, Die Kinder des Hauses.

7. **Bd.** Turandot. — Der Parasit. — Der Neffe als Onkel. — Phädra.

8. **Bd.** Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung.

9. **Bd.** Geschichte des Dreißigjährigen Krieges.

10. **Bd.** Prosaische Schriften.

11. **Bd.** Kleine Schriften vermischten Inhalts.

12. **Bd.** Kleine Schriften vermischten Inhalts.

Shakespeares sämtliche dramatische Werke

in zwölf Bänden, mit Bildnis.

Übersetzt von **Schlegel** und **Tieck.**

Mit einer biographisch-kritischen Einleitung von **Dr. Max Mendheim.**

In 4 eleg. Orig.-Leinenbänden M. 6.—. In 3 Halbleinenbänden M. 5.—.

Feine Ausgabe

auf besserem Papier in 4 soliden Halbfranzbänden M. 9.50.

Luxus-Ausgabe

auf besserem Papier in 4 Liebhaber-Halbfranzbänden in Karton M. 12.50.

Inhalt:

1. **Bd.** Biographisch-kritische Einleitung. — König Johann. — König Richard II. — König Heinrich IV. 1. Teil.

2. **Bd.** König Heinrich IV. 2. Teil. — König Heinrich V. — König Heinrich VI. 1. Teil.

3. **Bd.** **König Heinrich VI. 2. u. 3. Teil. — König Richard III.**

4. **Bd.** König Heinrich VIII. — Romeo und Julia. — Ein Sommernachtstraum.

5. **Bd.** Julius Cäsar. — Was ihr wollt. — Der Sturm.

6. **Bd.** Hamlet, Prinz von Dänemark. — Der Kaufmann von Venedig. — Wie es euch gefällt.

7. **Bd.** Der Widerspenstigen Zähmung. — Viel Lärmen um Nichts. — **Die Komödie der Irrungen.**

8. **Bd.** Die beiden Veroneser. — Coriolanus. — Liebes-Leid und -Lust.

9. **Bd.** **Die lustigen Weiber von** Windsor. — Titus Andronicus. — Das Wintermärchen.

10. **Bd.** Antonius und Kleopatra. — Maß für Maß. — Timon von Athen.

11. **Bd.** **König Lear. — Troilus und Kressida. — Ende gut, alles gut.**

12. **Bd.** Othello. — Cymbeline. — Macbeth.

Adalbert Stifters Werke

in sechs Bänden.

Herausgegeben von **Dr. Rudolf Fürst.**

Mit Stifters Bildnis, einem Gedichte in Faksimile, einer Abbildung des Stifterdenkmals und einer Biographie Stifters.

Brosch. M. 3.—. In 2 eleg. Orig.-Leinenbänden M. 4.—.

Feine Ausgabe

auf besserem Papier in 2 soliden Halbfranzbänden M. 6.—.

Luxus-Ausgabe

auf besserem Papier in 2 Liebh.-Halbfrzbdn. in Karton M. 8.—.

Inhalt:

1. Bd. **Biographie Stifters. Studien.** I. Der Kondor. — Feldblumen. — Das Heidedorf. — Der Hochwald.

2. Bd. **Studien.** II. Die Narrenburg. — Die Mappe meines Urgroßvaters.

3. Bd. **Studien.** III. Abdias. — Das alte Siegel. — Brigitta. — Der alte Hagestolz.

4. Bd. **Studien.** IV. Der Waldsteig. — Zwei Schwestern. — Der beschriebene Tännling.

5. Bd. **Bunte Steine.** Granit. — Kalkstein. — Turmalin. — Bergkrystall. — Katzensilber. — Bergmilch.

6. Bd. **Erzählungen.** Prokopus. — Die drei Schmiede ihres Schicksals. — Der Waldbrunnen. — Nachkommenschaften. — Der Waldgänger. — Der fromme Spruch. — Der Kuß von Sentze.

Einzel-Ausgaben:

Studien.

4 Teile in 2 Orig.-Leinenbdn. M. 3.—.

Bunte Steine und Erzählungen.

2 Teile in 1 Orig.-Leinenbd. M. 1.50.

Ludwig Uhlands Werke

in vier Bänden, mit Bildnis.

Mit Biographie und Charakteristik Uhlands von **Rud. von Gottschall.**

Brosch. M. 1.25. In eleg. Orig.-Leinenband M. 1.75.

Feine Ausgabe
auf besserem Papier in solidem Halbfranzband M. 2.50.

Luxus-Ausgabe
auf besserem Papier in Liebhaber-Halbfranzband in Karton M. 3.50.

Inhalt:

1. Bd. Biographie u. Charakteristik. — **Gedichte.** Erster Teil: Lieder. — Vaterländische Gedichte. — Sinngedichte. — Sonette. Oktaven. Glossen.

2. Bd. **Gedichte.** Zweiter Teil: Balladen und Romanzen. — Altfranzösische Gedichte. — Fortunat und seine Söhne. — Aus dem Nachlasse und älteren Auflagen. — Jugendgedichte. — Bruchstücke aus dem Heldenbuche. — Alphabetisches Inhaltsverzeichnis nach den Gedichtanfängen.

3. Bd. **Dramen:** Ernst, Herzog von Schwaben. — Ludwig der Bayer. — **Dramatische Entwürfe:** König Eginhardt. — Normännischer Brauch. — Konradin. — Tamlan und Jannet. — Otto von Wittelsbach. — Die Nibelungen. — Franceska da Rimino. — Die Bärenritter. — Bernardsche Carpio. — Benno. — Alfer und Auruna. — Die Weiber von Weinsberg. — Karl der Große in Jerusalem. — Serenade.

4. Bd. Vorlesungen über Geschichte der deutschen Dichtung im Mittelalter: Einleitung. — Die Heldensage. A. Deutsche Gestaltung der Sage: 1. Die Amelunge. 2. Die Nibelungen. 3. Die Hegelinge. — B. Nordische Gestaltung der Sage: — Der Gral. — Das Ethische. — Stil.

Uhlands Gedichte und Dramen

nebst dramatischen Entwürfen

in drei Bänden, mit Bildnis.

Brosch. 75 Pf. In eleg. Orig.-Leinenband M. 1.—.

Inhalt wie Bd. I—III der obenstehenden Ausgabe.

Einzel-Ausgaben in Leinenband.

Eichendorff, Gedichte	M. 1.—
— dass. Geschenkbd m Goldschn.	„ 1.25
Goethe, Gedichte. 2 Bde. in 1 Lnbd.	„ 1.—
— dass. Geschenkbd. m. Goldschn.	„ 1.25
— West Östlicher Diwan	„ —.75
— Faust. Erster und zweiter Teil	„ —.75
— dass. Geschenkbd. m. Goldschn.	„ 1.—
— Die Leiden d. jung. Werthers	„ —.75
— Italienische Reise	„ 1.—
— Die Wahlverwandtschaften	„ —.75
— Wilhelm Meisters Lehrjahre. 3 Bde. in 1 Lnbd.	„ 1.20
— Wilhelm Meisters Wanderjahre. 2 Bde. in 1 Lnbd.	„ 1.—
— Aus meinem Leben. Dichtung u. Wahrheit. 3 Bde. in 1 Lnbd.	„ 1.20
Hauff, Gedichte u. Novellen	„ —.75
— Der Mann im Monde	„ —.75
— Memoiren des Satan	„ —.75
— Märchen	„ 1.—
— Lichtenstein	„ 1.—
— Phantasien im Bremer Ratskeller. Novellen u. Skizzen	„ —.75
Hebbel, Sämtliche Gedichte. 2 Bde in 1 Lnbd.	„ 1.50
— Sämtl. Werke. 12 Bde. à	„ 1.—
Siehe Seite 15.	
Heine, Buch der Lieder	„ 1.—
— dass. Geschenkbd. m. Goldschn.	„ 1.25
— Neue Gedichte. Atta Troll. Deutschland	„ 1.—
— Romancero. Letzte Gedichte	„ 1.—
Hoffmann, E. T. A., Fantasiestücke in Callots Manier	„ 1.20
Hoffmann, E. T. A., Elixiere des Teufels	M. 1.—
— Nachtstücke. — Leiden e. Theaterdirektors. 2 Bde. in 1 Lnbd.	„ 1.20
— Klein Zaches	„ —.75
— Die Serapionsbrüder. 4 Bde. in 2 Lnbdn.	„ 3.—
— Kater Murr (mit Orig.-Umschlag)	„ 1.20
— Letzte Erzählungen. — Meister Floh. 3 Bde. in 1 Lnbd.	„ 1.50
Homer, Ilias	„ 1.—
— Odyssee	„ 1.—
Lessing, Meisterdramen	„ 1.—
— Hamburgische Dramaturgie	„ 1.—
Ludwig, Gedichte und Dramen. 2 Bde. in 1 Origbd.	„ 1.50
— Die Heiteretei	„ 1.25
— Zwischen Himmel und Erde	„ 1.25
— Studien und kritische Schriften	„ 1.50
Rückert, Gedichte (v. E. Beyer)	„ 1.20
— Weisheit d. Brahmanen	„ 1.20
— Epische Dichtungen	„ 1.20
Schiller, Gedichte	„ —.75
— dass. Geschenkbd. m. Goldschn.	„ 1.—
— Wallenstein. (I—III)	„ —.75
— Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs	„ —.75
— Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande	„ —.75
Uhland, Gedichte. 2 Bde. in 1 Lnbd.	„ —.75
— dass. Geschenkbd. m. Goldschn.	„ 1.—

Haus-Bibliothek deutscher Klassiker

2 Sammlungen = 18 Klassiker (123 Bände)

mit Wandregal

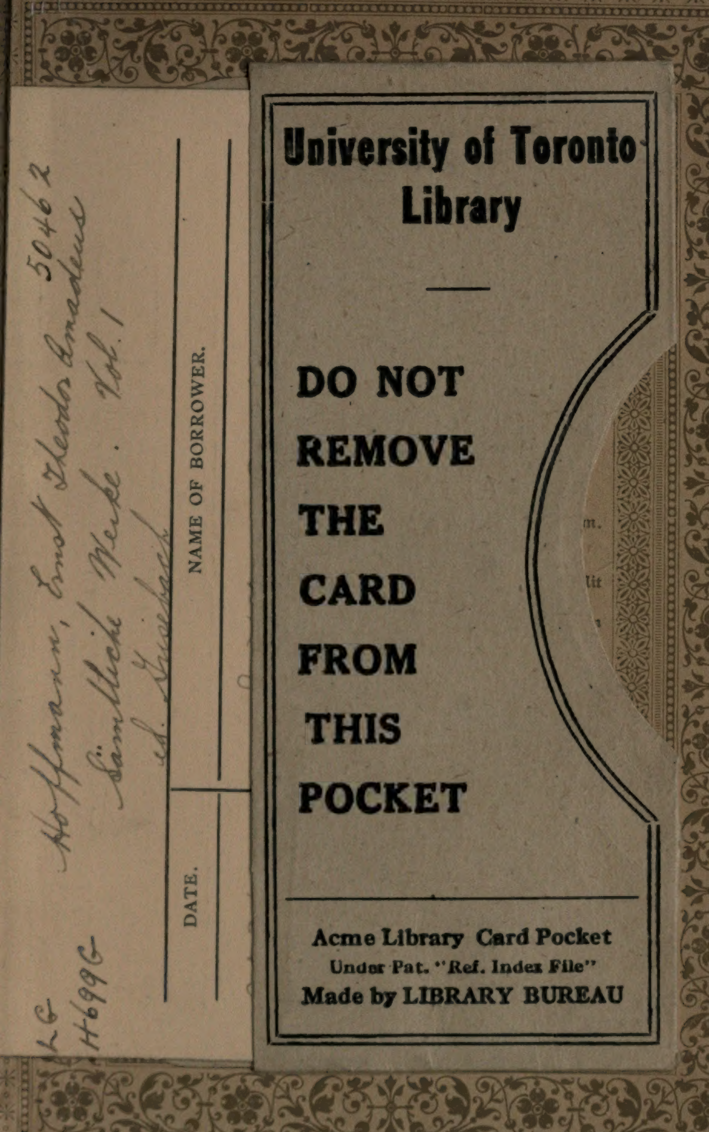
A) In 42 Leinenbänden mit Wandregal in Erle (52×75 cm) M. 75.—.

B) In 42 Halbfranzbänden mit Wandregal in Eiche (52×83 cm) M. 120.—.

C) In 42 Liebhaber-Halbfranzbänden mit Wandregal in Eiche (52×83 cm) M. 150.—.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.




University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU
NAME OF BORROWER.
DATE.

